Die vorchristliche Unsterblichk...

Wolfgang Menzel


ET
VE
RI
TAS
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE



Die

vorchristliche Unsterblichkeitslehre

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

LEIPZIG.

Fues's Verlag (R. Reisland).

1870.

Der Verfasser behält sich das Uebersetzungsrecht vor.

Vorwort.

„Je tiefer die Forschung in dunkle Zeiten hinabsteigt, je näher sie den ersten Schöpfungen des menschlichen Geistes tritt, um die Ausbildung des Menschengeschlechts aus ihren Gründen geschichtlich zu verstehen, um so stärker fühlt sie das Bedürfniss durch Vergleichung analoger Verhältnisse Licht zu gewinnen. Daher hat die über die meisten Völker des Abend- und Morgenlandes ausgebreitete historische Forschung von allen Seiten her besonders die Anfänge der Cultur der verschiedenen Völker zu beleuchten gesucht, sey es dass man eine ursprüngliche Verwandtschaft derselben oder eine Uebertragung fremder Elemente annahm. Wie sich eine vergleichende Sprachforschung entwickelt hat, so strebt man einer vergleichenden Mythologie, einer vergleichenden Kunstgeschichte, einer vergleichenden Culturgeschichte entgegen.“ Otto Jahn, „Aus der Alterthumswissenschaft“ S. 49.

Anknüpfend an diese verständigen Worte bemerke ich, dass das Buch, was ich hiermit der wissenschaftlichen Welt vorlege, aus dem Gefühl desselben Bedürfnisses hervorgegangen, schon vor mehr als dreissig Jahren von

mir in Angriff genommen und, wenn meine übrigen Geschäfte mir Zeit dazu liessen, immer wiederholt fortgesetzt, ergänzt und berichtigt worden ist. Man kann solche Studien nicht über das Knie brechen, sie erfordern weite Umsicht und lange Zeit.

Die heidnischen Unsterblichkeitslehren sind nicht aus einer Uroffenbarung an die Heiden hervorgegangen, noch haben sie nach einem angeblichen Plane Gottes die christliche Lehre vorbereitet, als sey durch beide ein Faden hindurch gelaufen wie nach der bekannten Darwinschen Theorie durch die Thier- und Menschenwelt. Sie sind vielmehr etwas vollkommen Selbständiges für sich, durchaus naiv, naturwüchsig und verschiedenartig hervorgegangen aus der Gefühls- und Denkweise sehr verschiedenartiger Völker.

Wenn auch die Einseitigkeit, die alle Culte möglichst localisirt und zu Autochthonen macht, durch die vielen Beispiele von Adoptionen und Mischungen widerlegt ist, so haben sich doch gewisse Grundstimmungen in den Charakteren der weltgeschichtlich bedeutendsten Völker durch alle Mischungen durchgetragen oder in neuen Combinationen auf eine überraschende Weise wieder geltend gemacht. Die Forschung muss sich daher vor Schablonen, z. B. vor der Voraussetzung einer ägyptischen oder hellenischen oder indischen Hegemonie im allgemeinen Mythen- und Mysteriengebiete, wie vor einseitig euhemeristischen und pantheistischen Maasstäben, vor allzu nüchternen oder allzu wundertrunkenen Anschauungen hüten.

Als etwas unzweifelhaft Gemeinsames, was allen heidnischen Unsterblichkeitslehren, wie überhaupt der Weiterentwickelung aller Religionsbegriffe, Culte und Mythen als Unterlage gedient hat, betrachte ich die Ausrechnung und Feststellung des Sonnenjahrs. An den Kalender desselben haben sich die Grundanschauungen von Erde und Himmel im Raum wie vom Naturleben und Weltschicksal in der Zeit geknüpft, wie die Festtage und Mythen der höchsten Götter. Das ist bisher noch nicht genug in Erwägung gezogen worden und ich konnte desfalls manches Neue zur Untersuchung bringen.

Auch für die Auseinanderhaltung der Nationalcharaktere in den Vorstellungskreisen der heidnischen Vorwelt blieb manches zu thun übrig.

In Bezug auf die Griechen, unstreitig das geistreichste Volk der alten Welt, war ich bemüht, ohne Misskennung der Einflüsse, welche dasselbe vom Orient und auch wohl vom Norden her empfangen hat, doch in den verschiedenen Stadien seiner geistigen Entwickelung seine Originalität sicher zu stellen. Es ist mir dabei mehr und mehr aufgefallen, dass der demokratische Geist in Athen einen nicht geringen Einfluss auf die eigenthümliche Ausbildung hellenischer Mythen und Mysterien geübt hat, was bisher noch zu wenig berücksichtigt worden ist.

Neu sind in vorliegendem Werke vorzugsweise auch die Forschungen über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre. Hier wär am meisten aufzuräumen. Ich glaube endlich einmal die Verwirrung der Begriffe beseitigt zu haben, in welcher man sich bisher herumgetrieben hat,

ohne Weg und Ziel zu finden. In allem aber, was ich über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre ermittelt habe, liegt zugleich der Beweis, dass unsere Vorfahren wie in der Welt der Thaten, so in der Welt der Gedanken originell und den bedeutendsten Völkern des Alterthums ebenbürtig waren. Man wolle also mein Buch den patriotischen Bestrebungen einreihen, die mein ganzes Leben ausgefüllt haben.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Fünftes Buch. Hereinragen der Ewigkeit in die Zeit.

Sechstes Buch. Die Saturnalien.

Zweite Abtheilung.

Die orientalischen Unsterblichkeitslehren.

Erstes Buch. Vorderasiatische und ägyptische Unsterblichkeitslehren.

Zweites Buch. Indische Unsterblichkeitslehre.

Erste Abtheilung.

Die Symbolik des Sonnenjahrs als Unterlage der heidnischen Unsterblichkeitslehre.

Erstes Buch.

Die Zeit und ihre Eintheilung.

1.

Orientirung.

In den ältesten und rohesten Zeiten des Heidenthums machten Sommer und Winter den augenfälligsten Unterschied in der Zeit. Man begann jedes Jahr nicht schon, wie wir jetzt, in der Wintermitte, sondern erst im Frühling mit dem Wiedererwachen der Natur, mit dem Grünen der Saaten und des Laubes, mit der Rückkehr der Zugvögel und mit den langen Tagen, hinter denen die immer kürzer werdenden Nächte sich gleichsam verstecken mussten. Die zweite Jahreshälfte begann man auch wieder erst im Spätherbst, wenn das muntere Leben der Natur wieder stirbt, die Blätter fallen, die Zugvögel wieder fliehen und die langen Nächte des Winters kommen.

Diese Eintheilung des Jahres konnte aber unmöglich bei allen alten Völkern dieselbe seyn, denn im Süden beginnt der Frühling eher als im Norden. In den frühesten Zeiten war der Kalender noch nicht nach dem Sonnenjahr gerichtet und man hielt sich an die augenfälligsten Wechsel der Jahreszeiten, wie sie jedem Klima eigenthümlich sind. Ueberhaupt blickte und dachte man über das Nächste nicht hinaus. Als die weltbeherrschenden Mächte vergötterte man zunächst nur die am meisten in die Sinne fallenden, schrecken- oder staunenerregenden Naturerscheinungen und die grossen elementaren

Massen. Den gewaltigsten Eindruck auf die Menschen machte das Gewitter, daher in der frühesten Zeit der Donnergott für den mächtigsten Gott und für den Herrscher der Welt gehalten wurde. So Indras in der ältesten Vedasreligion der Inder, so bei den alten Griechen Zeus, bei den Römern Jupiter, bei den Deutschen Thunar oder Thor, bei den alten Slaven Perun, bei den alten Preussen und Litthauern Perkunos etc. Ausserdem machte man die mütterliche und fruchtbare Erde, das grosse Meer, die Winde etc. zu Göttern. Die Gottheiten der reinen Elemente, des Feuers und Wassers, waren schon Abstraktionen. Was die Gestirne betrifft, so hatten sie in der ältesten Zeit noch bei weitem nicht den Vorrang wie später. Der Sonnengott galt noch nicht soviel wie der Donnergott und jenachdem die Sonne in den heissen Ländern zwar alles fruchtbar macht, aber auch alles wieder versengt und durch ihre Hitze verderblich wirkt, schrieb man ihrer Gottheit auch nicht blos gute Eigenschaften zu. Das galt noch mehr vom Monde, den man zwar wegen seiner Beziehungen zum weiblichen Geschlecht verehrte, aber auch wegen des Gespenstigen und Dämonischen der ihn umgebenden Nacht fürchtete. Bis man die kleineren Gestirne würdigen lernte, brauchte es noch Zeit.

In jedem Fall muss man den Ursprung der Religion in der Tiefe der Menschenseele suchen, im Quell der Gefühle und nicht in der Einbildungskraft, oder im Verstande. Nur was die Seele im Innersten bewegt, erschüttert oder hinreisst, konnte die Vorstellung von einer übermenschlichen, göttlichen Macht, die auf uns einwirkt, erzeugen. Der Furcht vor schrecklichen Mächten musste aber das Vertrauen zu guten, segensreichen Mächten folgen, und hatte man sich einmal in dieses Vertrauen vertieft, musste es auch über die Grenze des Lebens hinausgehen, wie andererseits im Gewissen die Angst aufstieg, den diesseits unbestraft gebliebenen Frevel erst nach dem Tode büssen zu müssen. Mit diesem tiefen Ernst der erschreckten und der hoffenden Menschenseele beginnt und endet jede Religion, und daraus allein erklärt sich die den Priestern zuerkannte Heiligkeit und deren Macht über die Seelen. Im Priester erkannte man den Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen. Aus demselben Bedürfniss, um der Gottheit nahe zu seyn, heiligte man ihr auch gewisse

Stätten und baute ihr Tempel. Erst nachdem dies festgestellt war, konnte die schaffende Einbildungskraft Göttermythen bilden und der abstrahirende Verstand die Religion in ein System zu bringen suchen.

Gleichwohl liegt der Mythenbildung immer noch eine religiöse Stimmung zu Grunde, jedoch unterscheiden sich die Heidenreligionen in den naturwüchsigen Hauptstämmen des Morgen- und Abendlandes. Dort lag mehr Demuth, hier mehr Vertrauen und sogar Troz in der Grundstimmung der Seelen, wie denn auch dort die Priester das höchste Ansehen genossen, hier die weltlichen Könige und Helden. Weitere Unterschiede waren bedingt durch das Klima, durch die Spezialität der Race, durch die geographische Lage und örtliche Eigenthümlichkeit.

Alle alten Völker stimmen darin überein, dass sie eine höhere Macht über sich erkannten, und auch darin, dass sie dieselbe zunächst den am meisten in die Sinne fallenden Naturerscheinungen, Naturkräften und Elementen zuschrieben, bis sie Erfahrung genug gewonnen hatten, eine gewisse Einheit im Weltgebäude, in der Harmonie des Raumes und der Zeitmessung zu erkennen.

Endlich musste man dahin gelangen, den überwiegenden Einfluss zu begreifen, welchen der Lauf der Gestirne auf die ganze Oekonomie der Erdoberfläche und das Menschenleben übt. Nur nach dem Lauf der Gestirne liess sich genau die Zeit eintheilen und wie die Sonne alles erleuchtet und alle Fruchtbarkeit auf der Erde bewirkt, so schrieb man auch den andern Himmelskörpern, sonderlich dem Mond und den Planeten, gleichfalls einen Antheil an der Herrschaft zu, welche dem Himmel über die Erde verliehen ist. War die Erkenntniss so weit gediehen, so konnte der Donnerer seinen Vorrang vor allen andern Göttern nicht mehr behaupten oder die Ehrfurcht vor ihm wurde doch sehr abgeschwächt. Ueberhaupt traten alle alten Elementargottheiten, wenn sich auch ihr herkömmlicher Cultus erhielt, doch hinter die astralischen Mächte zurück. Die Götterwohnungen, die man bisher auf den Gipfeln der Berge gedacht hatte, stiegen jetzt höher in die Sternenhöhen hinauf. Die Berechnung des Sonnenjahrs, die Erforschung der Planetenbahnen, die Feststellung des

Kalenders war die grösste Revolution, die im alten Heidenthum vor sich ging. Die Ueberordnung der Sternengötter über die Elementargötter, die Erkenntniss einer unabänderlichen Gesetzmässigkeit in Raum und Zeit, wodurch mancher frühern Willkür und Verschiedenheit phantastischer Meinungen und Voraussetzungen gesteuert wurde, das alles musste den Völkern mächtig imponiren und die Autorität der gelehrten Priesterschaften, von denen alle diese neuen Entdeckungen und Erkenntnisse ausgingen, ausserordentlich verstärken.

Die wichtigste Veränderung, welche die Feststellung des Sonnenjahrs im Glauben der alten Völker hervorrief, war die Ahnung einer andern höhern Welt über der irdischen. Man konnte sich nicht in den Anblick der Sterne vertiefen, sich nicht von der Macht und dem Einfluss der Gestirne überzeugen, ohne an eine hinter den sichtbaren Gestirnen wirkende unsichtbare Macht und Weisheit zu glauben, an etwas Heiliges und Göttliches in jenen obern Regionen. Der Horizont des Menschen erweiterte sich nicht blos über den engen Umkreis der Erde hinaus ins sichtbare Universum, sondern auch in eine unsichtbare Welt des Jenseits. Das geheimnissvolle Wirken, welches von den Gestirnen aus sich über die Oberfläche der Erde ausgiesst, was nicht so lärmend wie der Donner und doch in seiner Stille und Ruhe so mächtig, unwiderstehlich und unabänderlich ist, musste die Menschen einen allmächtigen Geist da oben ahnen lassen, der über alles herrscht und da ist, wenn man ihn auch nicht sehen und mit Händen greifen kann.

Sobald aber die alten Völker zu dieser Stufe theils der Erkenntniss, theils der Ahnung gelangt waren, gingen ihre Anschauungen weit auseinander, denn jenachdem der in den Völkern wohnende Geist verschieden geartet war, worauf auch Klima, Lebensweise, bequemes oder arbeitsvolles und kampfreiches Leben einwirkte, machten sie sich von der unsichtbaren Welt über den Sternen verschiedenartige Begriffe.

Die beiden ältesten Culturvölker, Babylonier und Aegypter, bekümmerten sich noch wenig um Jenseits und Ewigkeit und konnten sich von der sie umgebenden materiellen Welt noch nicht losreissen, fassten dieselbe aber schon in einem

ganz entgegengesetzten Geiste auf. Die Babylonier nämlich heiter und freudig. Man merkt ihnen an, wie das stolze Bewusstseyn höherer Wissenschaft, eines erweiterten Gedankenkreises, eines geordneten Staatswesens in einem reichen Lande und unter einem schönen Himmel ihre Lebenslust gesteigert hat. Nur gaben sie sich derselben in allzu leichtsinniger Sicherheit hin und vergeudeten ihren Reichthum in sorgloser Ueppigkeit.

Anders die Aegypter, die sich ängstlich abschlossen und sparsam ihren Reichthum zu hüten und auf ewige Zeit zu conserviren suchten. Das entsprach der Lage ihres zwischen dem Meer und Wüsten eingeschlossenen Landes. Welche hohe Cultur sie auch in den Grenzen desselben pflegten, so war doch alles bei ihnen nur auf Abwehr nach aussen berechnet und sie waren so in ihre Sonderthümlichkeit verliebt, dass selbst der Tod für sie keine Schranke war, welche die Fortsetzung und Verewigung derselben hätte hindern sollen.

Wieder in ganz anderer Weise folgten die Perser einem sittlichen Impulse und sezten ihren ganzen Stolz darein, das physische Glück des Daseyns durch Tugend zu verdienen, und ein angeborener ritterlicher Sinn trieb sie in immerwährenden Kampf gegen das böse Princip. Aber auch sie dachten sich das Jenseits doch nur als eine Fortsetzung des Diesseits, ohne noch den tiefen Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit erkannt zu haben.

Diese Erkenntniss ging zuerst den Indern auf und überwältigte sie völlig. Sie vertieften sich nämlich, nachdem man vorher von diesem Tiefsinn nichts an ihnen bemerkt hatte, dermassen in den Geist, dass sie die materielle Wirklichkeit zu ihren Füssen beinahe vergassen und es wenigstens für das höchste Verdienst erklärten, sich über dieselbe hinwegzusetzen. In der alten Zeit der Vedas hatten die Inder einfach, wie andere ältere Völker, die Elemente, vor allem die im Gewitter donnernde Gottheit verehrt und sich selbst als Hirten, Ackerbauer, Krieger dem praktischen Leben gewidmet. Jetzt auf einmal verehrten sie in Brahma den absoluten Geist, sahen die Wirklichkeit nur für ein Scheindaseyn, für einen Traum an, beschäftigten sich viel weniger mit diesem Daseyn als mit dem künftigen und prägten sich unvertilgbar den Wahn ein,

sie hätten schon früher einmal existirt und würden auch nach dem irdischen Tode noch in unzähligen Verwandlungen fortexistiren, bis ihre Seele von allem Irdischen und Sinnlichen frei werden und sich mit dem absoluten Geist vereinigen würde.

Die Völker des Abendlandes gingen von einer ganz andern Gemüthsstimmung aus, kümmerten sich nicht um das Jenseits, suchten sich aber im vollen Besitz des Diesseits wohlseyn zu lassen, die Gegenwart, die Wirklichkeit mit Verstand zu beherrschen, mit Geschmack zu geniessen. Von einem Jenseits machten sie sich lange Zeit nur nebelhafte Vorstellungen; als aber auch bei ihnen der Glauben an die Unsterblichkeit tiefer in den Seelen zu wurzeln anfing, trugen sie einfach alles, was ihnen in der irdischen Wirklichkeit am liebsten gewesen, in ihre Vorstellungen vom ewigen Leben über. Und das nur in den Mysterien, der öffentliche Cultus blieb noch ausschliesslich den Naturgöttern gewidmet, die aber aus elementaren Gewalten nach und nach mehr zu astralischen wurden und deren höchste Bedeutung für die lebenden Geschlechter immer nur darin bestand, dass sie die Natur zum Besten der Menschen in Ordnung hielten und den Menschen gewährten, was sie zur Nahrung und sonst wie brauchten. An das göttliche Richteramt, an Belohnungen und Strafen nach dem Tode wurde auffallend wenig gedacht. Die alten Griechen waren für diese realistische Auffassung des Weltganzen besonders massgebend. Sie blieben immer nur bei sich selbst und ihrer nächsten Umgebung stehen, beurtheilten alles andere nur nach ihrem eigenen Bedürfniss und Geschmack, konnten sich also auch die hohen Götter als Ordner der Natur und Lenker der Geschicke weder als reine Geister, noch als symbolische Gestalten denken, sondern gaben ihnen unwillkürlich ihre eigene menschliche Gestalt mit menschlichen Neigungen und Leidenschaften.

Im germanischen Norden hielt das vorzugsweise kriegerische Volk sich von dem indischen Extrem, alles nur geistig aufzufassen, wie vom realistischen Extrem der Griechen, die selbst den Geist verkörperten, gleich weit entfernt und fasste den Gegensatz zwischen Leib und Geist, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits in seiner ganzen Schärfe auf, ohne das eine über dem andern zu vergessen oder

zu vernachlässigen. Man darf annehmen, dass der germanische Völkerstrom frühzeitig in manche Beziehung zu den alten Persern gekommen ist, die ebensowenig einseitig waren, deren Dualismus aber hauptsächlich den sittlichen Gegensatz zwischen Gut und Böse, Tugend und Sünde betonte.

Die Inder dachten sich die Zeit ganz verschlungen in der Ewigkeit, es gab für sie nur ein einziges ewiges Daseyn im Wechsel zeitlicher Formen. Die Griechen und Römer dagegen kamen aus der Zeit gar nicht heraus und für sie war die Ewigkeit nur ein nebelhafter Begriff. Ehe sie durch die Mysterien in die Unsterblichkeitslehre eingeweiht wurden, verwechselten sie sogar Zeit und Ewigkeit, so dass sie in ihrem Zeitgott Chronos-Saturn zugleich eine Personification der Zeit überhaupt und auch wieder eine Personification des längst vergangenen sog. goldnen Zeitalters erkannten, in welches letztere sie das Wohlseyn und die Freuden der Menschen versezten, welche nach der Mysterienlehre erst künftig nach dem Tode, in der seligen Ewigkeit erwartet wurden. Sei es nun, dass die Griechen und Römer den alten Gott des goldenen Zeitalters vom Beherrscher der gegenwärtigen Zeit unterscheiden wollten, oder dass ihnen die Zeit an sich nur als ein abstrakter Begriff indifferent, wie ein blosser Rahmen erschien, dessen Bild erst von einem andern Künstler ausgefüllt werden muss, genug, sie versezten ihren Chronos an das westliche Ende der Welt, auf eine einsame Insel, wo er immerfort schlafen sollte, während sein gewaltiger Sohn, der Donnerer Zeus, die Welt regierte. Es ist gewiss sehr charakteristisch, dass nach Feststellung des Sonnenjahrs die Inder ihren bisherigen höchsten Gott, den Donnerer, degradirten und die Weltherrschaft einzig dem ewigen Geist in Brahma zusprachen, während die Griechen und Römer im Abendlande ihren alten Donnerer als Weltbeherrscher beibehielten und nicht daran dachten, ihn einem ewigen Princip unterzuordnen. Wenn sie auch gefühlt zu haben scheinen, dass der alte Donnerer doch zu nahe an der Erde klebe, um mit den hohen Astralgewalten concurriren zu können, so wussten sie sich doch dadurch zu helfen, dass sie den Blitz, weil er bei Nacht oft breite Flächen röthet, wie auch die oft den halben Himmel bedeckenden Morgen- und Abendröthen, das Nordlicht etc.

sich als den höchsten Feueräther dachten, der immer vorhanden sey, uns aber nur ausnahmsweise sichtbar werde. In diesen nun versezten sie den Zeus als Herrscher hinein. Dann scheinen sie wieder gefühlt zu haben, es sey doch ein Unterschied zu machen, und deshalb liessen sie aus dem Haupte des Zeus die Göttin Pallas Athene geboren werden, welche seitdem als das Princip des reinsten physischen und geistigen Lichtes über ihm schwebt. Ich vermuthe, Idee und Name der Athene sind von der nordischen Iduna entlehnt und nur willkürlich, um sie dem griechischen Vorstellungskreise anzupassen, ist die ewig jungfräuliche Göttin zur Tochter des Zeus gemacht worden. Aber auch in dieser ihrer Tochterschaft bleibt Athene hoch erhaben über Zeus und durchgängig von ihm unabhängig.

Die Germanen zeichneten sich durch eine originelle Auffassung des Verhältnisses zwischen Zeit und Ewigkeit aus. Sie glaubten wie die Inder an ein ewiges Princip im Allvater, liessen diesen aber im Verborgenen bleiben und nahmen an, die Welt werde während der ganzen Zeitlichkeit von Odin regiert, einer Personification des absoluten freien Willens, der mit Allmacht begabten Willkür, der absoluten Praxis, ohne irgend eine sittliche Schranke oder Bedingung, nicht gut und nicht böse, abwechselnd und nach Laune das eine oder andere, nur immer böse, ja heimtückisch, wo ihm irgend eine sittliche Pflicht als Beschränkung seiner Willkür zugemuthet wurde. So und nicht anders ist sein wahres Charakterbild in der alten Edda. Weil er nun aber während der ganzen Zeitlichkeit so viel Unrecht thut und zulässt, ist das Leben in dieser Zeitlichkeit auch nichts Vollkommenes und eben deshalb muss die Zeit einmal aufhören und Odin samt der ganzen gegenwärtigen Welt untergehen. Alsdann erst wird Allvater eine neue bessere Welt schaffen und dieselbe durch den guten Gott Baldur regieren lassen. Dadurch nun unterscheidet sich die nordisch germanische Auffassung wesentlich von der orientalisch indischen und von der classischen oder griechisch römischen. Wie der indische Brahma erst zum Hauptgott erhoben werden konnte, nachdem das Sonnenjahr festgestellt und der Cultus der Elemente in den der astralischen Mächte übergegangen war, so auch Odin bei den Germanen, und wie

sofort der alte indische Donnerer dem Brahma untergeordnet wurde, so auch der alte nordische Donnerer Thor dem Odin. Nur die classischen Völker im Süden Europas behielten den alten Donnerer als Hauptgott bei.

Um wenigstens der Willkür des Donnerers eine Schranke zu setzen, erfanden die Griechen und Römer abstrakte Gottheiten der Nothwendigkeit, des Schicksals, des Rechts, um die sich jedoch Zeus nicht viel bekümmerte und die nur für die einzelnen Menschen Bedeutung hatten. Das war die Ananke, Göttin der Nothwendigkeit, mit ihren drei Töchtern, den Moiren oder Parzen, welche die Lebensfäden anspinnen, das Leben weben und den Faden wieder abschneiden. Die Germanen glaubten an die nämlichen drei Schicksalsschwestern, welche sie Nornen nannten, um die sich aber Odin so wenig bekümmerte, als Zeus um die Moiren, und die nur für die einzelnen Menschen Bedeutung hatten. Die alten Litthauer glaubten an sieben Schicksalsschwestern. Die erste spann, die zweite drehte den Faden, die dritte wob, die vierte suchte die Leinwand zu verderben, die fünfte zu erhalten, die sechste schnitt die Leinwand ab, die siebente wusch sie und machte daraus das Todtenhemd des Menschen. Ausland 1839 Nr. 279.

2.

Beginn und Verlauf des Sonnenjahrs.

Das Sonnenjahr beginnt in dem Augenblick, in welchem die Sonne, nachdem sie im Winter immer tiefer gesunken ist und die Tage immer kürzer geworden sind, auf einmal wieder höher zu steigen anfängt und die Tage wieder länger werden, also in der Mitternachtsstunde der längsten Nacht. Man glaubte früher, dieser Schlusspunkt des alten und Anfangspunkt des neuen Jahres falle auf den 24. December anstatt auf den 21. Daher die Heiligkeit jenes Tages als des Geburtstages der Sonne, des *dies natalis Solis invicti* bei den Römern, welche Heiligkeit auch noch der christlichen Weihnacht innewohnt, sofern man die Geburt des physischen Lichts in die des grossen Lichtes der Geister veredelte.

Die alten Griechen personificirten die längste und dunkelste aller Nächte in der Göttin Leto (die Verborgene, die Dunkelheit) und dichteten von ihr, sie sey von jenseits des Nordwindes, vom Nordpol her in Gestalt einer Wölfin geflüchtet, um im Osten die ersten Lichter des Himmels, Sonne und Mond (Apollo und Artemis) zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichte VI. 36. Die alten Deutschen nannten die längste und dunkelste Winternacht die Mutternacht, modranaht. Haltaus, Jahrzeitbuch 161.

In ihrem Aufgang wird die Sonne mit einem goldenen Ei verglichen und in ihrem Untergang mit einem Apfel. Mit Bezugnahme auf diese Symbolik haben die alten Römer ihre Mahlzeiten immer mit einem Ei angefangen und mit einem Apfel beschlossen, *ab ovo ad malum*. In einem altgriechischen Mythus wird Leto unter dem neuen Namen Leda von Zeus, dem Beherrscher der Zeitlichkeit, in Gestalt eines Schwanes berückt und legt in zwei Eiern Sonne und Mond. Nach altdeutschem Volksglauben wird die Sonne als goldenes Ei von der Mutter Gans oder von der Mutter Bertha mit dem Gansfuss gelegt. Die weisse Gans bedeutet den Winterschnee, unter dessen warmer Decke die gute Wintergöttin mütterlich die Saaten in der Erde pflegt. Weil aber die Sonne erst zur Osterzeit zur rechten Kraft kommt, erhält auch das Sinnbild des Eies erst in den Ostereiern seine rechte Bedeutung.

Der Apfel bedeutet die am Abend erst gleichsam reif gewordene, die untergehende Sonne. Nach dem altgriechischen Mythus wuchs auf der fernsten Insel im westlichen Meere, wo die Sonne untergeht, ein Baum mit goldnen Aepfeln, welche von den Hesperiden, den jungfräulichen Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht, soviel als Leto) gehütet wurden, die aber Herakles zurückholte. Diese Aepfel sind die Sonnen, welche, obgleich sie täglich im Westen untersinken, am nächsten Morgen immer wieder im Osten aufgehen.

Der schnelle Lauf der Sonne hatte fast bei allen alten Völkern das Pferd zum Sinnbild und zwar das weisse Pferd, so lange die Sonne aufstieg, und das schwarze in der zweiten Jahreshälfte, wenn sie wieder sank. Vom Sonnenpferde erzählen uns schon die altpersischen Heldenlieder im Schahnameh,

wie das altdeutsche Gedicht von den vier Haymonskindern, dass solche edle Rosse immer in der tiefsten Finsterniss hätten aufwachsen müssen, ehe sie ihren Lauf begannen und den Sonnenheros trugen. Denn die Sonne des Jahres geht aus der tiefsten Mitternacht hervor.

Als zweites Sinnbild für den Sonnenlauf diente der Hirsch. Derselbe ist das Attribut der indischen Göttin Sarasvati, welche die Zeit und zugleich die Wissenschaft der Geschichte bedeutet und Gemahlin des höchsten Gottes Brahma ist. Paullinus, Indische Götterlehre 113. Auch Nemesis, die griechische Göttin der Vergeltung, des Weltschicksals, hat Hirsche an ihrer Krone. Pausanius I. 33. 3. Der Hirsch ist vorzugsweise Sinnbild des Jahres, weil man die zwölf Zacken seines Geweihes mit den Monaten verglich und weil er es jährlich abwirft und erneuert. Das nämliche Sinnbild ist die Palme, welche zwölf Blätter hat und jeden Monat eins abwirft und erneuert, nach altägyptischer Vorstellung bei Horapollo I. 3. In überaus vielen Sagen und Legenden des Mittelalters kommt der Hirsch als Wegweiser und Führer vor, die Hirschkuh ohne Horn und mütterlich als die Amme verlassener Kinder. Auch das scheint ursprünglich von der Pflege der neugeborenen Sonne entlehnt zu seyn.

Sonne, Mond und Planeten laufen alle in derselben Richtung am Himmel hin und der Bogen, den sie beschreiben, wird in zwölf Theile abgetheilt, nach zwölf verschiedenen meist durch Thiersymbole bezeichneten Sternbildern, heisst daher der Thierkreis. Die berühmten zwölf Arbeiten des Herakles wurden schon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises angesehen. Vergl. die orphische Hymne auf ihn 12. 12. Clemens von Alexandrien, strom. V. 256. Eusebius, de praep. Evang. III. 11.

Das Jahr zerfällt in zwei Hälften, denn vom kürzesten Tage in der Wintermitte an steigt die Sonne auf bis zum längsten Tage in der Sommermitte, für welchen man früher statt des 21. Juni den 24. hielt, weshalb der Johannistag so heilig ist; von diesem Tage an sinkt dann die Sonne wieder bis zum kürzesten Tag am Jahresschluss. Also sind Weihnachten und Johanni die beiden wichtigsten Tage im Jahr, die Tage der Sonnenwenden, die man auch Solstitien oder Sonnen-

stillstände genannt hat, weil an ihnen die Sonne gleichsam auf einen Augenblick ausruht, um dann ihre Bewegung in einer neuen Steigung oder Senkung fortzusetzen. Durch diese beiden Tage wird zugleich das Jahr genau in zwei Hälften getrennt.

Die erste Jahreshälfte, in welcher die Sonne steigt, galt als die Lichtseite des Jahres; die andere, in welcher sie sinkt, als die Nachtseite. In jener, glaubte man, herrsche mehr die Sonne, in dieser der Mond. Jene galt als männlich, glücklich und nützlich, diese als weiblich, unglücklich und schädlich. Die Römer vereinigten beide im Symbol des Januskopfes, eines Kopfes mit zwei Gesichtern, einem jungen und einem alten, einem weiblichen und einem männlichen. Man verglich auch die beiden Jahreshälften mit den zwei Schlangen, die sich am Caduceus, dem berühmten Stabe des Merkur, hinaufringeln. Der griechische Gott Hermes, welchen die Römer Mercurius nannten, galt als Bote und Herold der Götter, trug deshalb jenen, ausser mit den Schlangen auch noch mit zwei kleinen Flügeln geschmückten Stab als Wander- und Heroldstab, dazu auch einen geflügelten Reisehut und geflügelte Sandalen, und durchschritt Raum und Zeit ohne Hinderniss, führte aus dem Winter in den Sommer und wie aus einer Jahreshälfte in die andere, so auch aus der Oberwelt in die Unterwelt.

Hier erkennen wir den Parallelismus zwischen dem Sonnenjahr in seinen engen Grenzen und der Zeit und Ewigkeit in der weitesten Ausdehnung. Die Nacht- oder Winterseite des Jahres galt nämlich bei den Griechen und Römern gleich der Unterwelt, die Licht- und Sommerseite des Jahres gleich der Oberwelt und die Vergleichung wurde noch weiter fortgesetzt, indem man mit der Lichtseite auch den Begriff des Ewigen und des Jenseits, der bessern Welt, mit der Nachtseite dagegen den Begriff der Zeitlichkeit, des Irdischen und eines Nothstandes verband.

Die beiden Schlangen am Caduceus bedeuteten die beiden Hälften der Ekliptik oder auch den Lauf der Sonne bei Tage über der Erde und bei Nacht unter der Erde. Die Theilung des Sonnenlaufs in zwei Schlangenlinien entsprach den beiden Jahreshälften, dagegen war eine kreis-

förmige sich selbst in den Schwanz beissende Schlange Sinnbild des ganzen Jahresringes, welchen die Sonne beschreibt, indem sie mit der Wintersonnenwende das Jahr beginnt und mit der Rückkehr zu derselben wieder beschliesst.

3.

Die Lichtseite des Jahrs.

Alle alten Völker feierten in der Wintersonnenwende den Wiederbeginn der Lichtzeit, der längeren Tage, also den Sieg des Lichtes über die Nacht, oder die Erzeugung des neuen Jahres, des neuen Naturlebens. Die Tödtung eines grimmigen Feindes oder eine bräutliche Umarmung der Natur waren die Hauptsymbole und das Motiv aller in diesen Kreis gehörenden Mythen.

Die besiegte Nacht galt zugleich als das besiegte böse Princip überhaupt, der siegende Sonnenheld zugleich als das gute Princip überhaupt. Für das erste war die Schlange das Hauptsinnbild, weil sie im Dunkeln unter der Erde wohnt, bösartig und voll Gift ist. Sofern sie zugleich eine Zeit bedeutete, gab man ihr Flügel, hässliche nächtliche Fledermausflügel, und so entstand das Bild des Drachen. So besiegte nach indischer Lehre Gott Wischnu, das erhaltende Weltprincip, die hundertköpfige Schlange, auf welcher die Erde ruhen soll, indem er zum erstenmal seinen Fuss auf die Erde sezte und dadurch das Ungeheuer in die Tiefe hinabdrückte. Maghas Tod von Cicupala, deutsch von Schütz 34. So besiegte der altpersische Lichtgott Ormuzd den schlangenförmigen bösen Gott Ahriman. So die altgriechische Lichtgöttin Athene die scheussliche Aegis, Diodor III. 70. So der Sonnengott Apollo den Drachen Python. Die Sonnenheroen Herakles, Kadmos, Jason jeder einen Drachen. Ebenso die nordischen Helden Sigurd, Frodi, Beowulf, die altdeutschen Otnit, Dietrich, Wolfdietrich etc. Nach der nordischen Edda sizt das gute Lichtprincip als Adler auf dem Gipfel der Weltesche und nagt das böse Princip als Wurm an ihren Wurzeln.

Die Zeugungsmythen hatten ursprünglich einen unschuldigen, ernsten, hieratischen Sinn, wurden aber von den grie-

chischen Dichtern und Sängern, welche meist an den Königshöfen lebten, den üppigen Fürsten schmeichelten und die Autorität der Priester verachteten, absichtlich ins Komische gezogen und in frivoler Weise umgedichtet. So war der alte Mythus von der Nacht (Leto), welche Sonne und Mond gebiert, noch ganz ehrwürdig und priesterlich gedacht, die Poeten machten aber daraus eine schöne Leda, die sich im Bade von einem Schwane berücken lässt, das heisst von Zeus, der sich zu diesem Behuf in den Vogel verwandelt. Auf ähnliche frivole Weise liessen die Poeten das Sternbild des grossen Bären, welches die Winternacht beherrscht und in nordischen Mythen als männlicher Bär zum Vater des neuen Jahres gemacht wird, als grosse Bärin von eben jenem Zeus berückt werden. Wie die Sonne im Thierkreis vorrückt, so wurden auch dessen Sternbilder als Lichtgötter in Thiergestalt von den Dichtern in ähnlicher Weise wie Zeus als Erzeuger verwerthet. So das Zeichen des Steinbocks als der Gott Pan. So das Zeichen des Widders, des Stieres. Indem Zeus als weisser Stier die Jungfrau Europa entführt, ist damit ursprünglich nur der Sieg des lichten Frühlings über die dunkle Winternacht gemeint, denn Europa bedeutet in der semitischen Sprache (erep) die Finsterniss. In unsern Nordseesagen wird der Licht und Sommer bringende Schwan sinnig und zart durch den Schwanritter vertreten.

Der Sieg des lichten Frühlings über die dunkle Winternacht und des frischen Grüns über die Erstarrung und den Schnee des Winters wurde auch als Sieg eines Feldherrn gedacht, der mit seinem Heere das feindliche Heer vertreibt und die Burg des Winters erobert. Der römische Kriegsgott Mars war gleichbedeutend mit dem Monat März, weil in diesem Monat die Spitzen der Saaten und des Grases aus der Erde, die Spitzen der Knospen aus den Zweigen des Waldes hervorbrechen. Man dachte sich diese Spitzen der Vegetation als die Schwerter und Lanzen eines Kriegsheeres. Dieselbe Symbolik kehrt überall in den deutschen Sagen wieder. König Grunewald rückt mit seinem Heere, welches sich ganz mit grünen Zweigen bedeckt hat und einem wandelnden Walde gleicht, gegen die feindliche Burg heran und erobert sie. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 91. Das ist derselbe wandelnde

Wald, der in Shakespeares Macbeth auf Schloss Dunsinan heranrückt und der auch noch oft in andern Sagen wiederkehrt.

Derselbe Held ist der nordische Frühlingsheld Vali in der Edda, der in der dänischen Chronik des Saxo Bous, d. h. Boie, Bube, der Junge heisst. Er ist der nachgeborene Bruder des guten Gottes Baldur, welcher von Hödur erschlagen wurde und mit dem das goldene Zeitalter aufhörte, d. h. die ewige Gegenwart des Glücks und Friedens, und wofür die Zeitlichkeit mit ihrer Unruhe, mit ihrem Hinsterben in Vergangenheit und ihrer ungewissen, oder immer nur Schlimmeres bringenden Zukunft eintrat. Vali nun bedeutete Baldurs Bruder, weil auch in ihm das gute Princip herrschte, und er rächte den Bruder an seinem Mörder Hödur. Weil das aber schon innerhalb der verderbten Zeitlichkeit geschah, konnte er das goldene Zeitalter nicht mehr herstellen und zu einigem Ersatz desselben nur in jedem neuen Jahr den Frühling bringen. In den altdeutschen Dichtungen von Waltharius und vom h. Oswald und in der heiteren Feier des Valentinstages lebt die Erinnerung an den heidnischen Frühlingsgott fort.

In diesen Kreis gehören auch die fast unzähligen Mythen und Märchen, in denen eine Königstochter durch einen kühnen Helden befreit wird. Am häufigsten sind es die oben schon genannten Drachen, aus deren Gewalt sie befreit wird, oder Ungeheuer, welche sie hatten verschlingen sollen, wie die Andromeda und Hesione. Oder die Jungfrau ist tief unter der Erde eingesperrt, wie Danaë, oder in einem Thurme, wie in sehr vielen Märchen. Oder sie schläft nnd wird durch den jungen Helden geweckt, wie Dornröschen und Schneewittchen. Oder der junge Held muss sie vom Glasberge, der goldnen Burg oder Stadt in den höchsten Lüften, oder aus dem Flammenkreis der Sonnenwende erlösen. Derselbe Grundgedanke ist in unzähligen Mythen und Märchen variirt. Am häufigsten bedeutet die königliche Jungfrau die in der Winternacht gefangene Sonne und ihr junger Retter den Frühlingsgott, zuweilen auch den Donnergott im ersten Frühlingsgewitter. So durchgängig in den nordeuropäischen Märchen, weil man hier die Sonne weiblich auffasst. In den alten Mythen des Südens, wie auch in den südlichen Märchen ist das Verhältniss umgekehrt nnd bedeutet die Jungfrau die im Winter gleichsam gefan-

gene und begrabene oder wenigstens schlafende Vegetation und ihr Befreier den Sonnengott. In den nordeuropäischen Märchen tritt die Sonne selbst häufig als die allein handelnde Befreierin auf und befreit den im Winter gefangenen Sommer als ihren Geliebten oder als ihren Bruder. Das ist das Verhältniss der energischen Göttin Freiya in der nordischen Edda zu ihrem mehr weichen und passiven Bruder Freyr. In vielen Märchen erscheint die im Winter gefangene oder begrabene Vegetation auch als eine unschuldig duldende Mutter, die von ihrem Kinderpaar befreit oder wieder erweckt wird. Das ist das Verhältniss von Sonne und Mond zur Leto oder der beiden Dioskuren.

Sehr oft wird die Befreiung als eine Entzauberung aufgefasst, als ein Erwecken eines mit seinem ganzen Hofstaat und Volk versteinerten Königs oder als Entzauberung aus einem Verwünschungszustand. Wie viele Märchen handeln nicht von einem Königssohne oder von einer Königstochter, die in irgend eine hässliche Thiergestalt, in die eines Bären, Wolfes, einer Schlange, sogar einer Kröte etc. verwandelt sind, plötzlich aber die Missgestalt wieder verlieren und engelschön werden. Das ist die im Winter in den Schneepelz oder in grauen Schmutz gehüllte Erde, die den Winter über in Nacht und Wolken verhüllte Sonne. Am deutlichsten erkennt man diese Symbolik in dem altdeutschen Gedicht vom Wolf-Dietrich, in welchem die rauhe Else als eine schreckliche Riesin auftritt, indem sie aber im Jungbrunnen badet, sich in die wunderschöne Sigeminne verwandelt.

Hier muss auf einen zarten Zug der deutschen Volkssage aufmerksam gemacht werden. Bei allen Völkern galten die Amphibien für böse und dämonische Thiere und wurden grausam verfolgt. Die Deutschen allein empfahlen schon den Kindern Mitleid mit denselben, weil man nicht wissen könne, ob in einem so hässlichen Thiere nicht ein himmlisches Wesen verborgen seyn könne, das sich nur unschuldig in einem Verwünschungszustand befindet. So wissen nicht nur viele Märchen von einer schönen Königstochter zu erzählen, die in eine Kröte verwünscht worden sey und die als Weberin kostbarer Webereien verrieth, dass unter ihr die im Winter gefangene und doch im Voraus schon den Frühlingsteppich der

Natur webende Sonne gemeint sey, (in Grimms Märchen Nr. 63 und vielen andern), sondern es war auch ein weitverbreiteter Volksglaube, der Kopf der Kröte verberge einen unschätzbaren Edelstein, was Shakespeare in „Wie es euch gefällt" I. 2. erwähnt. Vergl. Conrad von Megenberg, Buch der Natur, s. v.; Rollenhagen, Wunderb. Reisen 196. Der Edelstein bedeutet hier wieder die Sonne in der Winternacht.

Noch zahlreicher sind die Mythen und Märchen, in welchen die duldende Jungfrau entweder unschuldig, wie Bertha, die sagenberühmte Mutter Karls des Grossen, oder das bekannte Aschenbrödel, Schweres ertragen und niedere Magddienste verrichten muss, bis sie im Sonnenkleide aus dem Aschenkleide hervorgeht, oder aber wegen einer Schuld eine Zeitlang büssen muss, die Busse geduldig übernimmt und dann erlöst wird, wie Psyche im berühmten Märchen des Appulejus, das Marienkind im deutschen Märchen etc.

Bertha hat in unserer Sagenwelt den Beinamen „mit dem Gansfuss", was wohl aus der Bedeutung der in französischen Märchen berühmten Mutter Gans zu erklären ist, welche die gute Naturmutter im winterlichen Schneegewande bedeutet. In dem rothen oder gelben Fuss erkennt man die Sonne, die im Winter nahe am Horizont die Erde berührt und am ersten Tage des Jahres gleichsam Besitz ergreift von der Erde. Ebenso bedeutsam wie der Gänsefuss der Bertha ist in dem Märchen von der Aschenbrödel der Schuh, an den sich ihr Schicksal knüpft, indem sie ihn in ihrem Nothstande verliert und im Stande der Herrlichkeit wiederfindet. Der Schuh war das Sinnbild der Besitzergreifung. Ueber Edom strecke ich meinen Schuh, heisst es im Psalm 60, 10. Sobald die Braut die Schuhe anzog, die ihr der Bräutigam gab, stand sie unter seiner Gewalt. Der Sohn, der den Vater beerbte, musste in dessen Schuhe treten, daher man noch jetzt sagt: „Eine Erbschaft antreten." Vergleiche über die Rechtssymbolik Grimm, Deutsche Rechtsalterth. I. 155. Der Gansfuss hiess auch Alpfuss und Drudenfuss, weil ihn die Elben und Hexen entlehnten. Er ist dasselbe, was das Pentagramm, und galt noch tief im Mittelalter als ein Zaubermittel, welches alle bösen Dämonen der Nacht vertrieb. Der Zauber des Sonnenlichts, der die Nacht vertreibt, lag in ihm. Es ist noch nicht

lange her, dass dieses Zeichen vom Landvolk über die Ställe und an die Wiegen gemalt wurde. Prätorius, Bloxberg 438, dessen Weltbeschreibung S. 5. Grimm, Aberglauben Nr. 812. Schmeller, bayr. Wörterbuch S. 477. Wolf, Zeitschr. S. 289. v. Leoprechting, Lechrain 26. Meier S. 177. Jetzt findet man es meist nur als Wirthshausschild. Der zauberische Fuss, der die Nacht vertreibt und das Licht bringt, vertreibt auch Eis und Schnee und weckt den grünen Frühling. Daher die Sage, dass die Elben, wenn sie auf den Bergen tanzen, den Schnee wegschmelzen und das Gras wecken. Kuhn, Nordd. Sagen 376. Derselbe Glaube herrscht auch in der Provence. Ausland 1849. Nr. 160.

Mit der Symbolik des Schuhes hängt auch die der Spinnerin zusammen, deren Fuss das Spinnrad der Zeit tritt, oder die auf der Linde sizt und den Teppich des Sommers webt. Wie die Sonne am Neujahrsmorgen die Erde berührt, oder im Frühling den Fuss auf sie sezt, dass unter ihm Gras und Blumen wachsen, so glaubte man, sie nehme auch am Schluss des Sommers von ihr Abschied und lasse dann ihre Fussspur zurück. In unserem berühmten Märchen von der Aschenbrödel ist deren Schicksal an den Verlust und das Wiederbekommen eines Schuhes gebunden. In ihrer Armuth bedeutet sie die im Winter leidende Sonne. In Pröhles Kindermärchen Nr. 90 holt ein kühner Jüngling vom Glasberg herab den Schuh einer Jungfrau, d. h. der Frühlingsgott erlöst die im Winter festgehaltene Sonne.

In der christlichen Zeit wurde häufig auf Unsere Liebe Frau übertragen, was früher von der Sonnengöttin gegolten hatte. So zeigt man die Fussspuren Unserer Lieben Frau zu Würzburg. Mone, Anzeiger VIII. 62. Würzburg hat den Namen von der Wurzweihe oder Kräuterweihe, einem uralten heidnischen Feste, welches der Mutter der Vegetation geweiht gewesen zu seyn scheint, mit deren blumenreichen Attributen man später die christliche Madonna schmückte. Das Fest der Wurzweihe ist Mariä Himmelfahrt am 15. August. Indem sie gen Himmel fuhr, zerrissen Winde ihren Schleier in die Spinnenfäden, die im Spätsommer herumfliegen. Unserer Lieben Frauen Tritt findet sich auch auf Felsen eingeprägt bei Wirflach und bei Warta. Kaltenbaek,

Mariensagen Nr. 14. 15. Merkwürdig ist der s. g. Marienschuh auf der höchsten Spitze gothischer Kirchenthürme. Kreuser, Kirchenbau I. 174. 355. 564. Es ist eine Steinblume, der gleichnamigen Pflanze nachgebildet, die einem Schuh ähnlich ist. Hier bedeutet aber der Marienschuh etwas mehr und will vielleicht sagen: die Kirche ist entstanden unter dem Tritt der zum Himmel fahrenden, oder der um die Erde wandernden Jungfrau.

4.

Die Nachtseite des Jahrs.

Man dachte sich die Sonne, indem sie nicht mehr höher am Himmel emporstieg, sondern von Johanni an täglich einen tiefern Stand hatte und die Tage immer kürzer wurden, als rückläufig. Das ging aus der Vorstellung hervor, dass die Sonne im Kreise von einem kürzesten Tage aus zum andern zurücklaufe. Weil nun der Krebs rückwärts lauft, musste das Sternbild, in welchem die Sonne im hohen Sommer wendet, ein Krebs seyn. Auch die umgekehrte Fackel diente zum Sinnbild der absteigenden Sonne. In deutschen Volkssagen werden einem dämonischen Pferde häufig die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen. Damit war ursprünglich das Sonnenpferd gemeint. Gemäss der Vorstellung, die erste Jahreshälfte sey männlich, die zweite weiblich, entstanden eine Menge Mythen, in denen der Sonnengott zu Johanni nicht sowohl stirbt, als in ein Weib verwandelt wird. So wurde Adonis zwitterhaft gedacht, so bedeutete auch die Geschlechtverwandlung des Tiresias nur den Uebergang aus einer Jahreshälfte in die andere. Dieser berühmte Seher erblickte einmal zwei Schlangen, die sich paarten, und war augenblicklich ein Weib; später erblickte er ein zweites Paar und war gleich wieder ein Mann. Apollodor, III. 6. 7. Dahin gehört auch das Kahlscheeren der Sonnenheroen. Die Haare bedeuten die Sonnenstrahlen. In vielen Mythen und Märchen ist der Uebergang in die Nachtseite des Jahres als ein Erblinden aufgefasst; so in zahllosen nordeuropäischen Märchen. Wenn nach griechischem Mythus dem blinden König Phineus die scheusslichen

Harpyen alle Speisen vor dem Munde wegfressen und nur ihren Schmutz zurücklassen, so bedeutet das zugleich die Verwüstung der Vegetation durch die Herbststürme, die Vernichtung des bisherigen Schmucks der Erde, den Schmutz und die Unfruchtbarkeit des nahenden Winters.

Bis zum Hochsommer herrscht mehr die Sonne, von da an mehr der Mond, den sich die Alten immer weiblich dachten. Der Mond hat nun gegenüber der Sonne eine böse Bedeutung, sofern die Nacht den Tag vertreibt, aber auch wieder eine gute, sofern im Winter die Saaten der kommenden Sommerzeit gepflegt werden. Deshalb war die Mondgöttin einerseits eine spröde und unbarmherzige Jägerin (Artemis), eine unheimliche Zauberin und Königin der Nachtgespenster (Hekate), theils auch Vorsteherin der Geburten (Luna, Lucina). Unter den Sinnbildern der Nacht nahm die Maus die erste Stelle ein. Wegen ihrer Kleinheit bedeutet sie überall und immer die kürzeste Nacht. Jede andere Erklärung ist ungenügend, wie viele es deren auch gibt. Die Maus hat allerdings auch die Nebenbedeutung des Todes. Die Seelen schlüpfen als Mäuse aus dem todten oder nur schlafenden Leibe heraus, wovon es eine Menge Sagen gibt, unter denen die vom Mäusethurm am bekanntesten ist. Aber die kürzeste Nacht ist eben die, welche in die Nachtseite des Jahrs und in den winterlichen Tod der Natur hineinführt. Wenn der Sonnengott Apollo in antiken Bildwerken mit dem Fuss auf eine Maus tritt, so ist das eine ironische Auffassung des Sinnbilds, bedeutet aber eigentlich das nämliche, was der Sieg desselben Gottes über den schrecklichen Drachen Python, nämlich die Nacht, die Finsterniss, die in der Sommermitte lächerlich klein, in der Wintermitte aber furchtbar gross wird. Dieselbe Ironie erkennen wir in dem hübschen Märchen wieder, in welchem das hochmüthige kleine Mäuschen sich mit der Sonne vermählen will. Dieser Vorstellung liegt lediglich die Verbindung der kürzesten Nacht mit dem längsten Tage in der Sommersonnenwende zu Grunde. Die nämliche ironische Bedeutung hat die Maus auf dem Brustharnisch oder auf der Schulter der Göttin Athene, wie man sie auf Gemmen sieht, Tassie Nr. 1585.

Der Affe ist ebenfalls ein Sinnbild der Sommersonnenwende, denn Thaut, der ägyptische Hermes, hat einen

Affenkopf, weil er auf den Süden hinweist, wo die Affen wohnen und wohin die Sonne in ihrem Rücklauf sich wendet. Auch im indischen Gedicht von Rama helfen diesem Lichtgott die Bären und die Affen als Vertreter des Nordens und Südens oder der beiden Sonnenwenden gegen die bösen Dämonen der Nacht. Affen erscheinen auf ägyptischen Grabbildern als Diener des unterirdischen Gottes Atmu, führen die Todten auf Kähnen in die Unterwelt und peinigen sie auch zuweilen ganz so, wie die christlichen Teufel den Verdammten thun. Auf einer Gemme bei Tassie Nr. 51 hält ein Affe eine ruhende Sphinx beim Löwenschwanz und flüstert ihr etwas ins Ohr. Vielleicht will er ihr das Zeichen zur Nilüberschwemmung geben, die in der Sommersonnenwende eintritt. Die Auffassung ist aber offenbar ironisch, wie bei Apollo, wenn er das Mäuschen tritt. Dieselbe Ironie waltet im Mythus von den affenartigen Kerkopen, die den schlafenden Herakles hohnnecken.

An das Sinnbild des Affen reiht sich das des Hundes an. Der grosse Stern Sirius, der von der Sommersonnenwende an am Himmel aufgeht, heisst der Hundsstern, nach dem heute noch die heissen Hundstage benannt werden. Weil er in die Nachtseite des Jahres einführt, hat der ägyptische Hermes unter dem bekannten Namen Anubis einen Hundekopf. Bei den alten Persern galt der nämliche Stern für den Hund, welcher die Brücke bewachte, über welche die Todten gehen mussten. Bundehesch 14. Derselbe Hund, Sura genannt, tröstet auf den berühmten Mithrasbildern den geopferten Stier im Tode. Deshalb liessen sich die Perser auf das Sterbebette einen Hund bringen, um ihn unmittelbar vor dem Tode anzusehen, weil sie sich durch diesen Trost der Unsterblichkeit sicher wussten. Vergl. Creuzer, Symbolik I. 251. Dem Sirius verwandt waren die griechischen Sirenen als Verkünderinnen des Todes und Verführerinnen zum Tode.

Ein interessantes Sinnbild der Sommersonnenwende war der Basilisk, von dem man glaubte, sein Blick sey tödtlich. Man dachte sich ihn vorn als Hahn, hinten als Schlange. Plinius, Naturgeschichte VIII. 21. 33. Aelian, Thiergeschichte II. 5. 7. Der Hahn Lichtsymbol, die Schlange Nachtsymbol. In der Sommersonnenwende paart sich gleichsam die Licht- und Nachtseite des Jahres. Des Thieres Blick ist aber tödtlich,

weil die Sonne in ihrem höchsten Stande am heissesten brennt, von da an aber die Vegetation hinwelkt und stirbt. Man glaubte, man könne ihn nicht bewältigen, ausser wenn man ihm einen Spiegel vorhalte, dann tödte ihn der Blick seines eigenen Spiegelbildes. Gesta Rom. 139. Diese seltsame Symbolik erklärt sich, wenn man erwägt, dass der Tod des Jahres zugleich immer sich selbst tödtet, weil in der nächsten Sonnenwende das Jahr schon wieder geboren wird. Es ist dasselbe Negiren des Todes, wie beim leichenfressenden Raben. Den Spiegel aber werden wir in den Mysterien des Dionysos wiederfinden, als Sinnbild der Geburt und Wiedergeburt.

Der Hahn als Sinnbild des Sonnenfeuers pflegte zu Johanni geopfert zu werden, wie an demselben Tage die Sonne selbst gleichsam starb. Dieses Opfer entsprach dem Opfer des Schweins, welches zu Weihnachten geopfert wurde, weil es Nacht und Winter bedeutete.

Das wichtigste Johannisopfer war das des Stieres. Man dachte dabei wohl weniger an die Sonne, die im Zeichen des Stiers ihre volle Sommerkraft gewinnt und im Zeichen des Krebses wieder verliert, sondern vielmehr an die Erde, deren Fruchtbarkeit von Johanni an abstirbt. So fassten die alten Perser den göttlichen Urstier auf, den der böse Gott Ahriman umbrachte, aus dessen Leichnam aber eine neue Vegetation hervorwuchs. Aus seinem Rücken die Bäume, aus seiner Brust die Kräuter, aus seinem Blute der Wein, aus seinem Schwanze die Aehren aller Getreidearten, nach dem Bundehesch. In den spätern Mithrasmysterien war es der Sonnengott Mithra selbst, welcher jährlich den frommen Stier schlachtete, damit im nächsten Jahr aus ihm die neue Vegetation hervorwachse. Das Opfer dieses Stiers sieht man auf allen Mithrabildern. Auch der griechische Gott Dionysos wurde in Stiergestalt zerrissen, was dieselbe Bedeutung hatte, nur mit dem Unterschiede, dass es sich hier nicht blos um das jährliche Absterben der Natur handelte, sondern um einen freiwilligen Tod des Gottes in der Zeitlichkeit, zum Heile der Menschen, denn wie der unsterbliche Gott sich in den Tod gegeben, wollte er durch dieses Opfer dem sterblichen Menschengeschlecht die Fortdauer in der Ewigkeit erkaufen.

5.

Der sterbende Gott.

Der ägyptische Gott Osiris war das gute oder Lichtprincip überhaupt, Urheber der Fruchtbarkeit, daher nicht blos in der Sonne und ihrem Lauf durch den Thierkreis, sondern auch im Flusse Nil und seinem Lauf ins Meer personificirt. Sein Bruder Typhon ist die Finsterniss, das böse Princip und insbesondere der Vertilger und der Zerstörer der fruchtbaren Natur und alles Lebens. Osiris wird nun von diesem Typhon umgebracht im höchsten Sonnenstande, von dem es nur noch ein Herabsinken gibt. Aber der böse Typhon bemächtigt sich auch noch seiner Leiche und zerreist sie in Stücke. Das bedeutet nicht blos, sofern der Gott den Nil personificirt, das Zertheilen dieses Stroms vor seinem Ausfluss in viele Mündungen, sondern auch das Zerreissen und Entblättern der Vegetation durch die Herbststürme. Die Naturgöttin Isis, Gattin des Osiris, sammelt die Stücke und kann nur das Zeugungsorgan nicht wiederfinden, weil eben das alte Jahr abläuft und die Sonnenkraft in ihm nichts mehr hervorbringen kann. Sie ersetzt es aber durch einen Phallus von Feigenholz, was die zeugende Kraft des nächsten Jahres vorbedeutet. Nach Plutarchs ausführlicher Beschreibung in seiner Isis. Die Feige ist Sinnbild des Weiblichen in der Natur, das männliche Princip kann im Winter nicht mehr hervortreten, verbirgt sich aber im Weiblichen, wird durch dasselbe erhalten. Dieser Symbolik gehören auch die Feigenphallen an, die man in weiblichen Mumien der altägyptischen Gräber stecken gefunden hat, was so viel sagen will als: wie Isis im Winter das Wiederbelebungsprincip des Jahres in sich birgt, so soll die Leiche im Grabe dasselbe Princip als Gewissheit der Auferstehung des Leibes bewahren.

In Kleinasien, sonderlich Phrygien, trat Attis an die Stelle des Osiris. Dieser Atys oder Attis, der Liebling der Naturmutter Kybele, wird wie Osiris ermordet, oder zunächst nur entmannt und stirbt an dieser Verstümmelung. Kybele verwandelt ihn in eine Fichte, deren Zapfen den Phallus und somit die Verjüngung im folgenden Jahr bedeutet. Arnobius adv. gentes V. 4. Diodor III. 58. Servius zur Aeneis IX. 116. Nach Pausanias

VII. 17. 5. war es ein Eber (der Winter), der den Attis entmannte. Nach Lucian, de dea Syr. 51 und Eusebius, praep. Evang. VI. 279 mussten sich die Priester des Attis selbst entmannen, nach des Kallimachos Hymne auf die keusche Artemis 241 tanzten dagegen Amazonen an demselben Fest des Attis einen Waffentanz, also dass beide Geschlechter ihre Rolle tauschten.

Dem Attis ist der Zwitter Agdistis verwandt. Auch ihn liebte Kybele. Vgl. Pausanias und Arnobius a. a. O. Er bedeutet das doppelte Geschlecht des Jahrs, dessen Lichtseite bei aufsteigender Sonne immer männlich, dessen Nachtseite bei absteigender Sonne weiblich gedacht wurde.

Jemehr der Mythus in den Kreis altgriechischen Geistes eintritt, um so mehr verliert er von der grobsinnlichen Auffassung und veredelt sich. So erhebt sich Adonis über Attis. Der schöne Jäger Adonis war Liebling der Liebesgöttin Aphrodite, wurde aber auf der Jagd von einem Eber getödtet. Aus seinem Blut sprosste die erste Rose. Auch Persephone, die Göttin der Unterwelt, liebte ihn, musste sich aber gefallen lassen, ihn in den Sommermonaten der Aphrodite abzutreten. Hygin, Fab. 251. Also gehört Adonis halb der Ober-, halb der Unterwelt an. Seine unterweltliche Bedeutung wurde so wichtig genommen, dass man sogar in seinem Namen geradezu den Aidoneus oder Hades, den Gott der Unterwelt, erkennen wollte. Auch der keltische Sonnengott Hu hiess nach seinem jährlichen Tode Aeddon. Eckermann, Myth. III. 163.

Man feierte zwei grosse Jahresfeste des Gottes, nämlich das Trauerfest zur Erinnerung seines Todes in der Sommermitte und das Freudenfest zur Erinnerung seiner Rückkehr aus der Unterwelt in der Wintermitte. Das Fest des Thammuz zu Babylon ist erwähnt beim Propheten Baruch, 6. 30. In Palästina bei Ezechiel, 8. 14., in Antiochia bei Ammianus Marc. XXII. 9., in Aegyten bei Theokrit III. 28., auf Cypern bei Pausanias IX. 41. In Byblos fiel die Todtenfeier des Adonis mit der des Osiris zusammen. Strabo XVI. 755. Lucian, d. dea Syr. 6. Die Weiber schoren sich das Haar oder gaben sich preis, der Fluss Adonis färbte sich roth.

In den antiken Bildwerken hat Adonis etwas Zartes und Wehmüthiges. So in einer schönen Statue im Vatikan.

Mus. Pio-Clem. II. 31. Obgleich Jäger, neigt er doch zur bachischen Weichheit, ja bei Hephästion V. erscheint er sogar als Zwitter und verhält sich zur Venus als Mann, zu Apollo als Weib. Das ist nun lediglich ein kalendarisches Sinnbild, bezüglich auf die beiden Jahreshälften, schliesst jedoch noch ein zweites Sinnbild ein, wie das Doppelgeschlecht des Dionysos, dem Adonis so verwandt ist, dass er im 56. orphischen Hymnus κοῦρος und κόρη, Jüngling und Mädchen zugleich genannt wird, weil er die Blüthe der ganzen Pflanzenwelt repräsentirt, in der beide Geschlechter innerhalb derselben Blumenkrone vereinigt sind. Oben schon lernten wir den Umtausch des Geschlechts im Mythus vom Tiresias erkennen, wodurch die Abwechslung der männlichen Licht- und der weiblichen Nachtseite des Jahres bezeichnet wurde. Obgleich nun im Doppelgeschlecht des Adonis die nämliche Symbolik wiederkehrt, so steht doch Adonis zugleich in nächster Beziehung zur Vegetation, und seine Theilung zwischen der Aphrodite und Persephone bedeutet nicht nur den Lauf der Sonne theils über, theils unter der Erde, sondern auch die von der Sonne hervorgerufene und gepflegte Vegetation, die im Winter unter der Erde im Samen sich verbirgt und erst im Sommer ans Licht tritt. Wegen dieser Beziehungen hat man der Mutter des Adonis die Baumgestalt gegeben und schmückte man an seinem winterlichen Feste die s. g. Adonisgärtchen, ähnlich unsern Weihnachtskrippen, indem man frisches Grün darin wachsen liess. Theokrit, Idyllen 19. 112.

Auch Herakles kam als Sonnenheros, indem er sich durch den Thierkreis hindurcharbeitete, im Zeichen des Krebses an die gefährliche Stelle, an welcher die Kraft der Sonne abnimmt, in der Sommersonnenwende. Das charakterisirt nun der griechische Mythus als eine Verweichlichung und als ein Weibischwerden des Helden. In dieser Periode seines Lebens macht ihn der Mythus zum Sclaven der Omphale, die sich sein Löwenfell überhängt und seine schwere Keule an sich nimmt, während er wie ein Weib dasitzen und spinnen muss. Ovid, Fasti II. 315 f. Omphale heisst der Nabel, bedeutet also den Mittelpunkt des Sonnenjahrs oder den Punkt der Sommersonnenwende. Vergl. Diodor IV. 31. Am Feste des Herakles tauschten Männer und Weiber alle ihre Kleider zur Erinnerung

an jenen Mythus. Joh. Lydus, de mens. 93. Sofern in Herakles kein ewiges Princip der Sonne, sondern nur das vergängliche ihres Jahreslaufs personificirt wurde, konnte nur seine Schwächung in die Sommermitte, sein Tod aber erst in die folgende Wintermitte fallen, mit welcher jedes Jahr abschliesst. Deswegen bedeutet der Scheiterhaufen, auf welchem er sich freiwillig verbrennen liess, das Nordlicht oder das Flammennest des Phönix.

Auch bei den Indern findet sich eine verwandte Symbolik. Im s. g. Gauriwalde, glauben sie, werde jedes männliche Wesen, wenn es hineinkomme, in ein weibliches verwandelt und umgekehrt jedes weibliche in ein männliches. Asiat. Originalschriften I. 141. As. res. III. 311. Dieser Wald hat dieselbe Bedeutung des Wendepunkts wie die Omphale. Die Inder aber haben die Vorstellung hauptsächlich deshalb ausgebildet, um dadurch das Verhältniss des Mondes zur Sonne in seinen Wechseln zu kennzeichnen, sofern sie glauben, beide Gestirne wechseln in ihren Beziehungen zu einander das Geschlecht, so dass einmal die Sonne, ein andermal der Mond männlich ist.

Die Symbolik des Ebers, von dem Adonis getödtet wird, führt uns in den Norden und dessen reiche Sagenwelt. Nach altschwedischem Volksglauben verkriecht sich die Sonne in den zwölf Nächten in eine Höhle, ruht darin von ihrem beschwerlichen Jahreslauf aus und lässt derweil ihre Pferde weiden. Nun sey einmal ein Eber in die Höhle gekommen und habe die ruhende Sonne verwundet. Darum schlachten die Schweden zu Ehren der Sonne um diese Zeit allemal einen Eber, backen Kuchen und streuen davon unter das Saatkorn, um eine fruchtbare Erndte zu erlangen. Rudbeck, Atlantica. Tentzel, Unterredungen 1690 p. 458. Männling, abergl. Albertäten 205.

Dieser alte Volksglaube hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem bei Herodot aufbewahrten Mythus von der Schlangenjungfrau, die des Herakles Pferde geraubt hat und ihm dieselben nicht eher zurückgibt, bis er ihr seine Liebe schenkt und mit ihr den Stammvater der Scythen zeugt. Obgleich das Verhältniss hier umgekehrt ist, dürfen doch auch hier die Pferde als Sonnenrosse genommen werden, weil sie dem Sonnenheros Herakles gehören.

Ich schliesse hier noch den merkwürdigen Volksglauben an, demzufolge der Jäger, der am Johannistage einen Schuss in die Sonne thut, dadurch ein Freischütz wird, d. h. der fortan nie mehr fehlschiesst. Mone, Anz. 1838. S. 224, Wolf, Hessische Sagen Nr. 124, Harrys, Niedersächsische S. II. 16. und viele andere. Auch glaubt das Volk, ein Jäger, der den frevelnden Schuss in die Sonne gethan, sey dafür verdammt worden, ewig jagen zu müssen. Müllenhoff, Nr. 493. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 126. Bader, S. 358. Der ewige Jäger ist Odin, der Führer der wilden Jagd oder des wilden Heeres. Die Sage verbirgt daher einen tiefen Sinn. Odin, scheint der Mythus zu besagen, hält als Gott der Zeitlichkeit die Sonne gewaltsam in ihrem Laufe zurück, weil sie sonst immer höher hinaufsteigen und in den Himmel zurückkehren würde, so dass die Zeit aufhören müsste. Er zwingt sie also umzukehren, um jedes Jahr von neuem denselben Lauf zu wiederholen. Im Harz singen die jungen Mädchen zu Johanni ein Lied, worin deutlich eine Erinnerung an den alten deutschen Mythus enthalten ist. In dem Liede heisst es nämlich: Jungfer Lieschen hat sich umgedreht und hat den schönen Kranz verloren. Ein junger Waidmann hat es gethan, der Schuss der kam von ihm, nun muss er das Wild besehen! Dabei wird das Mädchen, welches Jungfer Lieschen vorstellt, von einem Knaben geküsst. — In andern Volkssagen wird zu Johanni eine schöne nackte Frau vom wilden Jäger verfolgt.

Dass der Sonnengott jährlich sterben muss, ist in mancherlei Mythen durch Enthauptung ausgedrückt worden.

Der indische Brahma wurde als Sonnengott jährlich durch Shiva, das schöpferische Weltprincip durch das zerstörende enthauptet und Shiva wird daher abgebildet mit einer langen Kette um den Hals, deren Kugeln lauter abgeschlagene Brahmaköpfe sind. Baldäus, Malabar 438. v. Bohlen, das alte Indien I. 139. Auch dem Adonis wurde der Kopf abgeschlagen und schwamm nach Byblos, wo man ihn feierlich empfing. Engel, Kypros II. 541.

Ich glaube, hierher auch das abgeschlagene Haupt des Orpheus beziehen zu müssen. Obgleich dieser berühmte thrakische Sänger nur als Diener und Priester des Sonnengottes Apollo aufgefasst wurde, traten solche Diener doch oft

stellvertretend für den Gott selbst ein. Schon der Umstand, dass Orpheus mit seinem Lyraspiel zaubern konnte, wie der finnische Wäimämöinen, indem alle Thiere, selbst die Bäume herbeiliefen und die Flüsse ihren Lauf hemmten, um ihm zu lauschen, charakterisirt ihn als ein göttliches Wesen. Apollonius Rhod. S. 573. Tzetzes, Chil. S. 310. Orpheus gerieth unter die trunkenen Mänaden des Dionysos, die ihn zerrissen. Eratosthenes, Kat. 24. Hygin, poeta astr. II. 7. Konon 45 bei Photius. Sein abgerissenes Haupt wurde von Hebrus, einem Bruder des Boreas, nach der Insel Lesbos gebracht. Servius zu Virgils Landbau IV. 525. Oder die Wellen trugen es an die Küste von Smyrna, wo später der Sänger Homer geboren wurde, und eine Nachtigall nistete auf seinem Grabe. Pausanias IX. 30. 3. Das alles mahnt nun einigermaassen an die Zerreissung des Zagreus Dionysos.

Die Vorstellung einer Enthauptung des Sonnengotts in der Sommersonnenwende ist wohl sehr alt, sonst würde die Sonnenwende nicht den Namen Johannis des Täufers erhalten haben und heute noch am Tage seiner Enthauptung gefeiert werden. Diesem christlichen Fest lag ein altheidnisches zu Grunde, wie dem Christfest in der Wintersonnenwende der *dies natalis Solis invicti*. Beide Wenden bedeuteten die Geburt und den Tod der Sonne. Schon zur Heidenzeit die beiden grössten Feste des Jahres.

In einem merkwürdigen altenglischen Roman kommt der altgriechische Mythus von Orpheus in die engste Verbindung mit der deutschen Sage von Johannes dem Täufer. Heurodis nämlich, die Gattin des Orfeo, wird von einem Elbenkönig geraubt und in sein unterirdisches Reich entführt, demselben aber durch Orfeos Harfenspiel wieder abgewonnen. Keightley, Feen I. 94.

Heurodis ist nun keine andere als die Herodias der deutschen Sage und die Namensähnlichkeit ist so auffallend auch in Euridike, dass man wohl an eine uralte Verwandtschaft der Namen und Begriffe glauben darf, umsomehr als Orpheus eine Gestalt ist, die den Griechen von Norden her bekannt wurde.

Die schöne Sage von der Herodias bildet eine Episode des lat. Reinardus, Vers 1139 – 1164. Hier heisst es: Herodias,

die Tochter des König Herodes, habe Johannes den Täufer geliebt, er habe jedoch ihre Liebe nicht erwidert. Als sie nun sein blutendes Haupt auf der Schüssel getragen, mit Thränen benetzt und geküsst habe, sey sie plötzlich aus seinem Munde wie von einem Sturmwind angeblasen und so weit hinweggestossen worden, dass sie noch jetzt in der Luft schwebe und nirgends Ruhe finde, ausser je zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnkrähen. Um diese Zeit, wird weiter berichtet, sitze sie auf Eichen und Haselsträuchern und die Verehrung, die man ihr zolle, sey ihr ein Trost in ihrem Leide. Der dritte Theil der Menschen diene der betrübten Herrin. Sie heisse aber seitdem nicht mehr Herodias, sondern Pharaildis.

Grimm d. M. 262 hält Pharaildis mit gutem Grund für eine Namenentstellung aus Frau Hilde oder Frau Holle und bemerkt dazu, dass im Mittelhochdeutschen der Name Vroneldenstraet (Frau Hildens Strasse) für Milchstrasse vorkomme. Ist die Milchstrasse nun, wie viele andere Zeugnisse bewähren, die Strasse der Seelen, so wäre Pharaildis oder Herodias gleichsam die Seelenführerin. Damit stimmt auch zusammen, dass ihr der dritte Theil der Menschen gehören soll. In den beiden Sonnenwenden ziehen aber jährlich die Seelen einmal ein und einmal aus.

Dass unter der Herodias oder Pharaildis die Sonne zu verstehen sey, erhellt aus dem Zusatz des Reinardus, wonach sie nur bei Tage von dem wehenden Johannishaupt zurückgeblasen wird und in der Luft schweben muss, bei Nacht aber ausruhen darf. Die Liebesgluth und der Liebeskampf in dieser Sage mahnen lebhaft an die alten Mythen vom heissen Kampf zwischen Sonne und Mond.

In der deutschen Volkssage kehrt überaus oft die Vorstellung eines kopflosen Schimmelreiters wieder, der in der Johannisnacht, aber auch in andern h. Nächten gespenstisch umreitet. Man stösst auf ihn in allen Sagensammlungen, aber nirgends knüpft sich an ihn ein bedeutungsvoller Mythus.

Eine sehr schöne Ergänzung zu der Sage bei Reinardus findet man bei de Spina, quäst. de strigibus c. 30. p. 250. vergl. Görres, Geschichte der Mystik IV. 95. Hier heisst es, die Herodias, die man im Venetianischen Radodese und in Ferrara Sibylla nenne, ziehe jede Woche zweimal mit ihrem Gefolge

zum h. Lande, um den Fluss Jordan zu berühren. Wenn ihr das gelänge, würde sie das ganze Erdenrund und nicht blos den dritten Theil davon beherrschen, aber der Strom weiche vor ihr zurück und lasse sich nie von ihr berühren. In Rousseau's Purpurviolen V. 98 finde ich eine Stelle aus Nicephorus citirt, wornach die Tochter des Herodes (hier wie gewöhnlich Salome genannt) zur Strafe für die Enthauptung des Johannes mit dem Eise einbrach und sich am scharfen Rande desselben den Kopf abschnitt, welcher auf dem Eise liegen blieb, während der Leib untersank. Diese ihre Enthauptung in der Wintermitte stünde also geradezu der Enthauptung des Johannes in der Sommermitte, wie die Weihnacht dem Johannistag gegenüber.

Eine Spur der Pharaildis finde ich auch in der Prophea, einem bösen Weibe, welche nach Happel, rel. cur. IV. 175. den dämonischen Veitstanz eingeführt haben soll. Ihr guter Mann nämlich konnte das Tanzen nicht leiden und grade, um ihn damit zu ärgern, tanzte sie immerfort. Die Beziehung auf Pharaildis wird näher bestätigt dadurch, dass sich die Veitstänzer im 14. Jahrhundert ausdrücklich Johannestänzer nannten und dass der h. Vitus einer der Patrone der Johannisnacht in Altbayern ist. Schmeller, bayrisches Wörterbuch III. 263. In der vor ihrem Manne tanzenden Prophea könnte die vom wehenden Johannishaupt unaufhörlich zurückgestossene Pharaildis verborgen seyn.

Ich beziehe hierher auch noch eine Tirolersage. Bei St. Katharina in der Schaart, „wo einst die Sonne verehrt wurde“, sieht man eine Jungfrau mit wüthendem Gesichte nach der Burg ihres treulosen Geliebten hinstarren und in der Luft fortschweben, leicht hinfliegend über die Berge. Der Wind spielt in ihrem Kleide. Wenn sie sich auf der Infinger-Spitze niederlässt, gibt es Ungewitter. Weber, Tirol II. 408.

Während die profane Menge an der drastischen Vorstellung festhielt, der Sonnengott sterbe wirklich in jedem Jahr und lebe im nächsten wieder auf, bildete sich allmälig eine Priesterlehre aus, welche dem sterbenden Gott eine viel höhere Bedeutung verlieh. Im Brahmaismus der Inder erkennen wir am deutlichsten die Uebergänge in diesen Vorstellungsweisen. Die natürliche Sonne wurde zuerst als ein abstractes Lichtwesen, endlich als rein geistiges Urwesen aufgefasst, und um

diesen von aller Materie abgezogenen Geist wieder mit der Materie zu verbinden, kam man auf die Lehre, nach welcher der Urgeist durch seine eigene Einbildungskraft verlockt sich in das Vorbild der materiellen Schöpfung verliebte und sich selbst in diese seine Schöpfung versenkte. Er verschwand als Gott und lebte wieder auf als Welt, aber nach der Vorstellung der Inder nur in Folge eines sündhaften Triebes. In Vorderasien, Aegypten und Griechenland wurde dagegen der sterbende Gott als unschuldig gedacht. Der göttliche Urgeist musste sich in die Materie vertheilen, um innerhalb der rohen Elementarwelt die lebendige Welt der Organismen und hauptsächlich der Menschen zu ermöglichen und sie zu ernähren. Das ist der Sinn des Osiris, wie des Tammuz-Adonis-Mythus und nur deshalb bezieht sich der Tod dieser Götter auf den Ackerbau und die Nahrung der Menschen. Auch Adonis ist ein Gott der organischen Fruchtbarkeit, denn darauf weisen die berühmten Adonisgärten hin, die kleinen Gärtchen, in welche man an seinem Feste Lattich säete, der durch künstliche Erhitzung von unten rasch aufgrünte. Das Opfer des persischen Mithrastieres, aus dessen Schwanz die Getreidearten wuchsen, gehört auch hierher.

6.

Einfluss der menschlichen Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

Nicht die Betrachtung der äussern Natur, sondern ein inneres Gefühl leitete die Menschen weiter zu der Ausbildung der Unsterblichkeitslehre, in welcher alle Mysterien der alten Völker wurzeln und übereinstimmen.

Wie hätten die Menschen, indem sie so tiefes Leid empfanden, beim Scheiden des Sommers, beim Hinsterben der Natur im Herbst und indem sie damit die Vorstellung eines sterbenden Gottes verbanden, nicht an den eigenen Tod denken sollen? Und wie hätte die freudige Wahrnehmung, dass die Sonne nach finstrer Nacht an jedem Morgen wieder aufgeht, und nachdem sie in der Finsterniss, dem Frost und Tode des Winters zu verschwinden schien, doch wieder emporsteigt und den schönen warmen Frühling bringt, den Menschen nicht die Hoffnung erwecken sollen, dass auch sie, wie sie täglich vom

Schlaf erwachen, so auch dereinst vom Tode erwachen würden. In jedes Menschen Brust liegt die Sehnsucht nach der Auferstehung vom Tode, nach der Unsterblichkeit. Daher die uralte Symbolik des Saatkorns in den Mysterien. Wie dieses ins Grab der Erde versinkt und doch wieder emporgrünt und lebt unter der neuen Sonne, so, lehrten die Mysterien von Eleusis, werde auch der Mensch wieder auferstehen aus dem Grabe.

Aus diesem Grunde konnte man auch schon im Frühling, beim Aufgehen der Saaten, an den Tod denken, weshalb die Adonisfeier zu Athen im Frühling begangen wurde und die alten Aegypter bei ihren fröhlichen Gelagen eine Mumie aufstellten, als Erinnerung an den unvermeidlichen Tod, der ihnen aber nicht bitter seyn sollte, weil sie unmittelbar damit die Idee der Wiedergeburt verbanden. Es erscheint auffallend, wie grob diese sinnigen Vorstellungen in späterer Zeit missverstanden werden konnten, oder wie die Eingeweihten der Mysterien ihr Geheimniss bewahrten. Denn Julius Firmicus spottet darüber, dass die Heiden Götter anbeten, über die sie zugleich weinen müssen, die also nur ohnmächtige und mitleidwürdige Wesen seyn könnten. Ja der Heide Plutarch selber spottet in seiner Isis 20. über den Unsinn, sich Götter zu denken, welche sterben und solche Misshandlungen erdulden könnten wie Osiris.

Nichts konnte natürlicher seyn und näher liegen, als dass die Menschen mit ihrer Hoffnung auf Unsterblichkeit sich an denselben Gott wandten, der alles Leben auf der Erde hervorrief und immer neu erweckte, trotz Nacht, Winter und Tod, und um dessen jährlichen Tod man weinte, dessen Wiederfindung und Auferstehung man mit Jubel feierte! Wenn die Sonne im engen Ringe des Tages auf- und niedergeht, dann in einem weitern Ringe des Jahres steigt und sinkt, so werden diese Ringe von einem noch weitern Ringe der gesammten Zeitlichkeit umschlossen, vom Schöpfungsmorgen bis zum Abend des Weltunterganges. Aus der Hoffnung der Unsterblichkeit ging nun mit Nothwendigkeit auch die Vorstellung eines ewigen Daseyns hervor, welches ausserhalb des Zeitenringes liegen sollte, und wie in der Zeitlichkeit hier auf Erden Sünde und Leiden das Leben trüben und verbittern, dachte man sich im Jenseits Frieden und Seligkeit. So verband sich

mit der Trennung des Diesseits und Jenseits oder Zeit und Ewigkeit auch die Vorstellung, nach welcher Zeit und Ewigkeit sich wie Nacht und Tag, oder Winter und Sommer verhalten sollten.

Die Vorstellungen von der Ewigkeit im Jenseits knüpften sich vorzugsweise an den Anfang und das Ende der Zeitlichkeit an, so dass häufig, was man von dem s. g. goldnen Zeitalter im Anfang der Dinge träumte, in die Vorstellungen von der künftigen Seligkeit nach dem Weltende hinüber spielte. Wir kennen schon die Mythen vom goldnen Zeitalter des Saturn und des nordischen Baldur. Beide, der griechische und nordische Gott sollen, so lange die Zeit dauert, abwesend seyn oder schlafen und erst mit dem neuen Himmel und der neuen Erde erwachen. Nach den Vorstellungen anderer Völker soll nicht der älteste Gott wieder auferstehen, sondern am Ende der Zeit ein ganz neuer Gott in das Jenseits hinüberführen, Sosiosch der alten Perser, der Messias der Juden etc.

In den Mysterienlehren verband sich die Hoffnung der Unsterblichkeit aufs innigste mit der Klage um den sterbenden und mit dem Jubel über den wiedergefundenen Gott. Wie er selbst vom Tode auferstand, so sollte er auch alle in die Mysterien Eingeweihten mit sich aus den Gräbern wieder erwecken. Man dachte sich ihn als den Prototyp aller Sterbenden und Wiedergeborenen und als den natürlichen Erlöser vom Tode, als den Erwecker und Beschützer der Seelen, die im irdischen Leib und in der Zeit befangen sich nach Befreiung sehnen. Auf die natürlichste Weise von der Welt verband sich damit auch der Glaube, jener Gott bringe den Menschen, indem er sich zu ihnen in die Zeit und irdische Natur herablasse und gleich ihnen sogar in den Tod eingehe, das grossmüthigste Opfer. Durch diesen Glauben erhielt das grosse Todtenfest und die Wehklage um den sterbenden Gott in der Sommersonnenwende erst den rechten tiefen Ernst. Sonst würde man sich die Inbrünstigkeit der Andacht und den schmerzvollen Jammer bei jenem Todtenfeste, den die Alten einstimmig constatiren, kaum zu erklären wissen.

Nirgends ist die Sehnsucht nach der Auferstehung rührender ausgedrückt, als in einer Hymne auf die Sonne (Osiris), aus einer altägyptischen Grabinschrift erhalten bei Brugsch, ägyptische Gräberwelt S. 35.

Zweites Buch.

Der Raum und das Naturcentrum.

1.

Das Weltei.

Die Erde war jedenfalls das, was den Menschen anfangs am meisten imponiren musste, das Grossartigste, was sie umgab, das Feste, das sie trug, während der Himmel ihnen nur wie die Decke der Erde oder wie das Zelt über ihr vorkam. In der ältesten Zeit herrschte daher der Glaube vor, die Erde sey die Hauptsache in der Welt, alles übrige nur Zubehör und Randverzierung derselben. Wie man das Meer nur für eine Schlange hielt, die einen schmalen Ring um die Erde bilde, so den Himmel nur für ein Gewölbe, welches der Erde aufsitze wie ein fester Hut. Erst allmälig erweiterte sich der Gesichtskreis der Menschen, man ahnte die Tiefe des Himmels und die ungeheure Entfernung der Gestirne und man maass den Lauf der letztern. Aus diesem Uebergang entstand nun nach einander eine dreifache Auffassung der Kosmogonie. In der ersten wurde die Erde noch weit dem Himmel übergeordnet, in der zweiten wurden Erde und Himmel einander nebengeordnet und in der dritten wurde die Erde dem Himmel untergeordnet.

Die berühmte Theogonie des Hesiod verräth ihr Alter schon dadurch, dass in ihr die Erde (Gäa) als die allgebärende Mutter für das erste, älteste und mächtigste Wesen gilt. Vor ihr war kein Himmel (Uranos), sie gebar ihn erst, machte dann erst aus diesem ihrem Sohne ihren Gemahl und gebar ihm nun immerfort alles, was in der Natur existirt, und sogar noch mehr, nämlich Ungeheuer, die wieder verschwinden mussten. Chronos (die Zeit), der Sohn, den sie von Uranos hatte, musste den

eigenen Vater entmannen, um es der Mutter unmöglich zu machen, noch ferner solche Ungeheuer zu gebären. In diesem rohen Mythus ist ausgedrückt, dass der Raum der Zeit bedurft habe, ehe Ordnung in die materielle Natur kommen konnte, oder dass dem unmässigen Schöpfungsdrange in der Materie ein Maass und Ziel gesetzt werden musste, welches die Körperwelt nicht mehr überschreiten konnte. Aber auch die Zeit, die nach der Hesiodischen Ansicht gegen den Raum reagirte, würde denselben ausgeleert und vernichtet haben, wenn nicht auch gegen sie wieder von Seiten des Raums eine Reaction erfolgt wäre. Wie nun der allzeugende Uranos durch den Chronos entmannt wurde, so wurde der allfressende Chronos selbst wieder durch seinen Sohn Zeus gefesselt, in Schlaf versenkt und auf eine ferne Insel gebannt. Nun erst kamen Raum und Zeit ins Gleichgewicht, war Maass und Ziel beiden festgestellt und waltete fortan eine schöne Harmonie in der Natur unter der Herrschaft des Zeus. Dieser Zeus aber blieb nun nicht mehr blos der aus der Wolke blitzende und donnernde Gott, sondern stieg höher hinauf in die höchste Region des Himmels, von wo aus er die ganze Welt regierte. Man nannte diese Region den Aether und hielt sie für feurig, weil die vier Elemente nach oben vier Stufen bildeten, das Wasser über der Erde, die Luft über dem Wasser, das Feuer über der Luft.

Es ist auffallend, wie diese alte Hesiodische Theogonie an die indische Trimurtilehre mahnt. Brahma, das schaffende Weltprincip, würde, wie Uranos, immerfort geschaffen haben, wenn Shivas, das zerstörende Princip, ihm nicht Einhalt gethan hätte, wie Chronos. Aber auch Shivas würde die ganze Welt vernichtet haben, wenn nicht Wischnu, das erhaltende Princip, es verhindert hätte, wie Zeus.

Sobald man den Himmel nicht mehr der Erde unter-, sondern nebenordnete, konnte man sich vom Weltganzen kaum eine andere Vorstellung machen, als von einer in zwei Hälften getheilten runden Kugel. Es war gewiss eine sehr alte Vorstellung der Babylonier, nach welcher die Urriesin Omorka (die Materie) durch Belus (den Geist) mitten von einander gespalten wurde, so dass aus der einen Hälfte unten die Erde, aus der andern oben der Himmel wurde. Nach den Fragmenten des Berosus, in der Ausgabe von Richter p. 47. Etwas später

scheint sich die Vorstellung des Welteis ausgebildet zu haben. Die alten Aegypter glaubten, der Urgeist Kneph bringe als Schlange ein Ei hervor, welches die ganze Welt enthalte. Eusebius, de praep. evangel. III. 4. Ganz ebenso bringt der indische Urgeist Brahma das Weltei Brahmanda hervor. Menu, Gesetzbuch I. 13. Dasselbe Weltei wiederholt sich in mehreren Schöpfungslehren der Griechen, der s. g. Orphiker. Erst existirt nur ein Urgeist oder auch eine blosse Urmaterie (Chaos) und daraus wird ein grosses Ei, dessen untere Hälfte die Erde, dessen obere der Himmel ist. Lobeck, Aglaoph. I. 475. Hug, 180. Creuzer, Symb. IV. 79.

Die Hauptsache bei dieser Vorstellungsweise blieb immer der Dualismus von unten und oben, Erde und Himmel. Diodor I. 7. gibt eine ganz einfache Beschreibung davon, wie in der Weltkugel oder dem Weltei alle Bestandtheile chaotisch durcheinander gemischt gewesen seyen, sich aber auf natürliche Weise geschieden hätten, indem die leichten Elemente in der Höhe geblieben, die schweren sich in die Tiefe gesenkt hätten. So seyen Erde und Wasser untenhin, Luft und Feuer obenhin gekommen. Demnach sey die untere Welthälfte durch Finsterniss, Kälte, Schwere und Feuchtigkeit, die obere durch Licht, Wärme, Bewegung und Trockenheit charakterisirt worden. Damit stimmt ganz die Schöpfungslehre der nordischen Edda überein, nach welcher unten das eiskalte und feuchte Niflheim, oben das feurige Musplheim war, durch das Herabfallen der Feuerfunken in das Eis aber die Mischung entstand, aus welcher sich die Elemente gebildet haben. — In den griechischen und den orientalischen Vorstellungen erhielt der Himmel oben immer männliche, die Erde unten immer weibliche Bedeutung. Diese Vorstellung blieb aber allen germanischen Stämmen fremd.

Der Dualismus im Raume ging dem in der Zeit parallel. Der untern oder Nachtseite des Raumes entsprach die Nacht und der Winter in der Zeit, der Lichtseite des Raumes oben der Tag und der Sommer.

Eine begreiflicherweise erst spätere Spekulation der Griechen fixirte innerhalb des räumlichen Dualismus einen höchsten Lichtpunkt oben und einen tiefsten Nachtpunkt unten, das abstrakte Licht und Leben, Geist und Wirken gegenüber der

abstrakten Finsterniss, dem abstrakten Tode. Beide als reine Abstrakta jungfräulich gedacht. Das ewig reine Licht, zugleich als der edelste Geist gedacht, erhaben über alle Götter, selbst über ihren eigenen Vater, den weltbeherrschenden Zeus, die jungfräuliche Pallas Athene, und in der untersten Tiefe die gleichfalls jungfräuliche, aber so schreckliche Gorgo, dass ihr blosser Anblick alles versteinert, alles Leben tödtet. Da diese beiden Begriffe dem sittlichen Gegensatz noch mehr angehören als dem physischen, können wir sie erst später genauer erörtern.

Jemehr die Erkenntniss der Dinge fortschritt, um so mehr musste endlich der Dualismus zwischen Erde und Himmel verlassen und musste dem letztern allein die Herrschaft zuerkannt werden. Dies geschah in der Zeit, in welcher das Sonnenjahr bereits festgestellt und der Lauf der Planeten entdeckt und berechnet, desgleichen der Nordpol als das Centrum des beweglichen Himmelsgewölbes erkannt war. In jener Zeit, in welcher man zuerst die Parallele zog zwischen den sieben Planeten und den sieben Sternen am Nordpol. In jener Zeit, in welcher die Wohnung der Götter von den Gipfeln der Berge höher hinauf versetzt wurde und Zeus, der Weltherrscher selbst aus den Donnerwolken am Berge seine Residenz in den höchsten Feueräther hinauf verlegen musste.

Die Ueberordnung des sichtbaren Himmels über die Erde drängte sich den Menschen unwiderstehlich auf, sobald sie sich überzeugt hatten, in welcher Regelmässigkeit durch die leuchtenden Himmelskörper die Zeit in Tage und Nächte, Monate und Jahre eingetheilt, die Vegetation und alle Fruchtbarkeit in der Folge der Jahreszeiten geweckt wird und die Erde sich doch zu alledem nur passiv verhält. Hatte man aber einmal die Herrschaft der astralischen Mächte anerkannt, so ging man noch weiter und schrieb ihnen auch noch eine Herrschaft unter der Erde zu. Man sah ja die Sonne und den Mond unter die Erde versinken, wie hätten sie nicht auch unter der Erde mächtig wirken sollen? Vor allem verrieth sich diese Wirkung im Keimen der Saaten. Ja man rechnete dazu auch die edlen Metalle, insbesondere das sonnenhafte Gold, das mondhafte Silber. Es war ein allgemeiner Glaube, dass sämmtliche sieben Planeten in sieben Hauptmetallen ihre Energie niederlegten. So wurde Pluto, Gott der Unterwelt, zu Plutus,

dem Gotte des Reichthums, und wurde derselbe Pluto nicht nur als Bruder des Zeus, sondern auch als chthonischer Zeus selbst gedacht. Man begreift leicht, welchen grossen Einfluss diese Vorstellungen auf die später erst ausgebildete Unsterblichkeitslehre haben mussten, als man anfing, die in der Erde begrabenen Todten mit dem in der Erde schlafenden Saatkorn zu vergleichen, welches wieder aufwacht und zum Licht emporwächst.

Unter diesen Voraussetzungen wurde nun auch aus der Erdmutter, welche sich die Griechen anfangs als die Gäa, ein rein materielles und ungeheuerliches Wesen gedacht hatten, ein unendlich zarteres, gebildeteres Wesen, nicht mehr von unten nach oben wirkend, sondern umgekehrt die Keime des Himmels übertragend in die Erde.

2.

Die Himmelberge.

In den ältesten Zeiten galt der Donnergott für den mächtigsten und man dachte sich seine Wohnung auf dem höchsten Berge, weil die Gewitterwolken sich an den Bergen zusammenziehen. Selbst die Juden, deren Religion doch von den ältesten Zeiten an viel geläuterter war als die der Heiden, konnten sich ihren Jehovah in seiner Machtfülle nicht anders denken als blitzend und donnernd auf dem Berge Sinai. Die Inder dachten sich ihren Indra thronend auf dem Meru, dem höchsten Gipfel, der vom Himalayagebirge auf ihre weiten Lande hinabschaut. Das Gebirge hat seinen Namen von dem Himmel erhalten, den es tragen sollte, denn immer noch blieb Meru die Wohnung aller Götter in den spätern Zeiten, in denen Indra nicht mehr für den höchsten galt. Zum höchsten wurde Brahma, der Urgeist, erhoben und es ist bedeutsam, dass die Inder, dem angeborenen menschlichen Zug zur Höhe folgend, sich den Himmel Brahmas zwar noch auf demselben Meru, doch über den Himmel Indras erhoben dachten, mit der grossen Himmelsstadt Brahmapatnam, glänzend wie Gold mit vier Thoren, aus denen die vier grossen Ströme des Himmels herabfliessen, und von wo aus täglich die Sonne ausfährt, um dahin

zurückzukehren. Asiat. Originalschriften I. 93. 98. Harivansa, von Langlois III. 246. Derselbe Berg heisst bei den Mongolen und Chinesen Summeru (der schöne Meru). In einer grossen Stadt auf seinem Gipfel wohnen alle Seligen. Die Sonne kreist um ihn. Am Morgen bescheint sie seine silberne, am Mittag seine blaue, am Abend seine rothe, in der Nacht aber seine goldne Nordseite. Man kann sie in der Nacht zwar nicht sehen, weil der Berg dazwischen liegt, aber gerade dahinten soll alles Gold und viel schöner als vorn seyn. Pallas, Histor. Nachrichten II. 22. Bergmann, Streifereien III. 29.

Hier verhält sich im Volksglauben die Nordseite zu den andern im Raum, wie sich nach der am weitesten verbreiteten Vorstellung des Alterthums das goldne Zeitalter zu den andern, immer schlechter werdenden in der Zeit verhält.

Die alten Perser dachten sich den im Norden ihres Reichs aufsteigenden höchsten Gipfel des Kaukasusgebirges, Albordj (heute noch Elborough genannt) als den Urberg, der in der Mitte der Welt bis zum Himmel emporwachse, wo ihr höchster Gott Ormuzd im ewigen Licht wohne, von wo Sonne, Mond und Sterne ausgehen und wohin sie wieder zurückkehren. Schwenk, Pers. Myth. 293. Ritter, Erdkunde VIII. 44.

Bei den alten Griechen war der hohe Berg Olymp in Thessalien Ursitz des Donnerers und die Wohnung aller Götter. Nachher auch der Berg Ida. In Deutschland gibt es noch jetzt mehrere Donnersberge. In der nordischen Edda heisst es, die Götter (Asen) wohnen in Asgard auf einem himmelhohen Berge, wie in einer Burg befestigt und mit vielen prachtvollen Hallen.

Es könnte zufällig scheinen, dass den Indern, Persern, Griechen ihre heiligen Himmelberge gerade im Norden lagen; wenn das aber auch nicht der Fall gewesen wäre, würde der magnetische Zug nach Norden, dem die Menschengeister folgen müssen, weil die Augen sie dahin ziehen, immerhin auch über die Berge hinüber den Mittelpunkt des Weltraums in der nördlichen Richtung des Horizontes und Himmels gesucht haben. Denn es konnte den alten Völkern nicht entgehen, dass der ganze Himmel mit seinen unzähligen Sternen sich um einen Mittelpunkt im Norden im Kreise bewegt.

Schon in Menus altem Gesetzbuch der Inder I. 97. heisst

es: „Ein Jahr der Sterblichen ist ein Tag der Götter oder der Regierer des Weltalls, die um den Nordpol sitzen.“ Und in demselben Gesetzbuch VI. 31. heisst es weiter, wenn ein Brahmane unheilbar krank werde, so solle er geradeaus „nach dem unüberwindlichen Punkt im Nordosten“ wandern, bis er hinfällt und stirbt. Auch die alten Etrusker glaubten an die Wohnung der Götter im Norden. Varro 81. Mart. Capella, de nupt. phil. I. 15. Otfried Müller, Etrusker II. 129. Die Esthen glauben heute noch, am jüngsten Tage werde alles gegen Norden fallen. Diesem Glauben kann nicht wohl eine andere Vorstellung zu Grunde liegen, als die, dass am Nordpol alles begonnen habe und dort auch alles endigen müsse.

Im indischen *Oupnakhat* III. 67. IV. 80. spinnt Gott als Spinne alles aus sich heraus. Noch Erigena, de div. nat. 3. theilt diese Vorstellung und glaubt, wie Gott alles aus sich habe hervorgehen lassen, so werde er auch alles wieder in sich hineinziehen.

Dass der Nordwind, den die Griechen Boreas nannten, erfrischt, der Südwind dagegen ermattet und oft Krankheiten herbeiführt, weiss jeder. Boreas galt deshalb als der Lebenswind, der vom Nordpol her Leben bringt, der Südwind dagegen galt als Hauch des Todes. Porphyrius, de antro nymph. 21. Er sowohl als Macrobius, somn. Scip. I. 12. lehren, mit dem Nordwinde kommen alle Keime und Seelen der noch Ungeborenen durch die Milchstrasse herab auf die Erde. Und natürlicherweise aus dem Nordpol. Die Griechen nannten auch den heiligen Albordj der Perser im Kaukasus Elleboros, als den Berg, von dem Boreas herweht und auf dem er gleichsam auf seinem Wege vom Nordpol her ausruht, *Βορέου κοίτη*, das Lager des Boreas. Vergl. Ritter, Vorhalle S. 463.

Jenseits der Gebirge, von denen Boreas herweht, dachten sich die alten Griechen das selige Volk der Hyperboreer. Dieser Name heisst wörtlich: die über den Boreas hinaus Wohnenden. Die Griechen nennen sie durchgängig die Seligen, die Langlebenden. Strabo XV. 711. Die orphische Argonautenfahrt 1105. Josephus, Arch. I. 4. Clemens von Alexandrien, strom. 1. Noch Adam von Bremen IV. 37. kennt Halagland, das heilige Land, ein fabelhaftes im höchsten Norden

liegendes Land voll Wonne. Das ist das Goldland auf der Nordseite des Summeru, dessen wir vorhin gedacht haben.

Darf man vielleicht im Titanen Hyperion, Sohn des Uranos (des Himmels), Vater des Helios, der Selene und der Eos (Sonne, Mond und Morgenröthe) den Erstgebornen des Himmels, den über allem stehenden Nordpol erkennen, die erste Quelle des Lichts? Hesiod, 134.

Im altpersischen Zendavesta ist Ver die himmlische Burg des Urkönig Dschemschid, worin er die Keime aller Pflanzen, Thiere und Menschen bewahrt. Vendidad, Farg. II. Jez. 9. und Anhang bei Kleuker III. 7. 85. Creuzer, Symb. II. 212. 635. Schwenk, Myth. der Perser S. 14. Dieses Urreich der Schöpfung, von dem alles herkommt, ist zugleich das Todtenreich, wohin alles zurückkehrt, weshalb Roth in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft IV. 420. den persischen Dschemschid mit dem indischen Jama identificirt.

Dasselbe scheint die Stadt Beroë zu seyn, welche nach des Nonnus reizender Schilderung (Dionysiaka 41—43) von lieblichen Gärten und Inseln umgeben mitten im Ocean liegen soll. Hier landete zum erstenmal Aphrodite und als sie den Boden betrat, blühte ein Paradies vor ihren Schritten auf und hier gebar sie den Eros. Das ist Eros Protogonos, der Erstgeborene der Schöpfung, die Liebe als das weltbewegende Princip. Wir dürfen sowohl dieses Beroë als jenes Ver auf das Land der seligen Hyperboreer und auf den Anfang aller Dinge im Nordpol beziehen.

3.

Das Bärengestirn.

Der dem eigentlichen Pol am nächsten stehende s. g. Polarstern am nördlichen Himmel ist zu unmerklich klein, als dass er eine reiche Mythologie tragen könnte. Das Auge haftet nicht einmal auf dem nächsten Sternbild des kleinen Bären, sondern erst auf dem zweitnächsten glänzenden Siebengestirn oder grossen Bären. Es besteht aus sieben Sternen zweiter Grösse, die hell am Himmel glänzen und so gegen einander gestellt sind, dass viere den Leib, die drei andern

den Hals und Kopf eines Bären zu bilden scheinen. Man hat die vier auch mit einem Wagen und die drei mit seiner Deichsel verglichen. Die grosse Bedeutung dieses Sternbildes liegt aber nur in dem Umstande, dass es dem Pol am nächsten steht und sich unmittelbar um denselben herum bewegt.

Manilius, Astron. V. 277. gibt eine schöne Schilderung des Bärengestirns, der Höhe der Welt, von der man auf alle andern Gestirne hinabsieht und um die alle sich bewegen. Hier oben in eiskalter Luft steht die Achse des Weltalls unbeweglich und dringt von oben herab in das tiefste Innere der Erde, aber unsichtbar.

Bei den Indern galten die sieben Sterne für Rishis, fromme Büsser, die um den Mittelpunkt des Himmels wohnend beständig in die Betrachtung Gottes versunken sind. In der Mitte aber thronte Indra.

Auch die Chinesen kennen das Naturcentrum. Sie nennen den Pol Abgrund der Tiefe. Windischmann, die Philosophie im Fortschritt der Weltgeschichte I. 185. Im grossen Bärengestirn sehen sie den Palast des höchsten Gottes und Herrn, des Urgeists *Tai-kie*, der hier mit seinen himmlischen Mandarinen hohen Rath hält und von wo alles Maass und Ziel, alles Glück und Unglück in der Welt ausgeht. Der Polarstern heisst auch Palast der Mitte. Nach derselben Quelle S. 193. strömt aus diesem Mittelpunkt des Himmels unaufhörlich ein zauberischer und schöpferischer Einfluss auf die ganze Erde aus, wie bei den Griechen Uranos, der Himmel, die Gäa oder Erde umfasst.

Als das Thor, durch welches alles Leben in die Welt herabgekommen seyn und wieder von da in den Himmel zurückkehren soll, wird das Sternbild des grossen Bären ausdrücklich in Thomassons finnischer Mythologie bezeichnet. Hier heisst es nämlich Seite 38, der Gott Otho habe sich aus dem Bärengestirn in einer goldnen Wiege an silbernem Bande auf die Erde niedergelassen, und Seite 57 heisst es von der Biene, sie soll über Mond, Sonne und Sterne hinaus bis zur Achse des Wagens in den Mittelpunkt des Himmels eilen und Honig aus der Vorrathskammer des Allmächtigen holen. Die Biene aber ist ein bekanntes Sinnbild eines Seligen, einer im Himmel wiedergeborenen Seele. Auch steigen die Finnen nach dem

Tode auf den Schultern des Bären in den Himmel hinauf. Mone, Heidenthum I. 62.

Nach dem Glauben der alten Babylonier thronte „der bärtige Blitzgott“ unter dem Siebengestirn. Grotefend, Erläuterung der Keilinschriften 1852. S. 21. Man erkennt daraus sehr deutlich, wie die Donnersberge bis zu den Sternen empor gestiegen sind, indem allmälig der Donnerer, als der älteste Gott, in einen höheren Begriff des allgemeinen Weltgottes überging. So wurde auch der germanische Donnergott von den irdischen Bergen empor zu den Sternen erhoben. Bevor der Odinscultus im Norden herrschend wurde, scheint Thor als ältester Volksgott verehrt worden zu seyn. Zu Upsala in Schweden sah man sein kolossales Holzbild auf einem Throne sitzen, das Haupt geschmückt mit einer Krone, an der linken Hand sieben Sterne. Ericus, hist. Sue. Goth. I. 1. Fant, script. rer. Suec. I. 252. *Björn* (Bär) war ein Beiname des Thor, auch *veor*. Nach der Hymsquida 11. 17. 22. Voluspa 56. Das mahnt deutlich an das persische Ver und Beroë. Der deutsche Sagenheld Dietrich mit rothem Haar und Flammenathem, in welchem schon Grimm und Uhland den nordischen Thor wiedererkannt haben, wird immer Dietrich von Bern genannt, worunter man insgemein die Stadt Verona verstanden hat, dessen Name und Begriff aber ohne Zweifel viel älter und von mythischem Ursprung ist. Es muss hier auch noch an Boer und Buri, die Väter Odins erinnert werden. Ob sie aber mit Boreas und dem Bärengestirn irgend zusammenhängen, lässt sich bei der Armuth an Quellen nicht beantworten. Bemerkenswerth ist, dass in Norddeutschland das Bärengestirn auf die Neujahrsfeier, d. h. das Centrum im Raum auf das Centrum in der Zeit bezogen wurde. Im Oldenburgischen stellt nämlich bei den Neujahrsumzügen eine Maske das Siebengestirn vor. Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg II. 63.

Die Abiponer in Südamerika sehen im Siebengestirn ihren göttlichen Grossvater. Weil es in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizont verschwindet, halten sie ihn für krank und trauern um ihn;[1] wenn es dann wieder emporsteigt, feiern sie ein Freudenfest. Dobrizhofer II. 87. Die Wilden in Brasilien verehren das Siebengestirn als ihren höchsten Gott, unter welchem sie ehemals wie im Paradiese ohne Arbeit ge-

lebt hätten, bis ein Fuchs sie bei ihm verleumdete. Barlaei, res gestae in Brasilia 421. Roger, Offene Thür des Heidenthums 983.

'Αρκτος, der griechische Name des Bärengestirns, ist zugleich der Name des altbrittischen König Artus oder Arthur, vom britischen *arth*, Bär. An des Artus berühmter Tafelrunde sitzen zwölf Helden, hier geht also die Siebenzahl der Sterne in die Zwölfzahl der Zeichen im Thierkreise über. Daher finden wir auch den nordischen Thor, als ältesten Hauptgott der Scandinavier vor Odin, einmal mit zwölf, anstatt mit sieben Sternen abgebildet. Olaus Magnus, III. 3. Sofern die zwölf Thierzeichen im Raume den zwölf Monaten in der Zeit entsprechen, gehörte auch der erste Monat Januar dem höchsten Gott im Naturcentrum an und hiess deshalb Thormonat.

Die Inder lehren: Im Kampfe mit den Asuren (bösen Dämonen) liess Brahma aus seinem Munde den Dschambuwan als grossen Bären hervorgehen, zu dem einmal Krischna flüchtete, um ein verlorenes Kleinod zu suchen. Polier I. 579. Von dort her kamen auch die Bären als Bundesgenossen des Rama gegen die Dämonen und, wie es im Ramayana weiter heisst, gesellten sich diesen Bären von der andern Seite Affen zu, um ebenfalls dem guten Gott zu helfen. Die Affen sind daher Sinnbilder des Südpols, die Bären des Nordpols. Auch Apulejus, myth. XI. 260. bringt in einem Aufzug der phrygischen Göttermutter eine Bärin in Verbindung mit einem Affen. Beide finden sich auch auf einer Terracotta aus Salzburger Gräbern. Bachofen, Der Bär S. 12.

Im Gedicht Waltharius erscheint der grosse Bär weiblich als Attilas Gemahlin unter dem Namen Ospirn. Vergl. Grimm, D. Myth. 119. Bei den Finnen hat der grosse Bär Otho eine Gattin Otawatar, die man anruft, Verlorenes oder Gestohlenes wieder zu bringen. Thomasson, Finnische Myth. 39. Auch die Griechen dachten sich das Siebengestirn als grosse Bärin und verbanden damit den Begriff einer Mutter und Amme des Weltalls. Beide Sternbilder des grossen und kleinen Bären galten als Ammen des höchsten Gottes Zeus. Porphyrius, Leben des Pythagoras 4. Die berühmte Sitte des Einbärens der Jungfrauen oder der Einweihung zu Bärinnen wird zwar von Suidas s. v. Arktos als Sühne wegen der Tödtung einer

der Artemis geheiligten Jungfrau erklärt, bedeutet aber nur den Eintritt in die Mannbarkeit und zugleich die Sühne, welche alle irdischen Mütter der Göttin ewiger Keuschheit schuldig sind. Ueber die Beziehung der Bärin auf das gern und leicht Gebären vergl. Plinius, Naturgeschichte VIII. 6. Aelian, Thiergesch. XI. 19. Oppian, von der Jagd III. 196. Auch noch in unserer Sprache begegnen sich Bärin und Gebären und klingt die Mutter Perchta an die indische Pravati, wie denn auch die indische Yoni und die lateinische *porta* zusammenfallen. Ganz in demselben Sinne ist Beroë, das persische Ver, das deutsche Bern, als der sich öffnende Mittelpunkt des Himmels zu verstehen, aus dem die ganze Welt hervorgegangen ist, der Born oder Brunnen des Alls.

3.

Die Sphärenharmonie.

Nach Lukian, Astrologie 219. horchen die Sternbilder des Thierkreises umher dem Orpheus, der die Lyra spielt und singt. Er muss also im Mittelpunkt des Sternenhimmels gedacht werden und das Siebengestirn hat sieben Sterne wie die Lyra sieben Saiten. Nun stehen zwar diese Sterne nicht wie Saiten parallel, aber auch die sieben Planeten stehen nicht parallel und bilden doch die Harmonie der Sphären. Das Bild der Lyra und ihrer sieben Saiten ist von den Alten sowohl auf die Planetenscala, als auf das Siebengestirn angewendet worden und zum Ueberfluss ist die Leyer des Orpheus auch noch in ein besonderes Sternbild an den Himmel versetzt worden. Hygin, poeta astron. II. 7. Orpheus ist Priester des Apollo und dieser Gott der Sonne und der Harmonie steht, wie noch später ausgeführt werden wird, in der genauesten Beziehung zu den Hyperboreern und zum Nordpol. Der Mythus, wonach alle Zeichen des Thierkreises dem Orpheus lauschen, wiederholt sich in dem noch allgemeiner bekannten, dass alle Thierarten sich um ihn schaaren, um ihm zuzuhören, auch sogar die Bäume und die Flüsse herbeikommen. Wir können uns ihn also nur im Centrum der Natur denken.

Ganz in gleicher Weise lehrt das grosse Epos der nordischen Finnen, Kalewala, ihr höchster Gott Wäinämöinen werde, wenn er seine Kandele (Telyn, Harfe) spiele, von allen Thieren der Erde, des Meeres und der Luft umringt, die seinen Tönen lauschen. Die Verhandlungen der esthnischen Gesellschaft in Dorpat I. 1. enthalten noch eine esthnische Sage, wonach alle Töne der sichtbaren Welt dem Gotte abgelauscht sind, das Rauschen der Bäume, das Rauschen der Wellen, das Sausen und Pfeifen des Windes, der Gesang der Vögel. Die Misstöne der Thiere werden von denen hergeleitet, welche entstanden, wenn Wäinämöinen die Saiten aufzog und die Wirbel drehte. Die Fische mussten stumm bleiben, weil sie nur die Augen aus dem Wasser hervorstreckten, die Ohren aber darin liessen. Der Mensch aber allein fasste die Stimme des Gottes in den Tiefen des Herzens auf, dass nun auch seine Stimme bis zum höchsten Wohnsitz der Götter hinaufdringt.

Wenn die Griechen vom Sänger Amphion erzählen, er habe die Stadt Theben erbaut, indem er die Lyra spielte und nach seinen Tönen die Steine sich von selbst harmonisch zusammenfügten (Apollodor III. 55. Pausanias IX. 5. 4. Phälostratos, Gemälde I. 10), so ist das nur auf einen kleinen Punkt der Erde angewandt, was vom ältesten und höchsten Gotte gilt. Die Griechen selbst haben das wohl gewusst, denn sie machen den Amphion zum Bruder des Asterios (des Sternenhimmels) und zum Gatten sowohl der Persephone, als der Niobe. Das sind Anklänge an die tiefsinnigsten Mythen. Persephone bedeutet nicht blos die Unterwelt unter der Erde, sondern auch die irdische Oberwelt unter dem Himmel, die Natur im Raum und ihren Wechsel in der Zeit, im Gegensatz gegen den Götterhimmel und die Ewigkeit. Niobe bedeutet den Tod in der Natur, der mit jedem Jahreswechsel eintritt. Ihre zwölf sterbenden Kinder sind die Monate; indem der Schmerz sie versteinert, wird damit die Härte des Winters ausgedrückt. Dem Tode folgt aber die Wiedergeburt in jedem Frühjahr, das bedeutet die aus der Unterwelt zur Oberwelt der Erde zurückkehrende Persephone.

Vom göttlichen Sänger, dem die Thiere lauschen, kehrt auch eine Spur in Indien wieder. Hier ist es der Sänger Gunadhya. Somadeva, indische Märchen S. 30.

An die Stelle der siebensaitigen Lyra tritt in einem andern Mythenkreise die siebenröhrige Pansflöte. Pan hat eine doppelte Bedeutung. Das griechische Wort *Πᾶν* bedeutet „Alles". Er ist also der Allgott, das Universum, Gott und Welt zugleich. Andererseits gilt er nur als Hirtengott und sinkt als Halbthier, indem ihn die Griechen halb Mensch, halb Ziegenbock seyn liessen, in die niedrigste Sphäre des Landlebens hinab. Das erklärt sich einzig durch seine Beziehung zur Zeit. Die Lyra klingt in alle Ewigkeit fort, die Pansflöte pfeift nur das irdische vergängliche Jahr ein. Indem der Gott des Alls und der Ewigkeit sich in die Zeit herablässt, wird er zum Zeichen des Steinbocks im Thierkreise, womit jedes neue Jahr anfängt.

Die Sphärenharmonie, die Musik der Sterne hat sich ohne Zweifel zuerst an die Planeten angeknüpft. Deren harmonische Bewegung um die Erde musste erst erkannt seyn, ehe man das Sinnbild der siebensaitigen Lyra auch auf das Siebengestirn am Nordpol übertragen konnte.

Die Entdeckung der Planeten und ihrer Bahnen hat in der Vorstellungsweise der alten Völker eine kaum geringere Revolution hervorgerufen als die der Solstitien. Die Alten kannten nur die fünf untern Planeten, rechneten aber Sonne und Mond dazu, weil auch diese sich in derselben Richtung am Himmel fortbewegen, und so bildete sich der Glaube an die sieben Wandelsterne aus oder an das dritte Siebengestirn. Das erste verehrte man im Sternbild des grossen Bären am Nordpol, das zweite in den Plejaden, das dritte in den sieben Planeten, und da diese letzteren der Erde am nächsten sind, schrieb man ihnen auch den grössten Einfluss auf die Erde und ihre Bewohner zu. Man identificirte sie mit den höchsten Göttern selbst und liess sie von ihrer Höhe herab die Welt regieren.

Darin beruht auch die Heiligkeit der Siebenzahl. Sie kehrt bei allen Völkern wieder. Bei den Indern bedeuten die sieben Säulen des in der Yoni stehendem Lingam die sieben Planeten. Dasselbe bedeuten in Indien die sieben Pferde am Wagen der Sonne. Die Sonne ist nun zwar selbst ein Planet, was jedoch die alten Völker nicht hinderte, sie andererseits wieder über alle Planeten zu stellen. Auf indischen Bildwerken findet man die Planeten auch als ein geflügeltes Pferd

mit sieben Köpfen abgebildet. Endlich dachten sich die Inder die Planeten auch als die sieben Windungen des Ganges, gleich diesem als Segensausflüsse der höchsten Gottheit.

Die alten Perser setzten die sieben Planeten als gute Geister den Kometen entgegen, die als böse Geister die Weltharmonie zu stören suchten. Rhode, die h. Sage S. 294. 366. Der gute Gott Ormuzd segnete die Welt von oben herab, der böse Gott Ahriman wollte sie von unten her zerstören oder wenigstens in Verwirrung bringen. Anguetil du Perron, der zuerst den Avesta nach Europa brachte, scheint eine Stelle desselben missverstanden zu haben, indem er auch die Planeten für böse Dämonen ausgab. Vullers Fragmente zu Zoroaster S. 51. lassen die Planeten Geschöpfe Ahrimans, aber durch Ormuzd gefesselt und veredelt seyn. Das Natürlichste ist wohl, in den Planeten eine gute und böse Seite gelten zu lassen, wie denn fast bei allen Völkern Sonne, Venus und Jupiter für segensreich, Mond, Mars, Saturn für verderblich galten.

Die Muhamedaner nahmen wie so vieles andere, so auch die Planetenlehre von ihren heidnischen Vorgängern in Persien an, leiteten sie aber in die üppigen Vorstellungen ihres Propheten ein. Muhameds Himmel war eine Welt der Wollust und so musste denn auch der Planetenhimmel ein solcher werden. In einer persischen Dichtung Nisamis wird das Verhältniss der Gottheit zu den sieben Planeten wie das eines irdischen Königs zu den Schönen seines Harems aufgefasst. Behram, so heisst der Glückliche, besucht am Sonnabend den schwarzen Palast des Saturn und findet darin eine dunkelfarbige Inderin, am Sonntag besucht er den goldnen Palast der Sonne und findet darin eine Griechin. Am Montag besucht er den grünen Palast des Mondes und findet darin eine Tatarin. Diese scheint sehr begünstigt, denn der Dichter bemerkt, das Frühlingskleid der Erde sey grün, die Flügel der Engel seyen grün und das Kleid des Propheten sey es auch. Benachtheiligt erscheint dagegen die Griechin, vielleicht weil die Muhamedaner die Griechen nicht leiden konnten, oder weil sie als Christen den Sonntag feierten. Am Dienstage ging der Fürst in den rothen Palast des Mars zu einer Russin, worin ebenfalls keine Schmeichelei liegt, weil der Mars für einen bösen Stern galt. Am Mittwoch galt der Besuch einer schönen Chorassanerin im blauen

Palaste des Merkur, am Donnerstage einer Chinesin im braunen Palast der Erde, und am Freitag, dem heiligsten Tage der Muhamedaner, einer Perserin im weissen Palaste der Venus. v. Hammer, Persische Redekünste 115. — In einem andern muhamedanischen Bilde thront die Sonne als stolzer König, ruht der Mond als schöner Jüngling auf blaue Polster hingestreckt. Dabei Merkur als Schreiber, Venus als Lautenspielerin und Tänzerin, Mars als Krieger, Jupiter als Richter, Saturn als Schelm und Geizhals, der seine Schätze in einem festen Schlosse birgt. v. Hammer, Rosenöl I. 4. Die Tänzerin und Lautenspielerin ist die chaldäische Liebesgöttin Anahid, die als „Bajadere des Himmels" den Reigen der Gestirne führt. Baur, Symbolik II. 1. 313. Derselbe Stern heisst bei den Arabern Zoharah und führt mit der Lyra den Reigen der Sterne. Einmal aber hielt er inne, um einer Schlacht auf der Erde zuzusehen. Herbelot s. v. Zoharah.

Bei der Zahl und Bewegung der Planeten lag es nahe, das Sinnbild der siebensaitigen Lyra auf sie anzuwenden. Die planetarische Sphärenharmonie soll von Pythagoras erfunden worden seyn. Er lehrte, jeder Planet bewege sich in einer besondern Sphäre um die Erde, einer hinter dem andern in gewissen Abständen und harmonisch klingend wie Saiten. Den tiefsten Ton habe der Saturn, den höchsten der Mond. Er allein konnte sie hören, sonst kein Mensch. Jamblichus, Leben des Pythagoras XV. 66. Aristoteles, de coelo 19. Plinius, Naturgesch. II. 3. Pythagoras lehrte aber auch, der Mensch könne die himmlische Musik nur deshalb nicht mehr hören, weil er ein gefallener Geist, seiner himmlischen Heimat entrückt und in den groben irdischen Leib gebannt sey. Macrobius aber in Somn. Scip. II. 3. fügt hinzu, der Mensch würde gar keinen Sinn für Musik haben können, wenn er sie nicht in seinem frühern Daseyn gekannt hätte. Die Musik ist Heimweh zum Himmel.

Auch noch der christliche Clemens von Alexandrien strom. V. 563. glaubte, die Sonne theile den Planeten das Licht zu nach einer göttlichen Musik. Man bezog auf die Sphärenharmonie auch Stellen aus der h. Schrift. Im Hohenliede 6. 10. tönt die Sonne. Im Psalm 19. 1—5. heisst es: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, durch alle Lande gehet ihr Klang".

Die Planeten ordnen sich in ihrer Harmonie der höchsten Gottheit unter, wie die Rishis am Nordpol. Sie galten daher für Diener der Gottheit. Servius zur Aeneis X. 272. Insofern sind sie die Kureten, die den neugebornen Zeus hüten und mit ihrem lärmenden Waffentanz das Kindesgeschrei übertönen, dass es der mordgierige Vater Chronos nicht hört. Apollodor I. 1. 3. Und auch die Korybanten, das lärmende Gefolge der Erdgöttin Kybele, wobei schon die Beziehung der Planeten auf die Metalle im Schoose der Erde in Frage kommt. Auch der Sonne dienen die übrigen sechs Planeten, wobei man sich dieselbe in der Mitte zwischen den drei obern und den drei untern denkt. Lydus, de menss. ed. Roether p. 10.

Der Sonnengott Appollo ist wohl nicht blos deswegen Gott des Gesanges geworden, weil geistiges Licht die Sänger erleuchtet, sondern auch wegen der Beziehung der Sonne zu den Planeten, in deren Kreise sie vorherrscht und mit deren Beistand sie die Sphärenmusik intonirt. Das ist Apollo mit der Leier unter den Musen. In Plutarchs Gastmahl IX. 14. finden wir die Musen an die Planetensphären vertheilt. Noch ausführlicher bei Martianus Capella, de nupt. philos. I. 27.

Pythagoras soll zu den sieben Tönen der Lyra zuerst den achten, einfach durch Wiederholung des ersten hinzugefügt und somit die Octave erfunden haben. Nocomach. enchirid. harmon. I. 5. Vergl. über die Sphärenmusik überhaupt die hübsche Monographie derselben von Piper. Zu Pythagoras möchte ich noch bemerken, dass derselbe durch seine Bedeutung für die Musik in nächster Beziehung zum apollinischen Kreise, zu Orpheus und den Orphikern steht, gewiss in einer näheren Beziehung als zur ägyptischen Lehre. Das musikalische Element finden wir nun auch im nördlichen Europa vorherrschen, bei den Finnen, von denen oben die Rede war, und in den Harfen und Geigen der germanischen und slavischen Völker. Die Nachricht bei Diodor V. 28., dass er mit den Celten in engerer Verbindung gestanden, ja dass sie ihre Unsterblichkeitslehre ausdrücklich von ihm gelernt hätten, scheint mir wichtiger zu seyn, als wofür man sie bisher genommen hat.

5.

Die Himmelsleiter.

Die alten Völker haben bekanntlich sieben Planeten angenommen und zu denselben irrthümlich auch Sonne und Mond gezählt. Weil die Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn denselben Lauf am Himmel nehmen, wie Sonne und Mond, während alle andern Sterne am Himmel theils kleiner sind und alle unbeweglich bleiben, glaubten die Alten neben den grossen Himmelslichtern der Sonne und des Mondes auch jenen fünf Planeten einen Antheil an der Zeitbestimmung und Lenkung des Weltschicksals gönnen zu müssen. Man sah diese beweglichen Gestirne als die Hausherrn der Welt, als die im Universum herrschende Götterfamilie an und vertheilte an sie gleichsam die Aemter des Weltreichs, die besondere Verwaltung der einzelnen Departements, der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere und endlich der Menschen. Da der Mensch aber die kleine Welt in der grossen, den Mikrokosmos im Makrokosmos darstellt, machte man jeden Planeten wieder zum Patron eines besondern Organs und Gliedes des Menschen. Am wichtigsten aber erschien jenen alten Sterndeutern die Constellation der Planeten bei der Geburt eines Menschen, woraus sie auf dessen Zukunft schliessen zu dürfen glaubten.

Nach ihrem Abstande von der Erde bilden die Planeten gleichsam eine Leiter von sieben Stufen, und alle alten Völker, die an Seelenwanderung glaubten, dachten sich, die Seelen kommen oben vom Himmel herab entweder auf der Milchstrasse, oder auf der Stufenleiter der Planeten, oder auf beiden, gehen auf der Erde in irdische Leiber über und kehren nach dem Tode, wenn sie nicht in neue Leiber eingehen müssen, auf demselben Wege wieder zurück in die himmlische Heimat. Macrobius, somn. Scipionis I. 12. Porphyrius, de antro nymph. p. 106. de abstin. 14. 16. Celsus bei Origenes VI. 22. Die Juden glauben, das Paradies sey oben im Himmel gewesen und Adam auf der Stufenleiter der Planeten herabgestiegen. Eisenmenger, Entd. Judenthum I. 370. In der berühmten Himmelsleiter, welche Jakob im Traume sah, liesse sich eine Hindeutung auf die Planetenleiter finden. Ebenso in der goldnen Kette, welche

Zeus aus dem Himmel herabliess und an welcher alle andern Götter ziehen mussten, ohne ihn herab ziehen zu können. Ilias VIII. 5. Das bezeichnet den Gott des hohen Aethers, der die untern Sphären alle beherrscht.

Wenn die Seelen auf der Planetenleiter herabkommen, ist ihre letzte Station der Mond, von wo aus sie unmittelbar zur Erde gelangen. Daher galt der Halbmond für das Seelenschiff. Die Manichäer nannten den Halbmond *navis vitalium aquarum*, das Schiff der lebendigen Wasser, d. h. der Seelen, die das Mondschiff abwechselnd empfängt und mit denen es sich füllt und die es wieder ausleert. Baur, Manichäer S. 226. 292. Die Inder glauben, der Mond empfange aus der Sonne den Unsterblichkeitstrank und leere ihn wieder aus. Nach dem Vaya-Purana bei Wilson, Theater der Hindu I. 96. Auch in China glaubt man, die Seelen gehen in den Mond ein. Mendez Pinto, Reise S. 215. Die Juden nennen die Sphäre des Mondes den Aufenthalt der Geister. Beer, Sekten der Juden II. 119. Eine Spur des Glaubens findet sich auch in Deutschland. Unfruchtbare Frauen trinken aus einer mondbeschienenen Quelle, um Kinder zu bekommen. Wolf, Hess. Sagen Nr. 16. Schönwerth, Oberpfalz II. 63.

Eine merkwürdige Erinnerung an die Planetenleiter finden wir in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 91. Hier klettert der junge Held an einer Eiche mit sieben Löchern oder Staffeln zum Himmel empor.

Nach Macrobius a. a. O. glaubten die Alten, die vom Aether zur Erde hinabsteigende Seele empfange unterwegs auf der Planetenleiter von jedem Planeten eine besondere Gabe des Geistes und der Seele. Nach Plutarch, vom Mondgesicht 28 bekommt er den *νοῦς* (Geist, Verstand) von der Sonne, die *ψυχή* (Seele, Gemüth) vom Monde. Die Vorstellungen der Alten weichen in Nebendingen ab, am künstlichsten ausgedacht waren die ägyptischen, denn hier kommen noch weitere Unterscheidungen neben Geist und Seele und sogar die Voraussetzung von Genien und Schutzgeistern vor, die den Menschen überall gleichsam als Theile seines Selbst begleiten. Vergl. Röth, die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre, Anmerkungen 261. 262. Weil nun die Planeten vor der irdischen Geburt des Menschen auf seine vom Himmel herabkommende

Seele diesen Einfluss übten, war das s. g. Horoskop oder die Ermittelung, unter welcher Planetenconstellation jeder Mensch geboren sey, eine wichtige Angelegenheit.

Nach Plotemäus I. 19. beherrschen die Planeten Saturn den Osten, Jupiter den Norden, Mars den Westen, Venus den Süden.

Ueberall galten Sonne, Venus und Jupiter als glückbringend, Mond, Mars und Saturn als unglückbringend. Merkur blieb neutral. Stuhr, asiat. Religionssystem 406. Am meisten galt der Glaube, die Sonne beherrsche den Geist (die schaffende Geisteskraft), der Mond den Leib, Mars das Blut, Merkur das Ingenium (den alles berechnenden Verstand), Jupiter die Ehre, Venus die Liebe, Saturn den Humor. Servius zu Virgils Aeneis XI. 51. Mythrogr. Vat. III. 9. 7. Am Leibe regiert jeder Planet ein Glied oder Organ, worüber aber die Ansichten verschieden sind. Der Sonne theilt man das Gehirn, das rechte Auge und den Mund zu; dem Monde das linke Auge, Magen und Bauch, dem Merkur Herz, Zunge und Hände, der Venus die Nieren und Genitalien, dem Mars Galle und Leber, dem Jupiter Lunge und Adern, dem Saturn Ohren und Milz. Ferner dem Monde das Kindesalter, dem Merkur die Knabenzeit, der Venus und dem Mars die Jünglingszeit, der Sonne und dem Jupiter das Mannesalter, dem Saturn das Greisenalter. Unter den Zahlen gehört 1 und 4 der Sonne, 2 und 7 dem Monde, 3 dem Jupiter, 5 dem Merkur, 6 der Venus, 8 dem Saturn, 9 dem Mars. Unter den Farben gehört gelb der Sonne zu, weiss dem Monde, grün der Venus, blau dem Jupiter, roth dem Mars, grau dem Saturn, Merkur ist schwarz und weiss. Unter den Metallen wird das Gold von der Sonne beherrscht, das Silber vom Monde, das Quecksilber vom Merkur, das Kupfer von der Venus, das Eisen vom Mars, das Zinn vom Jupiter, das Blei vom Saturn. Auch die sieben Kasten der Inder werden von den Planeten hergeleitet. Aus der Sonne kamen die Brahmanen, aus den andern Planeten die niedern Kasten. Bailly, Gesch. der Sternkunde II. 99.

Wie bekannt ist auch jeder der sieben Wochentage ursprünglich nach einem Planeten genannt. Die Einflüsse der Planeten auf die Natur und den Menschen wurden als bleibende gedacht, jedoch modificirt durch die Veränderungen in

der Zeit. Die Wirkung des Planeten stärkte und schwächte sich in der Zeit, je nachdem der Planet in seinem Laufe durch den Thierkreis einen andern Standpunkt erreichte. Jedem Planeten waren ein oder zwei Zeichen des Thierkreises als die ihm zugehörigen Wohnungen oder Häuser (*domus*) zugewiesen und zwar der Sonne das Zeichen des Löwen, dem Monde das Zeichen des Krebses; den fünf andern Planeten gehörten je zwei Häuser, dem Merkur das Zeichen der Zwillinge und der Jungfrau, der Venus das des Stiers und der Wage, dem Mars das des Widders und Scorpions, dem Jupiter das des Schützen und der Fische, dem Saturn das des Steinbocks und des Wassermanns. Sextus Empiricus V. 34. Ptolemäus, tetra bibl. I. 439.

Durch sein Haus beherrschte der Planet nicht nur den Zeitraum des dem Thierzeichen entsprechenden Monats, sondern auch irgend ein Land, einen Stand, eine Lebensverrichtung etc. Sofern aber jeder Planet alle Thierzeichen oder Häuser nacheinander passirt, befindet er sich in seiner vollen Kraft (*dignitas*) nur wenn er in seinem eigenen Hause ist, dagegen in seiner Schwäche (*debilitas*) wenn er in dem gerade gegenüberstehenden Hause ist, welches man seine Verbannung (*exilium*) nennt. Der Planet wird um so stärker, je höher er am Himmel steht (*exaltatio*), und schwächer, je tiefer er steht (*casus*). Endlich übertrug man die Zwölfzahl der Monate je auf die zwölf Stunden des Tages und der Nacht und gab jeder Stunde ein Haus zwischen den zwölf durch die Zeichen des Thierkreises nach der solaren und lunaren Hemisphäre hingezogenen Meridianen und jede dieser Stunden hatte wieder ihren gebietenden Planeten.

Nun verstärkte oder schwächte sich aber jedes Planeten Wirkung wieder durch die Nähe eines andern, was man den Aspect (*adspectus*) nannte. Freundlich waren sie sich in der Nähe (*conjunctio*), feindlich in der Gegenüberstellung auf zwei Seiten des Himmels (*oppositio*). Die Conjunction war aber nur dann eine glückliche, wenn zwei gute Planeten zusammentrafen (Jupiter und Venus), um so unglücklicher aber, wenn es zwei böse waren. In der Conjunction mussten sich die beiden Planeten wenigstens um 30 Grade nahe stehen, in der Opposition um 180. Die Entfernung um 60 Grade hiess der Sechstelschein (*sextilis*), um 72 Grade der Fünftelschein (*quintilis*), um

90 der Geviertschein (*quadratus*), um 120 der Gedrittschein (*trinus*). Je näher, desto günstiger war der Aspekt.

Kam ein dritter Planet hinzu, so wurde dadurch die Wirkung des Aspekts verstärkt. Am günstigsten war es, wenn drei Planeten ein regelmässiges Dreieck bildeten (*trigonus*). Natürlicherweise konnten sich nur die uns nahen Planeten öfter conjungiren, die fernen, Jupiter und Saturn, nur einmal in 800 Jahren. Eine Conjunction aller Planeten setzte man voraus bei der Schöpfung und zwar im Sternbild der Fische; dieselbe soll aber erst wiederkehren am Weltende.

Die astrologische Medicin scheint schon sehr frühe ausgebildet gewesen zu seyn und pflanzte sich noch in der Schule unseres Theophrastus Paracelsus fort. Am eigenthümlichsten war die Astrologie der Pythagoräer, welche in den sieben Planeten die sieben Grundtöne der Weltharmonie erkannten und demnach die Krankheiten durch Musik heilten. Joh. Lydus, de mens. 38. In der astrologischen Medicin kam es darauf an, dass das kranke Organ und das Arzneimittel und die Stunde der Anwendung unter der Herrschaft desselben Planeten standen. An diese Astrologie knüpfte man auch die Magie, mittelst welcher man die Kräfte der Planeten sich dienstbar machen wollte, indem man deren Geister oder die astralischen Mächte mit Zauberformeln beschwor. Solche Beschwörungen kann man im Buch Zohar finden.

6.

Die Milchstrasse.

Die Milchstrasse wurde als ein unendliches Gewimmel von kleinen Lichtchen, Funken angesehen, in welcher Gestalt die Seelen vom Himmel oben aus dem höchsten Jenseits zur Erde kommen sollten.

Am klarsten und bestimmtesten ist der Grundgedanke niedergelegt in den Schriften der Neuplatoniker, die aus ältern pythagoräischen Lehren schöpften. Die Hauptstellen findet man bei Porphyrius, de antro nympharum, cap. 16—18. Hier heisst es: Die reinen Geister im Himmel gelüsten nach dem Fleisch und stürzen zur Erde hinab, um in Leiber einzugehen.

Nachdem sie aber ihre Lust gebüsst und zugleich den Schmerz der Erde kennen gelernt, kehren sie gereinigt wieder zum Aether zurück. Beides, der Aus- und Einzug, geschieht in der Milchstrasse und zwar treten die noch körperlichen Seelen aus dem höchsten Aether in die Milchstrasse und aus dieser in die Planetenleiter ein durch die Pforte des Mondes im Zeichen des Krebses, die vom Leibe wieder scheidenden Seelen aber kehren durch die Pforte des Saturn im Zeichen des Steinbocks zurück. Unterwegs auf der Leiter der Planeten gibt jeder Planet der Seele irgend etwas ab. Mit dieser Lehre stimmt Macrobius, somnium Scipionis I. 12. genau überein. Auch Manilius, astron. I. 9. lässt die Seelen auf der Milchstrasse zum Himmel aufsteigen. Porphyrius lässt die Seelen zugleich durch einen Wind in die Körperwelt hinein- und wieder hinauswehen, nämlich hinein durch den bösen Südwind Auster und hinaus durch den guten Nordwind Boreas.

Aus diesen Vorstellungen ergibt sich, dass man das irdische Daseyn überhaupt für die Folge eines Sündenfalls und für ein Unglück und nur die Wiedergeburt nach dem Tode für ein Glück hielt, sonst würde man nicht das ganze irdische Daseyn mit der Nachtseite des Jahres verglichen haben, die im Zeichen des Krebses mit dem Rücklauf der Sonne und der Abnahme ihres Lichts beginnt. Macrobius a. a. O. leitet die Thorheit der Seelen, aus der ewigen Seligkeit im Himmel in das zeitliche Elend des Erdenlebens hinunterzusteigen, aus der Trunkenheit her. Die Seelen hätten aus dem Becher des Dionysos getrunken, der sich als Sternbild zwischen dem Zeichen des Krebses und des Löwen befindet. Vergl. Clemens von Alexandrien strom. V. 675. und Arnobius deutsch von Besnard S. 356. Dass die Aegypter dieselbe Lehre hatten, s. Röth, abendl. Philos. I. 176.

Das Gelüsten wird von Porphyrius a. a. O. symbolisch bezeichnet durch den Honig, die Süssigkeit des leiblichen Daseyns, worin aber der Tod lauert, während in der bittern Galle das irdische Leiden versinnbildet ist, das zum Himmel zurückführt. Nach Porphyrius, de antro nymph. 18. heisst der Mond (Selene) auch Biene (Melissa), weil von ihm aus die Seelen zur Erde kommen, um Leiber anzunehmen. Auch werden diese Seelen selber Bienen genannt. Weil, sagt Porphyrius, der

Mond im Zeichen des Stiers culminirt, heisse es, die Bienen kommen aus dem Leichnam des Stiers. Vergl. Ovid Met. IV. 366. und Virgil, vom Landbau IV. 149. Der Stier ist der von den Titanen zerrissene Dionysos, der sich zur Sinnlichkeit verlocken liess, deshalb als Gott starb und in der gesammten Menschheit wieder geboren wurde. Man wählte das Sinnbild der Biene wegen der Süssigkeit des Honigs. Der Honig bedeutet die Verlockung in die Sinnlichkeit und ihm steht die Galle gegenüber als Bitterkeit des irdischen Lebens, die man erst kennen lernen muss, um durch Busse die Rückkehr zum Himmel zu verdienen. Die zahllosen Lichtfunken, welche die Milchstrasse bilden, nennt Pythagoras bei Porphyrius, de antro nymph. c. 28. ein Volk von Träumen (*δῆμος δὲ ονείρων αι ψυχαὶ, ἁς συνάγεσθαί φησιν εἰς τὸν γαλαξίαν*), weil die Seele, indem sie das himmlische Bewusstseyn verliert und in den irdischen Leib eingeht, gleichsam nur schläft und träumt; weshalb auch von Saturn, dem Repräsentanten aller Seelen, gesagt wird, er sitze in einer tiefen Höhle und schlafe und warte auf den jüngsten Tag, an dem er wieder erwachen soll (Plutarch, Abhandlung vom Mondgesicht).

Den Namen der Milchstrasse erklärt Porphyrius als Sinnbild der Säugung Neugeborener: *τὸν (γαλαξίαν) οὕτω προσαγορευόμενον, ἀπο τῶν γάλακτι τρεφομένων, ὅταν ἐις γένεσιν πέσωσιν.* Und Macrobius, der sonst fast ganz mit Porphyrius übereinstimmt, sagt (somnium Scipionis 1, 12): *Ideo primam nascentibus offeri ait (Pythagoras) lactis alimoniam, quia primas eis motus a lacteo incipit in corpora terrena labentibus.* Damit wird auch die bekannte Mythe der Alten (Manilii astr. 1, 9) erklärt, nach welcher die Milchstrasse der Milchausfluss der Göttin Juno ist, mag auch die Uebereinstimmung auf den ersten Blick nicht einleuchten. Bei Hygin (poëta Astron. 2, 43) findet man die verschiedenen Recensionen dieser Mythe kurz zusammengestellt. Nach Eratosthenes catast. 44 nahm Juno unwissend den neugeborenen Herkules (das Sonnenkind), den Sohn ihrer verhassten Nebenbuhlerin, an die Brust, warf ihn aber sogleich wieder von sich, als sie erfuhr, wer er sey, und dabei floss ihr die Milch aus, die seitdem die Milchstrasse bildet. Nach Andern wurde Herkules nicht weggeworfen, sog aber so heftig, dass ihm die Milch wieder aus dem Munde lief. Noch Andere

sagen, die Göttermutter Ops habe, als sie dem Kinderfresser Saturn statt eines Kindes einen Stein zur Speise dargereicht, ihm auch Milch dazu geben sollen und zu diesem Behuf sich selbst gemolken und ihre Brust so stark gedrückt, dass die Milchstrasse davon ausgeflossen sey. Vergl. Diodor 4, 9. Pausanias 9, 25.

In dieser Mythe ist im Grunde nichts anderes gesagt, als was die Pythagoräer sagen, denn Juno und Ops sind Mondgöttinnen, sind eben der Mond, aus dem im Zeichen des Krebses die Seelen in die Milchstrasse ausfliessen, um auf die Erde und dadurch zur Geburt zu gelangen. Juno hat dem Monat Juni, in welchem nach der Ansicht der Aegypter und Pythagoräer die Seelen in die Geburt eingehen sollen, den Namen gegeben, sie ist die eine janua (Thür, Pforte des Himmels), deren es nach Porphyrius zwei gibt (die andere ist Saturn als Januarius). Wenn nach Apulejus (Metam. 11. vgl. St. Croix über die Mysterien S. 315) bei der Feier der Isismysterien im alten Aegypten eine Brust, aus welcher Milch floss, herumgetragen wurde, so scheint auch hier der Mond als erste Ernährerin der Seelen gemeint gewesen zu seyn; denn jene Mysterien hatten durchgängig über die Physik hinausliegende psychische Beziehungen.

Der Weg durch die sieben Planeten wurde nach Celsus bei Origines VI. 22. in den Mithrasmysterien die Leiter des Mithras genannt, was wieder auf den Zusammenhang dieser occidentalen Lehre mit einer frühern orientalischen hinweist und nicht ganz unwichtig ist, weil bekanntlich zwischen den Persern und Deutschen eine sprachliche und sittliche Verwandtschaft Statt fand.

Der Mond ist der letzte der sieben Planeten, die letzte Stufe, aus der die Seelen zur Erde herabsteigen. Vom Monde aus kommen sie unmittelbar zur Erde und in den Mond kehren sie auch wieder zunächst zurück, wenn sie aus dem Leben scheiden und den Rückweg zum himmlischen Aether antreten. Der Mond ist also der wichtigste Vermittler zwischen der Milchstrasse und der Erde. Ist nun unser Irinc, Heimdall, Tuisko Herr der Milchstrasse, so kann auch sein Sohn Mannus folgerecht als der Mond aufgefasst werden. Nach einer dänischen Sage in von der Hagens Jahrbuch der deutschen Sprache

und Alterthümer S. 360 erscheint der Mond als ein Käse, der aus der Milch der Milchstrasse zusammengeronnen ist.

Verfolgen wir die Abstammung jener deutschen Götter weiter zurück, so wäre Tyr, Ir oder Zio der ewige Lichtäther oben am Himmel, dasselbe war der griechische Zeus, sein Sohn Irinc, Tuisko, Heimdall wäre die Milchstrasse, die aus jenem Aether fliesst, und dessen Sohn Mannus erst der Mond. Den nordischen Rigr aber dürften wir eher mit Mannus, als mit Tuisko identificiren, weil von ihm unmittelbar die Abstammung des Volks auf Erden ausging.

Nach einer bei Wittekind enthaltenen, freilich schon ganz historisch gefassten Sage, bricht sich Iring, nachdem er seinen König Hermanfried verrathen hat, mit dem Schwerte Bahn durch die Verfolger und diese Bahn soll nun die Milchstrasse seyn. Offenbar hat man also hier ein mythisches Wesen nur in die thüringische Geschichte übergetragen. Der Gedanke aber, dass Iring sich mit dem Schwerte die Bahn bricht, stimmt trefflich mit dem letzten Schwertkampf der Götter in der Edda überein. Denken wir uns Irings Zug als den Einzug der Seelen auf der Milchstrasse in die Welt, so ist derselbe schon eben so kriegerisch, als es später das Weltende ist. Sollte nicht mit diesem martialischen Grundgedanken auch die Sitte des Nordens übereinstimmen, derzufolge sich Sterbende mit Eisen verwundeten, weil nur der nach dem seligen Walhalla kommen konnte, der im Kampfe gefallen oder gewaltsam durch Schwert oder Lanze getödtet war?

Die für uns wichtigste Stelle ist aber Porphyrius de antro 29: *καὶ τῶν θεολόγων πύλας ψυχῶν ἥλιον τιθέντων και σελήνην καὶ διὰ μεν ἡλίου ἀνιέναι, δια δὲ σελήνης κατιέναι.* Hier ist deutlich ausgesprochen, die Seelen steigen aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit hinab unter der Vermittlung des Mondes und dagegen wieder zurück unter Vermittlung der Sonne, vom Monde also geht die Schuld, von der Sonne die Erlösung aus. Wenn die Vermuthung richtig ist, dass die alten Deutschen unter ihrem Stammvater Mannus den Mond (mâne) verstanden haben, so würde dies mit der pythagoräischen Lehre, nach welcher zunächst alle Seelen der Menschen aus dem Monde herkommen, übereinstimmen. Auch würde damit der Gedanke ausgedrückt seyn, dass eine Schuld allein durch das menschliche Geschlecht

in die Welt gekommen sey. Zugleich aber würde die pythagoräische Lehre mit dem Grundgedanken der deutschen Sage auch darin zusammentreffen, dass der Sonne, als der Erlöserin, der schönste mütterliche Beruf zuerkannt wäre.

Nach Nonnus 35. 310. reichte Here dem Dionysos die Brust, um ihn mit ihrer Milch vom Wahnsinn zu heilen. Die Milch floss ihr aus und daraus entstand die Milchstrasse. Der Wahnsinn des Dionysos bestand darin, dass er aus dem Himmel, aus dem Reiche der reinen Geister in die Körperwelt, aus der seligen Ewigkeit in die vergängliche Zeit überzugehn trachtete, durch den Reiz der schönen Sinnlichkeit verführt. Wie der indische Brahma im Schleier der Maya (seiner eignen Einbildungskraft) die schöne Körperwelt erblickte und dadurch verführt, dieselbe schuf, so erblickt auch Dionysos in seinem goldnen Becher die schöne Sinnenwelt und geht in sie ein. Insofern ist er der menschgewordne Gott und muss eben deshalb sterben, um aus der groben Sinnenwelt in die selige Ewigkeit zurückzukehren. Dass er sich in die Sinnenwelt verliebte, ist sein Wahnsinn, der nicht eher geheilt werden kann, als bis alle Seelen, die als Emanationen oder Theile von ihm in die Sinnen- und Körperwelt herabgekommen sind, nach dem irdischen Tode wieder zum Himmel zurückkehren. Dieser Strom der herab- und hinaufsteigenden Seelen ist die Milchstrasse.

Nach Aldrovandi, ornith. I. 22. heisst der 13. Januar der Adlertag und tritt an diesem Tage die Milchstrasse über, um ihre Milch über die ganze Erde zu verbreiten. Das entspricht dem Umzug der Mutter Perchta mit den Heimchen oder Seelen, die im nächsten Jahre auf Erden leiblich geboren werden sollen, am 6. Januar. Wenn die neuplatonische Mysterienlehre den Einzug der Seelen in die Sommersonnenwende und erst den Auszug in die Wintersonnenwende setzte, so hatte sie dafür zwar wohl erwogene Gründe, da sie das irdische Leben als eine Verfinsterung der Seelen ansah, also auch mit dem Beginn der Verfinsterung der Natur nach Johanni identificiren musste. Doch konnte diese schon etwas künstliche Reflection die ältere und einfachere Vorstellung, nach welcher das Jahr in der Wintermitte beginnt, nicht verdrängen.

Sehr merkwürdig ist eine Ueberlieferung der Kalmucken bei Bergmann, Streifereien III. 162. Sie glauben nämlich,

der Burchan (Gott) Sunkuba sey zu Johanni zur Erde herabgekommen und zu Weihnachten wieder zum Himmel emporgestiegen. Ihm zu Ehren feiern sie zu Weihnachten das Sullafest (Lampenfest). Es ist auffallend, dass hier mit den beiden Sonnenwenden der südliche und nördliche Sonnennamen in Verbindung kommen. Im Sullafest klingt Sol, in Sunkuba Sonne an.

In der Nähe des Delphins finden wir auch das Sternbild der Leier. Diese mit ihren sieben Saiten bedeutet die Harmonie der Planeten und zugleich der Planetenleiter, sofern die Seelen, wenn sie vom Himmel herabkommen, aus der Milchstrasse auf diese Leiter vom Saturn bis zum Monde herab übergehen. Die Lyra wurde nach griechischer Mythe vom jungen Gott Hermes aus einer Schildkröte verfertigt und auch die Araber denken sich das Sternbild als eine geflügelte Schildkröte. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. 223. Creuzer, Symbolik 2. Ausg. tab. XLIX. 2. und Inghirani VI. F. 2. Diese Schildkröte finden wir im Thierkreise zwischen den Zwillingen und dem Krebs, also in dem Knotenpunkt, in welchem die Milchstrasse den Thierkreis im Zeichen des Krebses durchschneidet. Merkwürdig stimmen damit einige nordamerikanische Sagen überein. Man hält die Milchstrasse dort für einen Schaum des Aethers, aufgewühlt durch eine oben am Himmel schwimmende Schildkröte. Tanner, Denkwürdigkeiten 321. Vergl. Prinz zu Wied, Reise in Nordamerika II. 152.

Da die siebensaitige Lyra der siebenröhrigen Pansflöte entspricht, so dürfte auch der Pan, der auf dem Deckel eines antiken Gefässes bei Licetus, luzern. 1170. eine Schildkröte tritt, hierher zu beziehen seyn. Die Schildkröte war dem Pan heilig, Pausanias VIII. 54. 5. Es wäre nun vielleicht die Frage, ob nicht auch die Liebesgöttin, welche die Herabkunft der Seelen in den irdischen Leib vermittelt, gerade in diesem Sinne die Schildkröte zum Attribut habe. Nach Pausanias VI. 25. stand die Göttin zu Elis auf einer Schildkröte. Man bezieht das Sinnbild gewöhnlich auf die häusliche Einschränkung der Frauen, weil die Schildkröte in ihrer Schaale, wie in ihrem Hause bleibt. Diese Erklärung ist aber doch etwas zu trivial.

7.

Nysa.

Die Alten konnten nicht umhin, neben dem Bärengestirn doch auch im leeren Himmelsraum den mathematisch richtigen Mittelpunkt des Nordpols zu finden. Der kleine Polarstern genügte ihnen nicht, weil er nicht ganz in der richtigen Mitte steht und zu unbedeutend ins Auge fällt. Deswegen findet man bei den gebildeten Völkern kaum eine Mythe von ihm. Doch ladet der gute Gott Wischnu die frommen Inder zum Polarsterne ein, wo sein Paradies sey. Asiat. Originalschriften I. 76. Auch die finnische Mythe von der Jungfrau Kyllikki scheint sich auf den Polarstern zu beziehen. Es heisst von ihr, Sonne, Mond und Sterne hätten sich um sie beworben, sie habe aber die Sonne zu heiss, den Mond zu veränderlich gefunden und den kleinen Stern gewählt, der immer zu Hause bleibt, da wo er ist, über dem Siebengestirn. Castren, Finnische Mythol. S. 53. In Thomassons Finn. Myth. und bei Neus, Esthnische Volkslieder, wo S. 10 f. mehrere Varianten vorkommen, heisst die Jungfrau Salme. Auf Neuseeland heisst der Polarstern Taki, sitzt als Spinne in der Mitte ihres Gewebes und gilt als Bruder des höchsten Gottes Mawe, dem er bei allen seinen Schöpfungswerken geholfen haben soll. Klemm, Culturgeschichte IV. 356.

Da die Chaldäer oder Magier in Babylon am frühesten die Sternkunde ausbildeten, ist es nicht unwichtig, aus einer Stelle des Jesaias XIV. 13. zu erfahren, welchen Rang sie dem Nordpol einräumten. Dort heisst es nämlich vom übermüthigen König von Babylon, er wolle seinen Thron über die Sterne erhöhen und sich niedersetzen neben den Nordstern.

Nysa, hebräisch נִצָּה, heisst Blume, Blüthe, die aus den Urkeimen hervorsprossende Welt. Vgl. Sichler zum Homer, Hymnus auf Demeter S. 93. Da nun nach der griechischen Anthologie VIII. 11. Apollo die Mauern von Nisaia bauen half und ein Stein, auf den er seine Lyra legte, davon fortklang, ist die siebensaitige Lyra und das Bärengestirn in direkte Verbindung gebracht mit Nysa. Es ist das Naturcentrum, in welchem der ganze Weltbau begonnen hat.

Wir sind nicht befugt, den Polarstern in Nysa zu erkennen, weil von einem Sterne nirgends dabei die Rede ist. Wir müssen zunächst nur an den mathematischen Punkt denken. Schon in der Odyssee X. 83 f. wird ziemlich deutlich am äussersten Ende der Welt der Punkt bezeichnet, von wo alles ausgeht und wohin alles zurückkehrt, wo der Hirt, der die Tage austreibt, dem Hirten, der die Nächte austreibt, so nahe ist, dass sie einander zurufen können. Nysa nun wird in vielen griechischen Mythen als ein Centralpunkt bezeichnet, von wo das Weltleben ausgeht und wohin es zurückkehrt. Zu Nysa wurde Dionysos in seiner frühesten Jugend erzogen, jener höchste Gott der Mysterien, der im feurigen Aether unter Blitzen geboren sich in die niedere Welt herabliess und selbst dem Tode sich hingab, um durch seine Wiedergeburt auch der Menschheit die Wiedergeburt zu gewähren. Die Menschheit, die er erlöst und mit der er zum Himmel zurückkehrt, ist unter dem Bilde der verlassenen Ariadne verstanden, die er mit der bräutlichen Krone schmückt und zwar auf der Insel Naxos. Es ist erlaubt, Nysa und Naxos als identisch zu denken. Wenn Stephanus nicht weniger als neun verschiedene Nysas aufzählt, die auf der Erde liegen, so sind darunter nur verschiedene Cultusstätten des Dionysos gemeint. Das ideale Nysa können wir nirgend anders, als im Ausgangspunkt der Welt, im Nordpol suchen. Creuzer, Symbolik IV. 23. leitet den Namen von *νύσσειν, pungere* ab, Nysa wäre demnach der Punkt schlechthin. Creuzer bezeichnet ihn als den Wendepunkt im Circus, wo die Wagenlenker umlenken. Demselben Bilde gehören auch die berühmten nysäischen Pferde an, die, wenn man sie auch auf die Erde versetzt glaubte, ursprünglich doch nichts anderes bedeuteten, als die den Pol umkreisenden Sternbilder. Vergl. über sie Ritter, Erdkunde VIII. 56. IX. 359. 363.

Dionysos selbst heisst nach Diodor IV. 2. wörtlich nur der Gott von Nysa. Auch Persephone befand sich zu Nysa, als der Gott der Unterwelt sie raubte. Dieser Umstand allein genügt, um zu beweissen, dass der Mythus von der Persephone, wenn er auch das Einsenken und Wiederaufgehen der Saat in der Erde bezeichnen will, doch zugleich auch einen tieferen Mysteriensinn hat, wonach er das Herabsinken aus einem höhern himmlischen Daseyn in die irdische Zeitlichkeit bedeutet.

Wir kommen auf Nysa zurück, wenn wir die Mysterien des Dionysos entschleiern werden.

In der arabischen Astronomie heisst der Punkt des Nordpols *Elfas*, das Loch. Darunter wird zunächst das Loch verstanden für den Mühlzapfen, um welchen der Mühlstein läuft. Man dachte sich den ganzen Himmel, wie er sich um den Pol dreht, wie einen rotirenden Mühlstein. Jene Oeffnung im Centrum der Natur wurde aber auch als *rima, scissura* bezeichnet, was an die indische Vorstellung einer Weltyoni erinnert. Ideler, Sternnamen S. 4. 17.

In der Nähe des Pols gilt der Stern γ im Cepheus den Arabern für einen Hirten (Elraï) mit einer Heerde Schafe. Im Umkreis aber werden andere Sternbilder für Wölfe (Schakals) gehalten, die auf die Schafe lauern.

Am einfachsten dachte sich der grosse Pythagoras das Naturcentrum als einen einzigen kleinen Feuerfunken, der sich nach und nach in die Nacht umher ausgebreitet und Licht in die Welt ergossen habe. Bailly, Gesch. d. Sternkunde I. 258.

Indem die alten Völker auf die bezeichnete Weise den Raum eintheilten und das Centrum desselben feststellten, haben sie sich freilich getäuscht, denn der Polarstern ist nicht der wahre Mittelpunkt der Sternenwelt, sondern er ist es nur relativ für unsere Erde. Je nach seiner Achsenstellung hat jeder andere Himmelskörper einen andern Polarstern oder ist sein Nordpol einem andern Punkt des Himmels zugekehrt. Indessen war auch diese relative Zurechtfindung im Raum die Befriedigung eines unumgänglichen Bedürfnisses und es kam auch gar nicht darauf an, wie sich die Sterne in dem, nicht einmal von uns ganz zu übersehenden Raum zu einander und zu einem absoluten Mittelpunkt verhielten, sondern nur darauf, wie sie sich zu uns verhielten, wie sie sich uns in dem uns sichtbaren Raume darstellen. Insofern aber gab es in der That keine klarere Vorstellung vom Verhältniss der Erde zu dem sie umgebenden Himmelsraum, als in der Contrastirung der Erdachse mit dem Erdäquator. Die Erdachse verlängert sich zur Weltachse bis zum Polarstern hin und gibt somit dem ganzen Raum eine feste Lage. Um den Erdäquator her aber schlängelt sich mit geringer Abweichung die Ekliptik oder der jährliche Lauf der Sonne und in ihrem Gefolge der Planeten. Das ist

der grosse Gegensatz zwischen der ewigen Ruhe und der vergänglichen Bewegung in der Natur.

Immerhin bleibt es interessant, dass um unsern Nordpol her auf der Oberfläche der Erde das meiste Festland sich zusammenhäuft und dass auch gegenüber am Nordpol des Himmels die grösste Menge von Sternen wahrgenommen wird, während der Südpol der Erde von Land und der Südpol des Himmels weit mehr von Sternen entblösst sind.

8.

Der Glasberg.

Die Lücke zwischen dem nördlichen Theil unserer Erde und dem hohen Bärengestirn und Nordpol am Himmel wird in unzähligen Märchen der europäischen und zum Theil auch der orientalischen Völker mittelst des sogenannten Glasbergs ausgefüllt. Die Beziehung dieses märchenhaften Berges auf den Nordpol ist nicht zu verkennen und darin liegt der Beweis (neben vielen andern, auf die wir im Verfolg unserer Untersuchung kommen werden), dass die Literatur der Volksmärchen und Volkssagen Erinnerungen altheidnischer Religion, altheidnischer Mythen enthält, die man bisher zu wenig geschätzt hat, weil man sich noch nicht die Mühe gab, sie zu ordnen, zu vergleichen und ihrem Sinne nachzuspüren.

Der Glasberg der Märchen ist für die Erinnerung an das alte Heidenthum maassgebend. Das Glas bedeutet hier zunächst die durchsichtige Luft. *Glasbury* heisst die gläserne in der Luft schwebende Burg des britischen Arthur. Eckermann, Kelten I. 38. *Glasir* heisst der goldne Wall um die Götterburg der nordischen Asen. Skaldskaparmal 34. *Glaesis vallir* der Palast des Riesenkönigs in der Urwelt, ehe die Menschen da waren, Hervararsaga 1. *Glerhiminn (collum vitrium)* heisst das Paradies, zu dem die Helden reiten, Jarl Magnussaga 320. Grimm, D. Myth. 780. Auf merkwürdige Weise fällt auch das persische Ver (Beroë) und das lateinische *ver* (der Frühling) mit dem französischen *verre* (Glas) zusammen.

In den meisten Märchen sucht man den Glasberg in der Himmelshöhe. Der Weg zum Glasberg führt über Sonne,

Mond und Morgenstern nach Grimms Märchen Nr. 25. Wind, Sonne und Mond zeigen den Weg zu ihm bei Müllenhof S. 385. bei Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen Nr. 43 und bei Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 112. Mondschein, Sonnenschein und Wind bei Waldau, Böhmische Märchen S. 116. Den Glasberg bedeutet auch „das schöne Schloss östlich von der Sonne und nördlich von der Erde“ bei Cavallius, Schwed. Märchen Nr. 8. oder „östlich von der Sonne und westlich vom Monde“ in einem norwegischen Märchen bei Asbjörnsen II. 11. So fern, so hoch über Sonne und Mond und in so nördlicher Richtung kann der Gipfel des Glasbergs nur mit dem Gipfel der als Berg gedachten Welt überhaupt, also mit dem Nordpol, zusammen fallen.

Der Glasberg entspricht aber auch dem Nordlicht am Nordpol der Erde. In einem böhmischen Märchen bei Waldau S. 540. gelangt der Held über drei Gebirge und neun Meere zum Feuerberge, aus dem furchtbare Feuergarben aufsteigen, was ganz den Strahlen des Nordlichts entspricht. Da nun im Nordlicht die bei Nacht hinter der Erde wieder von Westen nach Osten zurücklaufende Sonne widerscheinen soll, hat der Glasberg auch Sonnenbedeutung. Daher wird er der goldne Berg genannt bei Grimm, Märchen Nr. 92., oder das Schloss der goldnen Sonne bei Grimm Nr. 196, das Schloss auf Goldpfeilern bei Cavallius Nr. 12, die goldne Stadt am Schluss der indischen Märchensammlung des Somadeva; die in der Luft hängende goldne Stadt in Grässes Märchenstrauss Nr. 160. Auch in Wuks serb. Märchen 2.

Statt des Glasbergs oder goldnen Bergs kommt in den Märchen als Ziel der Heldenfahrt auch das Land der Jugend vor bei Cavallius Nr. 9, weil vom Naturcentrum alle Verjüngung ausgeht. In den böhmischen Märchen von Waldau S. 160. thront auf dem Glasberge ein weisser Bär, in dem aber ein schöner König verborgen ist. Die irdische Jungfrau, die er heirathet, soll niemand verrathen, dass er bei Tage ein Bär und nur bei Nacht ein Mensch ist, plaudert es aber doch einmal ihrer Mutter aus und er verschwindet. Erst auf dem Glasberg soll sie ihn wiederfinden und nun ruht sie nicht und bringt jedes Opfer der Geduld, um den Glasberg endlich zu erreichen, wozu ihr des Bären Bruder, der Sonnenschein, den Weg zeigt.

In diesem an Amor und Psyche erinnernden Märchen ist ohne Zweifel uralte Natursymbolik enthalten.

Zum Glasberg müssen die Todten hinaufklimmen, Grimm, Märchen III. 47. Woycicki, Poln. Sagen 385. Die alten Lithauer glaubten, nach dem Tode müssten die Seelen den ungeheuer hohen Berg Anafielas hinaufklimmen, um zum Throne Gottes und zur Wohnung der Seligen zu gelangen. Die Tugendhaften steigen leicht empor, die Lasterhaften kommen nur mit unsäglicher Mühe hinauf, um wieder hinab gestürzt zu werden. Die alten Lithauer gaben ihren Todten Werkzeuge mit ins Grab, die zum Bergsteigen dienen. Hanusch, Slav. Mythus S. 415. Auch die Wilden im höchsten Norden von Amerika glauben, nach dem Tode müssten die Menschen einen glatten Berg zum Himmel emporklettern, nur die Guten kämen hinauf, die Bösen stürzten hinab. Franklin, Reise I. 84. Unter den Muggendorfer Kalkbergen kommt auch ein Glasenberg voll Petrefakten vor. Walther, Topogr. von Bayern, 201. Vielleicht dachte man sich unter den Versteinerungen die Knochen der vom Berge Gefallenen. Im foyer Breton von Souvestre p. 192. reitet der blöde Peronnik zum Glasberge und holt von dort den diamantnen Speer und die goldne Schaale, zwei kostbare Talismane. In den alten Gedichten vom h. Graal befindet sich auf der Burg Montsalvaz neben dem Graal, d. h. der Abendmahlsschüssel des Heilandes, eine ewig blutende Lanze. Der Graal enthält wahrscheinlich die Erinnerung an ein älteres Symbol des Heidenthums, nämlich an das in den bretonischen Mysterien so berühmte Waschbecken, den Zauberkessel der Göttin Ceridwen, dasselbe was der Becher in den dionysischen Mysterien bedeutet. In der blutenden Lanze mag man sonach auch die dionysische Schlange oder den Thyrsusstab wiedererkennen. Es ist die uralte Symbolik des indischen Lingam und der indischen Yoni, der männlichen und weiblichen Urkraft, und wenn wir diese beiden Zeichen auf dem Urberg oder im Naturcentrum vereinigt finden, so will das nur sagen, von hier aus ist die ganze Schöpfung ausgegangen.

9.

Der Weltbaum.

Nach Plato, Republik X. 617. wird die Achse der Welt von einer Lichtsäule in Gestalt einer Spindel gebildet. Dieselbe dreht sich „im Schoose der Nothwendigkeit“ und mit ihr drehen sich ihre acht Wirtel, die Planetenkreise.

Als Weltachse wurde auch der Berg Atlas angesehen. In der Odyssee I. 50. heisst es, er halte die Säule zwischen Himmel und Erde und kenne die ganze Tiefe des Meeres. Man dachte sich ihn also als einen Stift vom Zenith bis zum Nadir. Ein Begriff, der weit über das Gebirge Atlas im nordwestlichen Afrika hinausgeht, jedoch auf dasselbe übertragen wurde. Nach Hesiod, Theogonie 510. war er ein Titane, der mit den andern den Himmel stürmen wollte, den aber Zeus besiegte und verurtheilte, fortan den Himmel zu tragen.

Nach mongolischer Lehre war die Weltachse ein Pfeil, welchen der älteste Gott der unruhigen Riesenschildkröte (der untern Welt) mitten durch den Leib schoss, um sie festzubannen. Pallas, hist. Nachrichten II. 21. 228. Daselbst 26. wird der Pfeil zu einem ungeheuren Baum, der im Mittelpunkt der Erde steht.

Die Inder machten aus der Weltachse einen Lingam und aus der Runde der Welt umher eine Yoni, die beiden Geschlechtszeichen. Das einfachste Sinnbild dafür war die Lotosblume, die ihre runden Blätter um den starken Griffel her ausbreitet.

In der nordischen Edda kommt ein Weltbaum vor, die Esche Yggdrasill, die aus der tiefsten Unterwelt, in welcher ein Drache an ihren Wurzeln nagt, bis zum Himmel emporwächst, wo auf ihrem Gipfel ein Adler sitzt. Zwischen beiden läuft ein Eichhörnchen hin und her und sucht sie gegen einander zu reizen. Obgleich dieser Baum ein Sinnbild des Weltganzen überhaupt zu seyn scheint, oder der Menschheit, die im ewigen Gegensatz zwischen Gut und Böse ihr Wachsthum vollzieht, so entsteht dieses Sinnbild doch ursprünglich aus der Vorstellung der Weltachse. Die berühmte Irminsul, das Heiligthum der Sachsen, welches Karl der Grosse zerstörte, wird

als ein Holzklotz beschrieben, von dem das Volk glaubte, er trage die Welt *). Wahrscheinlich gehört auch dieser Glaube der Vorstellung einer Weltachse an.

Franklin erzählt in seiner zweiten Reise zum Polarmeer eine interessante Sage der Wilden Nordamerikas. Chapewee, der atlantische Noah, steckte, als er die Arche verliess, seinen Stab in die Erde und sogleich wuchs daraus eine ungeheure Tanne, bis in den Himmel hinauf. Ein Eichhorn lief an derselben empor, Chapewee wollte es jagen, konnte es nicht einholen, kam aber bei dieser Gelegenheit unvermuthet in den Himmel. Sonderbarer Weise findet sich auch im deutschen Aberglauben eine hohe Bedeutung des Tannenwipfels und eine Beziehung des Eichhorns auf denselben. In dem sympathetischen Mischmasch 1715. S. 82. und in den 138 Geheimnissen (Frankfurt und Leipzig 1726. S.) heisst es, der höchste Tannenzapfen am Baum mache schussfrei und wenn ein Eichhörnchen davon esse, könne es vom Jäger auf keine Weise getroffen werden. Daher trage man auch solche Zapfen im Kriege bei sich, um schussfest zu werden.

Die Weltesche Yggdrasill hat drei Wurzeln, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, an denen die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen sitzen. Auch schon das Alterthum kannte einen heiligen Lorbeerbaum des Apollo mit drei Wurzeln, welche gleichfalls Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuteten. Fulgentius, Myth. I. 16. Daraus erklärt sich wohl auch der Dreifuss des Apollo. Als weissagender Gott musste er, wie Vergangenheit und Gegenwart, so auch die Zukunft kennen. Wie unter der Esche der grosse Wurm nagt, so windet sich die Schlange durch den Dreifuss, Winckelmann IX. 454. Auf einer Münze des Trajan trägt der Dreifuss den Thierkreis. Mauroceni thes. num. 49.

Auf den Urbergen in Asien wachsen ebenfalls riesenhafte Bäume, aber nicht als Weltachsen, sondern nur wie gewöhnliche Bäume in einem Garten. Im persischen Paradiese auf

---

* Truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Rudolf von Fulda bei Pertz II. 676.

dem Berg Albordj hat der Riesenbaum Hom die Bedeutung des Menschengeschlechtes, denn der erste Mensch führt denselben Namen. Auf dem mongolischen Urberg Summeru wächst ein Baum der Unsterblichkeit. Paullinus, Brahm. Götterlehre S. 251. Bei den Indern kommt die seltsame Vorstellung eines riesenhaften Feigenbaumes vor, der oben im Himmel wurzelt und die Zweige mit den Blättern zur Erde herabhängen lässt. Seine Blätter sind die Verse der Vedas, er bedeutet also den Glauben, der von Oben kommt. Ritter, Erdkunde VI. 665.

In Aegypten glaubt man, an einem ungeheuren Baume wüchsen so viel Blätter, als Menschen existiren, und der Engel Osrain breche, wenn ein Mensch stirbt, sein Blatt ab. Lepsius, Briefe 214. Die Danaras in Afrika glauben, alle Völker und Thierarten seyen aus einem ungeheuren Baume entstanden. Nach Galtons Bericht aus Südafrika.

Eine der merkwürdigsten Vorstellungen vom Weltbaum ist die muhamedanische. Gott schuf einen Baum mit vier Aesten und nannte ihn Baum der Wahrheit. Dann schuf er die Seele Muhameds in Gestalt eines Pfauen unter einem Schleier von weissen Perlen. Vom Baume herab sang der Pfau 70,000 Jahre lang das Lob Gottes. Dann schuf Gott den Spiegel der Ehrfurcht und stellte ihn vor den Pfau hin. Als Gott auf den Pfau blickte, floh derselbe aus Ehrfurcht. Gott aber schuf aus seinem Kopfe die Engel, aus seinem Gesicht das Paradies und die Sternenwelt, aus der Brust die Propheten und Gerechten, aus dem Rücken die h. Orte und Moscheen, aus den Füssen die Erde. Lüken, Traditionen Seite 41.

In einem merkwürdigen Märchen aus Siebenbürgen bei Haltrich Nr. 15. erblickt ein Hirtenknabe einen ungeheuer hohen Baum, fängt an hinaufzuklettern und gelangt zu dem ersten breiten Stockwerk von Aesten, das einen grossen Wald von Kupfer darstellte. Von da klettert er zum zweiten Stockwerk, welches von Silber, und zum dritten, welches von Gold ist, hinauf. Oben erfährt er in einem Königspalast, die schöne Königstochter sey von einem Adler auf den Glasberg entführt worden. Mittelst des Kupferzweigs aber, den er mitgenommen,

vermag er den glatten Berg hinaufzusteigen und die Königstochter zu erlösen. Noch in einem andern siebenbürgischen Märchen im Ausland von 1857, Seite 288. befindet sich die Königstochter nicht auf dem Glasberg, sondern unmittelbar auf dem Gipfel des ungeheuren Baumes, zu welchem niemand hinaufzugelangen vermag, ausser ein Jüngling, der sich dazu des schnellsten Pferdes in der Welt bedient.

Drittes Buch.

Die Beziehungen der Sonne zum Naturcentrum.

1.

Parallelismus von Zeit und Raum und Identificirung ihrer Centralpunkte.

Das Centrum des Raumes ist unabänderlich und unverrückbar im Nordpol, ganz unbekümmert um die Zeit und ihre Wechsel. Ganz ebenso ist die Zeit mit ihren Wechseln concentrirt in der Sonne, die ihrerseits unbekümmert um den Raum denselben in beständiger Bewegung frei durchschreitet. Feste Punkte des Anfangs und Endes der Zeit waren an jedem Tage die Momente des Sonnenaufgangs und Untergangs und für jedes Jahr die Wintersonnenwende, zu welcher nach Vollendung eines Jahres die Sonne immer wieder zurückkehrt. Es kam nun den Astrologen der heidnischen Vorzeit darauf an, das nur periodische Centrum der Zeit in der Wintersonnenwende mit dem Centrum des Raums im Nordpol in Beziehung zu bringen, beide für das Glaubenssystem zu parallelisiren. Zur Vermittlung beider bot sich auf die natürlichste Weise das Nordlicht dar, ein Phänomen, in welchem sich einfach die Morgen- und Abendröthe zu wiederholen scheint, welches aber ausschliesslich an den Nordpol der Erde gebunden ist, über welchem der Nordpol des Himmels senkrecht steht. Man dachte sich nun, wenn die Sonne im Westen untergegangen sey, laufe sie hinter den nördlichen Gebirgen der Erde herum, zum Osten hin, wo sie wieder aufgehe; unterwegs aber in der Mitternachtsstunde ruhe sie ein wenig aus, also gerade am Nordpol, und von ihrem Mitternachtsscheine komme das Nordlicht her. Das Nordlicht in der Wintersonnenwende musste sonach mit dem brennenden Nest des Vogel Phönix verglichen werden, in welchem die Zeit sich immer neu verjüngt, und so hatte man auch für die Zeit einen Mittelpunkt gefunden, wel-

cher dem Mittelpunkt des Raumes, dem Nordpole des Himmels entsprach.

Aus dieser Symbolik folgte ferner die Vorstellung, dass in dem Moment der Sonnenwende, in dem die Sonne von ihrem immerwährenden Lauf ein wenig ausruht, die Zeit die Eigenschaft des Raumes, nämlich Stätigkeit, d. h. die Eigenschaft der unveränderlichen Gegenwart, also der Ewigkeit annimmt, wogegen alles im Raume die Eigenschaft der Zeit, nämlich deren Beweglichkeit aus der Gegenwart hinaus in Vergangenheit und Zukunft sich aneignet. Auf dieser Vorstellung beruht alle Magie der Sonnenwenden, das Versetzen aus der Zeit in die Ewigkeit, die Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen und eine Menge von Magien und Verwandlungen.

Hier die Nachrichten der Alten über das Nordlicht. Aristoteles, Meteor. I. 1. glaubte, die Sonne gehe über Nacht vom Punkt ihres Untergangs im Westen aus am nördlichen Rande der Erde hinter hohen Gebirgen herum bis zu dem Punkt ihres Aufgangs im Osten. Die Livländer glauben heute noch, die Sonne fahre am Erdrande Schlitten, werfe zuweilen um und wirble dadurch den Schnee auf, worauf Nebel folge. Kohl, Ostseeprovinzen II. 137. Die alten Perser glaubten, die Sonne gehe täglich vom Urberg Albordj im Osten aus, durchlaufe Süden und Westen und kehre über den Norden wieder auf den Berg zurück. Kleuker, Zendavesta III. 67. 73. Das nämliche glaubten die Mongolen vom Laufe der Sonne hinter dem Berge Summeru herum.

Kosmas Ikonopleustes lehrte noch im sechsten Jahrhundert nach Christo, im Norden stehe ein hoher Berg, um den die Sonne bei Nacht herum gehe, so dass wir sie nicht sehen können und es bei uns finster ist. Er fügt hinzu, jenseits des Berges liege ein Meer und jenseits dessen erst das Paradies. Collectio nova Patrum 2, 188. Vergl. Bailly, Geschichte der Astronomie, Leipzig 1777. 1, 228. Auch Avienus, ora maritima 648. sagt, die am Nordrand fortlaufende Sonne leuchte den seligen Hyperboreern.

Plutarch, vom Verfall der Orakel Kap. 18. beschreibt eine h. Insel in der Nähe von Britannien, von wo die Stürme kommen, wo man leuchtende Lufterscheinungen (ohne Zweifel das Nordlicht) erblickt und wo auch die Dämonen und die

Seelen der Helden wohnen. Humboldt, krit. Untersuchungen der Kenntnisse von der neuen Welt, bezieht darauf auch die Stelle der Germania von Tacitus Cap. 45, wo vom unbeweglichen Eismeer jenseits der Suionen (Schweden) die Rede ist. Hier, heisst es, ist der Erdkreis beschlossen und dauert der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zur aufgehenden fort, so hell, dass die Sterne ermatten. Auch hört man von dort einen Ton und sieht die Gestalten der Götter und die Strahlen des Hauptes, was alles Humboldt mit Recht auf die Nordlichtstrahlen bezieht. In dieser Stelle ist das Nordlicht aufs deutlichste als Götterhimmel und zugleich als nächtliche Sonne bezeichnet. Tacitus konnte aber die Nachricht nur aus Deutschland oder Britannien erhalten haben.

Pytheas von Massilia, der sich bekanntlich im hohen Norden aufhielt, berichtet, die Barbaren hätten ihm die Stelle gezeigt, wo die Sonne ihr Nachtlager habe. Die Stelle bei Geminus εἰσαγωγή. Antorph. 1590. p. 83. Nilsson in seinem Buch über die Ureinwohner des scandinavischen Norden, zweite Ausgabe S. 117. gibt die richtige Erklärung, dass man ihm von einem Berge aus die Mitternachtssonne gezeigt habe, wie es noch jetzt Sitte ist, in der Nacht der Sommersonnenwende bei Torneo am Ende des baltischen Meeres die Sonne zu beobachten. Jedenfalls war den Alten die Vorstellung einer Nachtruhe der Sonne im Norden geläufig und da sie in ihrem Süden nur das Nordlicht sehen konnten, war es natürlich, dass sie dasselbe mit der Mitternachtssonne verwechselten.

Die Wenden kennen eine Göttin im Nordlicht, nennen sie Milina und sagen, sie spiele, wenn das Nordlicht Strahlen schiesst. Haupt und Schmaler, Wendische Volkslieder II. 271. In einem Volksliedchen bei Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg II. 63. erscheint das Nordlicht als ein Tempel mit prachtvollen Thoren.

Haben wir nun im Nordlicht den Mittelpunkt erkannt, zu dem die Sonne von ihrem täglichen Laufe zurückkehrt und von dem aus am Morgen sie wieder ihren Lauf beginnt, so gilt insbesondere das Nordlicht in der Wintersonnenwende als Anfangs- und Endpunkt des Jahres und folgerecht musste man auf den Gedanken kommen, die Zeit überhaupt oder die Sonne, welche durch die Zeit läuft, sey hier zuerst geboren.

Die Mutter der Sonne, Leto oder Latona, war nach Diodor II. 47. „auf der Insel, die deñ Kelten gegenüber liegt, gegen den Nordpol zu im Lande der Hyperboreer geboren“, d. h. dort in der mütterlichen Urnacht ist die Sonne empfangen, wenn sie auch erst im Osten geboren wird, d. h. aufgeht. Desshalb fingen die Alten den Tag nicht vom Aufgang der Sonne, sondern schon von Mitternacht an, wie auch wir heute noch thun. Vergl. Plutarch quäst. Rom. 84. Daselbst 19. heisst es in Bezug auf den Jahresanfang: „Den besten Anfang nimmt man im Wintersolstitium, wenn die Sonne nicht mehr weiter hinunter kann, sondern wieder aufsteigt. Denn dabei geht in der ganzen Natur eine Veränderung vor, das Licht nimmt zu, das Dunkel nimmt ab und der Herr alles Lebens tritt uns wieder näher.“

An diesem wichtigen Wendepunkte ruht nach der Vorstellung der Alten die Sonne von ihrem sonst ununterbrochnen Laufe ein wenig aus. Daher der Ausdruck *solstitium*, Stillstand der Sonne. Es ist bei uns ein alter Volksglaube, dass die Sonne in dieser heiligen Zeit, wenn sie ausruhen darf, drei Freudensprünge mache, am Morgen des Weihnachts- und Johannistages, in die man ehemals die Solstitien des Winters und Sommers verlegte. Zingerle, Sitten des Tiroler Volks, 129. Meier, Sagen aus Schwaben I. 236. Mémoires de l'acad. Celtique III. 447.

In deutschen Kinderliedern wird jetzt noch England, welches im Volksglauben oft mit dem Engellande verwechselt wird und in der Richtung des Nordpols liegt, als die eigentliche Geburtsstätte und Heimath der Sonne angesehen. So heisst es in einem Kinderlied bei Simrock 36. und bei Firmenich I. 425:

Die Himmelsthür wird aufgehn,
Maria Gottes Amme
Kommt mit dem weissen Lamme,
Weist die Wolken über Land
Von Brabant nach Engelland.

Dieses Engelland galt als das Paradies der Seligen. Daher das Sprüchwort „nach England fahren“, wenn eine Gesellschaft ungeheuer lustig seyn wollte. Uhland, Volkslieder 589. In einem holsteinischen Segensspruche bei Müllenhoff S. 517.

heisst es noch insbesondere, die Sonne bescheine Engelland. Weil sie dort untergeht und ausruht, also gleichsam dort wohnt, dachte man sich auch, dass aller Segen der Fruchtbarkeit von dort komme. Daher das hübsche Räthsel, von dem Mannhardt, germ. Mythen S. 415. mehrere Varianten gesammelt hat:

Es kommt ein Schiff aus Engelland,
Hat kein Bügel und kein Band
Und doch zweierlei Bier.

Das ist das Ei mit seinem Dotter und Eiweiss. Hier erscheint es als Sinnbild aller organischen Fruchtbarkeit, wie das Osterei.

2.

Die Waberlohe.

Die berühmte Waberlohe, *vafrlogi*, weberndes oder zitterndes Feuer, kommt dreimal in den Liedern der alten Edda vor und zwar jedesmal als ein unnahbarer Flammenkreis, in welchem eine Jungfrau auf ihren Befreier harrt, der mit göttlicher Kühnheit durch die Flammen reitet.

Im Eddaliede von Skyrnirs Fahrt erblickt Freyr, der Gott des Sommers und der Fruchtbarkeit, von fern die schöne Gerda, deren weisse Arme weithin leuchten, ist aber zu schwach und weichlich, um sie selber sich zu holen. Dagegen reitet sein starker Freund und Diener Skyrnir durch die Waberlohe, von der sie umgeben ist, und entführt sie. Schon Magnusen in seinem Lexikon s. v. *vafrlogi* hat unter der Waberlohe und unter den ausgestreckten weissen Armen Gerdas das feurige Nordlicht verstanden, welches häufig weisse Strahlen am Himmel ausstreckt. Unter Gerda müssen wir uns die im Winter gleichsam gefangene Natur denken, die für den Sommergott etwa durch den Eisbrecher und Donnergott befreit wird. Schon Simrock hat die Identität Gerdas und Nannas nachgewiesen, welche letztere unverkennbar die Göttin bezeichnet, welche die bunte Vegetation des Sommers bewirkt, also die Sonne. Simrock hat dann wieder beide mit der Iduna identificirt. *Id* heisst wieder, Iduna hütet die unsterblich machenden Aepfel. Sie bedeutet im Werden und Vergehen das ewig Bleibende. Sie ist das reine jungfräuliche Princip des Ewigen, welches sich ins Zeitliche oder ins Werden und Vergehen ent-

äussert, sich aber in seinem innersten Wesen niemals ändert, noch vergeht. Sie ist also, worauf auch schon ihr Name hindeutet, wesentlich dasselbe, was die ewig jungfräuliche Athene im Glauben der Griechen war, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Heiligung dieser Athene den Griechen nicht aus dem verderbten Süden, nicht aus Syrien oder Aegypten, sondern aus dem keuschen Norden zugekommen ist.

Im Eddalied von der Brynhilldur schläft diese geharnischte Walkyrie in der Waberlohe. Sie hat sich gegen den Willen des höchsten Gottes Odin eines Kriegers angenommen. Odin sticht sie zur Strafe mit dem Schlafdorn und so muss sie in ihrem Harnisch von Flammen umgeben schlafen, bis der junge Held Sigurd durch das Feuer reitet und sie weckt. Sie lieben einander. Weil aber die Walkyrie dem Helden Runen singt, worin sie ihm die Geheimnisse des reinsten Seelenadels und der edelsten Heldentugend enthüllt, im Gegensatz gegen die alles Schlechte und Gemeine beschönigenden Runen, welche Odin, der Herrscher im Zeitlichen, singt, bewirkt der einäugige Schelm von Gott mit raffinirter Bosheit, dass die Liebenden von einander gerissen werden und tragisch untergehen. In dieser tiefsinnigen Dichtung ist ausgedrückt, dass innerhalb der Zeitlichkeit die Unschuld, Reinheit und Tugend, die im Princip des Ewigen liegt, nothwendig unterdrückt wird. Die Dichtung hat eine ausschliesslich sittliche Bedeutung. Durch die flammende Pforte des Nordlichts geht das Ewige in die Zeitlichkeit ein und was rein geblieben ist, muss im Unreinen untergehen.

Der Sieg des Ewigen über das Zeitliche ist durch das alte Eddalied Fiölvinsmal bezeichnet. Hier wohnt Menglöd (die des Schmuckes Frohe) in einem Glutsaal, der sich um sich selbst dreht wie auf einer Lanzenspitze rasch umgeschwungen, bewacht von zwei Wölfen (die vor der Sonne und hinter ihr jagenden Thiere, Sinnbilder der fressenden Zeit selbst), in langer banger Sehnsucht treu harrend des verlorenen Geliebten, aber während ihrer Gefangenschaft und ihres schmerzlichen Harrens wohlthätig, eine Heilgöttin mit neun heilkundigen Jungfrauen. Endlich kommt der Geliebte und sie empfängt ihn mit unendlicher Lust. Ohne Zweifel ist damit die letzte Erlösung aus den Banden der Zeitlichkeit überhaupt gemeint.

Die Welt soll nach der nordischen Vorstellung untergehen, Odin selbst, d. h. die personificirte Zeit, vom allfressenden Wolfe verschlungen werden, der bisher verborgene oder schlafende Allvater wird dann erwachen und eine neue bessere Welt schaffen und der weisse Baldur wird sie regieren. Dieser Baldur, der unter den Göttern dasselbe Princip reiner Sittlichkeit bezeichnet, wie Sigurd unter den Helden, musste eben deshalb sterben. Aber am Ende der Zeit wird er wieder erwachen und die Herrschaft der bessern Welt übernehmen. Das ist nun wieder derselbe lang entbehrte Geliebte, der die schöne Menglöd endlich befreit, und Menglöd ist wieder nichts anderes als Nanna, die Wittwe des gestorbenen Baldur.

Alle diese nordischen Göttinnen bedeuten die Sonne in ihren verschiedenen Beziehungen zur Zeitlichkeit und zum Raume. Das Ewige, Reine, Jungfräuliche in der Sonne ist Iduna; das Heilende, Segnende, Wohlthuende in der Sonne ist Menglöd. Ihr Freiwerden aus der Gefangenschaft des Winters in jedem Frühling ist durch Gerda bezeichnet; das Unrecht und das Leiden aber, das ihr in der Zeitlichkeit widerfährt, durch Brynhilldur.

Haben wir im Nordlicht den Ausgangspunkt erkannt, von wo aus die Sonne in Raum und Zeit eintritt und wohin sie immer wieder zurückkehrt, wo sie also gewissermaassen vom Anfang bis zum Ende der Zeitlichkeit gebannt ist, so können wir auch die Waberlohe nur mit dem Nordlicht in den h. Nächten der Sonnenwende identificiren.

Man hat einige andere Erklärungen versucht, die den tiefen Sinn nicht erfassen. Jakob Grimm in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1849 hist. phil. Klasse 242. erklärt die Waberlohe für die Glut des Scheiterhaufens. Auch Wilhelm Müller, Altdeutsche Religion S. 392. denkt an „Feuer um die Gräber“. Mannhardt in seinen germanischen Mythen 334. an eine „blitzumloderte Wolke“.

Das sind viel zu kleinliche Vorstellungen. Die Waberlohe ist jenes Urelement des Feuers, in welches nach javanischer Ueberlieferung die Sonne allabendlich zurückkehrt und aus dem sie allmorgentlich wieder hervorkommt. Wilhelm von Humboldt, Kavi-Sprache S. 201.

Der Mythus von Skyrnirs Fahrt oder von der Befreiung

der schönen Natur aus der Gefangenschaft des Winters wiederholt sich öfter in unsern Volksmärchen. In Wucks serbischen Märchen Nr. 29. kommt ein hoher Berg vor, der ganz in Flammen zu stehen scheint und auf welchem ein Bruder mit einem ganzen Volk versteinert schläft, bis der andere Bruder ihn erlöst und wieder belebt. Das ist die im Wintereise erstarrte Natur, die durch die Sonnenwende wieder verjüngt wird. In Waldau's böhmischen Märchen S. 537. erlöst eine Schwester ihre Brüder aus dem schwarzen Wald zwischen Feuersäulen, wohin sie durch das Feuermeer fährt. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 27. rettet ein Bruder die andern aus dem feurigen Schloss mit Hülfe eines Vogels (des Phönix). Bei Afzelius, schwedische Volkssagen I. 72. holt ein Bruder seine Schwestern aus einer feurigen Lohe heraus, die wie Gold glänzte. Bei Cavallius, schwedische Märchen Nr. 8. trägt der Vogel Phönix selbst den jungen Helden zum „schönen Schloss östlich von der Sonne und nördlich von der Erde“. In Schotts wallach. Märchen Nr. 16. frisst ein Zauberpferd das Feuer auf, in welchem eine Königstochter verbrannt werden soll, nimmt sie auf seinen Rücken und trägt sie fort. Aehnlich in einem ungarischen Märchen bei Mailath. Bei Haltrich, Volkssagen aus Siebenbürgen Nr. 21. ist es ein Stier, der den jungen Helden trägt und in der Flammenburg alles Feuer löscht. Vergl. auch Nr. 74.

Die Flammen des Phönix oder die Waberlohe wiederholen sich noch gar oft in unsern Märchen. In einer Höhle auf der Insel Rügen sitzt eine schwarz verschleierte Jungfrau in Flammen mitten unter Schätzen und hat vor sich einen Becher. Wer diesen ergreift, kann sie erlösen. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 212. Auch bei Haltrich, Volkssagen aus Siebenbürgen Nr. 74. kommt ein Flammenschloss vor, aus dem eine Jungfrau erlöst werden soll. Ein flammender Thurm mit gespenstischen Frauengestalten im Wadtlande, nach den schweizer Blättern 1833, S. 231. Grimm, Märchen Nr. 93. Ein flammendes Schloss in Baden erwähnt Mone, Anzeiger VIII. 311. Ein „weberndes Flammenschloss“ kommt in Tirol vor. Grimm, deutsche Sagen Nr. 281. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 366. Ein Feuerberg in Tirol und ein anderer bei Halberstadt werden auf das Höllenfeuer bezogen. Grimm, deutsche Sagen Nr. 281. und 282.

In Grässes Märchenstrauss Nr. 17. wird ein gefeites Schloss nicht durch einen Flammenkreis, sondern durch einen Kreis von wilden Thieren gehütet. Das deutet vielleicht auf den in den Thierkreis gebannten Lauf der Sonne. In russischen Märchen (Wladimir und dessen Tafelrunde, Leipzig 1819. Mone, Heidenthum I. 130. und Dietrich, russ. Märchen 1.) läuft um die Mauer eine Schnur mit Glöckchen oder eine Reihe von Saiten, die bei der leisesten Berührung klingen. Das erinnert an die Harmonie der Sphären um das Naturcentrum her.

3.

Der Phönix.

Der berühmte Feuervogel Phönix war bei den alten Griechen das Sinnbild der Sonne, sofern dieselbe verschwindet und doch immer wiederkommt, sich immer wieder ergänzt. Man stellte sich das als freiwillige Selbstverbrennung des Vogels vor, der aus den Flammen immer neu und schön hervorgehen sollte. Aehnlich dem Bild der Schlange, die jährlich ihre Haut ablegt und mit einer neuen hervorkommt.

Natürlicherweise brachte man den Vogel Phönix in die engste Verbindung mit dem Nordlicht. Er wird in der Regel mit einem Nimbus oder mit Flammen um den Kopf abgebildet. Oefter hat er einen Stern über sich. Das ist der Polarstern, unter dem das Nordlicht brennt. Bei Eratosthenes, cat. 2. heisst der kleine Bär, das nächste Sternbild am Polarstern, Phönix. Auf einer altrömischen Münze steht der Phönix auf der Sternkugel. Oisel, thes. num. 58, 5. 6. In dieser seiner centralen Stellung wurde er auch als Prototyp des Weltganzen gedacht. Davon hat sich eine Erinnerung in Rollenhagens Wunderb. Reisen S. 218. erhalten, die schwerlich von ihm erfunden ist, sondern auf alter Tradition beruht. Der Phönix, sagt er, stellt in seinem goldnen Kopf den Himmel, in seiner blauen Brust die Luft, in seinem bunten Leibe die Erde und in seinem blauen Schwanze das Meer dar. Auf einer antiken Münze bei Sponheim S. 245. sitzt er auf einem Berge mit dem Sonnennimbus.

Seiner centralen Stellung im Raume entspricht sodann der in ihm liegende Begriff des Stetigen und Ewigen in allem Wechsel der Zeit. Er stirbt nur periodisch und verjüngt sich immer wieder. Sein Sterben hat nur die Bedeutung des Uebergangs aus einem Weltalter ins andere. Nach Aelian VI. 58., Ovid, Met. XV. 392. erscheint er alle 500, nach Plinius, Naturg. X. 1. alle 660 Jahre. Bei Plinius X. 2. heisst es, er verbrenne sich selbst in einem eigens dazu von Zimmet und andern Wohlgerüchen zubereiteten Neste. Bei Ovid, er sterbe nur am Wohlgeruch des Nestes. Obgleich der Phönix an den Pol gehört, steht er doch auch in inniger Beziehung zur Sonne. Nach Herodot II. 73. ist er ein Sohn des Helios oder der Sonne und wird, so oft er stirbt, im Heiligthum seines Vaters begraben. Vergl. auch Tacitus Ann. VI. 28. Das erklärt sich einfach aus dem Sonnengarten am Nordpol. Der Phönix beginnt und endet im Nordpol, weil er nur die Perioden des Sonnenlaufs bezeichnet.

Nach dem altdeutschen Physiologus in Massmanns Gedichten des 12. Jahrhunderts II. 324. lebt der Phönix hundert Jahr, dann steigt er zur Sonne auf, verbrennt sich an ihr die Flügel, fällt ins Nest zurück und wird zu Asche. In dieser aber entsteht ein Wurm, der zu einem neuen Vogel wird.

Im Leben des Apollonius von Philostratus III. 49. heisst es, der Phönix baue sein Nest an den geheimnissvollen Nilquellen und singe sich selbst das Sterbelied.

Nach dem Physiologus Syrus ed. Tychsen 16. lebt der Phönix auf dem Gebirge Lybanon, fliegt alle 500 Jahre einmal zum Tempel von Hierapolis, verbrennt sich dort auf dem Altar und wird wieder verjüngt. Nach Horapollo II. 57. fällt er sich zu Tode und aus seinem Blut entsteht ein neuer. Die Araber fabeln, es gäbe ein Phönixpärchen, Männchen und Weibchen, die sich so feurig schnäbelten, dass sie darüber in Brand aufgingen, aus der Asche aber entstünde der neue Vogel. Bocharti hieroz. II. 849. Noch seltsamer ist die mittelalterliche Vorstellung, wonach der Phönix ein Weibchen ist, drei eiskalte Eier legt, aus dem Thale Hebron den glühenden Stein Pierasiste in ihr Nest holt und daran verbrennt. Hierauf kommen aus den Eiern zwei Männchen und ein Weibchen hervor; die beiden ersten kämpfen um das Weibchen und bringen sich

gegenseitig um, das Weibchen allein bleibt übrig und legt wieder drei kalte Eier. Büsching, Erzählungen I. 422.

Man gibt dem Vogel in der Regel die Gestalt eines Adlers, nur äusserst bunte und glänzende Farben dazu. Der Adler bezeichnet die Höhe, deswegen trägt er den Blitz des Zeus und sitzt nach der Edda auf dem Gipfel der Weltesche Yggdrasill, an deren Wurzeln der Drache nagt, der Adler als Sinnbild des Lichts und des Guten oben, der Drache als Sinnbild der Finsterniss und des Bösen unten.

In den Fundgruben des Orients I. 199. wird der Phönix mit dem berühmten Vogel Simurgh identificirt, der ebenfalls alle Weltalter überdauert, aber nicht stirbt und wiedergeboren wird, sondern immer als derselbe über alle Sündfluten und Weltbrände hinwegfliegt. Dieselbe Bedeutung hat der Vogel Chol im jüdischen Talmud. Bochart, hier. II. 818. Eisenmenger I. 371. 829. Hier heisst es, alle Thiere hätten vom Apfel der Eva gegessen, nur Chol nicht, und deshalb sey er unsterblich.

Auch die Chinesen kennen einen Phönix oder Sonnenvogel. Er heisst Fong-Whang, soll immer in die Sonne sehn, sich nie setzen, auch nichts essen, dagegen herrlich singen und doppelten Geschlechtes seyn. Er lässt sich nur selten und nur bei grossen Ereignissen sehn. Allg. Historie der Reisen VI. 543. Er bewirkt durch das Schlagen seiner Flügel den befruchtenden Thau, indem er auf dem allüberschattenden Baum sitzt. Schi-king, von Rückert S. 299.

Die Perser kannten einen Sonnentempel auf dem Diamantberge. Darin thronte ein Gott mit schneeweissem Haar und Bart, der nur von Weihrauch und Balsam lebte, zu dem aber Iskander (Alexander der Grosse) gekommen seyn soll. Görres, Iran II. 388. Hier scheint der schlafende Chronos mit dem Vogel Phönix verschmolzen zu seyn.

In Indien soll sich der Vogel Semenda wie der Phönix verbrennen und vor seinem Tode singen wie ein Schwan. Aus der Asche entsteht ein Wurm und aus diesen der neue Vogel. Cardanus de subt. 30. Das schon von Philostratos erwähnte Singen wiederholt sich oft in abendländischen Märchen, wo der kranke König (die Natur im Winter) nur geheilt werden



kann durch den Gesang des Phönix (in der Wiedergeburt des Jahres).

Im Morgen- und Abendlande gibt es eine grosse Menge von Märchen, in denen ein Wundervogel von einem kühnen Jüngling aufgesucht werden muss und zwar aus sehr verschiedenartigen Gründen. Bald erscheint der Vogel feindselig und hat Aepfel geraubt, die der Held unter grossen Gefahren wieder holen muss, Grimm, Märchen Nr. 57. Bald ist er reich und besitzt einen kostbaren Schmuck, den ein König haben will, nach 1001 Nacht (die 483te), oder es fallen ihm kostbare Perlen aus dem Schnabel. Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen Nr. 7. Bald besitzt er Heilmittel, die man von ihm erlangen muss. Sein Vogelkraut macht gesund, 1001 Nacht (die 517te). Der Vogel Phönix heilt durch seinen Gesang, Zingerle, Volksmärchen aus Tirol 1854, S. 446. Heilung gewährt er auch bei Wolf, deutsche Hausmärchen S. 230. Der Phönix muss geholt werden bei Zingerle S. 137, der Feuervogel bei Waldau, böhm. Märchen S. 131.

Der sprechende Vogel weiss Alles, ist also ursprünglich nichts anderes, als der weltalte Vogel Simurgh. In überaus vielen Märchen erscheint er als der kluge Vogel, dem man die schwierigsten Fragen vorlegt, den man um Auskunft in den schwierigsten Fällen bittet und der allein helfen kann. Insgemein aber beantwortet er die Fragen gegen seinen Willen, indem sie ihm durch sein schlaues Weib im Halbschlaf abgelockt werden. Sie oder der muthige, den Glasberg erreichende Jüngling reissen dem schlafenden Vogel drei Federn aus, die der Jüngling als Siegeszeichen heimbringen soll. Der Vogel wird dadurch im Schlafe gestört, wacht aber doch nicht völlig auf und beantwortet in diesem Zustand die ihm vorgelegten Fragen. Die Märchen geben dem Vogel verschiedene Namen. Greif heisst er bei Grimm, Märchen Nr. 165., bei Wolf, deutsche Hausmärchen S. 312., bei Zingerle, Volksmärchen aus Tirol 1854, S. 69. Strauss heisst er bei Meier, schwäbische Märchen Nr. 79. Pfau bei Curtze, Volksüberl. aus Waldeck Nr. 14. Hahn bei Meier Nr. 75. Vogel Fabian bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 8. Wenn er auch bei Büsching, Volkssagen Nr. 95. Popanz, bei Meier Nr. 73., bei Schambach und Müller S. 257. und bei Wolf, Zeitschrift II. 384. Drache,

in Wolfs deutschen Märchen Nr. 28. sogar Teufel heisst, so werden doch auch diesen je drei Federn ausgerissen, so dass die ursprüngliche Vorstellung, die man von ihnen hatte, immerhin der Vogel bleibt.

In vielen anderen Märchen werden einem bösen Riesen oder Drachen oder auch einem im Berge schlafenden Kaiser drei Haare ausgerissen, ohne dass dabei von einem Vogel und dessen Klugheit die Rede ist. Die Uebereinstimmung liegt nur in dem kühnen Muthe des Knaben oder Jünglings, der vor den Geheimnissen und Schreckbildern jenes Naturcentrums nicht zurückbebt, aus dem alles Leben kommt und wohin es zurückkehrt, wo der alte Gott schläft, der nie sterbende Vogel die Zeit misst.

Auch in den Alexandersagen des Mittelalters ist die Erinnerung an das Naturcentrum im Nordpol erhalten und zwar in merkwürdiger Uebereinstimmung der morgen- und abendländischen Dichter. In dem altenglischen Gedicht von Alisaunder bei Jakobs und Uckert S. 461. findet Alexander der Grosse auf dem höchsten Gipfel des Taurus eine schattenlose Lanze, von welcher geweissagt war, wer sie aus dem Boden reissen könne, werde Herr der Welt werden. Alexander aber riss sie heraus. Die Lanze ist ein Sinnbild der Weltachse. Sie weist vom höchsten Berge auf den Nordpol hin und ist schattenlos, weil von dort ursprünglich alles Licht ausging. Im altfranzösischen Alexanderliede des Lambert Li-tors heisst Alexander ebenfalls Herr der ganzen Welt, *sire de tot le monde,* und steigt ebenfalls auf hohe Gebirge, wo der Schnee wie Feuer brennt und fast sein ganzes Heer zu Grunde geht. Er aber kommt durch den Zauberwald zum Jungbrunnen und zu den redenden Bäumen und will auf einem von Greifen gezogenen Wagen noch zum höchsten Himmel hinauffliegen, findet es aber doch gerathen, wieder umzukehren. Nach der altfranzösischen Dichtung von Vangualin gelangt Alexander zum Palast der Sonne und zum Vogel Phönix, was wieder ganz in den Kreis der Symbolik gehört, welcher die Beziehungen der Sonne zum Nordpol kennzeichnet.

In dem persischen Schahnameh des Firdusi kommt Alexander der Grosse zu den weissagenden Bäumen der Sonne und des Mondes und zum Vogel Phönix, wie auch zur Quelle

des Lebens und fliegt so hoch zum Himmel auf, dass er unter sich das ganze Erdenrund übersieht, wie es von der Weltschlange umflochten ist. Aber nicht zufrieden damit will er auch noch durch das Erdenrund hindurch zu den Antipoden vordringen, versenkt sich in einer Glastonne unter das Meer und beherrscht nun das Meer, wie er schon Erde und Himmel beherrscht, aber die Hölle wird gegen ihn aufgerufen. Ganz dieselbe Meerfahrt schildert auch das altspanische Alexanderlied des Segura. Hier ruft die Natur selbst die Hölle zu Hülfe, um den Weltüberwinder zurückzutreiben.

4.

Der Sonnengarten am Nordpol.

Ewige Lust herrscht in Avalon, der Apfelinsel in England mit dem Glaspalaste Arthurs, wo Jünglinge und Mädchen ewige Reigen tanzen, niemand altert und jeder Alte wieder jung wird. Eckermann, Kelten I. 38. Dort im Norden ist auch nach griechischem Mythus der Sonnengott Apollo geboren.

In einem Hymnos von Alkäos bei Himerius, or. XIV. 10. wird die Geburt Apollos reizend geschildert. Sein Vater Zeus schmückt ihn mit goldner Mitra und Lyra und schickt ihn auf einem von Schwänen gezogenen Wagen nach Delphi, um dort den Menschen zu orakeln. Aber die Schwäne tragen Heimweh nach ihrer nordischen Heimat, zu den Hyperboreern, und dorthin bringen sie den jungen Gott, bis die Delphier ihn herbeiflehen. Da befiehlt Apollo den Schwänen, ihn nach Delphi zu tragen, und das wiederholt er alle Jahre, wenn die Sonne am höchsten steht, die Früchte reifen, und indem seine Leyer ertönt, singen alle Vögel der Erde mit, nicht ihre gewohnten eigenen Lieder, sondern das Lied des Gottes. Selbst die Flüsse empfinden seine Nähe und Kastalia kräuselt sich silbern und der Kephissos rauscht in höhern Wellen.

Wie im Wintersolstitium das Jahr sich erneuert und diese Verjüngung als ein grosses Fest gefeiert wurde, so erhöhte sich die Feier noch im Beginn des grössern neunzehnjährigen Cyclus. Davon berichtet Diodor II. 47. „Auf jener Insel der

Hyperboreer wird Apollo unaufhörlich gefeiert in einem grossen runden Tempel in einer Stadt, deren Einwohner alle beständig zu seinem Preise die Lyra spielen und singen. Alle neunzehn Jahre aber, wenn der Kreislauf sämmtlicher Gestirne zu Ende geht, kommt Apollo selbst dahin und spielt und tanzt die ganze Nacht vom Frühlingsäquinoctium bis zum Aufgang des Siebengestirns. Ueber die Stadt und den Tempel aber sind die Boreaden gesetzt, Nachkommen des Boreas.“ Die Erinnerung an den Tanz Apollos ist im Volksglauben an die Freudensprünge der Sonne in der h. Zeit der Solstitien erhalten.

Aus dem Sonnengarten am Nordpol kommt der Bernstein her. Wie nach der oben angeführten Anschauung der Alten die Sonne über Nacht von Westen nach Osten zurückläuft und am Nordpol als an ihrer eigentlichen Heimat unterwegs verweilt, so dachten sich die Alten auch, der Bernstein träufle von den Bäumen im Sonnengarten am Nordpol ab, falle ins Wasser und schwimme nach Osten. Nach des Plinius Naturgeschichte XXXVII. 3. sollten die Hesperiden den Bernstein sammeln, der von den Bäumen ihres Gartens in die See hinabträufelt. Nach Ktesias aber, den Plinius citirt, rinnt der Bernstein aus Bäumen, die auf waldigen Bergen im Norden wachsen, und wird mit dem Meere nach Osten geschwemmt, da wo ihn die Anwohner der Ostseeküste finden. Nicetas aber, den Plinius an demselben Orte citirt, hält den Bernstein für den Schweiss der Sonne, den sie bei ihrem Untergang im Westen vergiesst, wobei wir sie uns von ihrer Arbeit sehr ermüdet denken müssen. Nach Olaus Magnus XII. 8. schwitzt die Sonne den Bernstein auf Inseln aus Bäumen aus. Nach Apollonius Rhod. Argon. IV. 625. sind es die Töchter des Helios (des Sonnengottes), die um ihren Bruder Phaethon weinend und in Pappeln verwandelt, den Bernstein als Thränen ausschwitzen.

Einer alten Nachricht des Timäus bei Plinius (Naturgeschichte IV. 13.) zufolge findet man nun aber den Bernstein eine Tagfahrt von Abalus entfernt, in Bannomana. Diese Namen scheinen mythisch. In dem letztern erkennen wir den Wäinämöinen der Finnen und Esthen wieder, der insgemein Wannemunne genannt wird und der die Harfe spielt und um den sich, seinen Tönen lauschend, alle Thiere versammeln. Das stimmt also ganz mit dem Sonnengarten im Norden über-

ein, in welchem Apollo spielt und tanzt. Der erstere Name Abalus weist eben so deutlich auf Avalon hin. Obgleich der Bernstein seinen Namen von seiner Verbrennlichkeit erhalten haben soll, mahnt der Name doch auch an Ver und Beroë. Hierbei ist noch der Bariwald zu erwähnen, in welchem nach der Edda Freyr und Gerda neun Nächte lang ihre Vermählung feierten.

Nach Hekatäos bei Diodor II. 47. ist Leto, die Mutter des Apollo und der Artemis, auf einer Insel im nördlichen Ocean geboren, gegenüber dem Lande der Kelten gegen den Nordpol zu gelegen, bewohnt von Hyperboreern noch hinter dem Nordwinde. Diese Hyperboreer sind sämmtlich Sänger und spielen unaufhörlich die Lyra. Darin liegt der Beweis, dass man sich vorstellte, Sonne und Mond seyen in der Urnacht am Nordpol entstanden, hier von der Leto (der Urnacht) geboren, oder wenigstens seyen sie in ihrem Mutterleibe gewesen, ehe sie nach Delos wanderte. Der Sinn ist ganz klar. Wenn die Sonne auch im Osten auf- und im Westen niedergeht, so bleibt ihre eigentliche Heimat doch der Nordpol, von wo sie in jeder Mitternacht nach Osten läuft, um Morgens aufzugehen und wohin sie jeden Abend von Westen zurückkehrt. Auch Strabo VII. 341. kennt den Garten des Phoibos am Quell der Nacht, da wo Boreas die Orithyia entführte.

Eine recht gute Vorstellung vom Sonnengarten im Norden hat sich in der Vision des Ritter Oenus erhalten, wie sie aus dem 12. Jahrhundert in Massinghams Purgatorium S. Patricii cap. 4. aufbewahrt ist. Oenus kam an eine hohe Mauer und athmete durch das Thor derselben eine liebliche und würzreiche Luft. Als er aber durch dasselbe Thor einging, strahlte es ihm mit einem Glanz entgegen, heller als die Sonne, und er trat in einen Garten, wo unzählbare Blumen von der herrlichsten Art blühten und selige Menschen wandelten. Noch ergötzte er sich daran, als er gemahnt wurde, schnell heimzukehren, denn das Morgenroth breche an; worauf er in das Kloster zurückversetzt wurde, in das er als büssender Ritter eingezogen war. Man sollte meinen, er habe den nächtlichen Weg der Sonne hinter der Gebirgsmauer verfolgt und sey am Morgen mit der Sonne selbst wieder zur gemeinen Ordnung der Natur zurückgekehrt.

In Beziehung zum Sonnengarten steht auch der weissa-

gende kleine Käfer, welchen man das Herrgottskäferchen, das Herrgottsvögelchen, Herrgottspferdchen, den Marienkäfer, das Marienhähnchen, Frauenhähnchen, Goldhähnchen, das Himmelsstierchen, Sonnenvögelchen, Sonnenhähnchen, Sonnenkind, Sonnenscheinchen und Sonnchen selbst nennt; vergleiche über die vielen Namen die fleissige Arbeit von Mannhardt in dessen germ. Mythen S. 243 f. Bekanntlich bedeutet das Käferchen, dessen rundgewölbte Flügeldecken artig punktirt sind, dem Glück, dem es im ersten Frühjahr auf die Hand oder auf das Kleid fliegt. Kinder fragen es aus und rufen ihm, indem sie es fliegen lassen, Reime nach. Die Reime, welche Mannhardt in grosser Menge gesammelt hat, verlangen von dem Käferchen durchgängig, es soll gut Wetter geben und die Sonne scheinen lassen. So rufen schwedische Kinder:

Gullhene, gullhena,
lat solen skina!

und schweizer Kinder:

Flüg über de hoh berg,
dat morn gut Wetter gäb!

und bayrische Kinder:

Flieg hinter de tannebaum
und mach mer ain schön warme sunneschein!

Das Käferchen wird auch um Fruchtbarkeit angerufen:

Sonnevögele flieg aus,
Flieg in meines Vaters Haus,
Komm bald wieder
Bring mir Aepfel und Bire!

Dass wir dabei an den Apfelgarten denken müssen, erhellt auch aus dem Brunnen, der häufig in den Kinderreimen vorkommt:

Käferl, Käferl,
flieg nach Mariabrunn
und bring uns ä schone sunn!

Der Garten und Brunnen passt auch auf Frau Holle. In Arndts Märchen 1818, S. 357. kommt eine merkwürdige Sage vor von einem grossen Goldkäfer, der während eines langen und blutigen Krieges ein kleines unschuldiges Mädchen, das schon immer gern im Walde mit Käfern und Schmetterlingen gespielt hatte, rettete und in Sicherheit brachte, indem er es

durch die Luft zu der guten Holde trug, einem alten Mütterchen am Spinnrad, von dem sie bestens gepflegt wurde. Diese mütterliche Güte, welche sich derer annimmt, die keine irdische Mutter mehr haben, wurde also der Sonnengöttin zugeschrieben, deren Bote das Sonnenkäferchen ist. Welchem Wesen, in der sichtbaren Natur hätte aber diese Mutterliebe mit mehr Recht können zugeschrieben werden, als der Sonne, die alles sieht, das Elend im Verborgenen wahrnimmt und allliebend über Gerechte und Ungerechte scheint?

Die mütterliche Liebe verbindet sich aber mit der Geschlechterliebe und Frau Holle und Mutter Perchta gehen desfalls in die Freyja über. Deshalb führt auch das Sonnenkäferchen im Norden den Namen Freyjuhoena, Frauenhenne, Grimm, d. M. 658. und die kleinen Mädchen fragen ihn, wenn er auf ihrer Fingerspitze sitzt, in Westphalen:

Sunnenschineken,
riägenschineken,
wanner sall ek brüt sin?
en jar, twe jar u. s. w.

In Upland rufen die Mädchen dem Käfer nach:

Jungfrau Marias
Schlüsselmagd,
Flieg nach Osten,
Flieg nach Westen,
Flieg dahin wo mein Liebster wohnt.

Man glaubte, aus der Gegend, wohin der Käfer fliege, werde der Freier kommen.

Sehr merkwürdig sind die viel verbreiteten Kinderreime, die das Käferchen vor einem grossen Unglück in seiner Heimat warnen. Ich stelle hier nach Mannhardt S. 347. nur die bedeutsamsten dieser Reime zusammen.

Marienwörmken flig furt,
Flig furt nach Engelland!
Engelland ist zugeschlossen,
Schlüssel davon abgebrochen.

Herrgottspferdchen fliege,
Vater ist im Kriege,
Mutter ist in Engelland,
Engelland ist abgebrannt,
Herrgottspferdchen fliege.

Himmelsküchelchen flieg aus!
Dein Haus brennt,
Deine Kinder weinen alle miteinander.

Maikäfer fliege!
Dein Häuschen brennt,
Dein Löffelchen schmilzt,
Deine Kinder schreien nach Brod!

Herrgottsschäfchen, Fliegewäppchen,
Dein Töpfchen kocht, Dein Kindchen kreischt,
Da kommen ihr sieben mit Spiessen,
Wollen Dich erschiessen!
Has! has! bu!

Himmelsstierchen flieg hoch in die Luft,
Flieg ins Herrgottsgärtchen,
Flieg, sonst kommen die Leut mit den Spiessen
Und wollen (mich und) Dich erschiessen.

Goldhähnchen flieg hinweg,
Dein Häuschen brennt,
Dein Süppchen siedt.
Die Bauern kommen mit Spiessen,
Wollen Dein Kindlein tod schiessen.
Puh! ti poh! ti puh!

Tipesken, Tipesken (Maikäfer),
fleg af de birrebum (Birnbaum),
säch, wun de Tattre (Zigeuner) kun.
de Tattre ku' mät stangen.
der teiwel huot sich erhangen.
der bäsch braed (der Busch brennt) um äinjs
der fuss (Fuchs) huot sich den schwanz versänjt.

Aus diesen Reimen erkennen wir erstens, dass es sich um Frau Hollens Garten handelt, in welchem die ungeborenen Kinder um sie versammelt sind. Unter den Tartaren, welche feindlich einfallen, können nur die Riesen, die am Weltende über die Regenbogenbrücke in den Himmel stürmen oder Surtur mit seinen feurigen Schaaren, und unter dem Brande des friedlichen Mutterhauses kann nur Ragnarok, der grosse Weltbrand am Ende der Zeiten, in dem alles untergeht, also auch das stille Volk der Frau Holle im paradiesischen Frieden ihres Gartens verstanden seyn. Der Birnbaum ist der auf dem

Walserfelde, auf dem der im Berge schlafende Kaiser nach seinem Erwachen den grossen Sieg erfechten und die goldne Zeit zurückbringen wird. Vergl. m. Odin S. 337. Die Kinderreime liefern den Beweis, dass man den Weltuntergang wohl erwog und dass die Furcht davor weit verbreitet war. Im übrigen glaubt Mannhardt S. 354. die Erinnerung an den Weltbrand könne durch die Abendröthe hervorgerufen seyn und man habe dem Käferchen, wenn es noch Abends herumgeflogen sey, zugerufen, es solle fliehen, denn sein Haus brenne. Der äusserste Westen und im Sommer Nordwesten, wo die Sonne untergeht, galt natürlicherweise als die Heimat der Sonne.

5.

Die Insel des Chronos.

Auch den ältesten Gott der Griechen, Chronos, müssen wir uns als im Nordpol thronend denken. Bei den Römern hiess er Saturnus, *sator*, der Säer, der Allerzeuger. Von ihm sagt Lactantius de justitia 5. und Tertullian apol. 10., er sey einmal der einzige Gott gewesen, vor allen andern. Lactantius nennt ihn, de falsa rel. 23., den Vater aller Götter und Virgil in der Aeneis VII. 49. ruft ihm zu: *tu sanguinis ultimus auctor*. Er ist Vater der Planetengötter und ihm gehört die oberste Sphäre über den Sphären der übrigen Planeten. Als der unterste Planet galt der Mond, der mit seiner Sphäre unsere Erde zunächst umgibt, als der oberste, von uns am weitesten entfernte, der Saturn. Joh. Lydus, de menss. ed. Roether p. 74. Dass wir den Sitz dieses Urgotts im höchsten Aether am Nordpole suchen müssen, erhellt aus Strabo VII. 143., welcher das Ruhebett des Chronos in die Heimat des Boreas und an die Quelle des Lichts versetzt. In des Statius Thebais IV. 516. erscheint er phantastisch als der Alte der Tage, ein Greis aus dem Chaos geboren. Von Schlamm und Moos formt er eine Kugel, mit der er sich in die Höhe erhebt und deren beide Hälften Himmel und Erde sind.

Man dachte sich den Chronos, wie den Boreas, über den

nördlichen Gebirgen, daher, wie schon bemerkt ist, der Kaukasus das Lager des Boreas hiess. Daraus erklärt sich, warum der vergötterte König der im Norden Griechenlands wohnenden Geten, Zamolxis, auch Chronos genannt und mit dem alten Gott identificirt wurde, nach Diogenes Laertius VIII. 1. Griechische Eitelkeit hat jenen Zamolxis zu einem Diener und Schüler des weisen Pythagoras gemacht, allein schon Herodot IV. 96. hielt den Zamolxis für älter als den Pythagoras, und Clemens von Alexandrien, strom. I. 305. wie auch Suidas s. v. *Ζάμολξις* nennt den Pythagoras einen Hyperboreer. Schon Barth, Teutschlands Urgeschichte I. 168. bemerkte mit Recht, die Griechen hätten wohl das Verhältniss umgekehrt und Pythagoras sey ein Schüler des Zamolxis gewesen, d. h. der Grieche habe seine geheime Weisheit erst aus dem Norden empfangen. Vergl. Hesychius S. V. Jamblichus sect. 173. nennt ihn den höchsten Gott der Geten und Origenes philos. 25. den Stifter der Druiden.

Erst später wird Chronos auf eine Insel im äussersten Westen des Meeres versetzt, dorthin verlegten die alten Aegypter den Himmel ihres Sonnengottes Osiris, wo die Sonne untergeht. Brugsch, die ägyptische Gräberwelt 34. Ich vermuthe, der Glaube an das Naturcentrum im Nordpol ist im alten Babylon entstanden und blieb den Völkern des asiatischen und europäischen Nordens treu, indess der Glaube an die seligen Inseln im Westen ursprünglich wahrscheinlich den Aegyptern, den seefahrenden Phönikern und den meeranwohnenden Völkern im Westen Europas angehört.

Was in Aegypten vom Osiris galt, wurde in Griechenland auf den Chronos übertragen. Schon bei Hesiod, Tage und Werke 170. heisst es, Chronos beherrsche tief im westlichen Ocean die Inseln der Seligen. Auch Pindar, Olymp. II. 127. erwähnt diese paradiesischen Inseln. Plutarch in der Abhandlung vom Mondgesicht 26. zählt drei Inseln nordwestlich von Britannien. Auf der einen Ortygia schläft Chronos in einer tiefen Höhle, umschwärmt von Vögeln, die ihm Ambrosia bringen, wovon sich umher ein herrlicher Wohlgeruch verbreitet. Auch umgeben ihn seine alten Diener, welche die Zukunft vorhersagen und dabei des Chronos Träume zu Rathe

ziehen. Er wird einst erwachen und das goldene Zeitalter zurückbringen. Vergl. auch Plutarch, Vom Verfall der Orakel 18. Diodor V. 66. Strabo III. 150. Cicero, de nat. deor. 3. 17.

Die seligen Inseln wurden in den Nordwesten von Europa verlegt. Procop, Goth. Krieg IV. 20. Tzetzes zu Lycophron 1204. Vergl. dazu Welcker im rhein. Museum I. 234. und Humboldts Untersuchungen über die Entwicklung unserer Kenntnisse von der neuen Welt I. 175. 403.

Nach der englischen Ueberlieferung schläft der mythische König Arthur auf der Insel Avalon und wird einst erwachen, um sein Volk zu erlösen. Eckermann, Kelten II. 150. *Arturum expectare* heisst es sprichwörtlich in einem glossar. manuale, Halae 1774. I. 401. Vergl. Gilbert. Tilbur. bei Leibnitz, scr. rer. Brunsv. I. 921. und bei Liebrecht S. 150. Gottfried von Monmouth p. 428. Im Volksglauben der Normandie ist Avalon die Heimat aller Feen, Bosquet p. 96. Aber auch der Seligen. Keller, Bretagnesche Volkslieder 235. Im Apfelgarten quillt der Jungbrunnen, aus dem die Seelen der Verstorbenen trinken und sich neu beleben. Niemand altert hier mehr, und ewige Reigen tanzen Jünglinge und Mädchen. Avalon gilt als eine Insel, zu welcher die Todten überschiffen müssen, aber auch zugleich als hohe Himmelsburg im Aether, denn über der Insel soll des Artus gläserner Palast frei in der Luft schweben. Eckermann a. a. O. In dem bretagneschen Gedicht Ar vreur mager bei Villemarqué kehrt der todte Bräutigam zurück, um die lebende Braut nach Avalon abzuholen. Da finden sie die Insel voll schöner Apfelbäume, unter denen die seligen Paare tanzen und singen.

Ebenso ruht nach der nordischen Edda Allvater in der Ewigkeit, während Odin die ganze böse Zeitlichkeit beherrscht, und erst wenn Odin mit der ganzen bisherigen Welt wird untergegangen seyn, wird Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen und der gute Gott Baldur soll sie regieren. Derselbe Baldur hatte, eben weil er die reinste Unschuld und das Recht vertrat, aus Odins böser Welt weichen und sterben müssen. Baldurs Leiche wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt, er selbst in die Unterwelt versetzt, so wurde auch Chronos in den finstern Tartarus, ins Innere der Erde

eingekerkert. Aeschylos, Gefesselter Prometheus 220. Auch auf der seligen Insel schläft Chronos wenigstens in einer Höhle. Nach Damascius bei Photius p. 1049. hiess Saturn bei den Phönikern Bel, daraus erkennt man deutlich die Beziehung des nordischen Baldur auf die südlichen Vorstellungen.

Sofern Chronos auf einer Insel im Westen schläft, müssen die Seelen der Verstorbenen, die in sein Reich gelangen wollen, über Meer fahren. Dieser Glaube fand sich bei allen bekannten Völkern am Mittelmeer und am atlantischen Meer. Ein Todtenschiff kannten die Aegypter, wie auch die Griechen, und in der Gräbersymbolik trat an die Stelle des Schiffes der Delphin, dem wir später noch ein eigenes Capitel widmen werden. In den nordischen Sagen kehrt das Todtenschiff ebenfalls wieder. Es war sogar Sitte, die Leichen von Königen und Helden auf Schiffe zu setzen und dem Spiel der Wellen zu überlassen. Man findet darüber genügende Citate in Grimms deutscher Myth. S. 790. f. Der Glaube überdauerte noch die Bekehrung zum Christenthum. Die Seele des Frankenkönig Dagobert soll vom h. Dionysius auf einem Schiff über Meer geführt und am andern Ufer von Engeln empfangen worden seyn. Dagegen heisst es von Ebroin und einem Herrn von Falkenberg, sie seyen nach ihrem Tode auf Schiffen in die Hölle gefahren. Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 130. Liebrecht zu Gervasius S. 150.

Merkwürdig ist, dass auf dem europäischen Festland an der Nordsee das gegenüberliegende England für die selige Insel gehalten wurde, wohin die Todten führen. Der Glaube ist älter als die Ankunft der Angeln in England. Der Name der letztern hat aber ohne Zweifel viel dazu beigetragen, dass England im norddeutschen Volksglauben auch noch bis in die neuere Zeit für das Land der Engel und der Seligen gehalten wurde. Schon Procop erzählt im gothischen Kriege IV. 20. die Todten würden nach Brittia hinüber gefahren. Vergl. Claudian, in Rufinum I. 123. Tzetzes zu Lykophron 1204. Villemarque I. 136. In deutschen Volks- und Kinderliedern, welche noch heute gäng und gebe sind, kommt sehr häufig England als das Land der Engel vor, worüber Mannhardts germanische Mythen S. 326. f., der jene Liederverse aufs fleissigste gesammelt hat, nachzulesen ist. Am merkwürdigsten

ist die von ihm Seite 376. citirte, von Müllenhoff zuerst mitgetheilte Anrufung der Sonne aus einem niederdeutschen Segensspruch. „Komm wieder, o Sonne, mit deinen beiden Töchtern Goldfaden und Goldstrahl, bescheine uns allzumal, durchleuchte den ganzen Himmelsraum, das Land der Engel, wo eine hohe Frau mit dem Kinde auf dem Arme (Holda mit den Kinderseelen?) sitzt.“

Clement erzählt in seiner Reise nach Irland, die Bevölkerung von Aran Mor glaube, im äussersten Westen liege Hy Brasail, die Insel unter Zaubermacht, das Paradies der irischen Heiden. Es wäre nicht unmöglich, dass dieser alte mythische Name auf das später entdeckte Brasilien übertragen worden wäre, obgleich man den Namen Brasilien auch anders erklärt.

6.

Der Garten der Hesperiden.

Die Griechen glaubten, im äusserten Westen, wo die Sonne im Ocean untergeht, liege die Insel der Hesperiden. Das sind die Töchter des Hesperus (Abend) und dieser ist ein Bruder des Atlas, der im äussersten Westen (im Atlasgebirge) den Himmel auf den Schultern trägt. Hesiod, Theog. 212. Diodor IV. 26. Auf der Insel wuchs ein Baum mit goldnen Aepfeln, deren Pflege den Hesperiden anvertraut war, während der Drache Ladon den Baum bewachte. Nun kam aber Herakles, erschlug den Drachen und raubte die Aepfel. Bei diesem Anlass schlug er mit der Ferse eine Quelle aus der Erde hervor. Die Hesperiden aber mussten ihm die Aepfel in das hohle Horn füllen, welches er einmal einem Stier abgebrochen hatte. Das ist das berühmte Füllhorn, das Sinnbild der Erdfruchtbarkeit und alles Ueberflusses. Apollonius von Rhodus 1433. f. Hygin, Fab. 31.

Man hat längst erkannt, dass unter den goldnen Aepfeln die Sonnen gemeint sind, die jeden Abend im Jahre im äussersten Westen verschwinden, um am andern Morgen im Osten wieder sichtbar zu werden. Die Vorstellung, dass sie jemand zurückhole, lag nahe. Weil man aber unter den zwölf Arbeiten

des Herakles, wie oben schon bemerkt wurde, das Durcharbeiten der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises verstand, so bezog sich der Mythus nicht auf die Sonne eines Tages, sondern auf die Sonne des Jahres, auf die Vollendung ihres jährlichen Kreislaufes und dessen Wiederbeginn. Auf antiken Bildwerken hat Herakles gewöhnlich drei Aepfel in der Hand, was man auf die drei älteren Jahreszeiten bezog. Joh. Lydus, de menss. ed. Röther 220.

Auf eine Insel im äussersten Westen versetzten die Griechen, wie im Eingang dieses Werkes schon gesagt ist, auch den Chronos, den alten Gott der Zeit, der dort schläft, während sein Sohn Zeus die Welt regiert. Sie versetzten ihn dahin, um damit zu sagen, seine Herrschaft sey eine vergangene, wie die Sonne vergeht, die Abends im Westen untersinkt. Wie aber die Sonne wiederkehrt, so glaubte man auch an ein Wiedererwachen des Chronos und an eine Rückkehr der ersten goldnen Zeit, die er beherrsche, wenn auch erst spät, sehr spät am Ende der bösen Zeit.

Es könnte auffallen, dass Apollodor II. 5. 11. den Garten der Hesperiden sammt dem himmeltragenden Atlas nicht in den Westen, sondern in den äussersten Norden zu den Hyperboreern verlegt, aber sie gehören dahin, Atlas, weil es schicklicher ist, den Träger des Himmels mit dem Glasberg, mit der Weltachse und dem Weltcentrum in Verbindung zu bringen, und der Hesperidengarten, weil die Sonne, wenn sie im Westen untergegangen ist, nach der Vorstellung der Griechen am Nordrand der Erde hinläuft und am Nordpol der Erde genau unter dem Nordpol des Himmels ein wenig ausruht, ehe sie nach Osten zurückkehrt. Es lag also nahe, den Hesperidengarten vom Sonnenuntergang im Westen hinweg auch in das Nordlicht zu verlegen.

Nach dem in der Edda niedergelegten Glauben des nordischen Heidenthums besass die Göttin Iduna Aepfel der Unsterblichkeit, von deren Genuss das ewige Leben aller Götter abhing. In der jüngern Edda 80. f. heisst es, die Götter Odin, Locki und Hönir hätten auf einer Wanderung einen Ochsen geraubt, wollten ihn kochen, konnten aber nicht, weil ein Adler auf dem Baume es durch Zauber verhinderte. Locki stiess dem Adler eine Stange in den Leib, blieb aber durch

Zauber daran kleben, indem der Adler aufflog, und konnte sich nur dadurch erlösen, dass er dem Adler, welches der mächtige Riese Thiassi war, die schöne Iduna mit ihren unsterblich machenden Aepfeln zu überliefern versprach. Locki lockte nachher die arme Iduna in einen Wald, wo sie von dem Riesen ergriffen wurde. Als sie nun verschwunden war und den Göttern ihre Aepfel nicht mehr geben konnte, fingen die Götter sämmtlich zu altern an und zwangen den Locki, um jeden Preis die Iduna mit ihren Aepfeln zurückzubringen. Er unternahm es, aber Freyja musste ihm ihre Falkenhaut leihen. Als Falke flog er nun in Thiassis Wohnung, verwandelte die Iduna in eine Nuss und trug sie in seinen Klauen fort. Der grimmige Adler verfolgte ihn zwar, die Götter hielten ihn aber durch ein Feuer auf, worin er verbrannte. Uhland hat in s. Sagenforschungen S. 122. den Sinn dieses Märchens richtig gedeutet, indem er unter Thiassi, der alles kleben, d. h. gefrieren macht, den Winter, unter Iduna und ihren Aepfeln die Vegetationskraft, das Naturleben versteht, welches im Winter verschwindet, und unter dem Falken den heiteren Frühlingshimmel, unter der Nuss den Keim der wieder verjüngten Pflanzenwelt.

Iduna bedeutet die immer wiederkehrende, von dem nordischen *Id* = wieder, und zwar zunächst die Sonne, weil diese täglich wiederkehrt. Auch ihre Aepfel bedeuten nur diese täglich wiederkehrenden runden und goldnen Sonnen.

Die Nuss kommt in vielen Märchen vor als Sinnbild des noch verschlossenen, noch nicht geborenen Sommers. In v. Hahns griechischen Märchen Nr. 70. gewinnt ein Held die Königstochter durch drei Nüsse, von denen die eine die Erde mit ihren Blumen, die zweite das Meer mit seinen Schiffen, die dritte den Himmel mit seinen Sternen darstellt.

Iduna ist das ewige, reine jungfräuliche Licht in der Sonne. Wenn nun nach Apollodor II. 5. 11. die Göttin Athene die von Herakles den Hesperiden geraubten Aepfel wieder in den Garten derselben zurückversetzte, so bietet uns diese Nachricht einen Leitfaden dar, der uns in den innern Zusammenhang zwischen der griechischen und nordischen Lichtlehre hineinführt. Auch die Göttin Athene bedeutet das ewig reine jungfräuliche Licht, wie die nordische Iduna, und sogar beide Namen stimmen überein.

Sowohl der Apfelbaum und die Quelle, als auch der Drache des Hesperidengartens werden in den Mythen und Märchen der meisten Völker in das Centrum der Natur, auf den Gipfel des Weltberges und an den Nordpol verlegt.

Bei Cavallius Nr. 9. ist es ein Wallfisch, der den Helden über Meer ins Land der Jugend trägt. — Die drei Wälder sind in mehreren Märchen von Metall, ebenso auch die drei Berge und die Pferde, auf denen der Held zum Glasberg emporreitet. Drei Wälder von Kupfer, Silber und Gold führen zum Königsschloss, Asbjörnsen Nr. 19. Ueber einen Kupfer- und Silberberg kommt der Held zum Goldberg. Müllenhoff Nr. 15. Hier greifen also die Märchen von der über Meer zu erreichenden Insel in die vom Weltbaum am Nordpol über.

Der Weltbaum kommt auch in Müllenhoffs Märchen Nr. 2. vor. Eine Königstochter wünscht sich einen goldnen Klingelklangel, der oben auf einem hohen Waldbaum wächst und von einem Bären bewacht wird; der Bär aber ist nur verzaubert, es steckt in ihm ein schöner Königssohn, der das Bärenfell von sich wirft, ihr den Klingelklangel schenkt und sie heirathet. Das deutet auf das Bärengestirn am Nordpol und auf dessen Beziehung zur Sonne.

Auch auf dem indischen Urberg Meru wird der Baum der Unsterblichkeit von einem Drachen gehütet. Asiat. Originalschriften I. 7. Den grossen Wurm unter dem Apfelbaum kennt auch die polnische Sage bei Woycicki 122. und eine Tiroler Sage bei Mone, Anzeiger von 1838. S. 585. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 21. erschlägt der Held einen Drachen an einer Linde und Quelle und gewinnt dadurch das schöne Fräulein von Appelltau. In einem Märchen bei Grimm Nr. 121. gewinnt der Held die Aepfel einem Riesen ab und wird zwar von ihm geblendet, aber durch das Lebenswasser wieder sehend gemacht.

Der Drache Ladon, welchen Herakles besiegt, bedeutet die Verborgenheit, Dunkelheit, und ist dasselbe Wort wie Leto oder Latona, die bekannte Mutter des Sonnengottes und der Mondgöttin. In beiden Fällen ist die längste Nacht des Jahres gemeint, aus welcher die neue Jahressonne hervorgeht. Diese Nacht erscheint feindselig als Drache, dem Herakles den goldnen Apfel der Sonne mit Gewalt entreissen muss, und

auch wieder freundlich als Mutter, von der die Sonne geboren wird. Nach dem griechischen Mythus kam Leto aus dem Lande der Hyperboreer hoch vom Norden herab, um erst im Süden auf der Insel Delos den jungen Sonnengott Apollo und die junge Mondgöttin Artemis zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichte VI. 29. Hygin, Fab. 53. Also kam sie vom Nordpol her, der Drache Ladon dagegen gehört der Insel im äussersten Westen an. Das Uebereinstimmende in diesen beiden Vorstellungen ist aber die Nacht, die bei Sonnenuntergang anfängt und am Nordpol culminirt, ehe sie im Osten mit dem Wiederaufgang der Sonne endet. Die Insel im Westen und der Nordpol werden aus diesem Grunde von den Alten sehr häufig verwechselt oder identificirt.

Auch der Glasberg wird in den Märchen oft mit Attributen der seligen Inseln geschmückt. Da finden wir die goldnen Aepfel der Hesperiden und den Jungbrunnen, die Quelle der Wiedergeburt. Auf jene Inseln weist in vielen Märchen auch der Weg hin, der nicht durch die Luft und in die Höhe, sondern über Meer führt. Gewöhnlich führt er über drei Meere und durch drei Wälder. Ueber ein rothes, weisses und schwarzes Meer bei Schambach und Müller Nr. 1. Ueber drei Gebirge und neun Meere bei Waldau S. 539. Ueber den feurigen Bach in Schotts wallach. Märchen Nr. 19. Ueber das „allerschlimmste Wasser“, wo dem Fährmann Hände und Füsse geopfert werden müssen, in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 49. In vielen Märchen spielt der Fährmann, der endlich abgelöst werden soll, eine Rolle.

Schon Wolf hat in seinen Beiträgen II. 71. mehrere merkwürdige Märchen verglichen, in denen der Weg durch einen dreifachen Gürtel von Wäldern und Meeren führt. In Wolfs deutschen Hausmärchen 189. findet der junge Held in einem grossen Walde einen Einsiedler, der weist ihn über Meer zu einem zweiten in einem zweiten Walde und dieser wieder über Meer zu einem dritten in einem dritten Walde. Der dritte Einsiedler weist ihn an die Vögel, die vielleicht wüssten, wohin er weiter gehen müsse, um zum Ziel zu gelangen. Die Vögel wissen es nicht, weil ihr König Greif ausgeflogen ist. Dieser aber kommt wieder, nimmt den jungen Helden auf den Rücken und trägt ihn in den Himmel; in einem niederländischen Mär-

chen treten an die Stelle der drei Einsiedler drei Thierköniginnen und die Königin der Vögel lässt ihn durch einen Storch in den Himmel tragen.

Die goldnen Aepfel Idunas auf dem Gipfel des nordischen Weltbaums, die goldnen Aepfel der Hesperiden, das goldne Klingelklangel auf dem Weltbaum sind dasselbe Sinnbild wie das berühmte goldne Vliess der griechischen Argonautensage. Ihrzufolge nahm Chrysomallos, der goldne Widder, ein Geschwisterpaar, Phrixos und Helle, auf seinen Rücken, um sie durch die Flucht zu retten. Unterwegs fiel Helle in die Meerenge hinab, die seitdem der Hellespont heisst, der Bruder aber gelangte glücklich nach der fruchtbaren Gegend von Kolchis am schwarzen Meere, wo er den Widder opferte und das Fell, das berühmte goldne Vliess, an einen Baum hing, den ein Drache hütete. Apollodor I. 9. 1. 21. Dieser Mythus hat mancherlei ungenügende Erklärungen gefunden. Die von Forchhammer, Helenika 197. f., womit auch Preller, Griech. Myth. II. 211. übereinstimmt, will im Widder die Wolke und in der Helle den herabfallenden Regen erkennen. Richtiger hat Schwenk in den Anmerkungen zu seiner slav. Mythologie S. 242. f. in dem goldnen Vliess ein Gegenbild zu den Aepfeln der Hesperiden gesehen, ohne jedoch das Geschwisterpaar zu erklären. Seine Deutung, wonach die Argonautenfahrt nach dem goldnen Vliesse die nächtliche Rückkehr der Sonne von Westen nach Osten vorstellen soll, im Gegensatz gegen die Fahrt des Herakles zu den Hesperidenäpfeln, die dem Tageslauf der Sonne von Osten nach Westen folgt, ist wohl zu gekünstelt. Es dürfte sich hier überhaupt weder um eine Tag- noch um eine Nachtfahrt handeln, sondern um eine Reise durch den Thierkreis. Sonne und Mond besteigen den Widder als das erste Zeichen im Thierkreis und treten mit ihm die Luftfahrt am Himmel hin an, Sonne und Mond können aber nicht gleichen Schritt halten, der Mond hat einen kürzern Lauf, folglich muss Helle (denn das ist die Mondgöttin schon dem Namen nach) herunter fallen. Damit stimmt zusammen, dass der Hellespont der südliche Theil derselben Meerenge ist, deren nördlicher Theil Bosporus heisst. Der letztere hat den Namen von der gehörnten Mondgöttin Io, beide stehen also in derselben Beziehung zum Monde, wenn wir auch nicht wissen,

warum gerade diese Meerengen in so auffallender Weise in den Mondcultus hineingezogen worden sind.

Das goldne Vliess auf dem Baum, den der Drache bewacht, hat die auffallendste Aehnlichkeit mit den goldnen Aepfeln der Hesperiden, sogar im Namen, da in der griechischen Sprache Aepfel und Schafe durch dasselbe Wort (μῆλα) bezeichnet werden. Nach Diodor IV. 26. und dem Mythog. Vatic. I. 39. raubte Herakles den Hesperiden keine Aepfel, sondern Schafe.

Auf den Sundainseln in der Südsee waltet der schöne Glaube, dass die Sonne allabendlich in Haupokann, der Unterwelt, ausruhe und dort durch einen Trunk aus der Lebensquelle unter dem ewigen Baum Ilpa sich verjünge, um, wenn sie morgens wieder aufgeht, die ganze Natur zu verjüngen. Jener Baum wurzelt in der tiefsten Nacht und trägt auf seiner Höhe leuchtende Früchte, nämlich die Gestirne. Die Sonne selbst ist als seine sich nächtlich verjüngende Frucht zu betrachten. Schirren, Wandersagen der Neuseeländer S. 150.

Viertes Buch.

Der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit.

1.

Das Verschwinden der Zeit in der Ewigkeit.

Wie räumlich der Himmel ringsum die Erde wie das Dotter im Ei umschliesst, so auch die allumfassende Ewigkeit den engern Ring der Zeit. So dachten sich die alten Völker die Ewigkeit als das allgemeine, die Zeit als das besondere. Wie aber in der Zeit alles nur gegliedert auf einander folgt und indem aus dem Heute das Morgen wird, dasselbige Heute auch zu Gestern werden muss, so schloss der Begriff des Ewigen jede solche Aufeinanderfolge aus und liess sich nur als eine ewige Gegenwart denken.

Die alten Völker fassten den Gegensatz nicht in seiner ganzen Schärfe auf, sondern begnügten sich, das Ewige nur als ein rasches Zusammendrängen langsam verlaufender Zeiträume zu denken. So heisst es in der Bibel, vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Auch die Inder sagen, ein Tag des Brahma sey gleich viel tausend Jahren der Menschen. Als einmal ein frommer König zu Brahma kam und ihn um einen passenden Mann für seine Tochter bat, lächelte Brahma und sagte: Während du hier in meinem Himmel die wenigen Worte gesprochen hast, sind 324,000 Erdenjahre vergangen und deine Tochter ist längst todt. Nach einer andern Fassung des Märchens bei Polier II. 593. und v. Schack, Stimmen vom Ganges Nr. 7. antwortet Brahma dem König, Wischnu halte sich gegenwärtig auf der Erde auf, wo er als Königssohn wieder geboren sey; diesen solle seine gute Tochter zum Manne bekommen. Im höchsten Grade entzückt, dankten Vater und Tochter dem Herrn des Paradieses und kehrten zur Erde zurück.

Aber da war alles anders geworden, die Hauptstadt des Königs Raiwata längst zerstört, denn es waren Jahrhunderte vergangen, während sie nur kurze Stunden in Brahmas Himmel zugebracht zu haben glaubten. Doch fanden sie den Mann, der ihnen verheissen war, und die fromme Tochter wurde Wischnus königliche Gemahlin. In noch einer Variante des indischen Märchens, mitgetheilt in Grimms altdeutschen Wäldern I. 165. sucht der Vater in Brahmas Himmel das Buch des Schicksals auf, um darin zu lesen, wer seine Tochter heirathen werde, und fand, sie werde erst im dritten Weltalter einen Bruder des Gottes Krischna (Wischnu) heirathen. Der König erschrak, da er noch im ersten Weltalter lebte. Als er aber Brahmas Himmel verliess, war längst das dritte Weltalter eingetreten, die Menschen waren zwerghaft klein geworden, nur er und seine Tochter waren noch Riesen der alten Zeit; der göttliche Freier aber fand sich ein.

Ganz ähnliche Vorstellungen kehren auch in der Sagenwelt Europas wieder. In den h. Stunden der Sonnenwende öffnet sich die vorher unsichtbare Welt des Jenseits, ein unschuldiger Hirt oder eine Jungfrau gerathen durch eine vorher verborgene Thür hinein, weilen eine Stunde unter den herrlichsten Schätzen, kehren um und finden alles verändert, denn es sind viele viele Jahre vergangen. Davon gibt es zahllose Volkssagen, auf die wir zurückkommen werden.

Der Britenkönig Herla sass einmal allein in seinem Zimmer, als ein winzig kleiner und hässlicher Zwerg zu ihm herein trat, sich ihm als eine kleine Majestät, so gut wie er, nämlich als König eines unzählbaren Zwergenvolks vorstellte und ihm verkündete, bald würden Gesandte des Frankenkönigs eintreffen, um ihm die Tochter dieses Königs zur Gemahlin anzubieten. Er, der Zwerg, wünsche nun, wenn Herla sie heirathe, zur Hochzeit eingeladen zu seyn, wogegen er auch wieder ihn zu seiner Hochzeit ins Zwergenreich einladen werde. Herla ging darauf ein und alles kam, wie der Zwerg gesagt hatte. Als Herla seine Hochzeit beging, erschien der Zwergkönig nicht nur mit glänzendem Gefolge, sondern liess auch durch dasselbe köstliche Speisen auftragen und den Saal durch blitzende Edelsteine erleuchten, welche seine Zwerge wie Fackeln trugen. Schliesslich lud der Zwergkönig nach Jahres-

frist den König Herla auch zu seiner Hochzeit ein. Dieselbe sollte im Innern eines Berges stattfinden, wohin von aussen eine Höhle führte. Als nun das Jahr vorüber war, begab sich König Herla mit seinem Gefolge in die Höhle, kam erst in tiefes Dunkel, dann aber in eine glänzende Halle, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Die Gäste wurden herrlich bewirthet und reich beschenkt mit Pferden, Hunden, Falken und Jagdgeräth. Zuletzt gab der Zwergkönig seinem Gast noch einen trefflichen Schweisshund und empfahl dem Abschied nehmenden König, diesen Hund einem seiner Diener mit aufs Ross zu geben, und keiner von ihnen allen solle eher vom Pferde steigen, bis dieser Hund freiwillig würde herabgesprungen seyn. Der Zug der Gäste verliess nun die Höhle und kam wieder ans Tageslicht. Ein alter Hirte stand am Wege und der König frug ihn, was die Königin mache? Der Hirt erwiderte, er verstehe seine Sprache nicht recht, denn er sey kein Brite, sondern ein Sachse, auch habe er den Namen der Königin, die er meine, nie gehört, ausser dass man ihm erzählt habe, vor alten Zeiten habe einmal die Gemahlin des Königs Herla so geheissen, der dort in jenem Berge verschwunden und nicht wiedergekommen sey. Da wandelte den König Herla ein Grausen an, denn er meinte, nur drei Tage im Berge gewesen zu seyn. Nun aber erfuhr er von dem alten Hirten, dass schon 200 Jahre vergangen, das Land von den Sachsen erobert und die Briten vertrieben seyen. Einige von Herlas Leuten stiegen ungeduldig von den Pferden, fielen aber augenblicklich in Staub zusammen. Da befahl der König bei Todesstrafe, keiner solle mehr absteigen, bis der Schweisshund herabspringen würde. Und so ritten sie fort und reiten immer noch, denn der Hund ist noch nicht herabgesprungen. Und das ist die wilde Jagd in England. Nach Walter Map, von Philipps S. 56.

Ganz ähnlich eine schöne deutsche Sage. Zwei Ritter verabredeten, wenn Einer von ihnen Hochzeit feire, solle der Andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb und sein Geist erschien, als der Andere Hochzeit machte, seinem Worte getreu und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel, lud aber, als er wieder Abschied nahm, seinen Freund nunmehr auch zu sich zur Hochzeit ein, wozu er ihm den Tag bestimmte, und verschwand. Am gedachten Tage nun erschien ein weisses

Pferd mit zwei grossen Hunden vor dem Schlosse des noch lebenden Ritters, um ihn zu dem todten zu bringen. Muthig bestieg er das Pferd und gelangte pfeilschnell durch einen Wald zum Hause eines Priesters, wo er abstieg und beichtete. Von hier ritt er sodann ins Todtenreich zu einer herrlichen Burg, in der „die hübschesten Menschen" vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende" herrschte. Hier von seinem Freunde aufs liebreichste empfangen, ergötzte er sich ein paar Stunden und nahm dann wieder Abschied. Als er aber aus der Burg heraustrat, waren die Wälder rings umher verschwunden und war alles angebautes Land, aus dessen Mitte eine prächtige Abtei hervorragte. Indem er nun hier Erkundigungen einzog, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seitdem er ausgeritten war zu seines Freundes Hochzeit. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 535. nach der Ausgabe von 1535.

Die uralte heidnische Erinnerung ist auf die christliche Legende übergegangen oder hat sich in der Legende mit dem Bibelglauben vermischt. Am berühmtesten ist die Legende vom Mönch Felix. Der las einmal im 89. Psalm „tausend Jahre sind vor Gottes Augen wie ein Tag" und als er zweifelte, hörte er draussen einen Vogel so lieblich und wunderbar singen, dass er ihm nachging in den Wald und die ganze Nacht zuhörte. Erst als die Morgenglocke läutete, ging er ins Kloster zurück, erkannte aber niemand wieder und wurde von niemand erkannt, denn es waren hundert Jahre vergangen. Altdeutsches Gedicht in Grimms Altd. Wäldern II. 70. Im Coloczaer Codex Nr. 10. v. d. Hagen, Gesammtabent. Nr. 90. Pauli, Schimpf und Ernst, Nr. 536. Dasselbe wird vom Mönch Erpho im Kloster Siegburg erzählt. Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257. Vom h. Amarus bei v. Schack, Dramt. Lit. der Spanier II. 510., von einem Mönch des Klosters Affligen in Wolfs Niederländ. Sagen Nr. 148. Vergl. auch das Predigermärlein in Pfeiffers Germania III. 431.

Loringus, der junge Graf von Bonemont, sollte eben zu seinem Hochzeitsschmause niedersitzen, als ihm einfiel, er habe heute noch keine Messe gehört. Sogleich eilte er in die Kirche, hörte die Messe und fand einen wunderschönen Greis, den er zur Hochzeit einlud und mitnahm. Beim Abschied lud der Greis ihn zu sich ein und führte ihn ins Paradies, wo der

Jüngling im höchsten Entzücken verweilte, bis es ihm schicklich schien, zu seiner Braut zurückzukehren, aber er fand sie nicht mehr, alles hatte sich verändert, niemand erkannte ihn und erst aus alten Büchern wurde ihm kund, dass vor 346 Jahren ein junger Graf Loringus an seinem Hochzeittage verschwunden sey. Als Loringus die erste Speise zu sich nahm, schrumpfte seine jugendliche Gestalt in die eines uralten Greises zusammen und sank todt nieder. Corneri, Chron. ad. anum. 834. Eccard, script. rer. germ. II. 453. Dasselbe geschah einem Bräutigam zu Mühlhausen, Stöber, Elsäss. Sagen Nr. 16.

Die schöne Legende erscheint ein wenig persiflirt bei Crocker, legends of the lakes. Hier nämlich wird von Cudy, dem fetten Mönch von Inisfallen, erzählt, er habe sich einmal im Mondschein in einer warmen Sommernacht verirrt und allerlei weltliche Gedanken, besonders aber grossen Durst gehegt. Da sey ein schönes Mädchen vor ihm hergelaufen und habe ihn mit einer vollen Weinflasche weiter und immer weiter gelockt, bis er, ohne sie einholen zu können, vor Müdigkeit entschlafen sey. Am Morgen aber habe er tief im Schnee gelegen, sich erschrocken aufgerafft und Menschen aufgesucht, aber niemand mehr erkannt, denn es waren hundert Jahre vergangen.

Der Commandant von Grosswardein hatte ein Töchterlein, Therese, die stand früh auf und pflückte Blumen in ihres Vaters Garten. Da sie die Blumen so schön im Thau glänzen sah, gedachte sie: „Wer mag wohl der Blumen Meister seyn, der sie so schön hat aus der Erde wachsen lassen? ich hab' ihn so lieb, dürft' ich ihn einmal schauen!“ Ihr Vater aber verlobte sie an einen vornehmen Edelmann, worüber sie sehr betrübt war. Da kam, als sie wieder im Garten war, Jesus zu ihr und steckte einen Ring an ihre Hand und sagte: „Du sollst meine Braut seyn.“ Die Jungfrau wurde roth vor Freude, brach eine Rose ab und gab sie ihrem himmlischen Bräutigam. Er aber führte sie an der Hand und sprach: „Ich will Dir nun auch meines Vaters Garten zeigen.“ Und er führte sie ins Paradies und zeigte ihr, wie viele tausend schönere Blumen dort blühten und die Vögel lieblich von den Bäumen sangen. Voller Freude ging sie von Blume zu Blume und die Zeit

wurde ihr nicht lang. Da sagte Jesus zu ihr: „Komm jetzt, denn ich will dich wieder heimführen.“ Er begleitete sie bis vor die Stadt und schied von ihr. Als sie ans Thor gekommen war, hielten sie die Wächter auf und frugen, wer sie wäre? Sie sagte, sie sey des Commandanten Tochter, aber die Wächter sagten, der Commandant habe gar keine Tochter. Sie blieb dabei, sie sey erst vor zwei Stunden aus der Stadt hinaus gegangen. Niemand begriff es, bis man in einer alten Schrift las, vor 120 Jahren sey eine Braut, des damaligen Commandanten Tochter, verloren gegangen. Als die Jungfrau dies hörte, ward sie bleich, wollte nicht Speise noch Trank mehr nehmen, als allein das Sakrament, und als ihr der Priester dasselbe gereicht hatte, verschied sie. Büsching, Volkssagen S. 163. Des Knaben Wunderhorn I. 64. Bechstein erzählt im Sagenschatz des Thüringerlandes III. 184. dieselbe Sage von einer Braut zu Benzhausen.

Nahe verwandt damit ist das schöne Volkslied von „des Sultans Töchterlein“ im Wunderhorn I. 15., etwas ausgedehnter bei Docen, Miscell I. 267. Des Sultans Tochter bewundert die Blumen im Garten und möchte gern den Meister der Blumen kennen lernen. Da kommt Jesus zu ihr, ladet sie in seinen himmlischen Garten ein und wirbt sie zur Braut. Das Lied kommt auch in Hofmanns horae belg. II. Nr. 26., bei Weyden, Kölns Vorzeit S. 272. und in Mohnikes Altschwed. Volksliedern S. 205. vor. Auch noch in einer thüringischen Volkssage bei Bechstein IV. S. 187., ohne den Namen Jesu. Ein Mädchen findet in der Waldschlucht bei Schweina einen hell strahlenden Jüngling, der sie in seinen Garten führt und ihr einen Strauss von Blumen pflückt. Als sie heimkehrt, kennt sie niemand, denn es sind lange, lange Jahre vergangen und müde schläft sie auf einem Stein für immer ein, am Busen noch den Blumenstrauss von funkelnden Edelsteinen.

2.

Der schlafende Gott.

Nach einer Vorstellung der Inder ist die ganze Schöpfung und der ganze Verlauf der Weltgeschichte nur ein Traum und zwar ein sündiger Traum Brahmas. Aber auch nach der allge-

meinern, minder schroffen Auffassung sowohl der Brahmanen als der Buddhisten ist immerhin die Schöpfung nur ein Kerker der gefallenen Geisterwelt, wie der Leib Kerker jedes einzelnen Geistes ist, und hinter der ganzen bösen Zeitlichkeit, in welcher jenes Geschaffene dauert, ruht die selige Ewigkeit als ein Zustand ursprünglicher göttlicher Vollkommenheit, in welche die gefallenen Geister dereinst zurückkehren und in Gott übergehen sollen.

Auch der griechische Chronos (Saturn) enthält noch eine Spur dieser Vorstellungsweise. Irgend einmal hatte die Welt angefangen und Chronos, mit dem die Zeit anfing, weil er selbst die Zeit bedeutet, galt als der älteste Gott. Aber dieser älteste Gott sollte weder allein regieren, noch der vornehmste der Götter bleiben. Er beherrschte nur das erste goldne Zeitalter, wurde aber nachher von seinem übermüthigen Sohne Zeus vertrieben. Hesiod, Theogonie 729. f. Apollodor I. 2. 1. Seitdem wurde die Welt schlechter und folgte einem bösen Zeitalter immer ein noch böseres. Ovid, Met. I. 113. Das erste goldne Zeitalter der Unschuld wurde von den Römern noch mehr gepriesen, als von den Griechen, und es knüpften sich daran Vorstellungen des ewigen Friedens, der vollkommenen Harmonie der Dinge, wie sie überhaupt nicht in die Zeit, also auch nicht in den Anfang der Zeit, sondern nur für die Ewigkeit passt. Macrobius hat dieser Idee in seinen Saturnalien (I. 7.) die grösste Aufmerksamkeit gewidmet. Die Saturnalien waren das grösste Fest der Römer und wurden zu Ehren des ältesten, abgesetzten und auf einer seligen Insel im Westen schlafenden Gottes in der Wintersonnenwende oder zu Weihnachten gefeiert. Der Sinn dieser Feier war: Alles, was der böse Zeitverlauf mit sich gebracht habe, solle an diesem Feste verschwinden und eine Harmonie und Glückseligkeit zurückkehren, wie damals, als Saturnus noch regierte. Deshalb herrschte während der Saturnalien allgemeine Freiheit und Gleichheit.

Bei Lactantius Placidus 4. ist uns die wichtige Notiz erhalten, dass mit dem vom Himmel herabgerissenen Saturn auch das erste Paradies verschwunden und zum erstenmale Nacht und Winter über die Erde gekommen seyen, dass aber wenigstens der schöne Frühling noch einen Abglanz des ver-

lorenen Paradieses zeige. Damit stimmt auch Ovid, Met. I. 113. überein, sofern er sagt, Saturn habe den ursprünglichen ewigen Frühling abkürzen müssen, so dass jetzt nur noch wenige Monate lang der Frühling an das verlorene goldne Zeitalter erinnere.

Die Gebundenheit durch den Schlaf wurde auch als eine wirkliche Fesselung aufgefasst. Saturn soll von seinem Sohne Zeus gefesselt worden seyn, um die vorher ungebundene Zeit in ein strenges Maass zu bannen. Cicero, de nat. deor. II. 25. Macrobius, Sat. I. 8.

Die Griechen legten indess in den Saturn, während er einerseits den ewigen Frieden des goldnen Zeitalters bedeuten sollte, andererseits auch wieder den Begriff des Zeitwechsels hinein und zwar in böser Bedeutung. Er frisst seine eigenen Kinder, d. h. die Zeit verschlingt alles wieder, was sie hervorgebracht hat. Fulgentius, Myth. 1. Er führt die Sichel, um alles in der Zeit Gewordene wieder wegzumähen. Auch als Planet charakterisirt er sich durch Kälte und schädliche Wirkung und hat in der Astrologie, besonders bei den Arabern, eine lediglich böse Bedeutung, v. Hammer, Rosenöl I. 5. Deshalb hat man ihn auch mit dem Winter personificirt. Allerdings ist der Winter das zerstörende Princip im Zeitenwechsel, weil er den schönen Sommer verschlingt; zugleich ist er aber auch die Geburtsstätte jedes neuen Sommers.

Das Andenken an den schlafenden Gott hat sich auch in zahlreichen deutschen Volkssagen erhalten, die ich in meinem Odin S. 328. f, bereits mitgetheilt habe. Ich füge hier nur einiges zur Ergänzung hinzu.

Wie Chronos schlafen auch die deutschen Kaiser und Helden in einer Höhle im Innern eines Berges. Wahrscheinlich wollte das Volk den Gegenstand seiner Liebe und Hoffnung in der Nähe haben und versetzte ihn aus dem Naturcentrum im Norden oder von der seligen Insel im Westen in das geheimnissvolle Innere eines nahen Berges.

3.

Das goldne Zeitalter.

Alle gebildeten Völker des Alterthums glaubten an ein erstes goldnes Zeitalter der Unschuld und des Friedens. Dem lag wohl zunächst zu Grunde, dass jeder Mensch in seiner Kindheit ein solches Unschuldsalter erlebt, und ferner die Thatsache, dass beinah jeder Greis über die neue Generation klagt und meint, in seiner Jugendzeit seyen die Menschen besser gewesen. Allein in den schon ausgebildeteren Religionssystemen der Heiden trat der Gedanke hinzu, es sey überhaupt einmal eine bessere Welt dagewesen, ein Ideal des Daseyns, welches durch die Sünde verloren gegangen sey, gleichviel, ob dieses bessere Daseyn noch in die Anfänge unserer Zeitrechnung falle, oder ob es in eine selige Ewigkeit im Himmel ausserhalb der Erde und in die Ewigkeit ausserhalb der Zeit verlegt werden müsse. Deshalb sind auch die Vorstellungen der alten Völker vom goldnen Zeitalter ziemlich schwankend und die Grenzen zwischen der Ewigkeit im Himmel und der ersten goldnen Zeit auf Erden nicht immer klar und fest gezogen.

Nach dem altpersischen Avesta, Vendidad 2., verlangte der gute Gott, Ahura-Mazda, den wir gewöhnlich Ormuzd nennen, von Yima (Dschemschid), er solle sein heiliges Wort verkünden, und als dieser sich zu schwach dazu fühlte, befahl er ihm, zunächst nur die Erde zu bevölkern und zu bebauen, letzteres mittelst eines goldnen Dolches (einer Pflugschaar), den er ihm mitgab. Yima erfüllte nun die Erde mit Menschen und Thieren und legte Ackerland an und zweimal, als das Erdenrund schon ganz voll war, durfte er es noch immer weiter ausdehnen, um Raum für die Bevölkerung zu gewinnen. Aber nach dem Bericht der Zemyadyascht in Webers Studien III. 411. endete dieses lange goldne Zeitalter der Einigkeit und des Friedens damit, dass Yima selbst zuerst sündigte, indem er Lügen erdachte. Da entfloh das Glück. Mithra, die Sonne, fing es auf und brachte es zurück. Yima sündigte fort und das Glück entfloh abermals. Der Lufthimmel brachte es wieder zurück, aber da Yima fortsündigte, floh es zum dritten Mal. Nun fing

er „den männlichen Muth“ auf, der jedoch nur in schwerem Kampfe den Menschen einen Theil ihres ursprünglichen Glückes rettete. Endlich sandte Ormuzd den Zoroaster mit seinem göttlichen Wort, um die Menschen aufs Neue zu heiligen.

Yima ist der indische Yama, Gott des Todes und der Unterwelt. Eine sonderbare Verwechslung, die sich aber erklärt, wenn man bedenkt, dass sich die Inder ein goldnes Zeitalter nur im Jenseits und nicht auf Erden denken konnten, und dass bei ihnen die persische Vorstellungsweise eine untergeordnete Stellung einnehmen musste.

In der spätern persischen Dichtung des Firdusi wird Yima unter dem Namen Dschemschid zu einer historischen Person gemacht. Hier heisst es, der Perserkönig Dschemschid bewohnte 50 Jahre lang eine paradiesische Residenz und herrschte nicht nur über die Menschen, sondern auch über die Vögel und über die Peris (elfenähnliche Wesen) und über die Dews (Teufel). Von den letztern liess er sich eine feste Burg bauen, wo er vor jeder Gefahr sicher zu seyn glaubte. Auch liess er sich, wenn die Sonne am höchsten stand, von einem Dew in die Höhe tragen, auf einem Throne sitzend, und alles betete ihn an. Da schwoll sein Herz in Uebermuth und den Weinbecher in der Hand bildete er sich ein, Gott selbst zu seyn.

Da gestattete Gott, dass ein Dew ihn verdürbe. Vom Teufel verlockt stürzte Zohak, des reichen Thasi Sohn, erst diesen seinen Vater, um ihn schnell zu beerben, in eine Grube und benutzte sodann die Unzufriedenheit des Volks mit Dschemschid, um auch diesen vom Throne zu stossen. Zwar entfloh Dschemschid, wurde aber eingefangen und auf Befehl des Zohak zersägt. Nach dem Schachnameh des Firdusi.

Auch die Griechen und Römer glaubten, das erste Zeitalter sey das goldne gewesen. Da habe Chronos oder Saturn in Frieden und Reichthum geherrscht. Hesiod, Tagwerke 969. Ovid I, 113. Bei der ausserordentlichen Vielgestaltigkeit der griechischen Mythen darf es nicht Wunder nehmen, dass wir diesen Gott erstens mit den Titanen in den finstern Tartarus unter der Erde gestürzt werden, zweitens auf einer seligen Insel im äussersten Westen, wo die Sonne untergeht, in einer Höhle ruhig bis zum Weltende schlafen, und drittens mitten

auf unserer civilisirten Erde, als Mitkönig des Janus Italien beherrschen und mit dem goldnen Zeitalter beglücken sehen. Die Römer nämlich erzählten, Saturnus sey, als er vor seinem Sohne fliehen musste, nach Italien gekommen, dessen König Janus die Krone mit ihm getheilt habe, und ihre Regierung sey so vortrefflich gewesen, dass man sie noch das goldne Zeitalter nenne. Alles habe in Wohlstand und seligem Frieden gelebt. Ops (*opes,* Reichthümer) sey des Saturnus Gemahlin gewesen. Das Glück habe zugleich auf voller Freiheit beruht, denn es habe unter den Menschen weder Herren noch Knechte gegeben. Dionysius von Harlikarnass I. 36. Justinus XLIII. 1. Virgil, Aeneis VIII. 314. f. Dessen Eklogen IV. 6. Ovid, fasti I. 193. 235. Macrobius, sat. I. 12.

Zur Erinnerung der goldnen Zeit beging man an jedem Neujahr die s. g. Saturnalien, ein Fest, bei welchem die Sclaven von den Herren bedient wurden, die Weiber den Männern, die Kinder den Erwachsenen gleich waren. Justinus a. a. O. Porphyrius, de antro nymph. 24. Macrobius a. a. O. Nach Athenäus XIV. gab es ein ähnliches Fest schon im alten Babylon und eine ähnliche Feier reicht bis tief in die christliche Zeit hinein in den Narrenfesten und Maskeraden des Neujahrs. Der Name und die Bedeutung des Janus beweisen, dass man sich das goldne Zeitalter als das Jugendalter der Menschheit dachte und mit der Jugend des neuen Jahres parallelisirte.

In der nordischen Voluspa 7. heisst es, die Asen hätten im goldnen Zeitalter in vollkommenem Frieden gelebt, sich Höfe gebaut, Gold geschmiedet, mit Würfeln gespielt, bis Gullweig (Goldkraft) gekommen sey, da hätte der Frieden aufgehört. Sie, die Wonne böser Weiber, war eine arge Zauberin. Obgleich dreimal verbrannt, wurde sie dreimal wiedergeboren und veranlasste durch ihre Tücke den Krieg der Asen mit den Vanen. Dieser Mythus ist sehr dunkel, doch hat man wohl nicht mit Unrecht die Friede störende Zauberin mit der griechischen Pandora verglichen und vermuthet, es handle sich auch hier um den Grundgedanken, alles Uebel in der Welt kommt vom Weibe her.

Der Norden hatte noch eine andere Vorstellung vom goldnen Zeitalter. Man gab hier jedem Naturreich für sich ein eigenes goldnes Zeitalter. Ein solches hatte das nordische

Riesenreich unter dem friedlichen König Gudmund, nach der Hervararsaga 1.; ebenso hatten die Wassergeister oder Nixen ihr ursprüngliches Friedensreich, welches erst durch die Menschen gestört wurde, desgleichen auch die Elben und Zwerge, deren Erinnerung in so vielen Volkssagen und Märchen erhalten ist. Auch die Thiere hatten ihr besonderes Paradies hoch in den Schweizer Alpen und in den Tiefen des lithauischen Urwalds. Freyr, der Gott des Sommers und der Fruchtbarkeit in der ganzen organischen Natur, erhielt Alfheim zur Wohnung, Grimmismal 5. Das ist das Elfenreich, welches schon vor den Menschen da war. Ist Freyr auch später euhemeristisch als König von Schweden aufgefasst worden, so hat sich doch die Erinnerung an den ursprünglichen Frieden der Elfen insofern erhalten, als zu dieses Königs Zeiten, wie in Saturns goldner Zeit, ungestörter Frieden geherrscht habe, Ynglingasaga 12. Das ist „Frodis Frieden", im Norden so berühmt wie die saturninische Zeit im Süden. In der jüngern Edda 43. wird erzählt, zu König Frodis Zeiten haben solche Ehrlichkeit und Treue geherrscht, dass ein schwerer Goldring, auf freier Haide liegend, doch von niemand gestohlen worden sey. Bei Saxo 27. lässt König Frotho gemahlenes Gold auf die Speisen streuen, was gleichfalls auf das goldne Zeitalter hinweist.

In Ipolyis magyarischer Mythologie, vergl. Wolf, Zeitschrift III. 313. findet sich ein sehr eigenthümliches Märchen. Im Anfang wurde die Erde von göttlichen Wesen, s. g. Tünders, bewohnt, die aber den bösen Menschen weichen mussten. Die Menschen schnitten nämlich einmal einer Tünderin, als sie ihr langes goldnes Haar auskämmte, dasselbe muthwillig ab. Da verliessen alle Tünder die Erde. Das Land wurde unfruchtbar und die Menschen starben dort aus. Die Tünder aber sind in die Gestirne übergegangen und werden erst spät wiederkehren, um das goldne Zeitalter auf die Erde zurückzubringen.

Die alten Mexikaner glaubten, das Paradies liege auf dem höchsten Berge, wo die Wolken sich versammeln, von wo sie Regen bringen und von wo auch die Flüsse herabkommen. Der erste Mensch Quetzalcoatl, unter welchem Mexiko sein goldnes Zeitalter erlebte, stieg einmal auf den Berg, um von dort den Trank der Unsterblichkeit zu holen. Allein er kam

nicht wieder und man glaubt, er werde erst am Ende der Zeiten wiederkommen und das goldne Zeitalter zurückbringen. Clavigero I. 13. Humboldt, Cordilleren I. 42. Nach einer andern Ueberlieferung gab ihm Tezcatlipoca (der grosse Geist) den Trank, der ihn zwar unsterblich machte, ihn aber unwiderstehlich antrieb, immerfort zu wandern. Mit ihm zogen die Singvögel. Das goldne Zeitalter hörte auf. Er selbst zerstörte seinen Palast und das vorher fruchtbare Land wurde zur Wüste. Clavigero II. 11. Prichard S. 384.

4.
Die übrigen Zeitalter.

Es ist allgemein bekannt, dass nach dem herkömmlichen Glauben des classischen Alterthums auf das goldne Zeitalter zuerst das silberne, dann das eherne und endlich das eiserne folgte. Ueber diese vier sind die alten Griechen und Römer nicht hinausgegangen. Auch die Inder nehmen vier Zeitalter an, das erste von 4800, das zweite von 3600, das dritte von 2400 und das vierte von 1200, das ganze also von 12000 Jahren. Auch hier drückt die immer geringer werdende Zahl der Jahre ein allmäliges Herunterkommen aus. So glauben die Inder auch, im ersten Zeitalter seyen die Menschen 400 Jahr alt geworden, im zweiten 300, im dritten 200 und jetzt im vierten würden sie höchstens noch 100 Jahr alt. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien II. 293. Die Buddhisten fügen noch ein Kleinerwerden der Menschen hinzu, anfangs seyen sie Riesen gewesen, zuletzt werden sie nur noch Zwerge seyn.

Die Aegypter, Juden, Perser, Etrusker glaubten an eine Zeitdauer von 6000 Jahren. Die Inder begnügten sich auch mit ihren 12,000 noch nicht, sondern phantasirten sich, namentlich die Buddhisten, in einen Luxus von immer neuen Zeitaltern oder Weltperioden hinein und trieben, wie in Bezug auf die Zeit, so auch in Bezug auf den Raum denselben Luxus und schachtelten unzählige Himmel übereinander und Höllen untereinander, so dass ihre Kosmogonien den chinesischen Thürmen gleichen, die aus lauter übereinanderstehenden Dächern bestehen.

Gemeinsam ist allen diesen Vorstellungen die Verschlimmerung mit der Zeit. Alle Völker glaubten, der Anfang sey gut gewesen und die Welt sey erst nach und nach schlechter geworden. Was eigentlich schlechter wird, sind nur die Menschen und das Böse liegt im sittlichen Verhalten der Menschen. Oft aber begegnet uns bei den alten Völkern der Glaube, die Materie müsse dem Zuge der Geister folgen, im goldnen Zeitalter, im Paradiese habe es noch keinen Winter, keine Stürme, kein Gewitter, keine Ueberschwemmungen, keine Dürre gegeben, hätten die Thiere noch zahm und friedlich miteinander gelebt und hässliches Ungeziefer sey noch gar nicht dagewesen; das alles sey erst gekommen, als die Menschen gesündigt hätten. In China herrscht noch bis auf unsere Zeit der Glaube, wenn Misswachs eintrete, sey der Kaiser schuld, weil er schlecht regiere, ja wenn ein Komet die gewöhnliche Ordnung am Himmel störe, so komme das von einer Unordnung am kaiserlichen Hofe her.

Vom Uebergang aus einem Zeitalter in das andere machte man sich in Indien eine anmuthige Vorstellung. Wenn ein Zeitalter verschwunden ist, schwimmt Wischnu, das erhaltende Weltprincip, in Gestalt eines kleines Kindes, welches an der grossen Zehe seines rechten Fusses saugt, auf einem Blatte im neuen Urmeere herum, bis aus seinem Nabel ein Lotosstengel emporwächst, aus dessen Blume der neue Brahma hervorgeht, der eine neue Welt für das neue Zeitalter schafft. Sonnerat I. 247. Nach Baldäus 434. wurde die Welt immer kleiner, zuletzt nur ein Thautröpfchen, dehnte sich dann aber wieder weit aus. Sehr lieblich war die Vorstellung der Manichäer, wonach, so oft ein Weltalter endet, der Aeon desselben dem ewigen König einen Blumenkranz aufsetzt.

Dachte man sich einmal mehrere Zeitalter hintereinander, so lag es ziemlich nahe, sich auch irgend ein Wesen zu denken, was ausnahmsweise ihren Wechsel überdauerte. So glaubten die Inder von dem frommen Büsser Makandaya, er habe schon ein Zeitalter überlebt und es sey ihm verheissen worden, dass er auch die andern überleben werde. Harivansa II. 296 f. Asiat. Originalschriften I. 211. Auch in Irland hat sich die Sage erhalten, ein gewisser Ruan sey allein aus der Sündfluth übrig geblieben und habe noch zur Zeit des h. Patrik gelebt

und demselben seine wunderbaren Schicksale erzählt. Er habe aber nicht immer dieselbe menschliche Gestalt behalten, sondern habe in der Seelenwanderung auch Thiergestalten angenommen. Moore, Geschichte von Irland I. 61.

Nach muhamedanischer Vorstellung hat es schon vor Adam Menschen und eine Weltgeschichte gegeben und haben Jahrtausende hindurch vor Adam 40, nach andern 72 Solimane oder weise Könige Salomo regiert, welche alle der Vogel Simurgh überlebte, der auch noch in unser Zeitalter hineinreichte und den altpersischen Königen weisen Rath ertheilte, wie früher den Solimanen. Ausserdem besassen die Solimane einen heiligen Schild, der sie in ihren häufigen Kriegen gegen die bösen Dews schützte und der ebenfalls noch in unser Zeitalter herüberkam. Jeder dieser Solimane beherrschte ein besonderes Zeitalter mit ganz besondern, von andern verschiedenen Geschöpfen. Alle diese sollen sammt den 72 Solimanen im Gebirge Kaf abgebildet gewesen seyn. Die einen hatten gleich den indischen Götzen viel mehr Glieder, als die jetzigen Menschen und Thiere. Die andern waren gleich den ägyptischen Götzen aus Gliedern zusammen gesetzt, welche verschiedenen Thierarten angehörten. Von irgend einer höhern sittlichen Bedeutung jener langen Vorzeit für unser Zeitalter ist nicht die Rede. Herbelot. s. v.

Eorosch, der gute Genius des Vogelgeschlechts bei den alten Persern, ging in den Vogel Simurgh der spätern muhamedanischen Märchen über. Im Schachnameh des Firdusi erscheint Simurgh als König der Vögel, nistend auf dem Gebirge Kaf, welches rings um die Erde läuft, und zugleich als Schutzgeist und Retter edler Könige und junger Helden und endlich als weiser Vezier der Beherrscher von Iran. Er überdauerte alle Weltalter und diente allen Solimanen als Vezier. Herbelot. s. v. Rosenöl I. 13. Indem die persischen Könige Federn von ihm aufsteckten, entstand der Gebrauch der Federbüsche, Rosenöl I. 153. Einer Pilgerfahrt der Vögel zu ihrem König auf dem Gebirge Kaf gedenkt v. Hammer in den pers. Redekünsten S. 144.

Die Denker und Dichter des hohen Alterthums, welche, was sie vom Weltganzen und von der Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen urtheilten, in der Hieroglyphik ihrer

Mythen niederlegten, waren in der Regel geistreicher, als ihre modernen Erklärer, die noch sehr weit davon entfernt sind, den innern Zusammenhang der alten Natursymbolik zu begreifen und darnach auch den einzelnen Symbolen ihre rechte Stelle anzuweisen und ihren tiefen Sinn zu ergründen.

Unter die wenig verstandenen Hieroglyphen gehört auch der Rabe.

Der Rabe ist schwarz wie die Nacht, in ewiger Trauer, hält sich bei Leichen und Rabensteinen auf, hat eine heisere hässliche Stimme, gilt also für einen Todtenvogel, der Tod oder Unheil verkündet. Die üble Meinung, die man von ihm hat, erzeugte auch abergläubische Vorstellungen von ihm, die ihm allerlei Unnatürliches und Böses andichteten und nicht nur den Tod, sondern auch den Teufel mit ihm in Verbindung brachten. Die Denker des ältesten Heidenthums fassten jedoch seinen Begriff tiefer. Die Griechen heiligten den schwarzen Vogel als den weissagenden Diener des Lichtgottes Apollo. Warum thaten sie das? Was die Alten selbst von diesem Raben des Apollo erzählen, erklärt freilich nichts, z. B. Aelian, Thiergeschichte I. 47. 48. und Apollodor III. 10. 3. Die natürliche Erklärung ist, dass das Licht die Finsterniss voraussetzt, zur Ergänzung oder als Folie braucht. Dem Licht folgt der Schatten. Der Rabe frisst Leichen, insofern verzehrt er das Todte, negirt gleichsam den Tod selber und vertritt damit eine Potenz des Ewigen. Damit tritt er ganz auf die Seite des Lichtgottes, welcher selbst den Winter, den Tod der Natur, tödtet. Nur so kann man einen Sinn in einer Behauptung des Albertus Magnus, hist. anim. 23. finden, wenn er sagt, der Rabe sey ein Feind des Esels und hacke ihm die Augen aus. Der Esel ist das bekannte Sinnbild des Winters und insofern dem Lichtgott feind. Der Rabe kommt sogar selbst als Lichtträger vor, sofern er glühende Kohlen im Schnabel tragen soll. Lyrer, Chronik zum Jahr 1191. Diese Vorstellung scheint zunächst abgeleitet vom blitztragenden Adler des Jupiter. Allein sie hat noch andere Analogien für sich. Der glühende Karfunkel im Schnabel des Todtenvogels entspricht dem strahlenden Edelstein im Kopfe der Kröte. Die Kröte bedeutet den Winter als hässliche schmucklose Erde, die aber in ihrem Innern den kostbaren Schatz der Saat des künftigen

Sommers verbirgt. Der Rabe bedeutet die Nacht, aus der das neue Licht hervorbricht.

Wie aus der Nacht alles Licht und Leben hervorgeht, so wird es auch wieder in ihr verschlungen. Daher dem Raben das höchste Alter, eine Dauer über alle Zeit hinaus zugeschrieben wird. Die alte Symbolik kennt noch einen andern Vogel, dem auch diese ewige Dauer zukommt. Das ist der Vogel Simurgh des persischen, der Vogel Phönix des griechischen Mythus. Sie aber sind etwas viel Edleres als der Rabe, viel heroischer und schöner, mit einem Wort, in ihnen ist das ewige Princip des Lichts personificirt, wie im Raben das der Nacht. Beide ergänzen sich. Simurgh, der göttliche Adler, der Schutzgeist des Lichtreichs von Iran, war von Anfang und wird immer seyn, hat den Untergang eines Weltalters nach dem andern überlebt, weiss alles, was jemals geschehen ist und was die viel jüngern Menschen nicht mehr wissen. Ganz dasselbe erzählen uns die alten Mythen von einem weltalten Raben, der zuweilen auch eine Krähe heisst und immer leben blieb und aus einer untergegangenen Welt in die neue hinüber siedelte.

In der Mythologie der Inder kommen zwei Vorstellungen von einer weltalten, alles wissenden Krähe vor. Die eine bei den besondern Verehrern des Brahma, die andere bei denen des Wischnu. Nach dem ersten Mythus hätte der ewige Geist Brahma in der Ewigkeit verharren und nie in die veränderliche, ewig wechselnde und der Zerstörung verfallene Zeitlichkeit heraustreten, die körperliche Welt gar niemals schaffen sollen. Indem es ihn aber gelüstete, verführt durch die Maya, seine Einbildungskraft, die Welt zu schaffen, that er damit etwas Sündhaftes und wurde zur Strafe in die Krähe Kagbossum verwandelt, die im ersten Zeitalter überall umherflog, in den folgenden Zeitaltern aber jedesmal in den berühmtesten Dichter desselben verwandelt wurde. Polier, myth. des Indous I. 198 f. Anders lautet der Mythus der Wischnuiten in dem berühmten indischen Epos Ramayana. Hier heisst die Krähe Bhusanda und war ursprünglich ein Mensch, der, weil er den Wischnu verachtete, zur Strafe in eine Krähe verwandelt wurde und den Wischnu hinfort als sein Diener in allen seinen Incarnationen durch alle Weltalter hindurch begleiten musste,

um die Fülle seiner Gottheit zu erkennen und den Menschen davon zu erzählen. Rhode, Rel. der Hindus II. 78.

Merkwürdigerweise gibt es auch einen keltischen Mythus im äussersten Nordwesten Europas, der jenem indischen auffallend ähnlich ist. Der göttliche König Arthur nämlich, der zugleich als das Bärengestirn im Mittelpunkt des Sternenhimmels und als irdischer König aufgefasst wird, soll nach der einen Meinung auf einer seligen Insel schlafen, um erst am Weltende zu erwachen, nach der andern Meinung aber in Rabengestalt bis zum Weltende umherfliegen, weshalb man die Raben in Ehren halten und keinen tödten solle. Eckermann, Kelten II. 151. Grässe, Sagenkreise 162.

Nach der nordischen Edda hatte Gott Odin zwei Raben, Huginn (Verstand) und Muninn (Gedächtniss), die auf seinen Achseln sitzend ihm alles sagten, was in der Welt vorging. Der eine flog durch die Vergangenheit, der andere in die Zukunft. Im Eddalied von Odins Rabenzauber 3. erkennen die Asen (Götter) das Nahen des Weltendes daraus, dass der Rabe Huginn zum Himmel geflogen ist und nicht wiederkehrt. Unter dem Himmel ist die Ewigkeit verstanden, in der Allvater herrscht, im Gegensatz gegen die böse Zeitlichkeit, in welcher Odin herrscht. Die Zeit geht nun zu Ende und der Rabe hat Ruhe.

Auch die Slaven kennen einen allwissenden Raben. Hanusch, Slav. Mythologie S. 319. Auch die Iren kennen einen Raben voll Weisheit, weil er frass, was Finn von der Forelle der Weisheit übrig gelassen hatte. K. v. K. Erin III. 57. Auch auf Island glaubt man, der Rabe wisse alles Vergangene und Künftige, weshalb man ihn nicht tödten darf. Olaffsen, Reise I. 33. Auch in Deutschland war der allwissende Rabe bekannt. Ein Erfurter Bürger unterhielt einen Raben und als er denselben einmal so ernsthaft dasitzen sah, frug er ihn: Was sinnst Du? Da antwortete der Rabe: Ich denke der alten und der ewigen Dinge. Magica, Isleb. 1597. p. 84.

In Deutschland lebt auch noch die Erinnerung an den im Berge schlafenden Kaiser, der da erwacht und frägt: Fliegen die Raben noch um den Berg? Man bejaht es, er legt sich wieder nieder und seufzt, seine Zeit sey noch nicht gekommen. So die Sage von Friedrich Barbarossa, der im Kyffhäuserberge

schläft und von dem es heisst, wenn er erwache, werde er die goldne alte Zeit des Reiches wiederherstellen. Dem liegt aber der noch ältere Begriff Allvaters zu Grunde, der in seliger Ewigkeit herrschen wird, wenn erst die böse Zeitlichkeit zu Ende seyn wird. Dasselbe ist Chronos der Griechen, der auf einer fernen Insel in einer Höhle schläft und dem Vögel die Götterspeise bringen. Plutarch, vom Mondgesicht 26.

In der nordischen Huldasaga heisst es, Odin habe die beiden Raben von Hulda zum Geschenk erhalten. Diese Notiz ist wichtig, weil sie beweist, dass Hulda (dasselbe Wesen, was Frau Holle im nördlichen und Mutter Perchta im südlichen Deutschland) ein dem Odin übergeordnetes Wesen ist, das sich zu ihm verhält wie Ewigkeit zu Zeitlichkeit. Die Göttin steht der Geburt und Wiedergeburt vor. Wie nun aus der Nacht immer neu das Licht geboren wird, so trägt auch der Rabe ein Kleinod in sich, welches alles öffnet, belebt und verjüngt, den s. g. Rabenstein. Derselbe heisst noch jetzt auf der Insel Island Oskastein oder Wunschstein und wird im Nest des Raben gefunden. Man nimmt ein Rabenei aus dem Neste, kocht es und legt es wieder hinein. Wenn dann der Rabe die Eier ausgebrütet hat und die Jungen ausgeflogen sind, bleibt das gekochte Ei zurück und man findet darin einen Stein, mit dem man herbeiwünschen kann, was man will. Maurer, Isländ. Volkssagen S. 182. Deutlicher ist der deutsche Volksglaube. Darnach soll der Rabe, wenn man alle seine Eier kocht, einen Stein herbeiholen, welcher bewirkt, dass die gekochten Eier dennoch lebendige Junge hervorbringen. Wer den Stein nachher nimmt, kann damit alle Thüren öffnen; wenn er ihn unter die Zunge legt, versteht er alle Sprachen. Albertus Magnus, von den Geheimnissen. Nürnberg 1755. S. 184. Der Rabenstein macht unsichtbar. Geheime Unterredungen 1702. S. 113. Sympath. Mischmasch 1715. S. 81. Mit dem Stein verschafft man sich alle Glücksgüter. Arndts Märchen II. S. 348.

5.

Der Ring der Zeit.

Die Zeit im engern Sinn oder der Verlauf der Zeitlichkeit von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende wurde als ein engerer

Kreis innerhalb des grösseren der Ewigkeit gedacht, in sich geschlossen als ein Ring, unter dem bekannten Sinnbild der Schlange, die sich selber in den Schwanz beisst. Horapollo I. 2. Wie ausserhalb des Zeitrings überhaupt noch der weitere Kreis der Ewigkeit liegt, so wieder innerhalb des Zeitrings der Jahresring.

Der lateinische Name des Jahres ist *annus*, des Jahresrings *annulus*. Das Jahr wurde auch weiblich gedacht unter dem Namen Anna Perenna. Man verstand darunter auch ein altes Weib, welches einmal dem römischen Volke Lebensmittel ausgetheilt habe. Damit hängt der Name *annona*, Kornertrag, zusammen. Man dachte sich die Ceres hier als die Nahrungsspenderin des Jahres und machte aus ihr einen Zeitbegriff, da sie sonst als Erdgöttin mehr ein Raumbegriff war. Vergl. Hartung, Religion der Römer II. 229. Nur ein Mythus von ihr ist interessant. Mars nämlich soll sie einmal feurig umarmt haben in der Meinung, es sey die Minerva, und die Täuschung soll ihn nachher sehr geärgert haben. Ovid, fasti III. 524. f. Darin liegt ein tiefer Sinn. Mars ist der Kriegsgott, aber zugleich auch der Monat März, der ewige Frühlingsheld, der jeden Winter besiegt. Sich für würdig haltend, mit der Göttin Athene, die über der Zeit in der Ewigkeit thront, verbunden zu werden, wird ihm doch nur immer das vergängliche Jahr untergeschoben.

Der Ring der Zeitlichkeit überhaupt hatte bei den Alten das berühmte Halsband der Harmonia zum Sinnbilde, worin der Begriff der harmonischen Anordnung, aber auch der Begriff von etwas Unheilvollem lag, ganz entsprechend der schönen Ordnung in Zeit und Raum, während sie doch im Vergleich mit der seligen Ewigkeit voller Uebel sind.

Hier muss noch der Mythus von Kadmos herbeigezogen werden, wie ihn Nonnus im Eingang seiner Dionysiaka mittheilt. Dem Zeus, heisst es hier, waren, während er einem Liebesabenteuer nachging, seine Blitze von dem schrecklichen Typhon geraubt worden. Dieses Ungethüm der Tiefe schreckte alle Götter dermaassen, dass sie sich in die verschiedensten Thiergestalten verwandelten, um ihm sicherer entfliehen zu können. Auch sah Zeus keine Möglichkeit, seine Blitze wieder zu gewinnen, und war ohne sie waffenlos. Da half ihm Pan, der den

Kadmos als Hirten verkleidete und ihm die schöne Harmonia zur Gattin versprach, wenn er thun wolle, was er ihm aufgeben würde. Kadmos versprach es und nun lieh ihm Pan die siebenröhrige Flöte, auf welcher er dem schrecklichen Typhon vorspielen musste. Dieser wurde durch die Töne so entzückt, dass er auf nichts anderes mehr Acht gab, und nun konnte Zeus sich in die Höhle desselben hineinschleichen und seine Blitze wieder holen. Mit Hülfe derselben wird er dann des Ungeheuers Meister und schleudert es in die Unterwelt hinab. Kadmos aber empfängt zum Lohn die schöne Harmonia. Pan bedeutet das All, Kadmos, der auch Kadmilos genannt wird, fällt mit Hermes zusammen, dem personificirten Verstande. Hermes ist aber als Mann nur die Ergänzung der Harmonia, d. h. der Harmonie, der schönen Uebereinstimmung und Ordnung in der Welt. Der ganze Mythus bezeichnet nur den Sieg der Weltharmonie über das Chaos, über die wilden und unbändigen Elementargewalten, die sich keiner Ordnung und schönen Gesetzmässigkeit fügen wollten. Pans Flöte hat hier ganz dieselbe Bedeutung wie die Lyra des Apollo. Indem Nonnus das schöne Halsband beschreibt, welches Hephästos der Harmonia zum Brautgeschenk machte, schildert er es als einen Schlangenreifen mit sieben bunten Edelsteinen. Das ist ein Sinnbild der Zeit, die durch den harmonischen Umlauf der sieben Planeten bedingt ist.

Nach einem andern griechischen Mythus bei Apollodor III. 3. 4. musste Kadmos, als er seine von Zeus geraubte Schwester Europa suchte, nachdem er einen Sohn des Ares, der eine heilige Quelle bewachte, erschlagen hatte, zur Sühne dem Ares dienen, wurde aber nachher mit der Tochter desselben, der Harmonia oder Hermione, vermählt. Diese letztere hatte Ares mit der Aphrodite ehebrecherisch erzeugt in der tragikomischen Scene, in welcher er mit ihr, von ihrem beleidigten Gatten Hephästos überrascht, in einem goldnen Netze gefangen und dem Gelächter aller Götter blosgestellt wurde. Ares, der Kriegsgott, bedeutet allen Streit und alle Zerstörung in der Welt, die Liebesgöttin Aphrodite dagegen das erhaltende Princip der Welt. Wenn dieser Gegensatz ausgesühnt werden kann, entsteht aus der Verbindung beider die Harmonie. Hesiod, Theog. 933. Apollodor III. 4. 2. Hygin,

Fab. 148. Nun erklärt sich, warum der Hochzeit des Kadmos und der Harmonia alle Götter beiwohnten. Es galt ja die Feier der innerhalb der Zeitlichkeit aus immerwiederkehrendem Kampf und Versöhnung hervorgehenden Harmonie, der zeitlichen Weltordnung überhaupt.

Ueber die Hochzeit vergleiche Apollodor a. a. O. und Pindar, Pyth. Oden III. 160. Am ausführlichsten hat sie Nonnus geschildert im dritten bis fünften Buch seiner Dionysiaka. Nicht nur alle Götter wohnen hier der Hochzeit bei, sondern auch alle Thiere, ja selbst die Bäume und Felsen, wodurch ausgedrückt ist, dass die Harmonie der Natur in Zeit und Raum gefeiert werden soll. Im 41. Buche des Nonnus heisst deshalb Harmonia auch *Παμμήτωρ*, Allmutter, wohnt in einem Palast mit den vier Thoren der Winde und webt einen Schleier, auf dem die ganze Welt abgebildet ist.

Die Harmonie innerhalb der Zeitlichkeit ist nicht zu verwechseln mit dem Frieden in der Ewigkeit, denn in der Zeitlichkeit hört der Streit nicht auf, wenn er auch ausgeglichen wird. Deswegen, fährt der Mythus fort, schenkten Hephästos, der beleidigte Gatte, und die jungfräuliche Athene, der Sittlichkeit reinstes Ideal, der im Ehebruch geborenen Harmonia zur Hochzeit gemeinschaftlich ein Kleid, das in Laster getaucht oder von Verbrechen gefärbt *(vestem sceleribus tinctam)* gewesen sey. Der Ausdruck ist nicht klar, doch scheint dieses Gewebe der Schande und des Bösen dem ebenerwähnten Gewebe der Harmonie selbst entgegengesetzt werden zu müssen. In diesem letztern zeigte sich die Welt in Harmonie, das Hochzeitsgeschenk aber enthielt die Gegenseite, ein Panorama alles Bösen in der Welt. Dieses Hochzeitskleid kennt nur Hygin, Fab. 148., so wie auch er allein die Göttin Athene zur Mitgeberin des Geschenkes macht. In den andern Quellen ist es kein Kleid, sondern nur ein Halsband, und wird auch nur von Hephästos allein geschenkt. An dem Halsband aber haftet der Fluch, dass es jeder Besitzerin Verderben bringt. Apollodor III. 4. 2. Das Halsband wurde nun zunächst der Harmonia und ihrem Gatten Kadmos selber verderblich, denn beide wurden in Drachen verwandelt. Ovid, Met. 585. Als Grund gibt der Dichter die Verzweiflung der Eltern über das Unglück ihrer Kinder und Kindeskinder an. Kadmos habe selbst die

Götter angefleht, ihn und seine Gattin in Schlangen zu verwandeln, und aus Mitleid hätten es die Götter gethan, aber beide in den Himmel aufgenommen. Apollodor III. 5. 4. Des Kadmos Töchter Ino, Semele, Agave endeten alle unglücklich. Später kam das Halsband in den Besitz der Eriphyle, die ihren Gatten Amphiaraos in den verderblichen Bruderkrieg von Theben trieb und deren Sohn Alkmäon in Wahnsinn fiel und ermordet wurde, nachdem seine Gattin Kallirhoe durchaus das Halsband hatte haben wollen. Erst die Söhne der letztern hätten das verderbliche Halsband als Weihgeschenk in Delphi niedergelegt. Apollodor III. 7. 5. Zuletzt soll das Halsband im Tempel der Venus aufgehoben worden seyn. Pausanias IX. 41. 2.

Man hat die beiden Schlangen, in welche das unglückliche Paar verwandelt wurde, mit den zwei Schlangen am Stabe des Hermes verglichen, welche die beiden Jahreshälften oder die Hälften der Ekliptik bedeuten und die zusammen den Ring des Jahres bilden. Derselbe Schlangenring umschreibt aber auch die Zeitlichkeit im Ganzen, wie das Jahr im Besondern. Man hat ferner in der Harmonia deren Mutter Aphrodite selbst erkennen wollen, da beide im Begriff zusammenfallen, in Kadmos aber den Hermes, der sich auch im Wort Hermione nur wiederholt. Hermes hiess nach dem Etymolog. Gudianum bei den Tyrrhenern Kadmos, und nach Tzetzes zu Lykophron 162. und 219. und nach dem Scholiasten zu den Vögeln des Aristophanes 852. bei den Böotiern Kadmilos. Vergl. Engel, Kypros II. 50. f.

6.

Hilde.

In der nordischen Mythologie und Poesie ist Hilde eine Personification des Heldenthums. In der Sprache der Skalden tragen die Waffen ihren Namen. Hildar hyr, Flamme der Hilde, und Hildar regg, Sturmwind der Hilde, sind Beinamen des Schwertes, Hildbarde, Bart der Hilde, die Hellebarde, Hildar leikr, Spiel der Hilde, bedeutet die Schlacht; Hildimeither, Baum der Hilde, ein stämmiger Held. Das Wort Held selbst kommt daher. Vergl. Beowulf 561, Frauer, Valkyrien S. 19.

In der jüngern Edda 65. ist Hildr die Tochter des Högni, der sie ihrem Geliebten Hedhin nicht abtreten will. Beide kämpfen und Högni braucht das Schwert Dainsleif, welches nie gezogen wird, ohne jemand zu tödten. Hildr aber weckt den gefallenen Geliebten wieder auf, dass er die Waffen wieder ergreifen kann, und so kämpfen sie heute noch fort bis ans Ende der Welt. In Fornaldar sögur I. 391. wird derselbe Mythus wiederholt, statt der Hildr aber ist es die Valkyrie Göndul, die alle Todten wieder weckt, bis Iwar, der Christ, den Zauber vernichtet. Bei Saxo Grammatikus V. 90., der bekanntlich lateinisch schrieb, heisst Hedhin Hitinus und Hildr, welche die Todten aufweckt, Hildar. Dieser kurze und unscheinbare Mythus enthält einen Grundgedanken der nordischen Heidenreligion. Högni nämlich, der einäugige, schlaue und hartherzige Vater, der in den deutschen Heldenliedern als der grimmige Hagen vorkommt, ist Odin, der höchste Gott des Nordens. Hier tritt sein innerstes Wesen hervor, welches nichts anderes ist, als Tod und Zerstörung. Er will daher auch nicht, dass seine Tochter sich vermähle. In ihr aber liegt das Princip des Lebens und der Liebe, deshalb lässt sie ihren Geliebten, wenn noch so oft von ihrem Vater getödtet, doch immer wieder aufleben, und so wird sie, wenn auch ursprünglich liebevoll, doch zu einer Personification des unaufhörlichen Streites und Wechsels von Leben und Tod in der Welt.

Im Gudrunliede wird Hilda von ihrem Vater Hagen eingesperrt gehalten, aber durch den verführerischen Sänger Horant befreit und dem tapfern König Hetel in die Arme geliefert, mit dem Hagen später kämpft, sich aber versöhnen lässt. Eine spätere abgeschwächte Form, in der das Verständniss des Grundgedankens schon verloren ist. Doch könnte die Verlockung durch den Sänger ein Zug des ursprünglichen Mythus seyn.

Der stete Wechsel innerhalb der Zeitlichkeit, also zunächst der Jahreswechsel, ist Grundgedanke des Mythus. Wir müssen uns unter Högni den harten und sterilen Winter denken und unter Hedhin, der ihm die schöne Tochter raubt, den Frühling. Als Moment des Raubes kann nur die Wintersonnenwende gemeint seyn, weshalb auch die süddeutsche Volkssage noch die Erinnerung der Winterburg bewahrt, die in der Neujahrs-

nacht erstiegen wird. Sagen von bösen Vätern, deren Burg durch den Liebhaber der Tochter erobert wird, kehren sehr häufig wieder.

Wir schicken hier eine der merkwürdigsten Sagen aus Norddeutschland voraus, die bisher noch niemals erklärt, ja kaum beachtet worden ist. Man findet sie in Curickens Beschreibung von Danzig 1688. S. 39. und auch bei v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 208. 209. Sie lautet: Auf dem Hagelsberge, der jetzt noch so heisst, hatte der böse König Hagel eine Burg erbaut, von wo aus er die Fischer an der Weichselmündung brandschatzte und ihre Weiber und Töchter entehrte, bis sie sich ermannten und an einem Abend, an welchem der Sitte gemäss ein grosses Feuer auf dem Berge angezündet wurde, den üblichen Reigentanz um dieses Feuer als unschuldigen Vorwand benutzten, sich der Burg zu nähern und dieselbe plötzlich zu überfallen. König Hagel, der ihrem Tanz mit Vergnügen zugesehen hatte, wurde jetzt ermordet und rief sterbend: O Tanz, o Tanz, wie hast du mich verrathen! Davon soll die nachher am Fuss des Berges erbaute Stadt Danzig ihren Namen erhalten haben. Derselbe Hagel hatte aber eine Tochter, Namens Prechta, (nach Curicken), Pechta, Perchta (nach v. Tettau und Temme), welche Hagel dem Sohn des Schultheissen versprochen hatte, die er ihm aber nachher nicht geben wollte, und dieser ihr Geliebter soll es gewesen seyn, der jenen Tanz benutzte, um im Verein mit andern Jünglingen in die Burg einzudringen. Er wird seltsamerweise Hulda genannt. — Es liegt nahe, in Hagel den Högni zu erkennen und in Perchta die bekannte deutsche Sonnengöttin desselben Namens. Diese Göttin heisst auch Hulda und fällt im Begriff mit der Hilde zusammen, denn die Sonnengöttin ist vorzugsweise dem Jahreswechsel unterworfen. Wenn die Sage den Jüngling Hulda nennt, so dürfte er wohl Holdr heissen und es wäre nicht unmöglich, dass hier eine Erinnerung an den mythischen Olger Danske vorliegen könnte.

Im altdeutschen Gedicht Waltarius ist die Entführte zwar nicht Hagens Tochter, aber der Name Hilde ist in ihrem Namen Hildegunde enthalten und von Walter entführt wird sie gleich der von Hedhin entführten Hilde vom bösen Hagen verfolgt.

Der Danziger Sage entspricht die von Erstürmung und Verbrennung von Rotzberg und Sarnen in der Schweiz durch das Volk, welches in der Neujahrsnacht mit Geschenken nach der Burg ging. Etterlin, Chron. Blatt 16[b]. Versuch einer Geschichte von Unterwalden. 1787. I. 258. Aehnlich die Verbrennung von Bringhausen, von wo eine Schlüsseljungfrau aus dem Brand entkam. Firmenich II. 117. Hinter diesen angeblich historischen Sagen verbirgt sich Naturmythus. Es sind Frühlingssagen, wie aus Mayer von Knonau, Erdkunde der Eidgenossenschaft I. 361. erhellt, denn hier verknüpft die Volkssage mit der Befreiung in der Neujahrsnacht die Liebe eines Jünglings zu einer Jungfrau. Auch den Rheinstein im Harz erstürmten die Bauerweiber, vertrieben den bösen Ritter und retteten die Jungfrau. Thüringen und der Harz VIII. 71. Leibrock, Sagen des Harzes S. 191.

Sagen von untergegangenen Burgen, in denen ein böser Vater mit einer guten Tochter gehaust haben, kehren sehr oft wieder. So von der Seehuseburg im Braunschweigischen, Steinau, Volkssagen S. 194. Von Falkenstein, Kaisersagen S. 194. Von Schaumburg, Erzählungen und Sagen aus dem Erzherzogthum Ob der Enns I. 58. Vom Falkenstein bei Trier, Ziehnert, preussische Sagen Nr. 8. Von Dinkelsbühl, wo die Tochter des bösen Vaters im untergegangenen Schlosse bald als Jungfrau, bald als Schlange erscheint, Panzer, 138. Schöppner I. 381. Von der Eselsburg bei Augsburg, Schöppner Nr. 503. Von Steinsberg, Schreiber, Sagen I. 153. Von der Günthersburg, Leibrock, Sagen des Harzes II. 210. Vom Tirlersee im Canton Zürich, Alpenrosen 1852. S. 273. Aus dem Prätigau, Sprecher-Bernegg, Phönix 1851. S. 271. Vom Ochsenberge bei Alvensleben, Prätorius, Weltbeschreibung I. 96. Von der Bayerburg, v. Tettau und Temme Nr. 161., von der Insterburg, das. Nr. 165. Von Malchern, Menk, Sagen des Moselthals 148. Die Burg Schratenstein mit ihrem bösen Ritter ging unter, aber die Burgfrau entkam durch den Schratengraben, ein enges Thal, dessen schmalste Stelle noch Unserer Frauen Tritt heisst. Tritt man da heraus, so öffnet sich das weite Rosenthal. Schaubach, Alpen III. 257.

7.

Die Zauberringe.

Der Ring der Zeit wurde von den Alten auch im kleinsten Maasstab als Fingerring und Amulet verwerthet. In diesem symbolischen Ringe nämlich, glaubte man, sey die ganze innerhalb der Zeit wirksame Macht der Sonne und der Planeten concentrirt. Solche Ringe kamen besonders häufig in Aegypten zur alexandrinischen Zeit vor, in der Periode, in welcher griechische, ägyptische und orientalische Religionslehren und Symbole sich vermischten. Auf diesen s. g. Abraxas, Ringen und Siegeln mit geheimnissvollen Zeichen, findet man die Schlange mit dem Sonnennimbus oder dem Löwenkopfe, den Hahn als Lichtsymbol, Pan im Thierkreise etc.

Ungleich wichtiger als diese Spielereien erscheinen die Zauberringe in den Mythen. Wenn der ägyptische Horapollo I. 2. vergl. Macrobius Sat. I. 12. in der Schlange, welche sich selbst in den Schwanz beisst, den Ring der Zeit von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende bedeutet, so ist dabei nicht gesagt, wo sie anfängt und aufhört. Das erfahren wir aber aus andern Quellen. Sowohl die Inder als die alten Griechen glaubten, die Zeit habe einmal begonnen, als alle Planeten im Zeichen des Steinbocks im Thierkreise beisammen waren, und sie werde so lange dauern, bis diese Constellation aller Planeten in demselben Zeichen des Steinbocks einmal wiederkehren werde. Asiat. Originalschriften 206. Görres, Asiat. Mythengeschichte I. 271. Seneca, quaest. III. 29. Bailly, Gesch. d. Astronomie I. 301. Da nun auch jedes Sonnenjahr im Zeichen des Steinbocks in der Wintermitte beginnt und so lange dauert, bis die Sonne sich wieder in demselben Zeichen befindet, so liegt der Parallelismus zwischen dem Sonnenjahr und der ganzen Zeitlichkeit, oder zwischen dem Jahresring und dem Ringe der Zeit überhaupt deutlich vor Augen.

Nun ist aber das Sinnbild des Jahresanfangs in der Weihnacht ein Feuer, das flammende Nest, in welchem der Phönix oder das Jahr sich selbst verbrennt und wieder gebiert; denn obgleich der Vogel Phönix auch ganze Zeitalter bedeutet, welche vergehen und neu entstehen, so hat er doch ursprüng-

lich nur die Bedeutung eines Jahres, denn sein Name ist identisch mit dem der Palme, welche das Sinnbild des Jahres ist, weil sie in jedem Monat eins ihrer zwölf Blätter abwirft, wofür ihr ein neues wächst. Für das Phönixfeuer in der Wintermitte beim Anfang und Schluss jedes Jahres bot sich als das natürlichste Sinnbild von der Welt das Nordlicht dar, welches in der nordischen und deutschen Mythen- und Sagenwelt unter dem Namen der Waberlohe, des webernden Feuers bekannt ist. In diesem Feuer darf man den Scheiterhaufen wiedererkennen, in welchem nach dem tiefsinnigen Mythus der nordischen Edda der gute Gott Baldur verbrannt wurde, welcher erst wiederaufleben soll, wenn die ganze böse Zeitlichkeit und die gegenwärtige irdische Natur vernichtet seyn wird, weil er zu gut für diese Welt war und erst künftig eine neue bessere beherrschen soll. Er bedeutet das gute Princip in der Ewigkeit. Mit ihm also, glaubte man, höre alles Gute auf, trete die glückselige Ewigkeit in den Hintergrund, komme das böse Princip zur Herrschaft, oder mit andern Worten, jetzt fange die Zeitlichkeit an. Aus dem Scheiterhaufen des Baldur geht also die Zeit hervor. Das wird im Mythus der jüngern Edda 66. dadurch ausgedrückt, dass Odin, der Gott der Zeitlichkeit, aus dem Scheiterhaufen Baldurs den Ring Draupnir (den Tropfner) hinwegnimmt, welcher die Eigenschaft hat, in jeder neunten Nacht acht andere, ihm völlig gleiche Ringe von sich abtropfen zu machen. Das bedeutet, dass ein Tag den andern erzeugt, so lange die Zeit dauert. Der Ring selbst aber ist im kleinsten Maasstab das Sinnbild des grossen Ringes der Zeit überhaupt. Er greift also, vom Feuer im Anfang ausgehend, zum Feuer am Ende zurück. Dass Baldurs Scheiterhaufen die Waberlohe ist, kann nicht mehr bezweifelt werden, wenn man erwägt, dass die auf die Wiederkehr ihres verlorenen Geliebten harrende Menglöd, einem andern tiefsinnigen Mythus der Edda zufolge, endlich durch den wiederkehrenden Geliebten im Flammenkreise der Waberlohe überrascht und erlöst wird. Das ist Baldurs Wiedererwachen am Ende der Zeit. Gemäss dem Parallelismus zwischen dem Jahr und der Zeit überhaupt gilt auch jeder Jahreswechsel in der Wintermitte für eine Erlösung der gleichsam im Winter gefangenen Sonne und auch davon handelt ein Mythus der Edda im Liede von Skirnirs Fahrt.

Skirnir nämlich reitet vermöge der Zauberkraft, welche ihm der Ring Draupnir verleiht, durch die Waberlohe und befreit hier die schöne Gerda, um sie seinem Herrn, dem Gott Freyr zu bringen. Der letztere bedeutet den Sommergott.

Man darf den Ring Draupnir noch mit einem andern Zauberringe der Edda identificiren, nämlich mit dem Andvaranaut, d. h. dem Zauberringe, womit der Zwerg Andvari den Nibelungenhort feite, von dem dieser Schatz unzertrennlich ist und der grade an den Schatz den Fluch knüpft. In dem Ringe wohnte die Kraft, den verlorenen Schatz wieder zu erzeugen, die Kraft des Wunsches, und dennoch bringt er Unheil. Sein Fluch geht in Erfüllung an Hreidmar, Fafnir, Sigurd, Brynhilldur, Gudrun, Högni und an Odin selbst, denn er ist nur Gott der Zeitlichkeit und muss sterben, enden wie die Zeit selbst, deren Schlangenring alle irdischen Schätze birgt. Dieser Zauberring der alten Edda kehrt im deutschen Heldenbuch wieder, als der unschätzbare, mit übernatürlichen Kräften begabte Ring Otnits. Vergl. Wilh. Grimm, Die deutsche Heldensage S. 385.

Nach einem Horoskop, welches die alten Aegypter der Erde selbst stellten und Julius Firmicus III. 3., Manilius I. 122., wie auch Paul von Alexandrien am Schluss mitgetheilt haben, beherrschte der Planet Saturn das erste goldne Zeitalter, dann folgten sich in der Herrschaft Jupiter, Mars, Venus und endlich Merkur, unter welchem die Menschen am tiefsten entarten und alle untergehen sollten. Merkur wurde von den Alten als höchster Gott der Germanen bezeichnet und ist gleich diesem Beherrscher der Zeit und muss mit der Zeit selbst untergehen. Das sind gewiss uralte Priesterlehren, den Völkern des Südens und Nordens gemeinsam.

Die nordische Edda enthält auch einen Mythus, welcher dem griechischen der Harmonia ganz ähnlich ist, nämlich von einem Halsschmuck, an den der Fluch geknüpft ist. Das ist Brisingamen, das berühmte Halsband der Liebesgöttin Freyja. Odin schickte den bösen Gott Locki ab, um ihr den Schmuck zu stehlen. In Gestalt einer Fliege schlüpfte Locki durch das Schlüsselloch in ihr Schlafzimmer und raubte den Schmuck. Odin gab ihn aber der Freyja unter der Bedingung zurück, dass sie bewirken müsse, zwei Könige mit ihren Heeren

müssten unaufhörlich mit einander kämpfen und sie alle Todten immer wieder lebendig machen, damit sie fortkämpfen könnten, bis ein Christ kommen würde, der den Zauber wieder löse und bewirke, dass kein Todter mehr erwache. Olaf Tryggvasons Saga 17. Der Schluss ist sicher nur späterer christlicher Zusatz. Der Kampf der beiden Könige sollte nach der ursprünglichen Fassung erst mit dem Ragnarok, dem Weltuntergang endigen und überhaupt nur den immerwährenden Kampf und Wechsel von Leben und Tod innerhalb der Zeitlichkeit bedeuten. Hier wird das Halsband der Freyja zum Sinnbild des Zeitenrings, wie das Halsband der Harmonia. Nach einem Bruchstück aus des Skalden Ulfs Gesang kämpfte Heimdallr mit dem Locki um Freyjas Halsschmuck und zwar beide im Meere in Robbengestalt. Bleibt auch diese Robbensymbolik unverständlich, so weist doch der Gegensatz zwischen dem Himmelswächter Heimdallr und dem teuflischen Allverschlinger Locki darauf hin, dass der eine den Ring der Zeit festhalten, der andere ihn zerreissen will.

Nach v. Reinsberg, das festliche Jahr 193. heisst in Norwegen das Johannesfeuer Brising. Die Sonnenwendfeuer sind aber identisch mit der Waberlohe.

Die bisherigen Erklärungen des Brisingamen sind ungenügend und meist aus der Luft gegriffen. Uhland, Sagenforschungen 100. hält ihn für den Morgenstern, Mannhard, Götterwelt I. 309. für das Morgenroth, Magnusen, Lexikon s. v. und W. Müller, Altd. Religion 284. für den Mond, Zeuss, Die Deutschen 29. für die Milchstrasse. Grimm, D. Myth. 283. begnügte sich, den Schmuck für das Werk von Zwergen zu halten, welche Brisinger hiessen. Weinhold in Haupts Zeitschrift VII. 51. wollte in dem Schmuck Sterne sehen, welche der Meergott gleichsam raubt, indem sie ins Meer sinken. Unter dem Meergott versteht er aber den Feuergott Locki, dem Wortlaut der alten Edda gegenüber die unerlaubteste Willkür.

8.

Der Regenbogen.

Uralt ist die Symbolik, wonach der Regenbogen als Brücke zwischen Himmel und Erde dient. Die Mysterienlehre bleibt aber nicht beim räumlichen Gegensatze stehen, sondern macht den Regenbogen auch zum Vermittler zwischen Zeit und Ewigkeit. Die mosaische Ueberlieferung selbst fasst ihn so auf. Als nach der Sündflut Gott den ersten Regenbogen zwischen Himmel und Erde ausspannte, knüpfte er daran die Verheissung, so lange die Menschen dieses Zeichen sehen würden, sollten sie keine zweite Sündflut zu fürchten haben. Der Regenbogen wurde als ein Unterpfand angesehen, dass Gott den Menschen nicht mehr zürne. Zwar muss zuletzt das ganze Menschengeschlecht untergehen, das ist die unabänderliche apokalyptische Verheissung, aber innerhalb des Zeitverlaufs versichert uns der Regenbogen, dass das Ende der Dinge noch nicht gekommen ist.

Im nordischen Heidenglauben kehrt die nämliche Vorstellung wieder. Der Regenbogen ist die Brücke zwischen Himmel und Erde, und erst wenn sie einbricht, kommt das Weltende. Deshalb sitzt oben auf dem Regenbogen der himmlische Wächter Heimdallr und hütet die Brücke, dass die bösen Riesen von der Erde aus nicht hinaufsteigen, um den Himmel zu stürmen. Die gelehrten Forscher haben das eigentliche Wesen dieses Heimdallr nicht verstanden noch verstehen können, weil sie den Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit nicht scharf genug auffassten, sich nicht klar genug machten. Im Namen Heimdallr bedeutet die erste Silbe die Welt (wie in Heimskringla, dem Weltkreise), die zweite den Theiler (wie in Dellinger, der nach der j. Edda 10. mit der Not oder Nacht den Tag zeugt). Er theilt zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, Ewigkeit und Zeit. Nur Uhland, Sagenforschungen 20. 103. hat das Richtige wenigstens geahnt, indem er im bösen Locki das Ende, im Heimdallr den Anfang zu erkennen glaubte. Das ist richtig in Bezug auf den Kampf beider Gottheiten um das Halsband, dessen Bedeutung wir eben erörtert haben. Locki will dem Zeitverlauf ein baldiges Ende bereiten, Heimdallr die Zeit

zum natürlichen Ende kommen lassen, und deshalb reissen sie sich um den Ring. Aber dieser Ring der Zeit ist verschieden vom Regenbogen und erst in letzterm liegt der Schlüssel des Heimdallr-Mythus. Heimdallr ist das erhaltende Princip, wie Locki das zerstörende, beide in Bezug auf die Zeitlichkeit; aber Heimdallr vertritt innerhalb der Zeitlichkeit die Beziehung zur Ewigkeit, die Fortdauer, das Leben der Menschheit überhaupt. Deshalb wird er auch unter dem Namen Rigr als Stammvater des Menschengeschlechts gedacht. Deshalb trägt er auch (im Eddalied von Odins Rabenzauber) Sorge für die vom Himmel gefallene Iduna, die in die Zeitlichkeit verbannt doch die Erinnerung und Hoffnung der Ewigkeit mitbringt und unter den Menschen erhält. Wahrscheinlich dasselbe Wesen wie Heimdallr ist Heimer, der im Liede von Sigurd, dem Fafnirstödter, für die edle Brynhilldur Sorge trägt.

Als Brücke zum Himmel galt der Regenbogen noch spät und gilt er noch heute. Bei Hans Sachs (Werke II. 278.) wird einer, der in den Himmel will und dessen nicht würdig ist, vom Regenbogen hinuntergestossen. In Ziskas österr. Volksmärchen 49. 100. heisst es, die Seelen der Guten werden von Engeln auf dem Regenbogen in den Himmel geführt. Auch bei Oberndorf im Schwarzwald ist es noch Volksglaube, die Todten steigen auf dem Regenbogen zum Himmel empor, aber unter jedem Sünder breche er ein.

Deswegen ist der Regenbogen geheiligt. Wasser, das im Regenbogen fällt, hilft gegen alle Krankheiten. Buch vom Aberglauben, Hannover 1793. II. 377. Wo der Regenbogen aufsteht, liegt ein Schatz. Das. II. 69. Wer den Hut über den Regenbogen werfen kann, sagt man zum Scherz, der bekommt ihn voll Gold zurück. Wolf, Zeitschrift III. 29. Man findet, wo der Regenbogen aufgestanden ist, ein goldnes Schüsselchen, welches Glück bringt, so lange man es behält, und nur Unglück, wenn man es verkauft. Buch vom Aberglauben 377. Diese s. g. Regenbogenschüsseln sind dicke und hohle keltische Goldmünzen, die vom Regen aus der Erde ausgewaschen werden. Vergl. über sie Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 256. Sie heissen *asterici, guttae Apollinis, patella Iridis, flores Iridis.* Grab des Aberglaubens IV. 100.

Sie sind Producte des Himmels, die zur Erde herabfallen, um Zeugniss zu geben von dem Reichthum und der Herrlichkeit des wahren Himmels. In Bayern heissen sie Himmelsschüsseln und man glaubt, sie seyen aus allen Farben des Regenbogens zusammengeschmolzen. Reisen durch den bayrischen Kreis, Salzburg 1784. S. 198. Im Schwarzwald werden sie als Heiligthümer der Familien aufbewahrt und geheim gehalten (nach einer mündlichen Mittheilung). Wer eine solche Regenbogenschüssel findet, dem geht das Geld nicht mehr aus. Baader Nr. 259. Wer eine verkauft, über den kommt Unglück. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 256.

9.

Die Zauberin Circe.

Wenn Dio Chrysostomus in der 36. Rede ed. Morelli p. 447. von den Mythendichtern sagt, sie hätten sich zu den Mysterienlehren verhalten, wie Thürsteher vor dem Tempel, in den selbst sie nicht hinein durften, so passt das in vorzüglichem Grade auf die mythischen Dichtungen von der Circe, die in ihrem anmuthigen Reize den ernsten Sinn des Mysteriums kaum errathen lassen.

Im Namen der Circe, Kirke, liegt der Begriff des Zirkels, des Zeitenringes. Deswegen kommt ihr dieselbe schlimme Bedeutung zu, welche wir schon im Halsband der Harmonia erkannt haben. Verführung lockt aus dem ewigen Himmel die Seelen in diesen Zeitenring hinein, Sinnlichkeit, der Trieb, den Brahma schon empfand, aus Geist Körper zu werden. Diese Verführung wurde nun von den Griechen in der Zauberin Circe personificirt. Nach der Odyssee X. 135 f. werden die Gefährten des Odysseus, indem sie auf der Insel der Circe landen, von dieser verführt und aus Muthwillen in Schweine verwandelt.

Wir müssen auch die Verführung des Lucius im 11. Buch der Metamorphosen des Apulejus hierherziehen, obgleich die Zauberin hier nicht Circe heisst. Lucius wird durch eine Zauberin in einen Esel verwandelt, nachdem er sich allerdings zu niedern Vergnügungen hatte verführen lassen. In seinem

thierischen Zustand widerfuhr ihm nun allerlei Uebel und Beschimpfung, wodurch er schmerzlich erinnert wurde, dass eine edlere Natur in ihm verkommen sey. Da träumte ihm einmal, es erscheine ihm eine Göttin von unbeschreiblicher Hoheit und Schönheit. Sie selbst sagte ihm, sie sey das ewig Weibliche, die Natur der Dinge selbst, der Gipfel der Gottheit, das Antlitz aller Götter und Göttinnen, die Herrin aller Elemente, der Ober- und Unterwelt, verschieden genannt bei den Völkern, die Göttermutter in Phrygien, Athene bei den Athenern, Aphrodite in Paphos, Artemis in Kreta, Persephone in Sicilien, Demeter, Here, Hekate, Isis etc. Diese Allgöttin sagte dem Lucius nun, wo er einen Priester finden könne, der ihm einen Kranz von Rosen reichen werde, diese solle er fressen und dadurch werde er aus einem Esel wieder ein Mensch werden. Er fand den Priester, welcher Mithras hiess, frass die Rosen und wurde wieder ein Mensch. Der Priester aber befahl ihm, sich einer Schaar von Menschen anzuschliessen, die eben in die Mysterien der grossen Göttin eingeweiht werden sollten. Zu den Weihen gehörte vornehmlich ein freiwilliger (natürlich nur symbolischer) Tod, Eingehen in die Unterwelt und Schreiten über die Schwelle der Persephone *(Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine)*. Lucius erzählt, wie er in den Finsternissen der Unterwelt, mitten in der Nacht, die Sonne im reinsten Licht habe glänzen sehen *(nocte media vidi Solem candido coruscantem lumine)*. Wenn das wirklich nicht blos Dichtung des Appulejus, sondern aus der Kenntniss der Mysterien geschöpft war, so ist die Mitternachtssonne gewiss ein sehr bedeutungsvolles Sinnbild und bestätigt, was im vorliegenden Werk über den Sonnengarten am Nordpol und über die Waberlohe gesagt ist. — Als er durch jene Nacht geschritten, fand Lucius die hehre Göttin wieder, die er im Traum gesehen, die hier wieder als Pantheon aufgefasst wird, als Inbegriff alles Göttlichen.

Die Zauberin Circe aber gilt für eine Tochter des Helios (der Sonne) und wohnt auf einer Insel im äussersten Westen. Hesiod, Theog. 950. Apollonius Rhod. III. 310. Nach andern war sie eine Tochter der Hekate (der Unterwelt) und lernte von ihr die Kräuterkunde. Odyssee X. 348. Ovid, Met. XIV. 264. Im äussersten Westen geht die Sonne unter. Hier

ruht Helios von seinem Laufe aus. Es ist der Punkt, an welchem die Schlange, die den Sonnen- oder Zeitlauf bedeutet, sich selber in den Schwanz beisst und ihren Ring schliesst. Circe galt bei den Alten für eine grosse Buhlerin, welche die vorbeischiffenden Männer auf ihre Insel lockte, sie verführte und dann aus Muthwillen in allerlei Thiere verwandelte. Virgil, Aeneis VII. 10. lässt sie unter diesen Thieren sitzen und spinnen. Nach dem Scholiasten zu Apollonius Rhod. III. 200. hiess der Vater der Circe Aietes und nach Hesiod. 956. 292. hiess dessen Gemahlin Idyia, was an den Götterberg Ida und an die nordische Iduna mahnt. Lauter bedeutungsvolle Sinnbilder und Namen.

Merkwürdiger Weise erhielten die in die Mysterien des Mithras Eingeweihten die Namen verschiedener Thiere mit bestimmter Beziehung auf die Seelenwanderung. Porphyrius de abstinentia IV. 16.

Noch ist zu bemerken, dass Circe trotz ihres Muthwillens auch viele gute Seiten hat. Sie ist kräuterkundig, heilkundig, hilft den Argonauten, macht den Odysseus, den sein eigener, mit ihr erzeugter Sohn unwissend tödtet, wieder lebendig (Tzetzes zu Lycophron 805.), und wird nach ihrem eigenen Tode vergöttert. Servius zur Aeneis VII. 47. Lactantius, de falsa rel. I. 21. Ihrem Zirkel entspricht der kreisende Glutsaal der nordischen Menglöd, welche gleichfalls heilkundig ist. Man wird versucht, ihr Verhältniss zur Menglöd sich so zu denken, wie das der Freyja zur Iduna, der Aphrodite zur Athene. Wie dieselbe Göttin des Lichts und der Sonne nach ihrer himmlischen Seite hin jungfräulich, von fleckenloser Reinheit und sittlichem Adel, der Erde zugewendet aber theils verführerisch, theils mütterlich erscheint, haben wir schon oft erprobt.

10.

Vom Ende der Zeitlichkeit überhaupt.

Wenn einige alte Völker auch viele Zeitalter hinter einander abwechseln liessen, so mussten sie doch zuletzt ein Ende der Zeitlichkeit überhaupt voraussetzen, denn was ein-

mal angefangen hat, muss auch einmal enden. Nur die Ewigkeit hat weder Anfang noch Ende, sondern ist stetige Gegenwart. Je nachdem sich die Inder vorstellten, die ganze materielle Welt nach Raum und Zeit sey nur ein Traum des ewig schlafenden Gottes, oder wenn auch alle seine Geschöpfe reell geworden seyen, so hätten sie doch nur die Bestimmung, ebenso wieder in ihm zu verschwinden, wie sie aus ihm hervorgegangen seyen, mussten sie auch glauben, mit der Zeit sey alles zu Ende und bleibe nur das göttliche Urwesen oder eigentlich das Nichts übrig, denn wenn er nichts mehr schaffe, sey auch seine Existenz nicht mehr wahrzunehmen. Die übrigen Völker aber, die sich vom materiellen Daseyn und seinen mannigfaltigen Formen nicht losreissen konnten, mussten, wenn ihnen auch die Zeit zu Ende ging, eine ähnliche reiche Welt, ja eine noch vollkommnere in der Ewigkeit wiederzufinden hoffen. Die Ewigkeit musste in ihrer Vorstellung nur ein Ideal dessen seyn, was sie in ihrem irdischen und zeitlichen Daseyn gefunden hatten. Diesem Ideal musste aber bei den Völkern von strengerer Sittlichkeit und melancholischerem Temperamente auch eine Karikatur des irdischen Lebens in Höllenbildern zur Seite stehen.

Die Inder glaubten an völlige Vernichtung aller Dinge am Ende der Zeit, wenn auch in verschiedenartiger Vorstellungsweise. Nach der Alleinslehre des anfangs reinen Brahmaismus mussten alle Menschengeister zuletzt im göttlichen Geist verschwinden. Derselbe Grundgedanke kehrte auch im spätern Buddhismus wieder, der überhaupt nur eine Rückkehr aus den Verirrungen der Trimurtilehre zum einfachen Brahmaismus war. Die Trimurtilehre zerlegte den alleinigen Gott Brahma in die drei Personen einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Person und überordnete ihnen ihre gemeinschaftliche Mutter, die unter dem Namen Bhavani alle Dinge aus sich gebar und unter dem Namen Kali in denselben Abgrund des Nichts verschlang. Aus diesem Grunde war es in Indien Sitte, sich der Göttin dadurch zu weihen, dass man durch eine kolossal geformte Yoni hindurch ging, wodurch man sich wenigstens innerhalb der Zeit eine immer neue Wiedergeburt zu erkaufen glaubte, ehe das Ende der Welt gekommen war. Papi, Briefe 314. Wo bleibt die Göttin selbst, wenn sie alles

verschlungen hat? Antwort: sie verschlingt sich selbst. v. Bohlen, Das alte Indien I. 265.

Die Buddhisten lassen die Welt auch im Nichts verschwinden, aber sie haben eine viel poetischere Vorstellung davon. Nachdem sie in der ausschweifendsten Weise dreiundsechzig Zeitalter oder verschwindende und immer neu entstehende Welten angenommen haben, wovon sechsundfünfzig durch Feuer und sieben durch Wasser zerstört werden sollen, wird die letzte Zerstörung durch die Luft erfolgen. Alles wird einfach in Luft zerfliessen, zuletzt wird nur noch der Himmel mit den vollendetsten Geistern wie ein Regenbogen gesehen werden, aber auch dieser wird zerfliessen. Bergmann, Streifereien III. 229.

Die übrigen alten Völker liessen die Welt meist durch Feuer zerstört werden. Von den Babyloniern sagte es Seneca, nat. quaest. III. 29. Von den Aegyptern Lactantius, instit. VII. 18. Celsus contra Orig. I. 20. Nach dem altpersischen Avesta wird die Welt durch einen Kometen angezündet werden. Die Zerstörung durch Wasser oder durch eine Sündflut kommt nur bei Zeitaltern vor, auf die ein neues folgt. Das letzte Zeitalter wird dagegen von Feuer verzehrt. So kannten auch die Griechen und Römer eine Sündflut, das letzte Zeitalter aber sollte im allgemeinen Weltbrand enden. Cicero, de nat. deor. II. 46. Ovid, Met. I. 256. Lukan, Pharsal. VI. 812. Josephus, Alterthümer I. 2. 3.

Auch unsere heidnischen Vorfahren glaubten an den letzten Weltbrand, genannt Ragnarok (Rauch der Recken, Verbrennung der Helden). Die alten Deutschen meinten nämlich nicht, sie würden wie Schafe im Stalle verbrennen, sondern mitten im Brande wollten sie noch kämpfen. Die Schilderung dieses Kampfs nach der Voluspa, der jüngern Edda 51. und dem Wafthrudnismal ist erhaben. Der Anfang des Endes wird der Fimbulwinter seyn, welcher drei Jahre hinter einander dauern wird mit entsetzlicher Kälte. Dann folgen drei Jahre voll Krieg, die Menschen bringen sich unter einander um und der Bruder schont des Bruders, der Vater des Sohnes nicht. Dann verbrennt die Weltesche Yggdrasill, die grosse Achse, die Erde und Himmel zusammenhielt, und verschwindet das Licht, denn ein Wolf frisst die Sonne, ein anderer den

Mond und die Sterne fallen vom Himmel. Die Erde bebt, die Berge stürzen zusammen, die Tiefen öffnen sich, das Meer überflutet die Erde und das Todtenschiff Naglfar (zusammengesetzt aus den Fingernägeln der Todten) wird flott. Die Midgardschlange, die bisher das Meer umgürtet, reisst sich los und speit Gift gegen den Himmel. Auch der Fenriswolf, bisher unter der Erde gefesselt, wird frei, speit Feuer aus Augen und Nase und sperrt den Rachen so weit auf, dass sein Oberkiefer den Himmel berührt. Da bricht der Himmel ein und Surtur mit flammendem Schwerte an der Spitze der feurigen Musplsöhne stürzt herunter und unter den Hufen seiner Rosse zerbricht die Regenbogenbrücke. Indem sie gegen die Schlange und den Wolf kämpfen, bricht auch der böse Locki seine Fesseln und kommt mit Hels ganzem Gefolge aus der finstern Tiefe. Noch ist der Himmel der Asen in Ruhe. Da bläst sein Wächter Heimdallr ins Giallarhorn und ruft die Götter alle zusammen und die in der Walhalla schmausenden Einheriar, die todten Helden. Alle waffnen sich, um an dem grossen Kampfe Surturs mit den Mächten der Tiefe theilzunehmen und zwar beide zugleich zu bekämpfen, weil sie allein bisher die Welt beherrscht haben und diese Herrschaft nicht verlieren wollen. Aber sie haben nur die Zeitlichkeit beherrscht und die Zeit muss enden. Odin selbst, der höchste Gott im Zeitlichen, d. h. die Zeit selbst, wird vom Wolfe verschlungen. Der liebenswürdige Gott Freyr wird von Surtur erschlagen. Thor, der gewaltige Donnerer, tödtet zwar die Schlange, stirbt aber selbst an ihrem Gifte. Tyr tödtet den Höllenhund Garmr, stirbt aber selbst. Heimdallr erschlägt den Locki und wird von ihm erschlagen. Endlich reisst der gewaltige Widar des Wolfes Rachen auseinander und bringt ihn um, d. h. Allvater hat die Macht, den Allverschlinger Tod selbst zu tödten und die Welt zu verjüngen.

Das geschieht nun auch, denn nachdem die bisherige Welt in Surturs Feuer verbrannt und vernichtet ist, erhebt sich eine neue Erde mit einem neuen Himmel. Widar, der alles wiederbringt (als Mann dasselbe, was Iduna als Weib), lebt allein noch von den Wesen der frühern Welt und hat neben sich nur den Vali gerettet, d. h. den Frühling. Aus dem Todtenreiche kehrt Baldur zurück, der reinste aller

Götter, und ihm, der für die frühere böse Welt zu gut war, ist jetzt beschieden, die bessere Welt zu regieren. Auch zwei Söhne Thors bringen seinen Hammer zurück und zwei Menschen, die sich während des grossen Surturbrandes in Hoddnimirs Holz verbargen, Lif und Lifthrasir, gründen ein neues Menschengeschlecht.

Gimil heisst die neue Welt, identisch mit *himil*, Himmel, nach Grimm, D. Myth. 783. Die jüngere Edda 53. sagt: Die Erde taucht wieder aus dem Meere auf und das Korn wächst darauf ohne Saat. In der Voluspa 62. heisst es, auch der Ase Hönir werde wiederkehren und „sich von nun an sein Loos selber wählen". Dieser Ase bildet eine Art von Trimurti mit Odin und Locki. Oefters wandern diese drei Götter mit einander. Nach dem Kriege zwischen den Asen und Vanen wurde Hönir den Vanen zur Geissel gegeben. Mehr weiss man nicht von ihm, allein er bedeutet wahrscheinlich, wie es schon in seinem Namen liegt, die Schönheit. — Ganz zuletzt kommt, der jüngern Edda zufolge, in der neuen Welt die Tochter der alten Sonne zum Vorschein, welche, schön wie die Mutter, fortan in deren Bahn wandeln wird. Es ist gewiss bedeutsam, dass die Sonne den Schlussstein des neuen Weltgebäudes bildet.

Der Untergang der Burgunder in der brennenden Königsburg, während sie bis auf den letzten Mann kämpften, wie es unser Nibelungenlied schildert, ist nur das Nachbild des Ragnarok.

Fünftes Buch.

Hereinragen der Ewigkeit in die Zeit.

1.

Die heiligen Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche.

Die Bedeutung der vier Knotenpunkte des Sonnenlaufs haben wir schon im ersten Buch erörtert, soweit es sich dabei nur um Beziehungen auf das Jahr handelte. Jene vier Knotenpunkte haben aber auch noch eine höhere Bedeutung, sofern sie in der heidnischen Vorzeit als die vier Pforten betrachtet wurden, durch welche man aus der Ewigkeit in die Zeit, aus dem Himmel zur Erde gelangt und umgekehrt. Die Möglichkeit, dass solche Pforten in der Zeit sich der Ewigkeit öffnen können, motivirte man durch die Doppelnatur der Sonne, welche einerseits die Zeit misst und regiert und ganz in die Zeit gebannt zu seyn scheint, andererseits aber für ein ewiges Wesen gehalten wurde, welches aus einer andern Welt stammend das Heil derselben uns in ihrem segensreichen Lichte zubringe. Nach einem sehr allgemein verbreiteten Volksglauben ruht die Sonne auf ihrem immerwährenden Laufe nur in den heiligen Stunden der beiden Sonnenwenden und der beiden Tag- und Nachtgleichen aus, und weil es keine Zeit gibt, ausser im Fortrücken der Sonne am Himmel, so glaubte man, in jenen heiligen Stunden müsse die Zeit aufhören und statt ihrer die Ewigkeit eintreten.

In den sehr alten orphischen, pythagoräischen und neuplatonischen Mysterien der Griechen galten zunächst die beiden Sonnenwenden als die Pforten aus der Zeit in die Ewigkeit. Man glaubte, die Menschenseelen, wie überhaupt alle Keime des Lebendigen, der ganzen organischen Natur kämen aus dem höchsten Himmel oder Aether durch die Milchstrasse

herab bis zum Planeten Saturn und von hier stiegen sie die Planetenleiter hinunter bis zur Erde und zwar in der Sommersonnenwende, um in irdische Leiber einzugehen. Nach dem Tode des irdischen Leibes aber kehrten die Seelen in der Wintersonnenwende auf demselben Wege wieder zum Himmel zurück. Porphyrius, Grotte der Nymphen 16 f. Macrobius, Traum des Scipio I. 12. Es wäre möglich, dass diese Vorstellung schon von den Magiern in Babylon ausgegangen wäre. Sie ist nicht nothwendig an die orientalische Vorstellung wiederholter Seelenwanderungen gebunden. Wir werden später auf sie zurückkommen, da wir hier zunächst noch nicht von den Seelen, sondern nur von den Solstitien handeln.

Das Verschwinden der Zeit in der Wintersonnenwende oder Weihnacht, oder in den Rauhnächten überhaupt kommt am häufigsten in den Sagen vom wilden Jäger vor. Da wird z. B. ein neugieriger Bauer von einem der vorüberjagenden Nachtreiter mit einem Beile gehauen, das in ihm stecken bleibt und wovon er einen Buckel bekommt; genau nach einem Jahr in derselben Stunde aber reitet die wilde Jagd wieder vorbei und wird das Beil ihm aus dem Buckel gezogen. Was für den Bauer ein Jahr lang dauerte, war für den Nachtreiter nur ein Moment, denn jener lebte in der Zeit, dieser in der Ewigkeit. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 65. Sommer, sächsische Sagen I. 56.

Aus derselben Symbolik erhlären sich die s. g. Veitstänze, Man versteht darunter eine Bezauberung, in welcher die Menschen gezwungen werden, immerfort zu tanzen. Nach der ältesten Sage entstand diese Bezauberung unter Kaiser Heinrich II., als einmal der Priester Rupprecht zu Weihnachten die Messe las und dabei vom Pöbel, der umhertanzte, verhöhnt wurde. Zur Strafe legte er den Fluch auf sie, dass sie forttanzen mussten, bis zur nächsten Weihnacht. Altd. Handschrift in Haupts altd. Blättern I. 54. Bange, Thüring. Chronik 39. Trithem. chron. Hirs. 47. Pauli, Schimpf und Ernst 1535. Nr. 368. Berkenmeier, Cur. Antiquar. S. 698. Beckmann, Anhalt. Chronik III. 4. 4. Gottschalk, Sagen S. 337. Büsching, Volkssagen S. 383. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 231. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 187. Stahl, Westphäl. Sagen S. 103. Der Name Rupprecht weist auf einen ältern

heidnischen Gott hin, dessen Andenken in dem zur Weihnachtszeit umgehenden, gute Kinder belohnenden und böse bestrafenden Knecht Rupprecht erhalten ist. Uebrigens weisen auch andere Sagen von gespenstischen Tänzen auf die Heidenzeit zurück. In Grimms irischen Elfenmärchen XXIII. wird von einem Wanderer erzählt, der unter die tanzenden Elfen gerieth und ein ganzes Jahr mit ihnen forttanzte, worauf er glaubte nur eine Stunde getanzt zu haben.

Im Namen des christlichen Heiligen Sankt Vitus hat man aber den altslavischen Sonnengott Swantewit wiedererkennen wollen. Hanusch, Slavische Mythologie 203. Auch im Orient ahmen wirbelnde Kreistänze der Derwische das Sonnenrad nach. Vergl. über diese Wirbel Görres, Mystik IV. 2. 348. Sehr bezeichnend ist die Aussage eines Mädchens in Leipzig, die in der Mittagstunde sich im Kreise drehte und dann behauptete, sie sey im Paradiese gewesen. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 62.

Kreuzwege hatten die gleiche Bedeutung wie die Knotenpunkte des Sonnenlaufs. Die s. g. Johanneskrone, die man am Niederrhein zur Feier des Johannestages aus zwei mit Blumen, Eierschalen und Fähnchen geschmückten Reifen zusammenfügt und unter der man eine Kerze anzündet, erklärt das Symbol. Montanus, Volksfeste I. 35. Um den alten Aberglauben zu verstehen, nach welchem auf Kreuzwegen allerlei Zauber getrieben werden konnte, braucht man nicht an die Macht des h. Kreuzes Christi zu denken, der Aberglaube schreibt sich vielmehr aus der Heidenzeit her und die Zauberei auf Kreuzwegen wurzelt in der Macht der Sonnenwenden. Deshalb wird auch der Zauber auf Kreuzwegen meist in den Nächten der Sonnenwende geübt. In der Christnacht zieht das wilde Heer aus, um es aber in den Lüften zu hören, muss man auf einem Kreuzwege stehen. Panzer. I. 260. Auf einem Kreuzweg und zwar auf einer Kuhhaut sitzend erfährt man in der Christnacht, was im künftigen Jahre geschehen wird. Burchard, Worm. decret. 194[a]. Görres, Mystik III. 87. Reynitzsch, von Truhten 182. Pachelbl, Fichtelgebirge 155. Schmid, Reichenfels 122. Arndt, Reise nach Schweden III. 74. 86. Grimm, Aberglauben Nr. 854. Afzelius II. 295. Mone II. 137.

Gottfried, zum fröhlichen Dorfleben 17. Zingerle, Sitten aus Tirol 126. v. Alpenburg, Mythen 343. Birlinger I. 468.

Es gibt viele rührende Sagen von einem Kinde, welches mit seiner Mutter in den Berg gerathen und zufällig von derselben zurückgelassen wurde, worauf der Berg sich wieder schloss, weil er nur in der h. Stunde offen gestanden hatte. Die Mutter grämte sich um das verlorene Kind, nach Jahr und Tag aber in derselben Stunde fand sie den Berg wieder offen und darin sass das Kind frisch und gesund und meinte, es sey erst ein Tag vergangen. Ein Beispiel aus der Christnacht bei Krebs, Sudetenführer S. 163. vom Johannistage bei Gottschalk, Ritterburgen IX. 94. Die Quästenburg im Harz hat ihren Namen von den Quästen (Blumensträussen), mit denen das Kind spielte, als man es nach einem Jahre wiederfand. Gottschalk II. 39. Ein anderes fand man mit Johannisbeeren in der Hand, Thüringen und der Harz II. 47. Eines im Fichtelgebirge mit rothen Aepfeln, Schöppner Nr. 1065. Sieben Jahre lang blieb ein Kind im Odenberge, Lyncker S. 9. Zehn Jahre eines in der Oberpfalz, Schönwerth I. 277. Viele andere Beispiele noch bei v. Herrlein, Spessart 42. Gödsche, schlesischer Sagenschatz 219. Kastner, einiges über Sagen 18. Von Hormayr, Taschenbuch 1825. S. 52. Panzer, 100. Jahn, Canton Bern 78. · Elsässer Neujahrsblätter 1843. S. 165. Rheinischer Antiquarius II. 3. 256. Preusker, Blicke I. 79. II. 233. Schönwerth II. 241. Vernaleken, Mythen 192. f. Müllenhoff Nr. 472. Wolf, hessische Sagen Nr. 2.

In Washington Irvings Schriften, deutsch von Adrian I. 41. wird als angeblich wahre Geschichte von einem gewissen Rip erzählt, er sey einmal auf den Kaatskillberg gekommen und habe dort eine Gesellschaft kegelnder Herren gefunden, mit der er zechte; als er aber wieder heraus kam, waren 20 Jahre vergangen. Im s. g. Rosengarten des Zwergkönig Laurin auf dem Berge Schlern wollte einmal ein junger Bauer für seine Braut eine Rose holen, schlief aber ein und kam erst nach 20 Jahren wieder. Zingerle, Sagen aus Tirol 308. In Hans Heilings Höhle übernachtete einmal eine arme Frau und als sie am andern Morgen heraus kam, waren 100 Jahre vergangen. Spiess, Hans Heiling in der Vorrede.

Eigenthümlich tritt in diesem Sagenkreise ein Name her-

vor. Auf dem Löbauer Berge blüht in der Johannisnacht eine Wunderblume, die sich auch im Dunkeln durch ihren Geruch verräth. Gräve, Sagen der Lausitz 43. Auch bei Hohen Leipe nach Hormayrs Taschenbuch 1825. S. 52. Dieser Name erinnert an Hohen Lauben, welches nach dem Schweizer Volksglauben ein im Eis der Alpen verborgenes Paradies ist. Im s. g. Goldkeller des Löbauer Berges, dessen schon gedacht ist, blieb am Charfreitag ein Kind zurück und wurde erst am nächsten Charfreitag wiedergefunden, es starb aber am Licht. In demselben Berge musste einmal ein Hirt sieben Jahre verweilen. Büsching, wöchentl. Nachr. II. 105. III. 337. Preusker, Blicke I. 79. 80. Auch ein Bauer von einem Johannistag zum andern, Gräve 108. Im Laböerberge liess eine Mutter zu Ostern ihr Kind zurück und fand es nächste Ostern wieder, Müllenhoff Nr. 472. Die Namen Leipe, Löbau, Labö stimmen auffallend überein.

Der Glaube, dass in der Johannisnacht die Thüre zum Geisterreich sich öffnet, findet sich auch in Persien. In der Nähe von Van liegt ein Berg, Namens Akkirpi (der weisse Igel), auf dem sich eine grosse Steintafel mit altassyrischen Charakteren befindet. Darunter sollen die bösen Dews in einer unterirdischen Stadt eingeschlossen seyn und von einem Hahn bewacht werden. In der Johannisnacht aber öffnet sich die Thür zum Innern des Berges unter jenem Stein. Noch keiner, glaubt das Volk, der hinein ging, sey wieder zurückgekommen. Ritter, Erdkunde X. 315.

Auch in der Nacht von Allerseelen wurde einmal ein Amtmann von Stolzenfels am Rhein durch die Luft hinweggeführt und kam erst nach einem Jahre genau in der nämlichen Nacht wieder zurück. Rheinischer Antiquarius 1854. II. 4. 225.

3.

Wiederkehr alles Vergangenen in den Sonnenwenden.

Es ist ein allgemein unter den germanischen Stämmen verbreiteter Volksglaube, dass in den h. Stunden der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen längst untergegangene

Städte, Dörfer, Kirchen, Schlösser wieder sichtbar werden, belebt von Menschen, wie ehedem. Alle unsere Sagensammlungen wimmeln von solchen Vorstellungen.

In der Christnacht erblickt man eine untergegangene Stadt im s. g. Veen. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 306. So auch das Schloss Althornberg. Baader Nr. 86. Die Burg Steineck. Bechstein, Fränkische Sagen I. 248. Unter der Arnsburg soll ein ganzes Königreich begraben liegen. Bechstein, Thüringische Sagen IV. 67. Auch unter der hohen Warte, wo man viel Geschrei und Gehämmer hört. Münsterische Sagen 1825. S. 177. Am Johannistage soll eine Frau von Thyrenberg Menschen in ihr unterirdisches Reich hinabziehen. In Graubündten sieht man die Kirche der längst untergegangenen Stadt Plurs. Steub, Drei Sommer S. 109. Vergl. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 194. Müllenhoff Nr. 461. Bechstein, Thüring. Sagen VI. 198. Insbrucker Phönix 1851. S. 263.

Im europäischen Süden sind bekanntlich viele alte Römerstädte von den deutschen Eroberern zerstört worden. Nach v. Muchar, Römisches Norikum I. 253. glaubt das Volk an eine unter der Erde verborgene Stadt der Zwerge, da, wo ehemals eine römische Villa stand. Auch unter der Mamoualpe soll eine Zwergenstadt versunken seyn. Ziska, Oesterr. Volksmärchen 57.

Ausserordentlich häufig kommen in unsern Volkssagen versunkene Schlösser vor, die in gewissen Tagen wieder sichtbar werden. Um nur einige Beispiele anzuführen vergl. Panzer, Beitrag 43. 46. 47. 49. 62. 65. 72. 77. 78. 155. 160. 163. 188. 190. allein aus Bayern und E. Meier Nr. 27. 28. 29. 81. 334. allein aus Schwaben. Man findet sie in allen Sammlungen. Aus den versunkenen Schlössern und Dörfern hört man, wenn man sie auch nicht sieht, an gewissen Tagen die Hähne krähen. Beispiele bei Panzer 11. 17. 18. 62. 66. 72. 77. 105. 135. 155.

In fast eben so vielen Sagen sind es versunkene Klöster, besonders Nonnenklöster, die an h. Tagen sichtbar werden, oder aus denen wenigstens Gesang und Glockengeläut vernommen wird. Man sieht die Nonnen in Procession. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 47. Gottschalk, Sagen S. 122. Schnezler, Badische Sagen II. 422. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I. 336. Thüringen und der Harz II. 34. So noch in

vielen andern Sagen, die ich hier nicht aufzeichnen will. Glockengeläut hört man am Johannistage aus dem Leichensee, wie auch aus dem Maduesee und vielen andern in Pommern. Temme, Sagen aus Pommern Nr. 136. 160. 163. 166—171. 236. 267. und 282. Auch aus einem versunkenen Schloss Nr. 159. Andere Beispiele bei Müllenhoff, Holsteinische Sagen Nr. 278. 456. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 66. 131. 156. 160. 186. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 274. Bechstein, Thüringische Sagen III. 226. Zwei Glocken hört man in der Christnacht tief unter der Erde läuten bei Jemappes. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 532. Solche Christnachtglocken kommen noch öfter in den Niederlanden vor. Das. Nr. 307. Auch in der Normandie, *Bosquet* 496. An vielen Orten in Deutschland. Schreibers Sagen I. Nr. 57. Schnezler, Badische Sagen I. 314. Kuhn, Norddeutsche Sagen Nr. 355. Zu Ostern tönen die unterirdischen Glocken bei Müllenhoff Nr. 149. Auch in Kärnthen, Noreja S. 142.

Am berühmtesten in der Sagenwelt ist die bei der Insel Usedom versunkene grosse Handelsstadt Vineta, die man am Ostertage noch immer unter dem Meere ganz deutlich mit allen ihren durch die Gassen gehenden und fahrenden Einwohnern sehen und deren Glockengeläut man hören soll. Kantzow, Pommerania I. 40. 51. Mikrälius, Pommerland I. 97. Barthold, Gesch. v. Pommern I. 419. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 14. Man hat lange geglaubt, es habe an den Ausflüssen der Oder in die Ostsee wirklich einmal eine grosse Handelsstadt gegeben, was aber durch neuere Forschungen gründlich widerlegt wird. Dagegen liesse sich die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht beim Namen Vineta an ganz etwas anderes zu denken wäre, als an die alten Wenden, nämlich an Vanaheim, den Himmel der Vanen. Diese Vanen erscheinen in der alten Edda als Götter der Liebe, der Fruchtbarkeit, des Sommers, zum Unterschiede von den Asen, welche mehr Götter der grossen und schrecklichen Naturkräfte und der sittlichen Gewalten sind. Der freudenvolle Himmel dieser Vanen nun ist vielleicht auf jene fabelhafte Stadt an der Ostsee gedeutet worden, wie wir ihn andererseits in einer Menge vorherrschend süddeutscher Sagen auf Venedig gedeutet finden. Wir werden darauf zurückkommen.

Dass in der h. Stunde der Sonnenwenden die Verstorbenen wiedergesehen werden, ist uralter weit verbreiteter Glaube. Nach dem altpersischen Zendavesta haben die Geister in den letzten zehn Tagen des Jahres das Recht, mit ihren Hinterbliebenen und Freunden auf Erden zu verkehren, und zwar in den ersten fünf Tagen die seligen, in den andern fünf die unseligen Geister. Kaiser Karl der Dicke sah in der Christnacht Himmel und Hölle offen und erblickte darin seine Vorfahren. Bouquet VII. 148. In der Christnacht hört man die verdammten Seelen in dem davon genannten Hörselberge bei Eisenach. Prätorius, Blocksberg 13. In der Christnacht sangen die um das Schloss zu Stargard aufgepflanzten Todtenköpfe das Gloria in excelsis. Mikrälius, Pommerland II. 409. Um den todten Verwandten einen Liebesdienst zu thun, trug man in der Christnacht Speisen und Getränke mit Lichtern auf die Gräber. Burchard, Wormat. decr. col. 1548. 193 c. Dieser alte Gebrauch herrscht sogar jetzt noch an vielen Orten, jedoch mehr am Allerseelentage, der ausdrücklich den Todten geweiht ist, entsprechend der Finsterniss des Winters, dem man von diesem Tage an entgegensieht.

Der nordische Gott Odin hiess *draugа drottinn*, Herr der Gespenster, und führte das wilde Heer der Todten an, den Abzug der im letzten Jahre Verstorbenen. In Norwegen sieht man in der Christnacht ein Heer der Todten durch die Luft ziehen. Grimm, D. M. 897. Bei Vertingen hörte man das wilde Heer von fern mit lieblicher Musik in der Luft und athmete Wohlgeruch, wie es aber näher kam, hörte man nur Misstöne und athmete Leichengeruch, ein wilder Flug von Raben wurde sichtbar und schrecklicher Sturm durchbebte die Luft. Sagenbuch von Burgau 1851. S. 160.

Oft sah man die Todten zu Pferde, denn nach der jüngern Edda 49. reiten sie über neun Ströme ins Reich der Hel (Hölle). Oefters kommt im Zuge der Todten ein leeres Pferd vor, welches bestimmt ist, einen, der bald sterben soll, zu tragen. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer vorbeireiten, setzte sich auf das Pferd, welches leer hinterdrein lief, und kam nicht wieder. E. Meier Nr. 166. Ein Ritter, der kühn genug war, dem Geisterheere, welches nach Jerusalem zog, zu Ross zu folgen, kam glücklich zurück und brachte als Ehren-

geschenk der Geister zwei Talismane mit, ein Tischtuch, das sich im Feuer reinigte, und ein Messer, dessen Wunden immer tödtlich waren. Nideri formicarius in fine. Der normannische Priester Walchhelm sah im Jahr 1091 in den ersten Tagen des Januar, also noch in der Wintermitte, als er Nachts zu einem Kranken ging, das Geisterheer vorüberbrausen. Voran ritt ein riesenhafter Mann mit einem Streitkolben. Im Zuge waren viele Geistliche und Weiber, alle beritten. Die Weiber hatten glühende Stacheln auf den Sätteln, in die sie beim Reiten immer wieder zurückfielen. Ein schönes schwarzes Ross war ledig. Walchhelm fühlte unwiderstehliche Lust, sich darauf zu setzen, und wäre mit in die Hölle geritten, wenn ihn der Geist seines Bruders nicht wieder von dem Pferde erlöst hätte. Oderici Vitalis, hist. 8. Bosquet, la Normandie Nr. 72. Görres, Mystik III. 91.

Noch mehr übereinstimmende Citate s. in meinem Odin Seite 217. f.

In den Kreis dieser sagenhaften Vorstellungen gehören ferner die s. g. Geisterkirchen. Ein Schlafender erwacht, sieht Licht in der Kirche und geht hinein, weil er glaubt, es sey schon die Zeit der Frühmesse, aber es ist Mitternacht und er findet die Kirche voll von Verstorbenen. Das älteste Beispiel erwähnt der sächsische Annalist zum Jahr 929 aus Magdeburg, bei Eccard, script. I. 151. Dann auch Thomas Cantipr. de apibus II. 50. 34. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 175. Am Neujahrstage hört man den Chorgesang aus einer verschwundenen Kirche. Temme, Sagen der Altmark Nr. 65. Am Christtage ist Gottesdienst der Geister in einer Kirche zu Stolberg, Pröhle, Unterharz. Sagen S. 163. Desgl. zu Rottenburg, Bensen, Alterthümer S. 57. In der Johannisnacht halten die alten Meister Gottesdienst im Strassburger Münster, Stöber Nr. 256. Am Allerseelentage im Lautergrund bei Coburg, Bechstein, Fränk. Sagen Nr. 84. Und zu Frauenrode. Das. I. 124. Verwandte Sagen in den Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 153. 555. Forbes, Reisen in die savoyischen Alpen S. 200. Valvasor, Krain II. 557. Harrys, Nieders. Sagen II. 7. 8. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 251. 252. 254. 271. Kuhn, Nordd. Sagen S. 5. Müllenhoff Nr. 233. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 581. Dessen hessische Sagen Nr.

149. Höllischer Morpheus S. 357. f. Horst, Zauberbibliothek III. S. 280. Bechstein, Thüring. Sagen III. 134.

Daran reihen sich endlich die Sagen von den Geistermahlzeiten. Im Schlosse Bodenstein sieht man in der Christnacht die Ahnen des Hauses. v. Falkenstein, Kaisersagen 165.; im Stromberg die Ahnen der Grafen von Zimmern, Crusius, annales Suev. II. 361. Schreiber, Sagen I. 49. Hier sind ganz bestimmt Verstorbene gemeint. In sehr vielen andern Sagen ist es dagegen zweifelhaft, was für dämonische Mahlzeiten gemeint sind, da in den h. Stunden die ganze Götterwelt, wie auch die Zwerge und Elbenwelt sich den Menschen öffnet. In den meisten Sagen scheinen unter den Geistermahlzeiten die der Helden in Walhalla und die der Elben gemeint zu seyn.

Sehr beliebt und verbreitet sind die Sagen von einem Spielmann, der zu den Todten, Hexen oder Elben geräth und ihnen zum Tanze geigen muss. So geigten einmal einige Spielleute im Kyffhäuserberge vor Kaiser Friedrich und erhielten zum Lohn nur Pferdeknochen, die aber zu Golde wurden. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. 5. Im Elsass bekam der Spielmann einen Becher, der aber zum Pferdehufe wurde. Stöber, Sagenb. Nr. 224. Das erinnert an die heidnischen Pferdemahlzeiten. Der berühmte Spielmann Vollarc musste eine ganze Nacht in einem Schlosse spielen und empfing viel Gold dafür, das aber am Morgen zu Spinneweben wurde, weil es geraubtes Kirchengut gewesen war. Pez, thes. III. 2. 609. In ziemlich vielen Sagen befindet sich der Geiger, welcher des Nachts unwissend den Geistern gespielt hat, des Morgens auf dem Galgen. Ein Geiger geigt bis in den Tag hinein fort und glaubt, immer noch vor einer glänzenden Gesellschaft zu spielen, während er auf dem Galgen über den Gehenkten sitzt. Wenzig, westslav. Märchenschatz S. 15. Zuweilen tröstet ihn, dass er noch den goldnen Becher in der Hand hat. Narrenkurzweil S. 75. Philo, Magiologia S. 647. Müllenhoff Nr. 294. Melissantes, orogr. 679. Wolf, D. Märchen Nr. 155. Dessen Niederl. Sagen Nr. 384. Mone, Anz. VII. 370. etc. In andern Fällen hält er statt des mitgenommenen Bechers einen Ross- oder Kuhhuf in der Hand. Alsatia 1856. S. 138. Schweizer Blätter I. 21. Einen Todtenknochen, Wolf, Niederl. Sagen Nr. 189.

3.

Voraussicht alles Zukünftigen in den Sonnenwenden.

Was an jedem der zwölf Tage zwischen Weihnachten und dem Perchtentage geschah, sollte sich in jedem diesem Tage entsprechenden Monate des Jahres wiederholen. Buch vom Aberglauben 1790. S. 354. Was man in einer dieser Nächte träumt, wird in dem entsprechenden Monat erfüllt. Kuhn, Nordd. Sagen S. 411. Wie an jedem dieser Tage das Wetter ist, so wird es nacheinander in den zwölf Monaten seyn. Franck, Weltbuch 50. Breslauer Sammlungen 1722, Februar. Panzer I. 16. Wer in den Rauhnächten Geld zählt, dem geht es im ganzen Jahr nicht aus. Man schneidet zu Weihnachten eine Zwiebel in zwölf Theile, nummerirt sie und legt sie ins Wasser, welche Nummern am ehesten vom Wasser durchdrungen werden, bedeuten nasse Monate, die trocken bleibenden trockne. Reynitzsch, über Truhten 182. Buch vom Aberglauben 1790. I. 348. Keller, Grab des Aberglaubens I. 161. Alsatia 1851. 105. Vulliemin, Waat II. 149. Meier, Sagen aus Schwaben 469. 473. Kuhn, Nordd. Sagen S. 404. Der Zwiebelkalender findet sich auch in den Breslauer Sammlungen 1719. Januar 62. Hier heisst es, man streue Salz auf die zwölf Zwiebelschalen und lasse sie trocknen. Salz in zwölf Nussschalen erwähnt auch Waitzenegger, Vorarlberg I. 36. Wegen der Zukunft, die man in den Rauhnächten erkennt, werden dieselben Loostage genannt. Am Niederrhein nach Montanus, Volksfeste I. 18., werden die zwölf Apostel durch das Loos an die zwölf Tage vertheilt und dadurch an die zwölf Monate, so dass jeder Monat einen Apostel zum Schutzpatron bekommt. Loostage heissen die zwölf Nächte auch in den Alpen. Vernaleken, Alpensagen 346.

Einzelne Tage sind besonders prophetisch. Morgenroth am Neujahrsmorgen bedeutet Blut und Krieg im nächsten Jahre. Sartori, Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums I. 245. In der Baar sieht man, was für Getreide in der Christnacht von der Scheuer herunterfällt, und erkennt daraus, welche Gattung im nächsten Jahr am besten gerathen wird. Birlinger S. 465. Auch in der Eiffel. Schmitz, Sitten des Eifler Volks S. 4. In der Christnacht giesst man Wasser aus einem grossen Gefäss

in mehrere kleine und wieder zurück; findet sich nachher mehr Wasser im grossen Gefäss, als vorher, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr. Prätorius, Weihnachtsfratzen 61. Aus Eiern, die man ins Wasser zerlässt, schliesst man auf Krankheiten. Männling, Albertäten 196. So oft in den zwölf Rauhnächten ein Tisch gerückt wird, so oft soll es im neuen Jahre donnern, und wenn man die Thür zuschlägt, soll der Blitz einschlagen. Volksglauben in Steyermark. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 12.

Daher auch der liebliche Volksglaube an ein geisterhaftes Erwachen der tief unter dem Winterschnee schlafenden Pflanzenwelt in der heiligen Weihnacht. In der Schweiz glaubt man, in der Christnacht blühen alle Bäume und höre man den Gesang der Vögel. v. Alpenburg, Alpensagen S. 153. Bei Wertheim grünt es mitten im Schnee. Mone, Anzeiger VIII. 181. In den Pyrenäen glaubt man, dass in der Neujahrsnacht die sogenannten Blanquettes, weisse Frauen oder Feen umgehen, unter deren Tritten Blumen wachsen. de Nore, Coutumes 125. Wer in Schweden in der Christnacht nüchtern und schweigend in den Wald geht und bei Sonnenaufgang wieder hinaustritt, erblickt mitten im Schnee den Stand der künftigen Saaten im schönsten Grün. Arndt, Reise nach Schweden III. 86. Oder er sieht auch Zwerge mit Garben und Sicheln in voller Erntearbeit. Dybek, Runa IV. 82. Vergl. Eibofolke II. 100. Im Pinzgau sprossen mitten im Schnee drei Aehren hervor. Panzer II. 10. In Tirol wird das Korn „aufgeweckt", indem man brennende Strohbündel über die Aecker rollt. Weber, Meran 309. Zu Minden grünt in der Christnacht der Hopfen. Kuhn, Nordd. Sagen 405. Auch im Elsass, Wolf, Zeitschrift I. 403. In einem hessischen Hexenprozess vom Jahr 1629, mitgetheilt in Wolfs Zeitschrift I. 275., sagt einer aus, er sey in den Venusberg gefahren zur Frau Holt und habe hier schon mitten im Winter den Stand aller Früchte des nächsten Jahres vorausgesehen.

In Fragant räuchert man am Perchtentage der umziehenden Perchtel Wohlgerüche. Als einer es versäumte, fand man ihn am Morgen todt, zwischen seinen Fingern und Zehen aber Blumen, die niemand kannte. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 21. Ein Knabe in Tirol sah mitten im Winter einen Kirsch-

baum blühen, brach einen Zweig ab und fand daheim statt der Blüthen daran lauter Silberthaler. Blühende Kirschen und Fliederzweige kommen auch in Sommers sächsischen Sagen 162. vor. Hopfen und Flieder in der Christnacht. Pröhle, Harzbilder S. 51.

Das Kloster Rosenthal in der Pfalz erhielt seinen Namen von Rosen, die mitten im Winter blühten. Geib, Reisehandbuch 177. Am Marienstein im Elsass blüht nur in der Christnacht ein Rosenstock, an dem einst Maria auf der Flucht nach Aegypten ihre Windeln soll aufgehangen haben. Wolf, Zeitschrift I. 402. Heute noch pflegt man in der Christnacht die berühmte Rose von Jericho blühen zu lassen. Pilger bringen diese holzartige Wüstenblume aus dem h. Lande mit. Wenn man sie ins Wasser stellt, so öffnen sich ihre harten Blätter.

In Sommers sächs. Sagen I. 9. findet man die liebliche Schilderung einer weissen Taube, die in den zwölf Nächten mit einem Stühlchen herumfährt. Wo sie ausruht und das Stühlchen eine Weile steht, da soll im nächsten Jahre die Natur am schönsten grünen und blühen. Hört man ihren Flug, so bedeutet es ein gutes Jahr. Im Heiligenkalender fällt der Tod einer S. Columba auf den 31. Dezember.

Ueber den weit verbreiteten Glauben von den Aepfelgärten zu Weihnachten s. Wolfs Zeitschrift I. 106. Ephemer. acad. nat. cur. II. I. 372. In der Christnacht blühen alle Aepfelbäume bei Rotenburg am Neckar, E. Meier Nr. 256. So auch im Spessart, Schoeppner Nr. 969. Einzelne Aepfelbäume sind dadurch berühmt worden, dass man als geschichtliche Thatsache anführt, es seyen wirklich alle Jahre in der Christnacht reife Aepfel von ihnen gebrochen und dem Landesfürsten zugeschickt worden. So einer bei Tribur am Rhein. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 49. Happel, rel. cur. I. 60. Mone, Anz. VIII. 180. Zwei andere im Stift Würzburg, Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 533. Happel I. 223. Einer bei Gera etc. Berckenmeyer, cur. Ant. I. 513. 554. 627.

Man klopft in der Christnacht an die Bäume, damit sie im nächsten Jahre gute Früchte tragen. In Thüringen ruft man ihnen dabei zu: Bäumchen, schlaf' nicht, Frau Holle kommt! Grimm, Abergl. L. Wolf, Beitrag 126. Kuhn, märkische Sagen 378. E. Meier 461. In Tirol muss die Magd mit ihren

Armen, die sie eben aus dem Backtroge gezogen hat und an denen noch der Teig klebt, die Obstbäume umarmen. Zingerle, Sitten des Tiroler Volks S. 123. Man band die Bäume in der Christnacht mit Stroh. Seb. Frank, Weltbuch 133. Wenn der Weihnachtswind die Bäume recht bewegt,' so gibt es ein fruchtbares Jahr, und man sagt, ;,die Bäume rammeln", d. h. sie paaren sich. E. Meier, Nr. 288. In England tanzt man in der Christnacht um die Aepfelbäume. v. Reinsberg, festlich. Jahr S. 18. Ebenso bei Hildesheim. Seifert, Hildesh. II. 182.

4.

Die Heimchen.

Wurden die unzähligen kleinen Sterne der Milchstrasse als Seelen gedacht, die vom Himmel herabkommen, um hier unten irdische Leiber anzunehmen, so muss man sie auch als Kinder einer gemeinschaftlichen Mutter ansehen. Daher der niederländische Name der Milchstrasse Vroneldenstraet, Strasse der Frau Hilde. Grimm, D. Myth. 262. Das ist nun die uns schon bekannte Frau Holle oder Hulda, im nördlichen Deutschland die nämliche Göttin, die das südliche Frau Bertha nennt. Nun ist es weit verbreiteter Volksglauben, dass in der Perchtennacht (6. Januar) die Mutter Perchta mit einem unzählbaren Heere von Heimchen umherzieht.

Grimm, D. M. 415. bezieht die Heimchen auf den Tod (Freund Hein), will sie Heinchen geschrieben wissen und bezeichnet sie ausdrücklich als „abgeschiedene Geister". Es handelt sich hier im Gegentheil um Ungeborene, die erst in die Welt kommen. Indessen scheint der Grundbegriff des Heimchens der einer vom Körper getrennten Seele zu seyn, gleichviel ob vor oder nach ihrer Vereinigung mit dem Körper, und insofern konnte man sich auch die im Herbst unter den Stoppeln zirpenden Grillen, welche das Volk Heimchen nennt, als die zurückgebliebenen und klagenden Seelen der abgeschnittenen Ernte denken. Jedenfalls sind unter Heimchen nicht bloss die Seelen von Menschen, sondern auch die von Thieren und Pflanzen, kurz alles organischen Lebens zu denken. Von dieser Art sind die sogenannten Heinichen, welche

sich am Allerheiligentag (1. November) Abends auf dem Oybin versammeln und in feierlicher Procession in ihre unterirdischen Behälter zurückziehen. Gräve, Sagen aus der Lausitz S. 108. Sie bezeichnen das im Herbst absterbende Leben und bedeuten die Seelen der Pflanzen, die in ihre Heimat zurückkehren, wenn der Leib, die Ernte, von den Menschen in die Scheuern gebracht wird. Auch die vom Feld in die Häuser kommenden Grillen nennt man Heimchen als Hausgeister (Chim, Chimgen nach Prätorius Anthropodemus 314. oder Chimmeke, Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 241). Allein wenn diese Heimchen Genien der erstorbenen Vegetation sind, so hindert das nicht, dass andere als Seelen der noch im Keim verschlossenen Vegetation müssen angesehen werden.

Das sind ohne Zweifel die Heimchen, welche nach Börners Sagen aus dem Orlagau S. 113. 126. 133. 153. 159. 167. 173. 182. in der Perchtennacht der Mutter Perchta folgen, die mit einem goldenen Pfluge oder auch in einem Wagen durch die Länder zieht.

Dasselbe Heimchenvolk ist ohne Zweifel gemeint, wenn es im Namenbuch des Konrad von Dankrozheim heisst:

> Dar nach so komt die milte Behte,
> Die noch hat gar ein gross geslehte.

In v. Alpenburgs Mythen aus Tirol S. 64. folgen der Perchtel eine Menge Kinder in weissen Hemden. Einem Kinde, dessen Hemd zu lang war, so dass es darüber fiel und nicht mit fort konnte, sagte ein Bauernknecht scherzend: „Huderwachl hintennach!“ band ihm aber mitleidig das Hemdchen los. Das Kind dankte und verschwand, die Perchta aber sagte zu dem Knecht, er habe das Kind erlöst, indem er ihm einen Namen gegeben habe, und sie verleihe ihm dafür Glück und Segen. Dem liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, dass das Kind eine aus dem Himmel verbannte Seele, sofern es aber schon vor der Taufe einen Namen erhielt, erlöst war und in den Himmel zurückkehren konnte. Das. S. 65. kommt vor, dass die Perchtel in der kurzen Zeit, in der sie zwei Worte spricht, mit ihrem ganzen Kinderheer schon drei Stunden weit fort ist. Das charakterisirt die Grossartigkeit ihres Umzugs um die ganze Erde. Ein mitleidiger Bauer band einmal einem

Kinde in ihrem Umzuge das Hemdchen fest, wofür ihm die Göttin die Gabe verlieh, er und seine Nachkommen sollten niemals Mangel leiden. Mittheilung des Herrn Moser in Botzen. Ein anderer Bauer belauschte den Zug der Heimchen aus Vorwitz unter einer Brücke. Die Perchtel schlug ihn aber mit der Hacke ins Knie und zog sie ihm erst im nächsten Jahre in derselben Nacht wieder heraus. Gute Menschen stellen den Heimchen Essen hinaus ins Freie. v. Alpenburg, Mythen S. 63.

In Tirol glaubt das Volk, die Kinder werden vom Himmel herabgeworfen, und man sagt sprichwörtlich „als ich noch den Mücken nachflog", d. h. ehe ich geboren war. Zingerle, Sitten S. 3. In der Oberpfalz glaubt man, die Heimchen seyen gefallene Engel, die jüngsten, die nur unwissend dem Lucifer folgten. Nun müssen sie von Morgen bis Abend „mit der Sonne" ziehen und von ihren Thränen kommt der Thau her. Schönwerth II. 133. Nach Börner 116, 133. sind die Heimchen „ungetaufte Kinder" und man hört ihr kindisches Weinen. S. 142 sieht eine Mutter ihr eben gestorbenes Kind ganz zuletzt im Zuge der Heimchen. Nach Keller, Grab des Aberglaubens I. 185. VI. 389. besteht das zu Weihnachten durch die Luft ziehende Mutisheer aus neugeborenen Kindern, die ungetauft begraben worden sind, und man hört aus dem Zuge heraus ihre klagenden Stimmchen. Dasselbe wird von der wilden Jagd erzählt. Bosquet, la Normandie 61. Ungetaufte Kinder kommen ins wilde Heer, Aberglauben Nr. 1660. in Grimms D. Myth.; oder schweben zwischen Himmel und Erde. Das. Nr. 936.

Der Name Mutisheer kommt sehr häufig in Schwaben vor. Schwab, Rauhe Alb 312. Man erklärt ihn gewöhnlich als muthiges Heer, so wie auch wüthendes Heer. Allein es liegt in ihm offenbar ein Gegensatz gegen das wüthende oder wilde Heer der Todten. Aus einer schätzbaren Mittheilung des Herrn Schullehrer Günzlen in Kaih ersehe ich, dass man sich im Schwarzwalde die wilde Jagd als einen stürmischen Zug, angeführt von einem kopflosen Reiter auf einem Schimmel mit vielen lärmenden Hunden, das Mutisheer aber als einen unsichtbaren, nur mit einer höchst lieblichen Musik in der Luft vorüberziehenden Zug denkt. Nichts ist an diesem

Zuge furchtbar, sondern alles reizend und anziehend; nur muss man sich hüten, dass man nicht gerade unter ihn zu stehen kommt, sonst wird man in die Luft erhoben und verschwindet mit dem Zuge. So heisst es auch von den Berchten in der Mehrzahl, sie ziehen in der Perchtennacht durch Tirol, aber „mehr hör- als anschaubar durch trügerische Laute lockend". Weber, Tirol 1, 630. Man kann hier an das weibliche Gefolge der Diana oder an Elben denken. Doch entspricht der Gegensatz gegen den wilden Jäger und Todtenanführer mehr der Mutter Bertha, welche die Ungeborenen ins Leben bringt. Sollte im Mutisheer nicht der im Kindermunde entstellte Name Mutter liegen? Das wäre wenigstens für Schwaben und Baiern, wo man Muetė für Mutter sagt (Schmeller b. W. 2, 653. 658.), natürlicher als die Erklärung aus *muot* = *ira*, Grimm, D. Myth. 883. oder aus *mottes des fées* = *tumuli*, Grabhügel, Bosquet, la Norm. 177. oder aus *muote* = Matte, fruchtbare Alpe, Schaubach 4, 8. Der Name kommt übrigens häufig als Ortsname in den Alpen vor und nicht selten mit der mütterlichen Bedeutung. Die Mythe oder der Mythenstein, hoch ragend über den Vierwaldstädter See mit Felsen, die den Namen Rokenstock und die Spinnerin führen. Meyer von Knonau, Schwyz 57.; dazu das Flüsschen Muota und das Muottathal, in dem ein Kindlibach fliesst, das. 60., Motten und die Mottener Haube, ein Berg in der Rhön, Schneider, Rhön 34. E. Meier, Sagen aus Schwaben, berichtet viel über das Mutis-, Muotis-, Mutes-, Modes-, Modisheer (Nr. 140—158). Es besteht aus kleinen Kindern mit feinen Stimmen, von einem Mann angeführt Nr. 157., das. Nr. 158. von einer verwünschten Frau geführt. Mit lieblicher Musik Nr. 141. 155. — Rochholz theilt in Wolfs Zeitschrift 1, 147. ein Räthsel aus dem Argau mit:

de mueth
Mit de breit huet
hat meh gæst
weder der wald tannæst,

was den Sternenhimmel bedeuten soll. Ich glaube, es wird besonders die Milchstrasse darunter verstanden und unter der Mutter mit den vielen Gästen die oben genannte milte Behte mit ihrem grossen Geschlechte. In Sommers sächs. Sagen

1, 12. wird eine Frau Motte genannt, in der nämlichen Bedeutung von Bertha, indem sie in den zwölf Nächten umherzieht und denen, welche in dieser Zeit spinnen, das Garn verdirbt.

Ein Muotisheer dürfte auch wohl das Volk der *witte wywen* (weissen Weiber) gewesen seyn, von denen Corn. Kempensis de orig. Frisiae III. 31. erzählt, sie liessen aus einer Höhle bald Musik und frohes Lachen, bald Weinen und Klagen, besonders auch von kleinen Kindern hören und man hütete in dieser Gegend die kreissenden Frauen und neugeborenen Kinder, damit sie nicht von den weissen Frauen geraubt würden. Von einem Zug der Zwerge durch die Luft mit schöner Musik, die man bei Stolberg hört, berichtet Pröhle in den Unterharzischen Sagen S. 46. In Wolfs Zeitschrift I. 18. wird die schöne Musik aus den vielen Glöckchen am Geschirr eines schönen weissen Pferdes erklärt, auf welchem Frau Hulda reitet. Es ist jetzt nicht mehr möglich zu errathen, ob unter dem Muotisheer der Einzug der Mutter Perchta mit den Heimchen, oder ein anderer Umzug der s. g. Diana oder Herodias, einer Liebesgöttin oder Elbenkönigin zu verstehen ist.

Bedeutungsvoll ist, dass Perchta auf einem Wagen fährt. Börner 182. Das Siebengestirn am Nordpol wird auch als Wagen gedacht und sofern Mutter Perchta die neuen Seelen und Keime des Lebens vom Himmel zur Erde herabbringt, so liegt es nahe zu glauben, sie sey die Milchstrasse herabgefahren. In der Milchstrasse nämlich wurde sichtbar jene Strömung der Lebenskeime von oben herab erkannt, deren sanfte Lichtfunken ein Nachbild des ursprünglichen Feuerregens aus Musplheim darstellten, entsprechend dem zarten Begriff des noch ungeborenen und geisterhaften Lebens.

Die Milchstrasse hiess bei den Angelsachsen Vaetlingastraet. Grimm, D. M. 330. Vaetling ist soviel als Wicht, Wichtel von *wihan*, wehen, wecken, wachsen, womit sich auch der Begriff des Weissen und des Wissens, des Lichts und Geistes verbindet. Es sind Hauche, Genien, Seelen, das erste Offenbaren des Lebens. Ich beziehe hierher auch Vedavece, das Geisterheer, welches sich beim Schlosse Postranitz in Krain blicken lässt. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 503.

Bekanntlich leiteten die Römer den Namen der Milchstrasse von der Milch her, welche das starke Kind Herakles aus der Brust der Here sog. Das Sinnbild der Milch findet sich aber auch im deutschen Volksglauben, denn in den niederösterreichischen Gebirgen wird in der dreizehnten Nacht nach Weihnachten die s. g. Perchtenmilch gekocht, und zwar für Mutter Perchte, die man in dieser Nacht auf ihrem Umzuge erwartet. Kerschbaumer, Eligius 1860. Auch „in der Schweiz gibt es einen Kindlibrunnen auf dem Homberg mit milchweissem Wasser als Nahrungsmittel der kleinen, noch nicht erwachsenen Kinderseelen", wie uns Bircher in seinem Frickthal 1859 erzählt.

Der Umzug der Zwerge in den h. Nächten muss wohl häufig als ein solcher Einzug der Ungeborenen betrachtet werden. Den Zug der Zwerge am Neujahr in Johannaei hist. eccl. Island. 2. 369. erklärt W. Müller, Altd. Rel. 343. zu vage als einen Wechsel des Wohnsitzes überhaupt. Im Innsbrucker Phönix 1851. S. 128. ist die seltsame Vision einer ledig gebliebenen Person erwähnt, die ein grosses Volk sah, bestehend aus lauter Kindern, die sie gehabt hätte, wenn sie geheirathet hätte.

Wenn noch bis tief in die christliche Zeit auf altdeutschen Bildern alle Seelen der Verstorbenen in der Gestalt kleiner Kinder vorkommen, so beweist dies, wie geläufig die Vorstellung gewesen seyn muss, Seelen als kleine Kinder zu denken, und offenbar passt diese Vorstellung besser noch auf die Ungeborenen als auf die schon Verstorbenen. Vergl. über die Kindergestalt der Seelen, Mone, Anz. 8. 621. Auch die berühmte Sage von den Kindern von Hameln, die im Berge verschwinden, scheint hieher zu gehören, wie auch der Name Hameln zu Heimchen stimmt. Merkwürdig sind die Namen zweier neben einander liegender, aber untergegangener Dörfer im Nassauischen, Haynhusen und Seelbach. Vogel, Topogr. 250.

Im Namen Heimchen liegt aber nicht blos der Begriff des Namens Keim oder Embryo, sondern auch der des Himmels und der Heimath, aus der die Seelen kommen. Der Himmel ist die Heimath aller Seelen. Das liegt im Begriff des Asen Heimdallr und unseres deutschen Namens Heinrich (entsprechend Dietrich, dem volkreichen). Unter der Himmemutter,

die in einer Höhle bei Westerhausen wohnen und Kinder holen soll, ist wohl die Mutter der Heimchen zu verstehen. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 190.

5.

Vorschau des Bräutigams und der künftigen Todten.

In den h. Stunden sehen die Mädchen ihren künftigen Freier. Meist zu Weihnachten und Johanni, was auf die Andreasnacht im Beginn des langen Winters übertragen wurde, um, wie es scheint, die Mädchen ein wenig zu trösten.

Am häufigsten wird der künftige Geliebte in einem Brunnen, überhaupt im Wasser erblickt. In der Weihnacht in einem Brunnen. Keller, Grab des Aberglaubens VI. 307. Grimm, Abergl. CXIX. Vonbun 63. Panzer II. 298. Auch in der Johannisnacht, Austria 1845. S. 46. Daran knüpft sich ein oft wiederholter Schwank. Ein Knecht belauscht von einem Baum herab die Mädchen am Brunnen, so dass sie sein Bild im Wasser sehen müssen; aber der Ast bricht. P. Abraham, Judas III. 71. Francisci, Höll. Proteus. 823. Valvasor, Krain II. 476. Panzer I. Nr. 150. Nimmt das Mädchen am Andreasabend ein Fussbad, so setzt sich ihr der künftige Freier gegenüber. Rhein. Antiquarius I. 2. 795.

Besonders heilig war das Ofenwasser, weil darin zwei Elemente, Wasser und Feuer, zusammenwirken. In der Christnacht sehen die Mädchen ihren künftigen Freier im Ofenwasser. Wolf, Zeitschrift IV. 48. Birlinger I. 468. Oder sie erkennen aus dem Zischen des Ofenwassers sein Handwerk, Kuhn, Nordd. Sagen 404. Desgleichen aus der Figur geschmolzener Bleitropfen im Wasser, Rockenphilosophie I. 100. Buch vom Aberglauben 1790. I. 347. Schöppner Nr. 18. Das Blei war dem Planeten Saturn, also auch dem Gott Saturn oder Chronos heilig. Wenn ein Mädchen mit brennendem Holz aus dem Weihnachtsfeuer in die Nacht hinaus leuchtet, erblickt sie den Zukünftigen. Wolf, Zeitschrift I. 88. Innsbrucker Phönix 1852. Nr. 44. Oder Mädchen decken den Tisch und er muss kommen und sich hinsetzen. Ist er ein Bauer, so nimmt er nur ein Glas Wasser, ein Bürger, so nimmt

er ein Glas Bier, ein Edelmann, so nimmt er ein Glas Wein. Breuner, Curiositäten 39. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 273. Birlinger I. 342. Vergl. noch Wiener Jahrbücher XXXII. 225. Valvasor, Krain II. 479. Francisci, Höll. Proteus 811. Bechstein, Fränk. Sagen I. 213. Mädchen stecken sich am Johannistage einen Strauss von Frikraut (Erdrauch) an den Busen und glauben, alsdann werde ihnen ihr künftiger Freier begegnen. Engelien und Lahn, der Volksmund in Brandenburg S. 230. Ein gewiss heidnischer Gebrauch, Frikraut nach der Liebesgöttin Freyja genannt.

Eine andere Art des Zaubers ist, wenn das Mädchen in den h. Stunden sich gänzlich entkleidet und mit dem Besen hinter sich fegt, dann muss der Zukünftige kommen. Reinitzsch, Ueber Truhten 182. Baader Nr. 416. Oder sie wirft das Hemd, das sie eben ausgezogen hat, zur Thür hinaus und der Zukünftige muss es ihr wieder bringen. Grimm, Anhang vom Aberglauben CLI. Bechstein, Fränkische Sagen I. 214. Wenn ein Mädchen in der Christnacht den Hahn krähen oder den Hengst wiehern hört, bekommt sie bald einen Mann. Rockenphilosophie II. 10. Grimm, D. Myth. 1039. Am Johannistage winden die Mädchen einen Kranz von neunerlei Blumen und werfen ihn schweigend auf einen Baum; so oft er herunterfällt, so viele Jahre müssen sie noch auf den Mann warten. Schmidt, Reichenfels 119. Compte rendu, Bruxelles 1843. VII. 1. 90. Die Mädchen in Schweden und in Esthland legen einen Kranz von neunerlei Blumen unter ihr Kopfkissen und sehen dann ihren Künftigen im Traume. Arndt, Reise in Schweden III. 75. Possart, Esthland 172. Diese Orakel kommen auch noch in andern Formen vor; es ist jedoch nicht nöthig, sie hier alle aufzuzeichnen, wenn nur der darin liegende Grundgedanke der Vergegenwärtigung des Zukünftigen in den Sonnenwenden nachgewiesen ist. Nur eines besonders bezeichnenden Gebrauchs wollen wir noch gedenken. In Strackerjans Aberglauben aus Oldenburg I. 89. heisst es, die Mädchen schnellen in der Neujahrsnacht einen Apfelkern ins Weite und wohin er fällt, von daher werde ihr künftiger Freier kommen. Der Apfel ist Sinnbild der Liebe, wie der Sonne.

In der Christnacht kann man, wenn man sich auf einen Kreuzweg stellt, alle die vorübergehen sehen, die im nächsten

Jahre sterben werden. Burchardi decret. 193c. Pachelbl, Fichtelgebirge 155. Schmidt, Reichenfels 122. Panzer 270. Arndt, Reise nach Schweden III. 74. 86. Einer, der die künftigen Todten vorübergehen sah, sah mit Schrecken sich selber darunter und starb auch wirklich bald darauf. Schweizerblätter 1832. S. 15. Ebenso ein Mädchen in Schwaben. Meier Nr. 356. Ein anderes sah ihren Geliebten. Francisci, Höllischer Proteus 809. Im Elsass sieht man die künftigen Todten, wenn man in der Sylvesternacht durch das Schlüsselloch in die Kirche sieht. Alsatia, 1851. 178. Dasselbe geschieht in Oesterreich in der Christnacht. Gebhart, das christliche Jahr S. 32. Wer im nächsten Jahr sterben soll, dessen Schatten an der Wand hat am Christabend keinen Kopf. Rockenphilosophie I. 56.

Wenn in der Christnacht ein Reif am Fasse springt, muss jemand im Hause sterben. Rockenphilosophie II. 57. Oder man bäckt am Neujahr für jeden im Hause einen Kuchen mit einem Loch und wessen Loch zugebacken ist, der muss sterben. Das. III. 84.

Merkwürdig ist ein Tiroler Volksglaube. Wer beim Schloss Eschenloh in sternheller Nacht auf eine Fichte steigt, kann in der Sternenschrift die Zukunft lesen. Weber, Meran 298.

Ein in der Mitternachtstunde der Christnacht 1730 geborener Knabe war schon im vierten Jahre als Geisterseher berühmt, weil aus der ganzen Umgegend jeder, welcher sterben sollte, ihm vorher erscheinen musste. Kieser, Archiv für Magnetismus VIII. 46.

In England glaubt man, wenn man sich am Abend vor Johanni vor die Kirchthür setze, sehe man alle, die im nächsten Jahre sterben werden, vorbeikommen. v. d. Hagen, Germania VII. 436. In Tirol sieht man sie in der Johannisnacht im Brunnen. Zingerle, Sagen und Gebräuche in Tirol S. 463.

In der Lausitz erblickt man die künftigen Todten auch am Fastnachtsabend. Gräve 183. In der Schweiz zu Frohnfasten. Heer, Glarus 319. Im Voigtlande in der Walpurgisnacht. Schmidt, Reichenfels 122. Bei Sargans sieht man, wenn jemand bald sterben soll, einen geisterhaften Leichen-

zug zum Kirchhof schreiten, und zwar immer in der Mittagsstunde, und der Leichenwagen wird von Ochsen gezogen. Breuner, Curiositäten S. 374.

6.

Die wilde Jagd.

Wie nach altdeutschem Volksglauben der Einzug der neuen Lebenskeime (Heimchen) unter der Mutter Perchta vor sich ging, so der Auszug der Todten theils unter Odin, theils wieder unter einer Göttin. Die Helden nämlich, die Herren und freien Männer, welche Waffenehre genossen, sollten im künftigen Leben in der grossen Walhalla am Tische Odins schmausen und zechen dürfen, weshalb er *drauga drottin,* Herr der Todten, hiess und alljährlich die im letzten Jahr Verstorbenen als das s. g. wilde Heer gleich einer grossen berittenen Kriegsschaar von der Erde hinwegführte. Ich habe alles, was dieses wilde Heer betrifft, bereits in meinem Odin S. 199 f. zusammengestellt und verweise darauf, indem ich hier nur noch einige Hauptpunkte hervorhebe. Das wilde Heer muss von der s. g. wilden Jagd insofern unterschieden werden, als das erste immer nur den Abzug der Todten von der Erde bedeutet, die zweite aber nur als der Herbststurm, als die Verfolgung und Vernichtung der Vegetation, zum Theil auch als Verfolgung der Sonne aufzufassen ist. Dass die todten Helden immer zu Pferde erscheinen, folgte aus ihrem Ritterrecht. Mit ihnen wurde jedesmal ein Pferd verbrannt, auf welchem sie sich dem wilden Heere einreihen sollten. Davon schreibt sich der Gebrauch her, der heute noch besteht, hinter dem Sarge eines angesehenen Kriegers sein Pferd nachzuführen; ein Gebrauch, der gar keinen Sinn hätte, wenn er sich nicht noch aus jener uralten heidnischen Gewohnheit herschriebe. Unsere Volksagen wimmeln noch von Erinnerungen an das alte Geisterheer, welches durch die Luft braust. Von Dietrich v. Bern, dem Ostgothenkönig Theodorich, ging die Sage, er sey in seinem Alter plötzlich auf einem schwarzen Rosse verschwunden. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer vorbeireiten, setzte sich auf das hinterdrein laufende

leere Pferd und kam nicht wieder. Auch in dem berühmten Liede von der Lenore holt deren in der Schlacht gefallener Geliebter sie auf einem schwarzen Rosse ab, um sie ins Todtenreich zu entführen. Darin verräth sich indess schon eine moderne Abweichung vom alten Heidenglauben, denn Weiber kamen nicht nach der Walhalla, sondern kamen in Freyjas Himmel.

Insofern erscheint nun auch Freyja in unsern Volkserinnerungen als eine wilde Jägerin und zieht mit ihrem Todtenheere ebenso durch die Luft, wie Odin mit dem seinigen. Die Volkssagen davon sind übrigens nicht immer ganz deutlich. In Würzburg, wo sich noch so viele lebendige Erinnerungen an den Cultus einer grossen heidnischen Göttin erhalten haben, wird die Göttin von den alten Chronisten Diana genannt und werden lärmende Umzüge ihres Gefolges durch die Luft erwähnt. Da Würzburg eine Zeitlang römisch war, dürfte sich die wilde Jägerin der Germanen in die römische Jagdgöttin übersetzt haben. Aber auch in den echt deutschen Volkssagen erscheint der Name der Göttin sehr verschieden. Darin liegt nun grade der Beweis, dass wenn unter so verschiedenen Namen doch unverkennbar nur ein und derselbe Begriff ausgedrückt ist, die Mythologen nicht so ängstlich für jeden Namen auch einen besondern Begriff in Anspruch nehmen sollten. Als Anführerin des wilden Heeres der Todten finden wir sowohl die nordische Frigg als Freyja, wie auch die deutsche Frau Holle. Der Freyja gehören die Todten, die nicht zu Odin kommen, nach dem ausdrücklichen Wortlaut der jüngern Edda 24. Die Frik aber führt das wilde Heer in Kuhns Nordd. Sagen Nr. 70. Ueber das Kloster Frekenthal fährt die Jungfer Eli im grünen Hut brausend mit ihrem Heere durch die Luft. Freiligrath, das malerische Westfalen 147. Also erscheint hier Frik wenigstens als Todtenführerin identisch mit Freyja. Dass aber wirklich Frigg, die Gemahlin Odins, gemeint ist, geht aus den norddeutschen Sagen hervor, in welchen die wilde Jägerin gradezu unter dem Namen Frau Gaude (Wodana, der weibliche Odin) vorkommt. Einem, der ihr, als sie durch die Luft zog, zurief, warf sie ein Menschenbein herunter. Lisch, Mecklenb. Jahrb. VIII. 202. Grimm, D. Myth. 877. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 2. Das Menschenbein

wird zwar so gedeutet, als habe die wilde Jägerin auf Menschen Jagd gemacht, wie auf Wildpret, allein hier ist nicht an todte Körper zu denken, sondern die Göttin entführt die Todten durch die Luft, und nur im Allgemeinen durfte man sie eine Menschenjägerin nennen, sofern sie die Menschen aus der Welt wie das Wild aus dem Walde hinwegnimmt.

Frau Holle heisst die wilde Jägerin, die mit Hunden und grossem Geschrei durch die Luft zieht, in Thüringen. v. Falkenstein, Nordg. Alterth. I. 16. Helda heisst sie als Führerin des Geisterheers bei Burkhard v. Worms 19. 5. Grimm, Anhang vom Aberglauben XXXVI. Auch die würzburgische Diana ist kaum eine andere als die deutsche Hulda oder Hilde. Sie heisst nämlich bald Diana, bald Herodias, Pharaildis, Habonde, Habundîa. Nach glaubwürdigen Nachrichten war der Cultus der altrömischen Diana vorzugsweise in der Gegend von Würzburg heimisch, wo ihn der h. Kilian noch vorfand. Acta S. S. zum 8. Juli. Surius IV. 133. Der Name Herodias ist offenbar in den Aufzeichnungen der christlichen Mönche von der Tochter des Herodes entlehnt worden, war aber ursprünglich der Name einer deutschen Göttin. Sie wird übrigens gleich gestellt mit Pharaildis und neben ihr genannt. Der Name der letzteren ist von den Mönchen vom ägyptischen Pharao entlehnt worden, bedeutet aber ohne Zweifel, wie Grimm, D. Myth. 262. richtig vermuthet, Frau Hilde, die bekannte Frau Holle oder Hulda. Von ihr heisst es bei Ratherius und im lat. Reinardus (Grimm S. 201.), der dritte Theil der Menschen habe ihr gehört.

In französischen Quellen kommt dieselbe Göttin unter dem Namen *domina Habonde* oder Abundia vor. Vergl. Grimm, D. Myth. 263. Gleich der Diana führt sie bei Nacht ein Gefolge von Frauen mit sich, aber sie jagen nicht, sondern verzehren die ihnen vorgesetzten Speisen und segnen das Land mit Fruchtbarkeit, so dass man den Namen der Göttin mit *abundantia*, d. h. Ueberfluss, erklärt hat. Der Name dürfte jedoch wohl deutsch seyn und die abendliche oder Nachtseite derselben guten Göttin bedeuten, deren morgentliche oder Lichtseite in der berühmten Fee Morgana hervortritt. Sie ist der Abend, jene der Morgen. In einem Liedchen bei Firmenich I. 231. ruft ein Mädchen den Abend als Gottheit

an und bittet ihn um einen Mann. Nach dem französischen Roman von der Rose 18628. bei Méon gehört der Habonde der dritte Theil der Menschen, wie der *Pharaildis*. Auf deutschem Boden kommt eine Fee Haband vor, die im Felsen Schlüsselstein wohnt und von da mit ihren weissen Frauen auszieht; nach dem wenig bekannt gewordenen Epos „Rapoldstein" von Dürrbach, und Stöber, elsäss. Sagenbuch S. 95. Hieher gehört auch wohl das phantastische Nachtvolk im Montafun, das Gefolge einer weissen Frau mit schöner Musik und phantastischen Gestalten, zuletzt eine mit einer Kochkelle im Hintern. Vonbun, Beiträge S. 8.

Eine nächtliche Jägerin zu Pferde mit grossem Gefolge kommt auch in Perigord vor, de Nore p. 157. Eine Namens Nieneven in der Perchtennacht. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 188. Die wilde Jägerin Guerorysse mit dem Schlangenschwanz. San-Marte, Walter 152. Vergl. noch die Stellen aus den Predigten des h. Eligius und des h. Pirmin bei Alcuin II. 463. Bei Burkhard v. Worms, decr. 10. 1. Gratiani, decr. II. 26. V. 12. Schreiber, Taschenbuch von 1846. 126. 140. Grimm, D. Myth. 263. 872.

Sechstes Buch.

Die Saturnalien.

1.

Freiheit und Gleichheit aller Menschen in den Sonnenwenden.

Wer kennt nicht die berühmten Saturnalien der Römer, an denen alle Unterschiede der Stände wegfielen, die Sclaven von ihren Herren bedient wurden, alles sich bewirthete und beschenkte, alle Geschäfte aufhörten, kein Streit herrschen durfte, sogar die Gefangenen freigelassen wurden? Vergl. Macrobius, Saturnalia I. 8. Hartung, Religion d. Römer II. 125. f. Dieses Hauptfest feierten die Römer in der Wintermitte beim Jahresanfang, zur Erinnerung an den alten schlafengegangenen Gott Saturnus und sein goldnes Zeitalter, welches wenigstens für einen Tag wiederkehren sollte. Porphyrius, de antro nymph. c. 23. sagt, das Freiwerden der Sclaven in der Wintersonnenwende habe daran mahnen sollen, dass in diesem Zeitpunkt die Sterblichen vom irdischen Leben erlöst und wieder geboren werden, indem sie zur Quelle aller Geburt zurückkehren. Diese römische Feier stimmt vollkommen mit dem nordischen Heidenglauben überein, nach welchem in der h. Weihnacht die Zeit verschwindet und an ihre Stelle die Ewigkeit tritt. Herr v. Haxthausen fand die saturninische Friedensfeier in ihrer ganzen Naivetät noch bei den Osseten im Kaukasus wieder. Vergl. dessen Transkaukasia II. 53. Auch in Holland erhielt sich die Sitte sehr lange. Herren und Frauen putzten ihre Dienerschaft prächtig heraus und bedienten sie alle bei der Tafel, was man Jokmaalen nennt. Beaumarchais, le Hollandois II. 211. In Schwaben durften am Stephanstage die Knechte statt der Herren reiten. Birlinger II. 12.

Weihnachten ist das grösste Kinderfest, wo man ihnen gleichsam den Himmel öffnet und sie mit Geschenken überschüttet. Am 28. Dezember, dem Tage der unschuldigen Kinder, erhalten die Kinder sogar noch ein Vorrecht vor den Erwachsenen, indem sie dieselben mit Wachholderzweigen schlagen dürfen. Haltaus, Jahrzeitbuch 166. Büsching, Wöchentl. Nachrichten III. 387. Zingerle, Sagen S. 466. Birlinger II. 12. Dieser Gebrauch herrscht noch jetzt in Schwaben. In diese Symbolik gehört auch der Niclastag, der drei Wochen früher gefeiert wird und an welchem ehemals die Schulknaben von der Aufsicht der Lehrer frei waren und sich aus ihrer Mitte einen eigenen Schulbischof wählen konnten. Haltaus a. a. O. Büsching a. a. O.

Wie die Kinder, so hatten auch die Weiber ihre Narrenfreiheit. Am Sylvestertage, dem letzten im Jahre, waren sie die Herren und die Männer mussten ihnen gehorchen. Daraus erklären sich die Mummereien in den zwölf Rauhnächten, in denen sich Männer in Weiber verkleideten. Burchard Worm. decr. X. 39. Kuhn, Märk. Sagen S. 346. Auch am grossen Fest des Herakles wechselten bei den Griechen beide Geschlechter ihre Kleider. Creuzer, Symbolik II. 362. 492. Im alten Rom gab es ein Fest der Sclavinnen, an welchem diese von ihren Herrinnen bedient wurden. Man erklärte diesen ursprünglich der Naturreligion angehörigen Gebrauch wahrscheinlich erst später aus einem geschichtlichen Vorgang, nämlich aus einer Heldenthat der Sclavinnen, die einmal Rom retteten, indem sie die dasselbe belagernden Fidenaten trunken machten.

Der Neujahrstag hatte ehemals mancherlei alte deutsche Namen, welche Haltaus in seinem Jahrzeitbuch S. 68. aufgezeichnet hat, die aber noch niemals richtig erklärt worden sind. Man nannte ihn den achten Tag und Neuere haben sich darüber den Kopf zerbrochen, warum? da er keineswegs der achte unter den zwölf heiligen Tagen zwischen Weihnachten und Epiphania ist. Seltsamer Weise hat man sogar an die h. Agatha und Agnes gedacht. Der Sinn ist „echter Tag". So hiess der Tag, als der alles Unrecht im Recht, alles Unechte in Echt herstellt. Noch bedeutsamer ist der Name, den er in vielen alten Urkunden führte: „Ewigtag, Oewichtag", damit



hat man ohne Zweifel schon zur Heidenzeit die eigentliche Bedeutung des Tages aufs allerdeutlichste ausgedrückt. Der Tag tritt nämlich gleichsam aus der Zeit hinaus und zur Ewigkeit zurück. Damit stimmt auch ein dritter Name überein, den der Tag in alten Zeiten führte, „Ebenweihtag". Haltaus vermuthet, der Sinn dieses Namens sey, der Tag sey eben so geweiht oder heilig, wie der Weihnachtstag. Doch diese Erklärung ist willkürlich und aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Neujahrsfeier geht vielmehr hervor, dass unter dem „Eben" nichts anderes, als die Gleichmachung, die Ausgleichung aller Gegensätze in jenen geweihten Stunden gemeint war, in welcher die Zeit zur Ewigkeit wurde. Damit stimmt noch ein vierter alter Name „der gute Wunschtag" überein. Unter Wunsch ist nicht blos das Wünschen, sondern auch die Verwirklichung des Gewünschten, die Urzauberei gemeint, aus der die Schöpfung aller Dinge hervorging und durch die auch wieder alle Gegensätze des Geschaffenen können ausgeglichen werden. In der h. Stunde wurden alle Wünsche gewährt.

Die Narrenfreiheit hat sich unter dem Namen der *liberté de Décembre* am schärfsten in Frankreich ausgeprägt. Schayes, essai historique sur les usages etc. des Belges (Louvain 1834.) gibt davon p. 135. f. merkwürdige Belege. Am Tage der unschuldigen Kindlein war nicht nur der Unterschied des Alters aufgehoben und durften sich die Kinder gegen Erwachsene und Eltern alles erlauben, sondern es wurde namentlich auch der Gegensatz zwischen Laien und Priestern an diesem Tage als nicht mehr vorhanden angesehen. Die Laien kleideten und gebärdeten sich als Priester, während umgekehrt die Priester tanzten und tolle Narrenspossen trieben. Zu Tournai wählten sich die Narren einen Bischof. Zu Antibes setzten sich die Laienbrüder, Köche, Gärtner und andre Diener in die Chorstühle der Mönche. In mehreren belgischen Kirchen durften an diesem Tage die Kinder theils in den Kleidern ihrer Eltern denselben Unfug treiben.

An demselben Tage scheint auch die Ehe als solche nichts mehr gegolten zu haben. Es war erlaubt, namentlich junge Ehepaare des Morgens früh mit Ruthen aus dem Bette zu jagen, und dieser Belustigung durften sich insbesondere die im Cölibat lebenden Priester hingeben. Der Scandal wurde so arg, dass

im Jahr 1431 das Concil von Nantes den Priestern ausdrücklich untersagte, „am Tage der unschuldigen Kindlein in die Häuser einzudringen, Personen aus dem Bette zu reissen, sie nackt durch die Strassen in die Kirche zu führen, auf den Altar zu setzen und hier mit Wasser zu begiessen.“

Der Hauptspass bei den alten Narrenfesten war der Geschlechtertausch, die Verkleidung der Männer in Weiber und umgekehrt. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 70. Panzer II. 267. Es sollte in der Heidenzeit nicht blos Scherz seyn, sondern es wurde damit auch der Wechsel der beiden Jahreshälften, der männlichen und weiblichen versinnbildet. Die Verkleidung in Thiere entsprach der Ausgleichung aller Gegensätze, hatte jedoch auch im einzelnen noch eine sinnbildliche Bedeutung. Häute und Hörner der Kuh (zuweilen noch mit Aepfeln behangen), wiesen auf die Fruchtbarkeit des neuen Jahres hin, Hirschfelle mit Hirschhörnern auf den schnellen Lauf der Zeit. Die Maskenbälle der vornehmen Welt enthalten immer noch die Erinnerung an die altheidnischen Maskeraden. Beim gemeinen Volk findet man sie noch am häufigsten in den deutschen Alpen. Hier nennt man den wilden Umzug der Vermummten das Berchtenlaufen zu Ehren der heidnishen Naturmutter Bertha. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I. 195. Weber, Tirol II. 174. Zingerle, Sitten S. 88. Meier v. Knonau, Canton Schwyz S. 289. Sartori, Neueste Reisen II. 91. Runge, Berchtoldstag S. 17. f.

Zerrissene Kleider gehörten zu den tollen Umzügen, theils um die Ausgleichung der Armen und Reichen, theils um anzudeuten, das alte Jahr sey zerrissen und zerfetzt. Wenn im alten indiculus p. 24. eine Ueberschrift *de cursu, quem Yrias nominant, scissis pannis vel calceis* lautet, so gehört auch dieser Umzug mit zerrissenen Kleidern und Schuhen, womit wohl das abgelaufene Jahr versinnbildet werden sollte, zur Neujahrsfeier. Das ist das „Schuhteufellaufen“, welches vormals im Januar stattfand, wie Binterim in s. Denkwürdigkeiten II. 2. 573. berichtet. Die alten Schuhe bedeuten das abgelaufene Jahr. Vergl. auch Falkenstein, nordgauische Alterth. I. 291.

2.

Verwandlung der Elemente in den Sonnenwenden.

Dem Volksglauben liegen in dieser Beziehung zwei verschiedene Gedanken zu Grunde. Einmal galt es eine Veredlung des niedern Elementes in den heiligen Stunden, namentlich die Verwandlung des Wassers in Wein. Zweitens machte sich aber auch ein communistischer Gedanke geltend. Wie nämlich die rohen Elemente in den heiligen Stunden eine höhere Belebung empfingen, so musste andererseits auch der höher organisirte lebendige Mensch, wenn er es durch seine Sünden verdient hatte, in die niedere Elementarwelt zurückfallen und namentlich versteinern.

Die Verwandlung des Wassers in Wein begegnet uns schon in den Mythen und Mysterien des Dionysos und hatte dort bereits eine sakramentale Bedeutung, die wir jedoch erst später näher erörtern werden, wenn wir das ganze System der Dionysien auseinandersetzen werden, deren einfacher Grundgedanke ist: Gott erniedrigt sich zur Menschheit, um diese zur Gottheit zu erheben. Das Symbol der Erhebung aber war die Verwandlung des Wassers in Wein; ohne Zweifel ist das die älteste Form der Transsubstantiation in den vorchristlichen Mysterien und weil sich daran die grösste Hoffnung des Menschen knüpfte, ist der Glaube daran auch überaus weit verbreitet gewesen. So finden wir ihn noch überall im deutschen Volksglauben.

Ich stelle hier eine Anzahl Beispiele zusammen. Man glaubte, in der Christnacht verwandele sich alles Wasser in Wein, wenn auch nur auf eine Stunde lang. Frank, Weltbuch 130. Prätorius, Weihnachtsfratzen 49. Rockenphilosophie I. 55. Grimm, D. Myth. 551. Mone, Anz. 1839. S. 108. Wolf, Beitrag II. 125. Dessen Zeitschrift I. 243. Weber, Tirol II. 176. Baader Nr. 418. Schnetzler II. 458. Stöber, Elsäss. Sagen 226. Rochholz I. 141. Birlinger I. 466. Da der Wein eigentlich nur Wasser ist, welches die Sonne mit ihrer feurigen Kraft durchdrungen hat, so bezieht sich auch diese symbolische Weinverwandlung auf das Geburtsfest der Sonne.

Wenn auch der Volksglaube den Wein auslässt, so schreibt

er doch dem in der Christnacht geschöpften Wasser überhaupt Heilkräfte und glückbringende Eigenschaften zu. Im Albthale schöpft der Hausvater in der Mitternachtsstunde der Weihnacht Wasser und ruft dabei

Heili Wag, Heili Wag
Glück ins Haus, Unglück draus.

Im Kaiserstuhl schöpft man das Wasser um die gleiche Stunde aus einem Springbrunnen. Schreiber, Taschenbuch 1839. Montanus, Volksfeste I. 12. Wasser in der Christnacht geschöpft, ist zu allen Dingen gut. Compte rendu, Bruxelles p. 100. Auch glaubt man, in dieser heiligen Nacht steige der Saft zum erstenmal wieder in den Bäumen auf. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 413.

Sehr seltsam, aber durch viele Beispiele beglaubigt ist die Vorstellung einer Umkehrung der Pole in der anorganischen und organischen Natur, zunächst vom Lebendigwerden der Steine in den h. Stunden, Die Vorstellung ist übrigens richtig aus dem Princip abgeleitet, demzufolge vor der Ewigkeit alle Unterschiede in Zeit und Raum verschwinden und alle irdischen Gegensätze sich ausgleichen.

Von einem Steine bei Blois heisst es, er bewege sich freiwillig in der Christnacht. Schreiber, Feen S. 16. Auch der Riesenstein zu Lübbow kehrt sich in der Christnacht um. Harrys, Nieders. Sagen I. 34. Ebenso der *pierre de minuit*. Maury, les fées p. 47. In der Medardusnacht, am 8. Juni, also nahe der Sommersonnenwende, sollen im Königshain bei Görlitz Steinmänner zusammenkommen und tanzen. Gräve, Sagen der Lausitz S. 109.

Sehr interessant ist folgende englische Sage. Andfind, ein mächtiger Riese in Norwegen, warb um die schöne Riesentochter Guru, die schon 300 Jahr alt, aber erst eine aufblühende Jungfrau war, besiegte alle ihre Freier und erhielt ihre Hand. Da kam Odin mit den Asen ins Land und vertrieb die Riesen. Andfind und Guru flohen auf eine Insel, wo sie glücklich lebten, bis wieder eine neue Religion nach Norwegen kam und Oluf der Heilige die Insel besuchte. Andfind blies mit Macht in die Welle des Meeres, damit Oluf's Schiff nicht lande, aber der Heilige fluchte ihm und verwandelte ihn in Stein. Seitdem erwacht er nicht mehr, ausser zu Weihnachten. Dann erscheint

Guru in blauem Gewande, umarmt ihn, macht ihn dadurch wieder lebendig und feiert mit ihm und zahllosen Geistern die ganze Christnacht hindurch ein Fest. Einmal flohen Orm und Aslog, ein liebendes Paar, weil der harte Vater der letztern ihre Liebe missbilligte, auf die Insel, wo Guru ihnen ein bequemes Häuschen gab und mütterlich für sie sorgte unter der einzigen Bedingung, dass sie ihr Kind nicht taufen lassen und keine christliche Ceremonie mit ihm vornehmen sollten. Als nun aber wieder einmal zu Weihnachten die Geister ihr grosses Fest feierten, und Aslog staunend dem Erwachen des Steinriesen zusah, beschwichtigte sie das Kind in ihren Armen unwillkürlich mit dem Zeichen des Kreuzes und augenblicklich war der Riese wieder Stein und die ganze Geisterwelt verschwunden. Von ihrem Fest aber blieb ein kostbares Trinkhorn zurück, das Orm später nach Norwegen brachte. Keightley, Feen, übersetzt von Wolf, I. 217. f.

Andfind ist wohl kein Riese, sondern ein vorodinischer Gott, und verhält sich zu Odin etwa wie Saturn zu Zeus.

Dem Lebendigwerden der Steine entspricht das Versteinern lebendiger Menschen in denselben h. Stunden. In unsern Volkssagen sind es aber vorzugsweise Bräute und Hochzeitsgesellschaften, zuweilen auch schwangere Personen, welche versteinern und darin liegt wieder ein tiefer Sinn und spricht sich folgerichtig das Princip aus, denn die organische Natur erscheint durch Hochzeit und Schwangerschaft am energischesten charakterisirt gegenüber der leblosen und unfruchtbaren Steinwelt. Versteinerte Bräute und Hochzeiten kommen so häufig unter den Volkssagen vor, dass mehrere erratische Blöcke in der norddeutschen Ebene davon den Namen Brautstein erhalten haben. Es sollen Bräute in ihnen versteinert seyn. Ein solcher steht bei Wernitz. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 15. Bei Lüchow, dessen nordd. Sagen Nr. 301. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 31. Anderswo versanken die Bräute in Seen. Davon hat eine Brautsee in Schleswig den Namen, Müllenhoff Nr. 131. 132. 226. Eine Brautlache, Panzer I. 98. Ein Brutkolk. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 146. — Beispiele von ganzen Hochzeitsgesellschaften, die in Stein verwandelt wurden, weil sie die heilige Zeit durch Tanz entweihten, oder während eines Gewitters tanzten, oder wegen der Untreue der

Braut etc., kommen überaus oft in den Volkssagen vor. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 32. 151. 328. Ida Frick, „Der Frauen Sclaventhum“ von 1845. Thüringen und der Harz VI. 192. Sartory, Burgfesten von Oesterreich I. 231. Wildeshausen von Greverus S. 21. Tkany, Mythen der Deutschen und Slaven S. 191. Viele andere Beispiele von im Wasser versunkenen Hochzeiten will ich hier übergehen.

Sehr merkwürdig ist ein Volksglaube bei Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 14. Hier heisst es von dem Granitblock bei Gristow, in demselben sey eine Jungfrau versteinert, und aus demselben hole der Storch alle Kinder.

3.

Vermenschlichung der Thiere und Verthierung der Menschen.

In den Rauhnächten wird auch der Unterschied zwischen Thier und Mensch ausgeglichen. Der letztere geht des Vorzugs verlustig, dessen er sich das ganze Jahr über erfreut hat, und die Thiere werden auf die Stufe des Menschlichen erhoben.

Aus dieser Vorstellungsweise erklären sich zunächst die Thiermasken bei den Narrenfesten am Neujahr und beim Perchtenlaufen. Am häufigsten hing man sich Rinder- und Hirschfelle über. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 70. berichtet, dass sich ehemals in Paris beim Narrenfest die Priester in Rindshäute eingehüllt und die tollsten Possen getrieben hätten. Aber man glaubte auch an wirkliche Verwandlungen der Männer in Wölfe, der Weiber meistentheils in Katzen.

Ueber die Werwölfe sind in neuerer Zeit einige ziemlich ausführliche Monographien von Leubuscher und Hertz geschrieben worden, auf die ich nur verweisen will. Es ist richtig, dass die s. g. Lykanthropie, der Wahnsinn derer, die sich einbilden Wölfe zu seyn, sehr alt ist und schon bei den Griechen vorkam. Er kann, wie die Hundswuth, als Krankheit erklärt werden. Das alles aber hindert nicht, dass die vielen deutschen Sagen von Werwölfen im Heidenglauben wurzeln. Der Mensch kann sich diesem Glauben zufolge nur in den zwölf Rauhnächten, also in der Wintersonnenwende, und ausserdem nur

zu Johanni, also in der Sommersonnenwende, in einen Wolf verwandeln. Vergl. Leubuscher, Werwölfe S. 6. 8. Prätorius, Blocksberg S. 514. Von einer Zusammenkunft zahlreicher Werwölfe bei Greifswalde meldet Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 259. In Lithauen schwimmen in der Christnacht Männer über einen Fluss, verwandeln sich in Wölfe und schwärmen zwölf Nächte lang umher. Bodini, dämonom. II. 260. Olaus Magnus XVIII. 54. Francisci, höllischer Proteus 340. Grohmann, böhm. Sagen S. 120. Prätorius, Blocksberg 266. Der Name Werwolf kommt her von Wer, Mann und bedeutet einen Mannwolf. Im Engadin kommen auch Verwandlungen in Füchse vor. Schreiber, Taschenbuch 1844. S. 309. Und Verwandlungen in Löwen bei den Negern. Richardson, Centralafrika 1853. S. 171.

Ganz dasselbe sind die Weiber, die sich in den h. Nächten in Katzen verwandeln und nach ihrer Art herumtoben. Dies ist die Thiergattung, unter welche sich die Hexen am liebsten mischen, wobei man nicht vergessen darf, dass die Katze das Lieblingsthier der Liebesgöttin Freyja ist.

Die Sagen kennen jedoch noch eine andere Verwandlung der Hexen, nämlich die in Pferde. Der Teufel oder der wilde Jäger reitet die Hexen als Pferde, nachdem er ihnen Hände und Füsse mit Hufeisen hat beschlagen lassen.

Zum Beweis für unsern Satz, dass Thierheit und Menschheit in den h. Stunden den Charakter vertauschen, dient ferner der sehr verbreitete Aberglaube, dass die Thiere in dieser Zeit zu Menschen werden. Man ass daher in den zwölf Nächten kein Fleisch. Rockenphilosophie I. 57. Keller, Grab des Aberglaubens I. 178. Panzer 264. Man scheute sich vor den Thieren, wagte nicht mehr, sie bei ihrem gewöhnlichen Namen zu nennen, sondern bediente sich anderer, liebkosender und ehrender Ausdrücke. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 411. Auch wilden Thieren stellte man Futter ins Freie hinaus. Das. S. 404.

Die Thiere reden in der Christnacht. Zunächst stehen sie alle in ihren Ställen auf, um dem Christkind ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und legen sich wieder nieder. So in Belgien, nach dem compte rendu, Bruxelles I. 100. Oder sie knien alle nieder und beten an. Mone, Anzeiger VIII. 180. Dann reden sie, gewöhnlich nur in der Mitternachtsstunde der Weihnacht.

Prätorius, Weihnachtsfratzen 316. Reynitzsch, von Truhten 182. Bosquet, la Normandie 221. Schönwerth, Oberpfalz I. 326. v. Leoprechting, Lechrain 208. Vonbun 65. In Lothringen reden sie die ganze Christnacht hindurch und beklagen sich über ihre Herren. Mémoires de l'académie Celtique IV. 94. Auch in der Sologne, das. 93. Dem Wolfbauer sagten seine eignen Ochsen in der Christnacht, sie würden ihn bald auf den Kirchhof fahren, Panzer 224. Aehnliche Beispiele bei Müllenhoff Nr. 238. Baader Nr. 57. Schnetzler II. 635. Einem groben Bauer sagten seine Ochsen in der Christnacht, morgen werde er begraben. Da schlug er wüthend mit dem Beile auf sie los, verwundete sich aber tödtlich selbst. Elsässer Neujahrsblätter 1845. S. 139.

Der arme Berend liebte das schöne Röschen, die ihm aber ihr reicher Bruder nicht geben wollte. Einmal beherbergte er gutmüthig einen Bettler. Es war die Sylvesternacht, und in der Mitternachtsstunde redeten die Thiere im Stalle und der Bettler hörte, wie Ochs und Pferd von den Steinen redeten, die in der Dreikönigsnacht ihren Platz verliessen, um aus dem Meere zu trinken, so dass in der Zwischenzeit, bis sie wieder an ihren Platz zurückkämen, alle unter den Steinen verborgenen Schätze offen lägen. Doch müsse man, um die Schätze zu heben, ein Kleeblatt haben, weil man sonst von den zurückkehrenden Steinen zerschmettert würde. Der Bettler wollte sich das zu nutze machen, und da ihm Berend von dem schönen Röschen erzählt hatte, wollte er, wenn er erst die Schätze hätte, selber um sie freien. Der gute unwissende Berend aber sollte ihm noch dazu die Schätze forttragen helfen und ihn wollte er zurücklassen, damit ihn die Steine zerschmetterten, während er selbst mittelst des Kleeblatts entkommen und die Schätze in Sicherheit bringen wollte. Der gute Berend gab sich auch dazu her. Als aber der Dreikönigsabend gekommen war, raffte der Bettler mit solcher Hast die Schätze zusammen, dass er das Kleeblatt fallen liess, welches nun Berend aufnahm, und so wurde nicht dieser, sondern der Bettler von den zurückkehrenden Steinen erschlagen und Berend gewann die Schätze und Röschens Hand. Souvestre, foyer Breton, deutsch von Bode, Volksmärchen aus der Bretagne S. 84.

Es soll aber gefährlich seyn, dem Vieh in der h. Nacht

zuzuhören. Man werde davon blind oder taub, oder müsse sterben. Grimm, Anhang vom Aberglauben Nr. 792.

In Tirol reden die Thiere nicht in der Christ-, sondern in der Perchtennacht. Zingerle, Sitten S. 80. 120. Doch heisst es wieder bei Weber, Tirol II. 176., die Kühe verkünden in der Christnacht den Mägden, ob sie bald heirathen werden. Das Prophezeihen der Thiere in den h. Nächten heisst in Tirol „Viehlosen". Innsbrucker Phönix 1852. Nr. 44.

Als Volksglauben in Tirol erwähnt v. Alpenburg, Mythen S. 384., dass in der h. Nacht alle Murmelthiere auf den Alpen aus ihrem tiefen Winterschlaf erwachen, aber wenn die Mitternachtsstunde vorüber ist, wieder einschlafen.

Schon bei den Alten, wie in unserm Volksglauben, finden wir die sehr verbreitete Vorstellung, wenn man von einer Schlange im Ohre beleckt werde oder Schlangenfleisch esse, empfange man dadurch Allwissenheit und lerne namentlich die Sprache aller Thiere verstehen. Hier bedeutet die Schlange den Schlangenlauf und Ring der Zeit, den Lauf der allsehenden, allwissenden Sonne. Unter den Thieren sind vielleicht zunächst die des Thierkreises gemeint. Allein der ganze Zauber des Sprachverstehens erklärt sich einfach aus dem Glauben, dass in den h. Stunden der Sonnenwenden und Aequinoctien die Zeit Ewigkeit wird und alle natürlichen Schranken fallen. Es versteht sich von selbst, dass bei Ausgleichung aller zeitlichen Unterschiede auch der zwischen Thieren und Menschen wegfallen musste.

Beispiele von Schlangen, welche die Gabe mittheilen, die Sprache der Thiere zu verstehen: Der Drache, den Herakles im Garten der Hesperiden überwand, konnte seine Stimme beständig verändern, Apollodor II. 5. 11. Wenn unter der Wanderung des Herakles nach dem äussersten Westen eine Allegorie des Sonnenlaufes zu verstehen ist, so fällt auch der Schluss seiner Wanderung mit der Sonnenwende zusammen. In einem russischen Märchen kann sich Wolch, der Schlangensohn, in alle Thiere verwandeln. Conversationsblatt 1831. Nr. 100.

In Schweden glaubt man, wenn man an einer Schlangenhaut lecke, lerne man dadurch alle geheimen Kräfte der Kräuter und Steine kennen, Afzelius II. 365. Roller wurde aller Weis-

heit voll, nachdem er Krakas Schlangengericht gegessen hatte, Saxo Gram. V. 106. Der Venediger isst Schlangenfleisch und vermag dann alle Schätze im Innern der Berge zu erkennen. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes II. 148. Pröhle, Aus dem Harz 106.

Melampus wurde ein Seher und verstand die Sprache aller Thiere, als Schlangen sein Ohr beleckten, Apollodor I. 9. 11. Der berühmten Seherin Kassandra leckten, als sie noch Kind war, Schlangen die Ohren aus und seitdem verstand sie die Vogelsprache. Tzetzes, proleg. zu Lykophron. Scholien zur Ilias VII. 44. Zur Hekuba des Euripides 86. In gleicher Weise empfing der blinde Tiresias durch Athene die Gabe, der Vögel Sprache zu verstehen und damit überhaupt die Gabe der Weissagung, während seine Verwandlung in ein Weib und wieder in einen Mann durch eine Schlangenpaarung, die er störte, bedingt war, Apollodor III. 6, 6. 7.

Dass das Erlernen der Thiersprache mit den Sonnenwenden zusammenhängt, erhellt aus Harrys niedersächs. Sagen II. 9. Hier findet ein Unschuldiger in der Johannisnacht die Wunderblume, welche unsichtbar macht und in deren Besitz man die Sprache aller Thiere versteht.

In der nordischen Ueberlieferung ist Sigurd am berühmtesten, der den Drachen Fafnir erlegt und, sobald er von dessen Fett geleckt hat, die Sprache der Thiere versteht. Nach dem Fafnirsmal der alten Edda. Ebenso Erich bei Saxo V. 72. Ein auf den Mund gelegtes Kraut bewirkt, dass man die Sprache der Hunde und Hähne versteht. Elegast 763. Wahrscheinlich ist das Schlangenkraut gemeint. Wer auf Goldkraut schläft, versteht die Sprache der Thiere, Villemarqué I. 62. Grimm, D. Myth. 1166. Doch in den meisten Märchen handelt es sich nur um das Verstehen der Thiersprache, nachdem man Schlangenfleisch gegessen hat. Ein Herr bestellte sich einen Aal, bekam aber eine Schlange zu essen und hörte plötzlich die Hähne krähen: flieht! Er floh und hinter ihm sank sein Schloss in Trümmer. Grimm Nr. 131. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 1. Aehnlich auch bei Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 178. Ein König pflegte Schlangenfleisch zu essen, doch nur im tiefsten Geheimniss. Einer seiner Diener aber kostete einmal, verstand nun alles, was die Thiere bellten, brummten, krähten, zwit-

scherten etc., erfuhr durch sie, was er sonst nie erfahren hätte, machte dadurch sein Glück und bekam eine Königstochter zur Gemahlin. Grimm Nr. 17. In einem griechischen Märchen bei v. Hahn Nr. 37. erlernt der junge Held die Thiersprache dadurch, dass er einmal von einem Drachen verschlungen wird und lebendig wieder herauskommt.

Wenn in einigen Sagen der Aal für die Schlange eintritt, so kommt das nur daher, weil man ihn unter die gutgearteten Schlangen rechnete. So erzählt Gilbert bei Leibnitz script. rer. Brunsw. I. 987., ein Frauenzimmer, welches Aal gegessen, habe plötzlich Alles sehen können, was unter Wasser war. Im ersten Bande des Cabinet des fées kommt eine Fee Aiguillette vor, die in Gestalt eines Aals gefangen wird. Merkwürdig ist ein Schwank bei Hans Sachs, Nürnberger Ausgabe von 1560. II. 4. 96. Eine Frau und Magd essen den für den Herrn bestimmten Aal, eine Elster schwatzt es aus; um sich zu rächen, rupfen die Weiber ihr den Kopf kahl. Daher man sprichwörtlich von einem kahlen Mönche sagt: der hat gewiss vom Aale ausgeschwatzt.

Vom Essen eines Lachses wurde ein Dummkopf plötzlich weise. K. v. K. Erin III. 62. Auch vom Essen einer Forelle, daselbst 57. In einigen Märchen ist das Sinnbild ganz verwischt. So heisst es bei Grimm Nr. 33., ein dummer Schüler habe in der Stadt die Thiersprache gelernt und es dadurch so weit gebracht, dass er Papst geworden sey. In einem wallachischen Märchen von Schott (Hausblätter 1858. IV. 367.) trinkt ein Apothekerlehrling aus einer Flasche, versteht dadurch plötzlich die Sprache der Thiere und wird als Mathias Corvinus König von Ungarn.

Unsere Forschung rundet sich noch durch weitere Ueberlieferungen ab. Wie der Mensch in der Sonnenwende die Sprache der Thiere versteht, so auch das Thier die Sprache der Menschen. Auf der pyrenäischen Halbinsel lebt die Kunde dieses alten Glaubens noch in Volksliedern. Am Johannismorgen singt ein Schiffer so schön, dass die Fische horchend ihn umringen und die Vögel vom Ufer auf das Schiff fliegen, um ihm zuzuhören. Wolf, Rosa di Romances p. 129. Der gefangene König Fernando singt in der Johannisnacht so schön, dass man glaubt Engel zu hören, p. 56. 78. Wolf, Zeitschrift IV. 190.

4.

Verkehr der Menschen mit den Zwergen und Elben in den Sonnenwenden.

Wie die Riesen des altheidnischen Volksglaubens Personificationen der rohen elementarischen Massen, der Berge, des Meeres und der Flüsse, des Windes und Feuers sind, so werden in den Zwergen die unterirdischen Kräfte der Metalle und in den Elben die Genien der gesammten organischen Natur, der Pflanzen- und Thierwelt personificirt. Diese stehen in einer gewissen Wahlverwandtschaft mit den Menschen, denn Wachsthum und Sterben, Geburt, Hochzeit und Tod sind ihr gemeinschaftliches Loos. Andererseits aber stehen sie in einem unvereinbaren Gegensatze zu den Menschen, denn es fehlt ihnen die Seele.

Man dachte sich, die Zwerge und Elben bewohnen ein Reich unter der Erde, die Zwerge in den Metallgängen und Bergwerken, die Elben in den geheimnissvollen Geburtstätten der Saaten und der im Winter gewöhnlich verborgenen Thierwelt. Indem man ihnen aber einen König und eine Königin gab, die mit den Vanen, den Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Sommers identisch erscheinen, kam man auf die Vorstellung eines Elbenreichs, worin ewiger Sommer ist und aus dem im Frühling die Elben herauskommen, um auch unsere Erde zu einem Paradiese auszuschmücken, worauf sie im Herbst wieder in ihr wunderbares Reich zurückkehren.

Dieses unsichtbare Reich nun musste folgerichtig, wie es der Glauben an die Magie der Sonnenwenden mit sich brachte, in den h. Stunden sichtbar werden und es war ein lieblicher Gedanke, dass gerade die Hochzeit des Elbenkönigs und der Elbenkönigin in diese heilige Zeit fallen sollte. Im Haslithal wird erzählt, der Zwergkönig habe mitten im Winter auf dem Eise der höchsten Berge Hochzeit gehalten. Da sey drei Tage lang Eis und Schnee verschwunden und das ganze Gebirge sey bedeckt gewesen mit üppigen Kornfeldern und grünen Wäldern, dann aber sey alles plötzlich wieder zur alten Eiswüste geworden. Otte, Schweizer Sagen S. 54.

Nach Thiele's dänischen Sagen I. 196. hält zu Weihnachten

der Grön Jette (grüne Riese) seinen Umzug mit einem zahlreichen gleichfalls grün gekleideten Gefolge. Das ist der König Mai, der Elfenkönig in der Pflanzenwelt, der in der dunkelsten Winternacht durch sein geisterhaftes Erscheinen das künftige Frühjahr und die Wiederbelaubung des Waldes verkündet, wie Frau Perchta in derselben Zeit durch ihren Umzug mit ihren Heimchen und dem Pfluge die neuen Saaten verkündet. Ebenso zieht aber auch nach dem keltischen Glauben „der grüne König des stillen Volkes" mit einem lärmenden Gefolge von grünen Männlein in Irland um. K. v. K. Erin VI. 162.

In Schonen hörte einmal zu Weihnachten ein Knecht einen wilden Tanz, ritt hinaus und sah, dass es Berggeister waren. Ein schönes Bergfräulein trat heraus und bot ihm ein Trinkhorn, um auf das Wohl des Bergkönigs zu trinken, und eine Pfeife, um ihnen zum Tanze aufzuspielen. Er nahm beides, ritt aber eilends davon, verfolgt von den Geistern, und starb nach drei Tagen. Afzelius, Schwed. Volkss. II. 334. Daselbst wird von einem Pfarrer erzählt, der gleichfalls am Weihnachtstage die Geister am Berge habe tanzen sehen und gleichfalls ein in der Kirche noch aufbewahrtes Horn davongetragen habe. Ferner fügt Afzelius hinzu, man glaube, wer am Weihnachtsabend aus einem solchen Horn des Bergvolks trinke, vergesse alles und bleibe im Berge. Von einem Elbentanz zu Weihnachten auf dem Maglesten berichtet Wedderkop, Bilder aus dem Norden I. 324. Von einem Sichtbarwerden der Zwerge in der Christnacht weiss auch Vuillemin, Waat II. 31. In der Sylvesternacht wurde eine Elbenhochzeit durch neugierige Mädchen gestört, wodurch des Hauses Glück verloren ging. Wolf, Zeitschrift IV. 55.

Wichtig für unsere Betrachtung sind die Gelage und Tänze der Elben insofern, als sich dabei eine communistische Vermischung des Menschlichen mit dem Elbischen verräth, nach dem Gesetz, nach welchem in den h. Stunden der Sonnenwende alle Unterschiede aufhören. Es ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, dass in dem berüchtigten Hexensabbath die Erinnerung an eine heidnische Naturfeier, an das grosse Hochzeitsfest des Elbenkönigs und der Elbenkönigin in der schönsten Blütezeit der Blumen und Bäume und in der Brutzeit der

Vögel erhalten ist und dass auf diese Naturfeier etwas von der Heiligkeit der Sonnenwenden und ihrer Symbolik übergegangen ist. In dem Zulauf menschlicher Weiber und ihrer Buhlerei mit dem Teufel auf dem Bloxberg liegt nur eine ins Christenthum mit hinüber genommene Erinnerung an den ältern heidnischen Glauben einer innigen Verbindung zwischen Menschen und Elben. Diese Verbindung heisst Hexerei.

Jakob Grimm hat in seiner berühmten deutschen Mythologie, die S. 992 f. sehr ausführlich von den Hexen handelt, zweierlei Erklärungen des Hexenwesens gegeben. Einmal erinnert er S. 898. an die nächtliche Salzbereitung, die von Frauen oder, weil es eine heilige Sache war, von Priesterinnen besorgt wurde. In der That spielt bei den nächtlichen Tänzen und Mahlzeiten der Hexen der Hexenkessel eine bedeutende Rolle. Doch wurden in diesem Hexenkessel, wie uns die meisten Sagen und Märchen berichten, Kräuter, hässliche Thiere etc. zu einem Zaubersaft gekocht. Schon Circe und Medea, wie auch die altbritische Ceridwen kochten Kräuter in ihren Zauberkesseln. Aus den zahlreichen Hexensagen und Hexenprozessen geht hervor, dass Salz, weit entfernt, von Hexen bereitet zu werden, denselben im Gegentheil feindlich war. Wenn einer zu einer Hexenmahlzeit kam, die Gerichte nicht schmackhaft fand und Salz forderte, war augenblicklich der ganze Hexenspuk verschwunden, denn Salz ist etwas Heiliges, vor dem alle Dämonen fliehen. Prätorius, Bloxberg 204.

Besser ist die Erklärung, welche Grimm S. 1003. gibt, indem er aus dem Umstande, dass die Hexen sich regelmässig in der ersten Mainacht versammeln, den Schluss zieht, diese Versammlungen bewahrten noch die Erinnerung eines alten heidnischen Frühlingsfestes, welches man auf Bergen feierte. Das ist ohne Zweifel richtig. Doch ist noch nicht Alles damit erklärt. In Mones Anzeiger von 1839. S. 450. wird versucht, den Hexensabbath auf dem Bloxberg in der Walpurgisnacht (1. Mai) direct aus den Orgien der altrömischen Bachanale und sogar den Bock, den die Hexen anbeten und mit dem sie buhlen, aus dem Namen Bachus zu erklären. Gewiss eine irrige Vermuthung, da erst im Zeitalter der Reformation und seit dem Aufkommen classischer Studien durch die Gelehrten Vorstellungen von antikem Cultus, Zauber und Dämonenwesen,

in die beim Landvolk herkömmlichen einheimischen Vorstellungen eingemischt wurden. Auf diese antiken Vorstellungen hat Soldan in seinem schätzbaren Werke über die Hexenprozesse zu viel Rücksicht genommen, sie wenigstens nicht genug von den altgermanischen Vorstellungen unterschieden.

Die Hexerei ist ursprünglich nur aus der Vermischung der Menschen- und Elbennatur zu erklären. Die Hexen sind demnach menschliche Weiber, die vorübergehend elbischen Charakter annehmen, zu Elbinnen werden und da die Elben Genien der organischen Natur, theils der Pflanzen, theils der Thiere sind, auch Thiergestalten annehmen können. Sie verwandeln sich meist in Katzen, während die Männer sich in Wölfe verwandeln und s. g. Werwölfe werden. In alten Urkunden werden die Hexen ganz ebenso wie böse Zwerge und Elben, Unholde genannt und in unzähligen Hexenprozessen heisst es, die Hexen hätten von ihrem Umgang mit dem Teufel „böse Elben" gewöhnlich in Gestalt von Würmern und Ungeziefer geboren. Büsching, wöchentl. Nachrichten II. 358 f. Grimm, D. Myth. 1027. Aus diesen Namen schon ergibt sich deutlich der elbische Charakter der Hexen. In der Frühlingsfeier mussten natürlicherweise die Elben als Genien der wiedererwachenden Natur die Hauptrolle spielen und da hier das ewig Weibliche auch im menschlichen Gebiet zur Mitleidenschaft kam, erklärt sich daraus sehr einfach die neugierige Theilnahme der Weiber bei jener geheimnissvollen Naturfeier oder waren es überhaupt, wie bei den eleusinischen Geheimnissen, nur Weiber, die das Fest begingen.

Ueberall wiederholt sich in den Volkssagen von den Hexen der Grundgedanke, der den Solstitial- und Aequinoctialfesten zu Grunde liegt. Alles wird darin verkehrt. Bei der Hexenmahlzeit glauben die Hexen, die köstlichsten Gerichte vor sich zu haben; so wie aber der Zauber schwindet, sind es die ekelhaftesten Dinge, Aas und Knochen. Die höchste Delicatesse ist Menschenfleisch von Leichen. Görres, Mystik IV. 2. 216. Der köstlichste Trank ist der Urin eines Bocks. P. Abraham, Judas II. 171. Beim Hexentanz geschieht ebenfalls alles verkehrt. Die Tanzenden kehren einander den Rücken zu oder tanzen auf dem Kopfe, statt auf den Beinen. Del Rio II. 16. Bodin, Dämonom. von Fischart S. 104.

Prätorius, Bloxberg 332. Görres, Mystik IV. 269. Die Hexen zaubern und dabei treten wieder die seltsamsten Gegensätze hervor. Die Hexen zaubern das Inwendige heraus, sie zaubern z. B. den Leuten das Herz aus dem Leibe, und dann zaubern sie wieder das Ungehörigste, z. B. Nägel, Krankheiten etc. den Leuten in den Leib hinein. Geyler von Kaisersberg, Emeis, 1. Stöber S. 64. Sie melken Milch aus einem dürren Stabe und bringen, wo nichts ist, alles Mögliche hervor und dann verhindern sie wieder, dass Etwas hervorkomme oder sich rege, wo es ist, durch zauberisches Verschliessen, Lähmen und Bannen.

Wie sehr sich die heimlichen Heiden auch noch nach der christlichen Bekehrung jenes saturnalischen Rechtes, wodurch Alles in sein Gegentheil verkehrt werden kann, bewusst geblieben sind, erhellt aus der Art und Weise, wie sie ihren Hexensabbath offenbar absichtlich zu einer höhnischen Parodie des christlichen Abendmahles machten. Beim Hexensabbath beteten die Hexen einen Bock an, der sich zuletzt selber verbrannte und dessen Asche an alle Hexen ausgetheilt wurde. Prätorius, Bloxberg S. 205. Statt des Bockes erscheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein schwarzer Mann von 30 Jahren, welcher angebetet wird. Das ist, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Messe celebrirt. Calmeil, Wahnsinn, von Leubuscher S. 148. Während dieser Messe streckt man die Zunge heraus, entblösst sich unanständig, geht rückwärts zum Altare und macht alles verkehrt und zum Hohne. Görres, Mystik IV. 2. 239. Eine schwarze Hostie wird erhoben, wie in der christlichen Kirche eine weisse. Das. IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Die Hexen beichten dem Teufel ihre Sünden. aber nicht reuig, sondern mit Stolz und Lust. Der Teufel feuert sie dabei zu neuen Uebelthaten an und straft die Trägen, die nicht genug Schaden gestiftet haben. Bodinus II. 4. Del Rio 173. Als Weihwasser dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen besprengt werden. De Lancre 457.

5.

Eindringen von Unberufenen in das Naturcentrum.

Die Menge der Volksmärchen und Volkssagen, die vom vorwitzigen Eindringen in ein verbotenes Gemach handeln, ist bei allen europäischen Völkern so gross, dass man auf einen wichtigen heidnischen Mythus schliessen darf, dessen mehr oder weniger dunkle Erinnerung sich in ihnen erhalten hat. Sie sind auch in die christliche Legende übergegangen. Wer kennt nicht das artige Märchen vom Schneider im Himmel bei Grimm Nr. 35., in welchem der vorwitzige Schneider in den Himmel geräth, den Stuhl Gottes leer findet und sich auf denselben setzt, um einmal zu probiren, wie man die Welt regiere? Man hat darin den Stuhl Odins wieder erkennen wollen, namentlich Grimm, D. Myth. 124. Das ist auch wohl richtig. In vielen andern Märchen und Sagen darf aber nicht an den Himmel des vergänglichen Zeitgotts in der vergänglichen Zeit gedacht werden, sondern es handelt sich bei der verbotenen Thüre um die Pforte der Ewigkeit, die sich nur in den Solstitien öffnet, oder um das geheimnissvolle Naturcentrum im Nordpol.

In diesem Centrum drängt sich, wie wir gesehen haben, vielerlei zusammen. In demselben schläft Chronos oder der alte Kaiser. In demselben hat der Phönix sein Nest. In demselben fliesst die Lebensquelle unter den unsterblich machenden Aepfeln. Hier harrt die Jungfrau auf ihren Erlöser und hier herrscht auch wieder eine hohe, die höchste Göttin, das ewig Weibliche. Alle diese Beziehungen finden wir nun in den Märchen wieder, die von dem Vorwitz und der Neugier oder auch von der seltenen Kühnheit eines Eindringlings in das Geheimniss handeln. Die grösste Menge von Märchen kennt eine verbotene Thür; Neugier öffnet sie und wird durch eine schwere Busse dafür bestraft. Hierher gehören die vielen Märchen vom Marienkind, die Blaubartmärchen, die vielen andern, welche dem von Amor und Psyche verwandt sind, wie auch die Melusinen- und Schwanrittermärchen. Eine andere grosse Menge von Märchen gedenkt eines furchtlosen Jünglings, der aus eigenem Antriebe oder aus fremdem Auftrage,

um eine schwere Aufgabe zu lösen, wie Herakles (der in die Unterwelt und bis ans Ende der Welt, bis zu den Hesperiden vordringt) die sonst unnahbare Stelle betritt. Dahin gehören die Märchen von dem jungen Helden, der dem schlafenden Kaiser drei Haare aus dem Barte, oder dem Phönix in seinem Nest drei Federn ausreisst, oder das Lebenswasser, die unsterblich machenden Aepfel raubt, oder die gefangene Jungfrau erlöst, oder der durch die Waberlohe reitet. Ein grosser Theil dieser Märchen sind heidnischen Frühlingsmythen entlehnt und beziehen sich nur auf den jährlichen Sieg über den Winter; aber auch sie klopfen an die Pforte des Ewigen, denn die Verjüngung der Zeit in jedem Jahre geht von der Waberlohe in der Wintermitte am Nordpol aus, und wird im flammenden Nest des Phönix gleichsam als neues Ei ausgebrütet. Hierher gehört der bekannte Eddamythus von Skirnirs Fahrt oder vom Ritt in die Waberlohe, um dem Freyr seine Geliebte herauszuholen. Dahin gehört auch der Eddamythus von Locki.

Locki, das urböse Princip, wurde von Odin, welcher nur das Böse in der vorübergehenden Zeit bedeutet, aufgefordert, ihm das Brisingamen, das kostbare Halsband der Göttin Freyja zu stehlen. Dasselbe war im geheimsten Schlafgemach der Göttin verborgen, aber Locki stahl sich als Fliege durch das Schlüsselloch hinein und raubte den Schmuck. Wir lernten diesen Mythus schon im vierten Buche unseres Werkes im achten Kapitel von den Zauberringen kennen und haben dort schon nachgewiesen, dass unter Brisingamen der Ring des Sonnenjahres zu verstehen ist, welchen Odin, damit die Zeit, die er beherrscht, länger dauere, besitzen muss und sich nicht entreissen lassen darf, den er aber nur in beständigem Kampfe behaupten kann. Die zwei Könige, die während der ganzen Zeitlichkeit mit einander kämpfen und deren Todte Freyja immer wieder aufweckt, weil sie nur durch Uebernahme dieser Verpflichtung sich den Besitz des Brisingamen wieder verschaffen kann, sind nicht blos als Tag und Nacht, oder als Sommer und Winter zu denken, sondern hinter ihnen verbirgt sich der grosse Gegensatz von Ewigkeit und Zeit überhaupt. Der Wille des Ewigen ist, dass die Zeit ende, der Gott der Zeit aber will sie mit jedem Jahre fortsetzen, und vermag das auch, aber nicht für immer, denn er muss zuletzt doch mit der ganzen Zeitlich-

keit untergehen. Er setzt seine Herrschaft daher auch nicht mit Recht, sondern nur mit Unrecht fort und muss sich dabei der Hilfe des Urbösen bedienen. Aus eigener Macht kann er die Zeit nicht erhalten, weil sie eben das Vergängliche schlechthin ist. . Will er ihr Dauer geben, so muss er die Macht dazu dem Princip des Ewigen ablisten. Zu diesem Zweck dient Locki dem Odin durch den Raub des Brisingamen und erschleicht sich dadurch einen Vertrag mit der Göttin Freyja, der ihm bis zu einem unbestimmten Zeitpunkte hin die Herrschaft sichert, aber keine ruhige und dauernde Herrschaft, sondern nur eine vergängliche, die in stetem Kampfe verlauft.

Wie in dem Mythus von Lockis Diebstahl Odin sich einer fremden Hilfe bedient, so verrichtet er in einem andern Mythus den Diebstahl selbst. Das ist der Mythus vom Raube des Odhrörir, den wir im nächsten Buch ausführlicher erörtern werden. Odhrörir ist das Gefäss, in welchem das Blut eines Gottes mit Honig gemischt ist, Honig aber vertritt als ein Erzeugniss der von Blumen lebenden Biene die ganze organische Natur oder Pflanzen- und Thiernahrung zugleich. Der Trank enthält also die dem Irdischen einverleibte göttliche Macht, den Zauber, der alles in Raum und Zeit in der materiellen Welt beherrscht. Dieses Zaubers muss nun Odin sich bemeistern, wenn er das zeitliche Princip anstatt des ewigen beherrschen will. Der Trank wird im tiefsten Berge von der jungfräulichen Gunnlöd gehütet. Zu ihr nun schleicht sich Odin selbst in Schlangengestalt durch einen engen Felsenritz hinein, raubt den Trank mit schnödem Unrecht und triumphirt dann, dass ihm seine Arglist so gut gelungen ist.

Beide Mythen, die vom Brisingamen und die vom Odhrörir, sind unverkennbar einander ähnlich, und lassen sich beide einzig aus dem usurpatorischen Charakter des Zeitgottes im Gegensatz gegen den schlafendeu Gott der Ewigkeit und gegen die ihn in der Zeit vertretende Sonne erklären. Nur weil Allvater schläft, darf Odin so viel wagen und muss die weibliche Gottheit, welcher der Mann fehlt, ihm nachgeben.

In einem dritten Mythus wiederholt sich derselbe Grundgedanke. Es ist der vom Ringe Draupnir, den wir in der Symbolik der Zeitringe bereits kennen gelernt. Er war das Eigenthum des guten Baldur und als dieser starb, nahm Thor den

Ring aus dem Scheiterhaufen heraus. Und dieser Ring, von dem alle neun Tage ein neuer abtropfte, wurde dem Odin übergeben. Der tropfende Ring bedeutet dasselbe, wie die Halskette Brisingamen, an welcher Ring an Ring sich reiht. Es ist der grosse Ring der Zeit, an welchem Tage, Wochen, Monate, Jahre sich aneinanderreihen. Der Ring Draupnir wird aber von Baldurs Scheiterhaufen weggenommen und dieser brennende Scheiterhaufen ist die Waberlohe oder das flammende Nest des Phönix, mit einem Wort das Naturcentrum, dasselbe, was in anderer poetischer Auffassungsweise als das geheime Schlafzimmer der Göttin Freyja, oder als die tief im Berge verschlossene Kammer Gunnlöds angesehen wurde.

Wir sind befugt, der eigenthümlichen Vorstellung vom neugierigen Oeffnen einer verbotenen Thür oder vom arglistigen Einschleichen, oder kühnen Einbrechen in eine geheimnissvolle Kammer eine nicht geringe Wichtigkeit beizulegen, weil sie sich in so vielen Mythen und in noch ungleich mehr Volksmärchen erhalten hat. Poetische Motive solcher Art, die sich in unzähligen Volksmärchen ganz Europas abspiegeln, können nur Mythen entlehnt seyn, welche sich an die bedeutendsten Glaubenssätze der alten Heidenreligion angeknüpft haben.

5.

Besuch der Menschen bei den Göttern in den Sonnenwenden.

Unsere Volkssagen wimmeln von Wundergeschichten, wie sich in der Christnacht oder zu Johanni das Geisterreich aufgethan habe und unbefangene Menschen plötzlich in die Götterwohnungen, in prachtvolle Paläste und an vornehme Tafeln versetzt wurden. Zuweilen heisst es in der Volkssage ausdrücklich, der alte Kaiser habe in der prachtvollen und mit Schätzen angefüllten Halle geschlafen, zuweilen wird in einem Flammenschlosse getafelt, was an die Waberlohe mahnt. Am häufigsten stimmen die geisterhaften Schmausereien und Gelage, wie auch die Waffenspiele, Kegel- und Kartenspiele mit den Belustigungen der Helden in Odins Walhalla überein. Da man in meinem Odin Seite 245. f. eine grosse Menge hierher

gehöriger örtlicher Volkssagen verzeichnet findet, die sich noch aus allen später erschienenen Sagensammlungen ergänzen lassen, hebe ich hier nur wenige besonders bedeutsame Züge aus. Zu Hauenstein tafeln die Geister in einem webernden Flammenschloss. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 317. Damit ist wohl eher die heidnische Waberlohe, als das christliche Höllenfeuer gemeint. Zwölf Zecher an goldner Kanne mahnen an die zwölf Asen. Baader, Bad. Sagen Nr. 67. Vergl. Schöppner Nr. 1163. 1168. Grimm, deutsche Sagen Nr. 278. Unterredungen aus dem Reich der Geister II. 502. Ziehnert, sächs. Volkssagen III. 212. Stahl, westphäl. Sagen 53.

In vielen Sagen darf der dazu kommende Mensch am Gastmahl theilnehmen, wenn er aber den Namen Gottes nennt, verschwindet alles. Wolf, D. Märchen. Nr. 155. Panzer 37. Baader Nr. 168. Ebenso, wenn er Salz verlangt, was jedoch auf die Hexenmahlzeiten beschränkt erscheint.

Der deutschen Sage vom schlafenden Kaiser liegt die altgriechische vom schlafenden Saturn zu Grunde. Auch zu diesem göttlichen Schläfer, dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuserberge, gelangt man zuweilen in den h. Stunden. Einmal kamen Spielleute dahin, die dem Kaiser aufspielen mussten und dafür belohnt wurden. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. 5. In eben diesem Berge, in welchem der alte Kaiser mit seinen Helden schläft, ist auch ein geheimer Keller, aus dem zuweilen Begünstigte köstlichen Wein empfingen. Ottmars Sagen Nr. 134. Busching, Volkssagen 320. Dasselbe wird vom Karlsberg erzählt. Mone, Anz. V. 174. Vom Kaiserstuhl. Schnezler, Bad. Sagenb. I. 275. Vom Untersberg, in dem Kaiser Karl mit seinen Helden schläft, Schöppner I. Nr. 6. Von vielen alten Burgen heisst es, es liege darin noch köstlicher Wein in uralten Fässern, deren Holz zwar verfault, aber durch eine dicke Kruste von Weinstein ersetzt sey. Am berühmtesten ist der Keller von Salurn in Tirol. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 581. Eine grosse Menge andere habe ich in meinem Odin verzeichnet. S. 259. f.

Darin liegt nun ohne Zweifel die Erinnerung an Walhalla, wo die Helden zechen. Dahin gehören auch die goldnen Kegel. Vom Kyffhäuserberge heisst es, wenn der schlafende Kaiser erwacht, spielt er zuweilen mit seinen Rittern Kegel. Ein Hirt

kam einmal in der Johannisnacht dazu und gewann einen silbernen Kegel. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 1. In andern Sagen sind die Kegel meistens von Gold. So kegeln die alten Herzoge von Zähringen in der Ruine Kyburg mit goldnen Kegeln. Schnezler I. 367. Ein Hirt gerieth in einen Berg, wo Ritter Kegel spielten und musste ihnen die Kegel aufsetzen. Als er wieder herauskam, waren 20 Jahre vergangen. Büsching, Volkssagen I. 329. In den Münster'schen Sagen 1825. S. 214. kommt ein hübsches Volkslied vor, worin es heisst: im Himmel wird Kegel geschoben, Engel setzen auf, Magdalena deckt den Tisch, Anna Maria bakt den Fisch, David spielt die Harfe. In diesem christlichen Scherzliede scheint eine Erinnerung an die alte Walhalla enthalten zu seyn.

Die eisernen Karten, mit denen die gespenstischen Ritter zuweilen spielen, erhalten wohl die Erinnerung an die goldnen Tafeln, mit denen nach der Voluspa 6. die Asen spielten. Schöppner Nr. 1027. 1291. Sommer, sächsische Sagen I. 56. Ruinen im Fichtelgebirge 1795. S. 125.

So dürften auch die Fechtspiele der gespenstischen Ritter, die häufig in Sagen vorkommen, an die Lustkämpfe der Walhallagenossen auf der Ebene Ida erinnern.

In den zahllosen Volkssagen von den vornehmen Trinkgelagen, zu denen der Unbefangene plötzlich in den h. Stunden gelangt, drängt sich uns überall ein Sinnbild auf, welches man wohl nicht richtig versteht, wenn man es blos als die natürliche Zubehör zu jedem Trinkgelage auffasst. Wer plötzlich in die Geisterwelt versetzt und zu Mahl und Gelage, Tanz und Spiel eingeladen wird, behält ein Trinkhorn oder einen kostbaren Becher. In vielen Fällen raubt er ihn heimlich, in andern bekommt er ihn zum Geschenk oder er wird ihm aufgedrungen. In der ältern Fassung kommt insgemein statt des Bechers ein Trinkhorn vor, wobei man an das Horn denken kann, welches nach Odins Rabenzauber 19. unter Walhallas Tischgenossen kreist. Ein Trinkhorn der Geister aus dem Hörselberge wurde bei den Landgrafen von Thüringen aufbewahrt. v. Steinau, Volkssagen S. 131. Ein Becher wurde aus dem Kyffhäuserberge von der Tafel des Kaiser Friedrich Barbarossa geraubt. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 23. Grossen Ruhm genoss das goldne Trinkhorn, welches lange

im Hause Oldenburg aufbewahrt wurde. Als ein Graf dieses Hauses von der Jagd erschöpft am Ochsenberge ankam, trat aus dem Berge eine prächtig gekleidete und bekränzte Jungfrau und reichte ihm ein goldnes Trinkhorn aufs Pferd. Es dürstete ihn sehr, aber er traute nicht und goss den Wein aus, dessen Tropfen das Pferd wie Feuer brannten. Da jagte er davon und behielt das Horn. Hamelmann, Oldenb. Chronik I. 10. In ähnlicher Weise raubte der Däne Swend Felding den Elben ein Trinkhorn und gab es ihnen nur zurück, weil sie ihm dafür die Stärke von zwölf Männern verliehen. Dän. Kämpewiser I. 150. Ein anderer Däne behielt von einem Geistermahl einen silbernen Becher zurück. Francisci, Proteus 426. In der Kirche von Vexie wird ein Trinkhorn aufbewahrt, welches Ritter Ulf zu Weihnachten einem Bergfräulein entriss. Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 354. Auch im schottischen Kronschatze wurde ein Becher gezeigt, der von einem Geistermahle herrührte. Guillem. Neubrigensis rer. Anglic. I. 38.

Noch ist zu bemerken, dass die Volkssage zwar den Raub des Trinkhorns oder Bechers wegen seiner Kostbarkeit arglos für erlaubt hält, nicht aber Essen und Trinken an der Geistermahlzeit. Denn wie nach griechischer Sage Persephone in der Unterwelt bleiben musste, sobald sie dort nur ein wenig Speise (Granatkörner) gekostet hatte, so weiss auch die deutsche und nordische Sage, dass wer bei der Geistermahlzeit mitgetrunken, nicht wiederkehren kann, sondern sterben muss. Schöppner Nr. 1064. Wolf, Zeitschrift I. 32. Kuhn, Märk. Sagen 305. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 146. Cavallius, Schwed. Märchen 265. 282. Auch Thorkill darf im Reiche der Riesen nichts essen.

In einer grossen Menge von Sagen heisst es, zu Johanni in der Sommersonnenwende finde man die Glücksblume oder Schlüsselblume, die den Berg öffne, und darin finde man alles voll Schätze und eine verwünschte Jungfrau, die erlöst seyn wolle. Das ist die Göttin des ewigen Rechts und der ewigen Liebe, welche verwünscht ist, in der Zeitlichkeit unter der Tyrannei Odins zu leben und die erst am Ende der Zeiten erlöst werden kann. Ich werde darauf zurückkommen.

7.

Besuch der Götter bei den Menschen.

Natürlicherweise glaubte man, dass in den h. Stunden die Götter auch zu den Menschen herabkämen. Am allgemeinsten war der Glaube verbreitet, in der Christnacht kämen die Götter vermummt in die Häuser, um gute Kinder zu belohnen und böse zu bestrafen. Noch zur Zeit meiner Jugend war es in Schlesien allgemeine Sitte, dass vermummte Männer, ein s. g. Knecht Ruprecht und ein h. Nicolaus, begleitet von der heiligen Jungfrau zu diesem Zweck in die Häuser kamen. Darin lag die Erinnerung an den Besuch altheidnischer Gottheiten. Unter Ruprecht ist wahrscheinlich Odin gemeint und unter der h. Jungfrau die Göttin Bertha. Ein drittes Wesen dieser Art, der s. g. Pelzmärten, bedeutete ohne Zweifel den Donnergott Thor, von dem vieles auf die Legende des h. Martin übertragen worden ist. In Norddeutschland stattet die Frau Holle und in Süddeutschland die Frau Perchta in der Wintersonnenwende gleichfalls Besuche in den Häusern ab, um nachzusehen, ob die Mägde fleissig gewesen sind und ob alles in Ordnung ist. Vergl. Grimm, Deutsche Myth. 242. Panzer 84. Grimm 482. glaubte, die hässliche Gestalt und Vermummung der Götter zu Weihnachten aus der Verachtung erklären zu sollen, in welche sie seit der Bekehrung gerathen seyen. Allein ihre Vermummung bedeutet blos den Winterpelz, unter dem sie ihren göttlichen Glanz absichtlich verbergen.

Wenn sich jetzt noch die Bauern in den bayrischen und österreichischen Alpen bei dem berüchtigten Haberfeldtreiben für das Gefolge des im Untersberge bei Salzburg schlafenden Kaiser Karl ausgeben und ein nächtliches Sittengericht halten, so ist kein Zweifel, dass diese alte Sitte genau mit dem Glauben zusammenhängt, nach welchem der alte Kaiser in den h. Stunden der Sonnenwende sichtbar wird. Das Haberfeldtreiben ist lediglich ein Vorbild des Gerichts, welches am Ende der Zeit der wiederauferstandene Baldur halten soll. Im Innviertel pflegen die jungen Burschen in der Nacht vom Charsamstag auf den Ostersonntag mit Musik und Gesang die Flur zu umreiten, was man Haberfeldreiten nennt. Damit ist in Bayern



ein Sittengericht verbunden. Man treibt dort die Buben oder Mädchen ins Haberfeld oder auf die Haberwaide, d. h. die vermummten jungen Burschen holen bei Nacht den oder die, welche sich gegen die Sitten verfehlt haben, aus dem Dorfe heraus, bilden einen Kreis um den armen Sünder oder die arme Sünderin und halten ihnen eine derbe Strafpredigt, thun ihnen übrigens aber nichts zu leide. Leider ist diese schöne Sitte, durch welche das Landvolk unter sich selbst gute Zucht hält, erst in neuerer Zeit polizeilich verboten worden. Ein Haberfeldmeister leitete das Ganze, alle waren wie in der heiligen Vehme verhüllt oder die Gesichter geschwärzt und alles verlief in guter Ordnung, dem Zweck der Sittenzucht entsprechend. Zu Ebrach unfern von Bamberg wurde in einem Walde jährlich am Aschermittwoch ein solches Sittengericht von zwölf Jungfrauen abgehalten, die man allein zu Richterinnen aussah. Man stellte ihnen jedoch nicht die schuldigen Personen selber vor, sondern eine ausgestopfte Figur, die als Sündenbock dienen musste und auf die man alle im Jahr vorgekommenen Vergehen gegen die Sitte übertrug. Vergl. über das Haberfeld Panzer, Beitrag II. 506. f. und Schmeller, Bayr. Wörterbuch II. 136. IV. 25. Vergl. auch m. Odin S. 240.

Milder als das Haberfeld ist der s. g. Hirschmontagsbote am letzten Montag der Fastnacht im Entlibuch. Ein festlich geschmückter Reiter liest unter einer uralten Linde, als käme er aus einer höhern Welt, einen grossen Brief vor, worin alle im letzten Jahr begangenen unsittlichen und unehrlichen Handlungen gerügt werden. Nach Osenbrüggens Wanderstudien 1867.

In der Sommersonnenwende kommt der s. g. Venediger zu den Menschen, den ich für einen alten heidnischen Gott halte. Es heisst, er suche nach Erzstufen, in denen grosser Goldreichthum verborgen sey und die er dann in Venedig verarbeite. Schönwerth, Oberpfalz II. 238. Schambach und Müller 241. Allerdings mögen aus Venedig, wo sich die Reste altrömischer Civilisation am längsten erhielten, viel in Metall und Glas gearbeitet und Handel getrieben wurde, zuweilen Erzkundige als Handlungsreisende nach Deutschland gekommen seyn. Allein in den weitverbreiteten Venedigersagen, deren viele man in Kaufmanns Quellenangaben S. 185. citirt

findet, verrathen sich mythische Erinnerungen aus der Heidenzeit. Immer kehrt der Gedanke wieder, dass der Venediger einen armen Hirten oder Knecht aus Deutschland blitzschnell in weite Ferne nach Venedig entführt und ihn dort unermessliche Schätze und Wunderdinge sehen lässt.

Ein Müllerssohn in Flersheim wünschte einmal das schöne Venedig zu sehen, Der Venediger führte ihn auf einen Kreuzweg und im Nu befanden sie sich in Venedig. Hier machte der Venediger dem Knaben reiche Geschenke und entliess ihn. Der Knabe glaubte, es sey nur kurze Zeit vergangen, aber er war vier Monate in Venedig gewesen. Wolf, Hessische Sagen Nr. 191. Bei Vernaleken, Alpensagen S. 158. sind viele Volkssagen der Schweiz von Venedigern gesammelt, deren Spuren folgend Hirten und Jäger zu verborgenen Schätzen gelangen. Ein hoher Berg im Salzburgischen heisst der Venediger, weil man angeblich von seinem Gipfel aus in weiter Ferne die Stadt Venedig sehen soll. Schaubach, Alpen III. 12. Vergl. auch v. Alpenburg, Mythen S. 272. 319. 320. Hier erscheint der Venediger unter andern auf dem Sonnenwendjoch, einem hohen Berge, der auf alten Sonnencultus hindeutet. Im Venthal soll unter Gletschern ein herrlicher Palast verborgen seyn, worin die seligen Fräulein hausen. Eine von ihnen liebte einen Gemsenjäger und nahm ihn mit in den Palast, als er aber sein Glück ausplauderte, fand er den Palast nicht wieder und stürzte sich todt. Weber, Tirol III. 275.

Dass der Venediger in den Kreis der Sonnenwendmythen gehöre, ist um so weniger zweifelhaft, als er gewöhnlich zu Johanni sichtbar wird. So auf dem Berge Bayer. Bechstein, Fränk. Sagenschatz I. 62. Auch auf dem berühmten Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 42. 164. 167. Auch anderwärts wird er nur zu Johanni gesehen und kommt in Verbindung mit der Glücksblume vor, die unsichtbare Schätze sichtbar macht. Pröhle, Unterharz. Sagen S. 125. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 108. f. Ey, Harzsagenbuch S. 40. Bei Scharzfeld wurde ein Jäger im Traum nach Venedig versetzt. Thüringen und der Harz II. 111.

Der oft wiederkehrende Name ist demnach wohl mythischen Ursprungs, wenn er auch auf das historische Venedig bezogen wurde. Man kann sich darunter Vanaheim, die himm-

lische Wohnung der Vanengötter denken, oder erinnert der Name an Vaen — *venestus*, Venus, Venusberg, finnisch waino, Wunsch, Wahn und Wonne.

In einem einäugigen Venediger, der einen Hirten durch die Luft entführt, bei Schoeppner Nr. 1066., liesse sich der einäugige Odin mit seinem Wunschmantel wiedererkennen.

Auch mit der Schlangensymbolik, die den Solstitien angehört, hat der Venediger zu thun. Er lockt die Schlangen mit einer Flöte. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 321. Er gewinnt der Schlangenkönigin die Krone ab. Bechstein, Thüring. Sagenschatz II. 150. Er besiegt einen Drachen. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 19.

8.

Vom Glücksrad.

Es war durchaus folgerichtig, dass man den heiligen Stunden der Sonnenwende, in welchen, wie man glaubte, die Sonne stille stehe und in welchen, wie wir nachgewiesen haben, alle irdischen und zeitlichen Unterschiede ausgeglichen seyn sollten, auch eine ganz besondere Bedeutung in Bezug auf das Glück zuschrieb. Wenn im gewöhnlichen Verlauf der Zeit jeder Glück oder Unglück annehmen musste, wie es ihm eben zugetheilt wurde, so durfte er in diesen heiligen Stunden glauben, das Glück beschwören zu können. Ebenso folgerecht, jedenfalls naiv und natürlich war es, zu glauben, man könne das durch eine einfache Umkehr der Situation bewirken, in der Art nämlich, dass man, während die Sonne vermeintlich stille stand, sie in einer symbolischen und magischen Weise nach dem eigenen Wunsch in Bewegung setzte. Dazu bediente man sich des s. g. Glücksrads, welches die Sonne bedeutete, die man aber nur in der einzigen Stunde, in der sie nicht rotirte, nach dem eigenen Wunsche rotiren liess. Es gab viele verschiedene Arten dieser Magie. Viele Gebräuche beim Sonnenwendfeuer lassen sich nur aus dem angegebenen Grunde erklären. Wenn man feurige Räder über die Saatfelder laufen liess, so wollte man damit symbolisch die Sonne gleichsam zwingen, die Saa-

ten zu segnen. Wenn die jungen Burschen vom Sonnenwendfeuer hölzerne Scheiben am Rande anzündeten, dass sie einen glühenden Reif bildeten, sie dann hoch in die Luft schleuderten und dabei den Namen des Mädchens ausriefen, welches sie zur Gattin wünschten, so bedeutete das, die Sonne solle ihnen im nächsten Jahre zu ihrem Glücke helfen. Ich habe von diesen Gebräuchen in einer Abhandlung „über das Sonnenlehen der alten Deutschen“ in Pfeifers Germania I. 1. Heft ausführlich gehandelt und begnüge mich hier, darauf hinzuweisen. Von den feurigen Rädern, die man aus dem Sonnenwendfeuer laufen liess, sagt Sebastian Frank in seinem Weltbuch 51: „Das gleich anzusehen ist, als ob die Sunn von dem Himmel lieff.“ Man kann über diese in Deutschland und Frankreich weit verbreitete Sitte noch nachlesen Grimm, Deutsche Myth. 1223. Zingerle, Sitten aus Tirol 125. Haupt, Panorama von Trier 245. Schaubach, Alpen IV. 88. Mémoires des antiquaires de France V. 583. Wolf, Zeitschrift I. 88.

Was die eigentlichen Glücksräder betrifft, welche ehemals bei den Volksfesten am Johannistage sehr beliebt waren, sich von da später auch an die gewöhnlichen Jahrmärkte verloren und aus denen sogar das beliebte Roulettespiel der vornehmen Welt hervorgegangen ist, so waren dieselben ursprünglich gewiss nicht blos so zu verstehen, als wollte man daraus überhaupt die Zukunft erfahren, ob man im nächsten Jahre Glück oder Unglück haben werde, sondern man wollte damit das Glück herbeizaubern, sich activ dabei verhalten und nicht blos passiv, wie das überall bei der Zauberei oder der Anwendung magischer Mittel der Fall war. Man bediente sich z. B. des s. g. Steins der Weisen, in welchem vermeintlich die Kräfte aller Metalle und dadurch auch aller Planeten concentrirt seyn sollten, keineswegs, um daraus etwa wie beim Horoskop in passiver Geduld nur zu erfahren, was einem bevorstehe, sondern man hegte die Absicht, die Astralgeister seinem Willen und Wunsche dienstbar zu machen, und war überzeugt, man vermöge das auch durch das magische Mittel. Sonst hätte die Magie überhaupt gar keinen Sinn gehabt.

So sah man nun auch im Gebrauch des Glücksrades in den heiligen Stunden der Sonnenwende das magische Mittel, die Macht der Sonne seinem Wunsche dienstbar zu machen.

Der Glaube an das Glücksrad, durch welches man gewinnen müsse, hängt genau mit dem Glauben an das Blühen der Schätze in den heiligen Stunden der Sonnenwende zusammen. Alle in der Erde verborgenen Schätze werden dann nicht nur sichtbar, sondern, wer sie sieht, kann sich auch von ihnen nehmen, so viel er will.

W. Wackernagel hat in Haupts Zeitschr. VI. 134. f. alles gesammelt, was über die Glücksräder geschrieben ist und was sich davon auf altdeutschen Bildwerken findet. Ueber die Bilder vergl. auch Waagen, Paris S. 322. Vergl. auch Grimm, Deutsche Myth. 825.

Das Rad, durch das die Sonne läuft, ist der Thierkreis, eingetheilt in zwölf Zeichen; in jedem weilt die Sonne einen Monat. Dieses Zahlenverhältniss finden wir in eine bedeutsame Sage aufgenommen. Zwölf Johansen, Schüler, fuhren auf der runden Glücksscheibe sitzend, durch die ganze Welt und erzählten dann einem fränkischen Könige alles, was sie gesehen hatten. Der Teufel aber liess jährlich einen herunterfallen und den letzten auf den Petersberg bei Erfurt, wo der König ihm zum Andenken eine Kirche bauen liess. Falkenberg, Thüring. Chronik I. 218. Dieselbe Sage in offenbar späterer Entstellung bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 209. Denkt man sich unter dem Glücksrade den Thierkreis, so erscheint das „Alles sehen" um so poetischer. Die Schüler fahren mit der Sonne um die Erde.

Mit dem Glücksrade steht ohne Zweifel auch die märchenhafte Wunschmühle in Verbindung. Durch die Rotation der Mühlsteine soll nämlich eine Verjüngung bewirkt werden. Daher der vielbekannte Volkswitz von der Altweibermühle in Nürnberg, in der alte Weiber oben hineingeworfen werden und als hübsche junge Mädchen unten wieder herauskommen. Eben so bekannt ist die Pelzmühle zu Tripstrill in Schwaben, wo gleichfalls alte Weiber jung gemahlen werden. Klunzinger, Zabergau I. 94. Das erinnert ganz an die rauhe Else, die im Jungbrunnen badend zur schönen Sigeminne wird, offenbar der rauhe Winter, der zum lieblichen Frühling wird. Nach der jüngern Edda von Simrock 308. besass der Dänenkönig Frodi (ursprünglich wohl der Gott Freyr) eine Mühle, auf der ihm Gold, Freude und Glück gemahlen wurde. Als aber Mysingr

den Frodi getödtet hatte, die Mühle als gute Beute zu Schiffe mitnahm und die beiden Mühlmägde Menja und Fenja Salz mahlen liess, drehten sie so gewaltig, dass das Schiff zu Grunde ging, daher seitdem das Meer gesalzen ist. — Derselben Symbolik gehören die Alfquarear (Mühlen der Elben) an, Steine, die im Zirkel ausgehöhlt sind. Arndt, Reise in Schweden III. 17. Vielleicht Ammoniten. — Auch die Heiligkeit des Wassers ward erhöht, wenn es in den heiligen Nächten von Mühlrädern abgesprungen war, Grimm, Deutsche Myth. 559. und dess. Anh. v. Aberglauben. LXI. Der Mühle Zauberkraft bewährte sich auch durch Sympathie. Wenn ein Mädchen ihren untreuen Liebhaber zurück haben wollte, legte sie einen Pfennig ins Mühlpfännlein, wodurch der Liebhaber so geängstigt wurde, dass er umkehrte. Grimm, Aberglauben CLII.

9.

Vom Blühen der Schätze.

Auch die in der Erde verborgenen Schätze thun sich auf oder blühen in den heiligen Stunden und zwar vorzugsweise am Johannistage, wenn die Sonne am höchsten steht. So durchgängig in der Uckermark. Kuhn, Nordd. Sagen S. 392. Im Fichtelgebirge, Pachelbl S. 295. Helfrecht S. 79. Auf dem Sündelgebirge, Falkenstein, Kaisersagen S. 247. In Tirol, v. Steinau S. 338. Zingerle, Sitten S. 102.

Was eigentlich unter den goldnen Schätzen verstanden seyn soll, lässt verschiedene Deutungen zu. Man hat dabei nicht blos an wirklich vergrabene Schätze gedacht, wie an die untergegangenen Städte und Schlösser. In vielen Volkssagen haben die Schätze die Form von goldnen Getraidekörnern. Panzer S. 183. Schnezler II. 648. Lyncker, Hessische Sagen Nr. 147. Schambach und Müller Nr. 261. Diefenbach, Urgeschichte der Wetterau 277. In andern Sagen sind es Erbsen, Bohnen etc. Kurz das Gold bedeutet hier den in der Erde verborgenen Reichthum der künftigen Ernte. In sehr vielen Volkssagen kommen die goldnen Schätze in Form von glühen-

den Kohlen, von Hobelspänen, Stroh, sogar Auskehricht vor, so dass man darunter nothwendig Sinnbilder der menschlichen Arbeit verstehen muss. Darin liegt der schöne Sinn, dass der Mensch seinen Reichthum sich durch Hausarbeit, Feldarbeit und Handwerk erringen soll. Diese in die Sage hineingelegte gute Moral ist aber wohl nicht die ursprüngliche Auffassung gewesen. In den meisten Sagen finden sich die Schätze in grossen Hallen und Sälen, worin der alte Kaiser schläft oder Frau Holle haushält, oder eine verwünschte Jungfrau auf Erlösung harrt. Hier nun weisen die Schätze ohne Zweifel auf das verlorene goldne Zeitalter hin, wo nach der Edda die Asen einst mit Golde spielten und nach Saxo Frodes Frieden herrschte und das Gold frei auf offener Strasse lag, ohne dass es jemand raubte. Dieses Gold, in der Zeitlichkeit unsichtbar, wird nur wiedergesehen in den heiligen Stunden.

Nach einer Angabe in Mone's Anz. VII. 425. aus einer Wiener Handschrift verlieren die Berggeister ihre Herrschaft über die Metalle und werden dadurch alle Schätze der Erde den Menschen zugänglich: 1) zu Johanni, 2) am nächsten Tage nach Jakobi, 3) am dritten Tage nach Weihnachten. Diese Termine dürften sich wohl einfach auf die beiden Solstitien zurückführen lassen. Sehr beachtenswerth ist der hier ausgesprochene Gedanke, dass die Elementargeister, die fast alleinige Herren der unterirdischen Schätze sind, in den Solstitien, als den beiden Angelpunkten des Jahres, ihre Privilegien verlieren. Das stimmt mit der von mir oben geltend gemachten Grundansicht überein, wonach in der Weihnacht die Zeit Ewigkeit, die Gebundenheit absolute Freiheit wird und allgemeiner Communismus eintritt.

In der Christnacht öffnet sich die Erde und man sieht alle ihre Schätze. Volksglaube in Lothringen nach den Mémoires de l'Acad. Celtique IV. 244. In Schwaben, E. Meier Nr. 62. Schmitz, Sitten des Eifler Volks II. 60. Auch in Schlesien stehn in dieser Nacht die Schätze in der Rabendocke und im Hausberg bei Hirschberg offen, Gödsche 187. 242. Desgleichen im Feensberge bei Ostritz. Preusker I. 42. Am Perchtentage auf der Luchsburg und im Schlosse Stein. Ruinen im Fichtelgebirge 1795. S. 46. 138. In der Neujahrsnacht, Wolf, Hess. Sagen Nr. 176.

In auffallender Uebereinstimmung beziehen unsere Volkssagen das Gold unter der Erde auf die Sonne am Himmel. Das erklärt sich aus dem Mythus der alten Edda, nach welchem die sonnenhafte Liebesgöttin Freyja den Verlust ihres Geliebten Odur beweint und ihre in die Erde rinnenden Thränen zu Golde werden. Seitdem stehen Gold und Sonne in Wahlverwandtschaft. In dem Buch von den 130 Geheimnissen, 1730. S. 119., heisst es, die Schätze unter der Erde steigen mit der Sonne empor und sinken mit der Sonne wieder nieder. Daher kommt es, dass sie in der Mittagsstunde herauf kommen, um sich zu sonnen, und dann wieder versinken. Immer heisst es in den Sagen, der Schatz sonnt sich, häufig auch, er blüht. Vergl. über diese Redensarten Simplicissimus II. 194. Keyssler, antiqu. sept. 176. Grimm, Deutsche Myth. 922. Beispiele von Schätzen, die sich des Mittags sonnen, bei Panzer I. 28. 29. 294. Mone, Anz. VIII. 313. Schnezler II. 366. Rocholtz I. 248. Birlinger I. 81. 100. Jahn, Canton Bern 78. 135. 253. 418. 424. Lütolf, Sagen aus Luzern S. 65. v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 330. Steub, drei Sommer 93. Vonbun 63. Schönwerth II. 259. Wolf, Hessische Sagen S. 116. Wolf, Zeitschrift I. 144. Pröhle, Unterharz. Sagen 96. Kohlrausch, Schweizersagen I. 63. Vernaleken, Alpensagen S. 58. 95.

Nicht selten reden die deutschen Sagen von unterirdischen Schätzen, die in einer goldnen Wiege enthalten seyen und nur in der Johannisnacht sichtbar werden sollen. Harrys, Niedersächsische Sagen I. 7. v. Steinau, Volkssagen S. 263. v. Falkenstein, Kaisersagen S. 263. Kuhn, Märkische Sagen Nr. 32. 33. 90. Wolf, Zeitschrift II. 89. 109. Dessen Niederländische Sagen Nr. 296. Dessen deutsche Märchen Nr. 429. Müllenhoff Nr. 470. v. Tettau, Ostpreussische Sagen Nr. 250. Panzer I. 363. Schönwerth II. 415. Bei dem Sinnbild der Wiege kann man sich denken, dass unter dem Schatze der neue Jahressegen, gleichsam als das neugeborene Kind der Sonne zu verstehen sey. Doch liegt der Sinn vielleicht tiefer, wenn man an die vielen Sagen denkt, in denen vom künftigen Erlöser der verwünschten Jungfrau die Rede ist. Wir werden darauf zurückkommen. Es heisst da immer, der Baum sey noch nicht gewachsen, aus dem die Wiege des allerreinsten

und unschuldigsten Jünglings werde gezimmert werden, dem beschieden sey, die Jungfrau zu erlösen. Das bezieht sich auf das Ende der Zeitlichkeit und auf die Wiedergeburt in der Ewigkeit.

Uralt ist der Glauben an die magische Macht der Haselruthe. Noch heute nennt man sie die Wünschelruthe und die s. g. Wasserfinder bedienen sich ihrer, um in wasserarmen Gegenden verborgene Quellen aufzuspüren. Auch wo Metalle unter der Erde liegen, soll sie es durch eine freiwillige Bewegung und Neigung in der Hand des Finders anzeigen. Schon im alten Gesetzbuch der ripuarischen Franken 69. 4. wird der Zauber mit der Haselgerte als heidnischer Aberglauben verboten. Er lässt sich zurückführen auf den Zauberstab Odins, die s. g. Wunschgerte, mit der er alles zaubern konnte. Wunschgerte heisst auch der königliche Zepter, Mone, Anz. VIII. 136. Bekanntlich wurde unser Odin oder Wodan von den alten Römern mit ihrem Gott Mercurius identificirt, dessen Schlangenstab (Caduceus) heute noch das Symbol der Reisenden und der Kaufleute ist, weil er die Wege öffnen und Glück bringen soll. Der römische Mercur oder griechische Hermes öffnete sich mit diesem Stabe Unterwelt und Oberwelt. Die beiden Schlangen an seinem Stabe bedeuteten die beiden Hälften des Jahresringes oder des Sonnenlaufes, der Gott selbst den Herrscher in der Zeit.

Die Haselruthe hatte aber auch eine vom Gott der Zeitlichkeit unabhängige, ja sogar eine demselben feindliche Bedeutung, gerade weil ihr die Macht zugeschrieben wurde, das Zeitliche zu überwinden. Allgemein glaubte man, mittelst einer Haselruthe könne man die Schlangen besiegen. Bock, Kräuterbuch s. v.; Kräutermann, Zauberarzt 301. Vergl. meinen Odin S. 156., wo noch mehr von der Hasel gehandelt ist. Die Schlange ist zugleich das böse in der Zeitlichkeit herrschende Princip, mithin die Hasel das von ihr unabhängige und ihr überlegene höhere Princip des Ewigen. Weil nun, wie wir schon erkannt haben, in den heiligen Stunden der Sonnenwenden das Ewige in die Zeitlichkeit eintritt, erhält die Haselgerte ihre Weihe und Zaubergewalt auch nur, wenn man sie in der Johannisnacht schneidet. Prätorius, Glückstopf 21. Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg I. 89. Der letztere

fügt hinzu, das Volk glaube, mit einer in der Johannisnacht geschnittenen Haselgerte könne man unsichtbare Schätze aus der Erde heben. Der Zusammenhang der Hasel mit der Sonnenwende erhellt auch daraus, dass die auf dem Haselstrauch wachsende Mistel von besonderer Heiligkeit ist. Die immergrüne Mistel aber gilt als Sinnbild des Naturlebens, welches jeden Wintertod überdauert. Wenn in der Wintersonnenwende auf dem Wipfel kahler Gesträuche oder Bäume die Mistel hellgrün wie im Frühling grünt, verehrt man sie als Zeichen des wiederkehrenden Frühlings. Im heidnischen Gallien, wie Plinius erzählt, schnitt sie der Oberdruide dann mit goldner Sichel feierlich vom Baum. Unter dem Haselstrauch, auf dem die Mistel wächst, wohnt nach altem Aberglauben der Haselwurm, mit dem man gleichfalls grosse Schätze erwerben soll, der aber nur in den heiligen Stunden erblickt und gefangen werden kann, wenn man die Mistel vom Hasel herabschiesst. Tharsander, Schauplatz II. 871. Vergl. meinen Odin S. 156.

Es handelt sich aber hier nicht blos um irdische Schätze. Sofern die Haselgerte gleich dem Caduceus Unterwelt und Oberwelt, Zeitlichkeit und Ewigkeit vermittelt, hebt sie nicht blos das vergrabene Gold ans Tageslicht, sondern auch die Todten aus den Gräbern und führt sie ins unsterbliche Leben ein. Als ich im Jahr 1846 unter dem Berge Lupfen zwei Stunden von Tuttlingen unfern von der Donau ein grosses alemannisches Todtenfeld ausgrub (welches ich im folgenden Jahr in den Heften des würtembergischen Alterthumvereins beschrieben habe), fand ich die Gerippe mit allerlei Geräthschaften, Waffen und Schmuck, 6—12 Fuss unter der Erde in ausgehöhlten Eichenstämmen (Todtenbäumen). Viele der letztern lagen auf einer oder mehreren Haselgerten, was sich nur aus der Symbolik der Hasel erklärt, sofern des Wunsches Gerte auch die Todten wieder lebendig macht und, wenn auch nicht in dieser, doch in einer andern Welt erwachen lässt.

10.

Die Gütertheilung in den Sonnenwenden.

Auch Armuth und Reichthum werden in jenen Stunden ausgeglichen, in denen die Ewigkeit in die Zeit eintritt. Daher die vielen Volkssagen von armen Hirten und Bauern, welche in jenen heiligen Stunden grosse Schätze finden, oder von gutherzigen Elben und Berggeistern oder wandernden Göttern reiche Gabe empfangen. Zur Feier der Sonnenwende gehörten die Speisung der Armen, die Spendung reicher Almosen, wohlthätige Stiftungen etc. Am Perchtentage wurden an sehr vielen Orten die Armen öffentlich gespeist. Zu Ehren der weissen Frau, welches die gute Naturmutter selber ist, wurde der süsse Brei gestiftet, zu dem alle Armen der Umgegend eingeladen wurden. Die Erinnerung davon ist noch jetzt in den Weihnachts- und Neujahrsgeschenken und in gewissen Speisen und Getränken enthalten, die ausschliesslich in den Sonnenwenden bereitet und vertheilt werden.

Da der Reichthum nun einmal ungleich vertheilt ist und wechselt, sah man in den Sonnenwenden eine Möglichkeit der Ausgleichung. Der Arme wartete nicht immer ab, ob überirdische Wesen ihn in den heiligen Stunden beschenken würden, sondern er bediente sich auch des Sonnenwendzaubers, um sich anzueignen, was ihm fehlte, ganz so, wie es die Freischützen zu thun pflegten. Dieser Aberglauben hat sich bis in sehr späte Zeit erhalten. Noch immer kommen die im achten Cap. besprochenen Glücksräder vor, welche vorzugsweise am Johannistage Glück bringen sollen. Die Radform ist ausdrücklich von der Sonne, ihrer Rotation und ihrem scheinbaren Umlauf um die Erde entlehnt. Auch in der heiligen Christnacht wird Geld durch Zauber gewonnen. Man zählt in dieser Nacht auf einem Kreuzwege dreissig Geldstücke vorwärts und rückwärts, dann liegt ein einunddreissigstes daneben und das nennt man den Hecke- oder Brutpfennig. Sowie man denselben in die Tasche steckt, sind es ihrer zwei. Happel, rel. cur. I. 522. In Steiermark glaubt man, man werde reich, wenn man in der Christnacht mit einer Todtenbahre dreimal um die Kirche fahre. Es hält aber schwer, weil sich die armen

Seelen, oder gar der Teufel auf die Bahre setzen; und man kann diese nur vertreiben mittelst einer Ruthe von Eberesche, an der drei Knospen sitzen. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 28. Dort kann man in der Christnacht auf Kreuzwegen den Teufel zwingen, Geld zu bringen, daselbst S. 30.

Den Glauben an die Zaubermacht der heiligen Stunden kannte schon Burchard von Worms und eiferte gegen diesen heidnischen Irrwahn: *Si quis in calendis Januarii horarum effectiva potentia aliquid sperat in melius aut in deterius verti, anathema sit.* Decret. 1560. X. 17.

Der Ausgleichung der Glücksgüter in den heiligen Stunden dienten vorzugsweise die s. g. fliegenden Drachen oder Feuerkugeln. Man rechnete sie zu den Elben. Gleich diesen sollen sie nur von vorn sichtbar und gestaltet, von hinten aber hohl seyn. Schönwerth, aus der Oberpfalz II. 91. Auch sind sie ganz so neckisch und muthwillig wie die Elben. Sie machen es sich zum Geschäft, in der Christnacht Korn, Milch, Geld etc. den reichen Leuten zu entführen und armen Leuten zu bringen. Burchard von Worms 1548. 19. 5p. 195[d]. Grimm, Anhang vom Aberglauben XXXVII. In der Lausitz unterscheidet man den Korn-, Milch- und Gelddrachen, der feurige Streifen am Himmel nachziehend, in die Schornsteine fährt und seinen Reichthum auf den Herd ausschüttet. Grimm, Deutsche Myth. 971. Müllenhoff Nr. 280. Haupt und Schmaler, Wend. Volksl. II. 266. Grässe, sächs. Sagen Nr. 668. Alsatia 1850. S. 53. Schambach und Müller Nr. 182. Wolf, Hessische Sagen Nr. 115. Birlinger II. 13. In der Mark Brandenburg unterscheidet man die rothe Feuerkugel als den geldbringenden, die blaue als den kornbringenden Drachen. Kuhn, Märk. Sagen 373. Curtze, Waldeck S. 190. Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 191. Geld bringt er auch im Osnabrückischen. Firmenich, Völkerstimmen I. 246. Auch Speck, Fleisch, Lebensmittel aller Art holt der Drache aus den Häusern, um sie Andern zu bringen. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens, Hamburg 1773. S. 337. Schmidt, Reichenfels 126. Nach obiger Naturgeschichte S. 337., nach dem Buch vom Aberglauben 1790. I. 81., Hellmuths Volksnaturlehre 1810. S. 311., Wolf, Hessische Sagen Nr. 116. und Kuhns Nordd. Sagen 420. muss man dem Drachen zurufen „Halbpart",

dann ist er genöthigt, die Hälfte seines Raubes fallen zu lassen. Das ist sehr charakteristisch und drückt die communistische Idee auf's glücklichste aus. Keiner hat mehr ein Vorrecht vor dem andern und der Dieb muss sich das Theilen gefallen lassen, wie der rechtmässige Besitzer. Nach der Rockenphilosophie I. 6. soll jedoch Brod und Salz das Eigenthum vor Raub schützen. Vor Brod und Salz weicht überhaupt aller teuflische Zauber, aber erst nach christlichen Begriffen. Auch der Humor findet seine Rechnung im Aberglauben vom fliegenden Drachen. Nach Müllenhoff Nr. 280. braucht man nur ein Messer in den Drachen zu werfen, oder auch nur ihm den Hintern zu zeigen, so muss er platzen und seinen Raub fallen lassen. Nach Kuhns Nordd. Sagen Nr. 4. zwang Einer durch das letztgenannte Mittel einen Drachen, der Erbsen gestohlen hatte, dieselben fallen zu lassen. Es waren ihrer so viele, dass sie einen ganzen Brunnen ausfüllten. Nach Panzer, Beitrag 261. schützt man in Bayern den Acker vor den Drachen, indem man in dessen vier Ecken die Garben kreuzweise legt. Ein Pfarrer bannte den fliegenden Drachen, da fielen Säcke voll Gerste und Roggen herab. Russwurm, Eibofolke II. 245.

Ohne Zweifel haben sich die Menschen bemüht, sich die reichen Drachen dienstbar zu machen. Damit dürfte ein alter Milchsegen in Mone's Anz. VI. 468. zusammenhängen. Man wirft ein wenig Milch in die Luft, oder auch ein wenig Käse, in der Hoffnung, es werde desto mehr davon aus der Luft zurück kommen:

Ich werfe dich gegen die Wolken,
Dass mir der heilge Christ gebe Käs' und Molken.

Statt des heilgen Christs mag wohl früher der heidnische Drache angerufen worden seyn.

Wie in guter Absicht das Eigenthum vertauscht werden kann, zeigt ein Beispiel in Wolfs Niederländ. Sagen Nr. 364. Die Wittwe zu Gorichom in Holland gebot ihrer Magd, das letzte Korn vom Boden herzugeben, um ein armes Weib zu nähren, die von einem reichen Manne abgewiesen worden war. Da strömte dem Mädchen das Korn schon auf der Treppe entgegen und der ganze Boden war voll, während dem reichen Mann all sein Korn verfaulte.

Es giebt noch andere Formen des Raubes. In der Charante glaubt man, wer in der Johannisnacht Hanf von fremdem Felde ausrupft, bekommt in seinem Stalle soviel Kälber als Kühe, der Besitzer des Feldes aber nicht. Wer zwischen Johanni und St. Peter eine Hand voll Mist vom fremden Felde nimmt, verdoppelt seine eigene Ernte und beraubt das fremde Feld. De Nore, Coutumes p. 151. In Deutschland gilt derselbe Gebrauch von den zwölf Nächten. Wer in der Christnacht fremdes Heu stiehlt, dem gedeiht das Vieh und der wird im nächsten Jahre niemals ertappt, er mag stehlen, was er will. Rockenphilosophie IV. 100. Wer in der Christnacht Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars stiehlt und seinen Pferden davon zu fressen giebt, der macht sie gedeihen. Kuhn, Märk. Sagen 379. Wolf, Beitrag I. 120.

Wer der Kuh des Nachbars drei Kröten zu fressen giebt, der bekommt alle ihre Milch. Desgleichen wer nackt um Mitternacht zur Hausthür des Nachbars kriecht und indem er die Füsse an derselben anlehnt, kopfüber einen Span aus der Thür schneidet. Grimm, Anhang vom Aberglauben XLVIII. Vom Wegzaubern des Weins aus fremden Kellern das. LVII. In Walter Scotts Dämonologie II. 134. wird erwähnt, wenn man eine Kröte an einen kleinen Pflug spanne und mit ihr im fremden Acker fahre, so bekomme man die künftige Ernte. — Wenn man in der Walpurgisnacht das Schloss der eigenen leeren Scheuer vor eine volle Scheuer legt, soll sich diese in jene ausleeren. Buch vom Aberglauben, Hannover 1794. S. 233. Wenn man dem Vieh der Nachbarn „falsches Futter" gibt, worin Zauberkräuter enthalten sind, so kann man ihm dadurch noch bis zu einer Entfernung von neun Häusern die Milch dergestalt abzaubern, dass sie aus einem hölzernen Tische fliesst. Geiler von Kaisersberg, Emeis, Ausgabe von Stöber S. 65.

Sehr berühmt war der Bilwisschnitt. Unter einem Bilwis oder Pilwis versteht man einen bösen Geist, der am Johannistage unsichtbar durch die Kornfelder geht und das Korn abschneidet, um es zu stehlen, und jemand zu bringen, dem es nicht gehört. Grimm, Deutsche Myth. 443. Bil, slavisch biala bedeutet weiss und das deutsche wis ebenfalls, doch ist wohl ursprünglich Wicht oder Elbe gemeint.

An die Stelle des diebischen Elben tritt im deutschen Volksglauben gewöhnlich ein Mensch, der s. g. Bilverschnitter, der sich gewisser Zaubermittel bedient, um das reifende Korn vom Feld eines andern heimlich wegzustehlen und in seine eigne Scheuer zu bringen. Und zwar kann dieses Bubenstück nur am Johannistage gelingen, in der heiligen Mittagstunde der Sonnenwende, in der alles Eigenthum aufhört und alle Güter gemein sind. Der diebische Schnitter kleidet sich nackt aus, setzt sich einen kleinen dreieckigen Hut auf, bindet Sicheln an seine grossen Zehen und schreitet so durch das fremde Kornfeld, worauf alles, was er abmäht, unsichtbar in seine eigne Scheuer fliegt. Schmidt, Reichenfels S. 119. In Bayern glaubt man, ein auf einem Bocke reitender Geist mähe das Getreide ab. Schmeller, bayr. Wörterbuch I. 151. Deshalb glaubt man auch, der Dieb müsse sich verkehrt auf einen schwarzen Bock setzen, wodurch er unsichtbar werde, Sicheln an die Zehen binden und so durch das Korn reiten. v. Leoprechting, Lechrain S. 20. 184. Will man den diebischen Schnitter entdecken, so muss man auf einen Hollunderbusch steigen und einen Spiegel mitnehmen, in welchem man dann den sonst unsichtbaren Dieb sieht. Grimm a. a. O. 444. Panzer 240.

Nach Schönwerth (aus der Oberpfalz) geht der Dieb durch das Korn auf Stelzen, an die er eine Sichel oder eine Scheere bindet. Del Rio, disquis. mag. 400. meldet, die Zauberin gehe durch fremde Aecker und spreche einen Vers, dann gehe sie auf ihren Boden, nehme eine Röhre in die Hand und spreche denselben Vers, worauf alles Korn aus dem fremden Acker auf ihren Boden laufe.

Zuweilen misslingt der Diebstahl. Ein blinder Bauer wollte auch einmal den Zauber anwenden, verfehlte aber das Kornfeld und gerieth in einen Wald. Nachher füllte sich seine Scheuer mit Tannennadeln anstatt mit Korn. Panzer II. 211. In einer andern Sage mit Eichenlaub. Hartmann, vom Segensprechen 341.

König Halfdan feierte das Julfest mit zahlreichen Gästen. Da verschwanden plötzlich alle Speisen. Der König war sehr bestürzt und liess einen finnischen Zauberer kommen und peinigen, er solle ihm die Ursache sagen. Aber Harald, des Königs Sohn, erbarmte sich des Finnen, liess ihn heimlich los

und folgte ihm. Da kamen sie zu einem fremden Häuptling, der eben ein grosses Fest feierte und Harald zu sich einlud. Dieser blieb bis zum Frühling bei ihm. Da sagte ihm der Häuptling: Dein Vater war böse auf mich, weil ich ihm am Julfest alle seine Speisen entführt habe; nun aber ist Dein Vater todt, kehre also heim und regiere an seiner Statt über Norwegen, Nach der Sage Halfdan's des Schwarzen. Kap. 8. in der Heimskringlasaga.

Zweite Abtheilung.

Die orientalische Unsterblichkeitslehre.



Erstes Buch.

Vorderasiatische und ägyptische Unsterblichkeitslehren.

1.

Ein Blick auf Babylon.

Diodor II. 31. sagt von den Chaldäern in Babylon, sie seyen unter allen Menschen die besten, und Berosus bei Eusebius IX. 60. sagt, sie seyen die ältesten Sternkundigen gewesen. Auch war die Lage des alten Babylon in weiter fruchtbarer Ebene unter heiterm südlichen Himmel der Beobachtung der Sterne sehr günstig und hier herrschte ohne Zweifel überhaupt die früheste Cultur, eher als in Aegypten, weil das Euphratthal der Heimat des Menschengeschlechtes näher lag als das Nilthal. Ackerbau, kunstreiche Bewässerungen, Prachtbauten, ein geordnetes Staatswesen, Wissenschaft und Kunst zeichneten Babylon schon vor allen Hauptstädten der spätern Weltreiche aus. Die Klasse der Priester oder Gelehrten, der s. g. Magier, war schon im höchsten Alterthum weltberühmt.

Leider sind uns nur zu wenige Nachrichten von diesen interessanten Magiern und ihrer Glaubenslehre erhalten und zwar am wenigsten von ihrer Unsterblichkeitslehre. Von dieser erfahren wir gar nichts, ausser was Diodor a. a. O. erzählt. Er sagt nämlich, die Todten, welche (auf der untern Seite der Erde) die den obern Zeichen des Thierkreises gegenüberstehenden Zeichen sehen, betrachten von dort aus die Weltrichter. Das ist alles, was wir vom Jenseits der alten Babylonier erfahren.

Indessen lassen sich einige Schlüsse aus der Thatsache ziehen, dass die Magier das Sonnenjahr, den Thierkreis, den Planetenlauf auf das sorgfältigste berechnet, den Kalender und dadurch auch Anhaltspunkte festgestellt haben, an welche sich die Symbolik und die Mythologie aller Völker, welche den Kalender annahmen, mehr oder weniger anknüpfen mussten. Das gilt besonders vom Einfluss der babylonischen Astronomie auf die Völker des Nordens und Westens, den ich bei weitem höher anschlage, als den Einfluss der ägyptischen Weisheit. In der noch viel zu wenig von der Wissenschaft beachteten und untersuchten Märchenwelt des skythischen, slavischen, germanischen Nordens und des keltischen Westens haben sich überreiche Erinnerungen an eine Symbolik und Mythologie des Sonnenjahrs erhalten, die zwar in einigen Beziehungen auch den ägyptischen Vorstellungen verwandt sind, weil alles Kalendarische zusammenhing, die jedoch ausserordentlich viel enthalten, was der ägyptischen Vorstellungsweise fern liegt, sich aber wohl auf einen babylonischen Einfluss zurückführen liesse.

Es ist naturgemäss, dass Wollust die Männer verweichlicht und die Weiber frech macht, woher die Weiberherrschaft ihren Ursprung genommen hat. Dieselbe Erfahrung macht man im Grossen und Kleinen heute noch. Deshalb herrschte im alten Babylon der üppige Cultus der Göttin Mylitta an Popularität über den des nominellen Hauptgottes Baal oder Belus vor. Der Cultus dieser Göttin bestand aus allgemeiner Prostitution des andern Geschlechts. Damit hängt auf das genauste auch die politische Weiberherrschaft zusammen, die wir in der Weltgeschichte zum erstenmal in Babylon antreffen, wo die berühmte Königin Semiramis die höchste Gewalt übte und wie an Macht so an Geist allen Männern überlegen war.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das lustige Leben in Babylon auf den Ernst der Inder einen nachtheiligen Einfluss geübt hat. Zwar fehlt es uns an einem historischen Faden, aber die Sache spricht für sich selbst. Nachdem die ältesten Inder in den Gebirgen nur Naturgötter verehrt hatten, dann übergegangen waren zum Brahmaismus, der Vertiefung in den ewigen Geist, womit ausdrückliche Verachtung der Materie und Sinnlichkeit verbunden war, stiegen sie allmälig ins

Gangesthal hinab und gelangten zum Meere, wo sie nicht nur mit ganz neuen Genüssen des überschwänglich reichen Landes, sondern auch mit fremden Ideen bekannt wurden, und namentlich mit der babylonischen Lustigkeit, welche Seefahrt und Handel aus dem nahen persischen Meerbusen an die Küste von Malabar brachten. Da nun gerade in dieser Periode der indischen Eroberungen im Süden der sittlich reine und ascetische Brahmaismus dem auffallend sinnlichen Cultus der Trimurti weichen musste, so darf man wohl voraussetzen, dass der ewig verliebte Wischnu, dessen Cultus im Süden den des Brahma überholte, einige Momente des Baalsdienstes in sich aufgenommen hat. Brahma galt nicht mehr als der alleinige Gott. Man liess ihn auseinander treten in die Dreieinigkeit Brahma, Wischnu und Shiva (schaffendes, erhaltendes und zerstörendes Weltprincip) und ordnete ihn der Göttin Bhavani unter, von der die Inder vorher nichts gewusst hatten, die sie aber jetzt als Mutter jener Dreieinigkeit anzubeten anfingen. Eine Weiberherrschaft, die wohl kaum anders als von Babylon adoptirt seyn konnte.

Der Einfluss der babylonischen Religion auf Vorderasien, Syrien und Kleinasien war natürlich, weil diese Länder die nächsten Nachbarn Babylons waren. Obgleich ägyptischer Einfluss vom Nil aus nach Syrien gedrungen war und der Todtencultus des Adonis noch das meiste mit dem des Osiris gemein hatte, so machte sich doch auch hier der Dienst der Liebesgöttin und die Lebenslust schon in einer auffallenden Weise geltend, und noch mehr in Phrygien, wo der Todtencultus des Attis schon ganz in Wollustraserei überging. Ein wenigstens indirekter Einfluss der babylonischen Lüderlichkeit auf die Griechen gibt sich in der Frivolität zu erkennen, mit welcher seit den aus Kleinasien stammenden Homeriden die vormals ehrwürdigen Symbole und Mythen der Landesreligion von den Dichtern behandelt wurden. Aus einem unschuldigen Sinnbild der Naturreligion machten die Dichter einen lustigen Schwank. Den tiefen Ernst, mit dem einst aus der Urnacht Sonne und Mond hervortraten, oder Leto den Apollo und die Artemis gebar, verwandelten die Dichter in die muthwillige Erzählung von der Leda, welche Zeus in Schwangestalt verführt. Die Homeriden waren eine Dichterschule, die sich in

den griechischen Colonien an den Küsten von Kleinasien ausbildete, also von dem wollüstigen Lydien und Phrygien her babylonische Eindrücke empfing. Die berühmten milesischen Märchen weisen auf denselben Einfluss hin. Die früher heilig geachteten Traditionen der Tempel wurden der Willkür der Dichter preisgegeben und in lachenerregende Erzählungen umgewandelt.

Am Meeresufer erhielt der Cultus der Liebesgöttin neue Nahrung und die babylonische Mylitta, die ursprünglich in Babylon selbst, des dort herrschenden Sternendienstes wegen, noch als Venus Urania aufgefasst worden war, verwandelte sich in den reichen, handeltreibenden Küstenstädten in die Venus Marina. Es lag im Interesse der Handelsstaaten, namentlich Phönikiens, dem Dienstpersonal ihrer Marine auf weiten und beschwerlichen Reisen Erholungen und Lebensfreuden zu gestatten. Daher in allen Hafenstädten im Mittelmeer die Liebesgöttin Tempel mit zahlreichen Hierodulen hatte, ausschliesslich zur Unterhaltung und zum Amusement der Fremden.

Der Sinnencultus, der sich von Babylon her so weit ausbreitete, war eine zu einseitige Uebertreibung, als dass ein Extrem nicht das andere hätte hervorrufen müssen. Hatte vielleicht die allzu harte Ascese der Brahmanen die sinnliche Reaction des Wischnuismus herbeigeführt, so reagirte umgekehrt gegen Babylon der sittliche Rigorismus der Perser.

Trotz aller Corruption aber, die notorisch in Babylon herrschend wurde, darf man immerhin annehmen, sie habe hier nicht von Anfang an geherrscht, sondern ihr sey eine Periode der Unschuld und Reinheit vorangegangen, in welcher das Volk lebenslustig, frisch und geistreich, aber noch nicht verdorben war. Man darf nicht vergessen, dass Babylon der ursprünglichen Heimat der Menschen in den nordwestlichen Bergen Indiens näher lag und dass es den elastischeren, körper- und geisteskräftigeren Völkern näher war als Aegypten. Man soll ferner nicht vergessen, dass die Ausrechnung des Sonnenjahrs und die Feststellung des Kalenders mit grösserer Wahrscheinlichkeit den Magiern in Babylon als den ägyptischen Priestern zuzuschreiben ist, und dass sich hier wie überall und wahrscheinlich früher als anderswo an die Vertiefung über

die Bedeutung des Sonnenjahrs die Unsterblichkeitslehre angeknüpft hat.

Wenn wir den schwachen Spuren derselben nachgehen, stossen wir auf einen merkwürdigen Mythus, der von einem Opfer und einer Sühne handelt, ein Glaube, der zwar noch keine Unsterblichkeitslehre enthält, aber doch den zu ihr hinleitenden sittlichen Begriff in sich schliesst.

Berosus hat uns ein höchst merkwürdiges Bruchstück aus dem Glauben der alten Babylonier erhalten. Darin heisst es, im Anfang war nur die Finsterniss und das Wasser. Im Wasser aber entstanden Ungeheuer, von menschlicher und thierischer Art, die immer einzelne Glieder zu viel oder zu wenig hatten, oder Gliedmassen, die andern Geschöpfen angehörten. Ueber alle diese Ungeheuer herrschte das Weib Omorka. Da kam Belos (Baal, der Sonnengott) und hieb das Weib mitten von einander, dass ihr Obertheil der Himmel, ihr Untertheil die Erde wurde, und die Ungeheuer brachte er alle um. Um aber die Welt mit neuen und besseren Wesen zu erfüllen, schnitt sich Belos das eigene Haupt ab und aus der Vermischung seines göttlichen Blutes mit der Erde entstanden die Menschen. — Es lässt sich kaum verkennen, dass es sich hier um eine Sühne handelt. Die Vernichtung der ersten noch unvollkommenen Welt und ihrer niedrig gearteten, aber unschuldigen Beherrscherin durch ein höheres Wesen, oder noch kürzer der Materie durch den Geist, erforderte eine Blutrache, ein blutiges Opfer zur Sühne, und dieses Opfer brachte jenes höhere Wesen freiwillig. Aus den Fragmenten des Berosus nach der Ausgabe von Richter p. 47.

Derselbe Gedanke und nahezu dieselben Namen kehren wieder in der nordischen Edda. Hier entsteht aus dem Kampfe der Kälte mit der Hitze der Riese Ymir, der Inbegriff der gesammten Materie. Ihn aber tödtet Odin, der Geist, und des todten Riesen Leib zerfällt. Ymirs Tod aber bleibt nicht ungerächt, denn zu seiner Sühne muss Baldur, Odins Sohn, sterben, als der reinste und unschuldigste aller Götter, als die edelste Emanation des göttlichen Geistes überhaupt. Baldurs Tod spiegelt sich jährlich in dem scheinbaren Dahinsterben der Sonne und des Sommerlebens, wenn die Winternacht kommt. Die rohe Urmaterie verschlingt alsdann gleichsam die höhern

organischen Bildungen, welche nicht hätten entstehen können, wenn Ymir nicht umgebracht worden wäre. Weil aber dieses jährlich sterbende Naturleben sich doch im nächsten Jahr wieder erneuert, konnte auch diese Sühne für Ymirs Tod nicht genügen. Daher der Glauben an den Weltuntergang, den s. g. Götterrauch, in dem die ganze von Odin geschaffene Welt untergehen muss.

Eigentlich gehört auch des Uranos Entmannung hierher. Der unbändige Zeugungs- und Schöpfungsdrang dieses Gottes würde die Welt nur mit Ungeheuern erfüllt haben, wenn sein Sohn Chronos ihn nicht entmannt und dadurch seine Superfötation gehemmt hätte. Indem aus den abgeschnittenen Zeugungstheilen des Uranos, die ins Meer fielen, ein Schaum entstand, aus welchem Aphrodite, die Göttin der Liebe hervorkam, bedeutet das einfach den Lehrsatz: erst musste die anorganische Natur in ihren rohen elementaren Massen gebändigt seyn, ehe die organische Natur mit ihrem reichen Leben sich entfalten konnte.

Ein Araber, Namens Abu-Bakr A'hmed Ibn-Wa'hschijjah, ein Nachkomme der alten Chaldäer, hatte im Jahr 904 das babylonische Original eines Buches übersetzt, welches ein gewisser Qut'ami im 14. Jahrhundert vor Christi Geburt in Babylon geschrieben haben soll. Die erste Kenntniss davon vermittelte Chwolson in einer Schrift über die Reste altbabylonischer Literatur in arabischen Uebersetzungen, womit eine andere Abhandlung desselben über Tammuz (Petersburg 1860) zu vergleichen ist. Darüber hat nun wieder Liebrecht in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XVII. 397. berichtet.

Der alte Babylonier erzählt nach der arabischen Uebersetzung, im Sonnentempel zu Babylon habe das Sonnenbild in der Mitte zwischen Himmel und Erde gehangen, umher die Sonnenbilder aller andern Länder, dann der übrigen Planetengötter, und alle hätten an einem gewissen Tage vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne den Tod des Tammuz beweint. Beim Anbruch der Nacht aber seyen alle Götterbilder in die Länder, aus denen sie gekommen, wieder zurückgeflogen. Der arabische Uebersetzer fügt hinzu, dass man sowohl in Babylon als auch im Harran noch zu seiner Zeit an einem ge-

wissen Jahresfest den Tod des Tammuz beweint hätte, besonders die Frauen. Weiter fügt er hinzu, in einem andern alten Buche eine Geschichte des Tammuz gelesen zu haben, wonach Tammuz einen bösen König zur Anbetung der Gestirne aufgefordert habe, auf Befehl desselben hingerichtet, und da er doch nicht starb, immer von neuem auf die verschiedenste Art hingerichtet worden sey, bis er endlich starb. Ein anderer arabischer Schriftsteller christlichen Bekenntnisses, der im 10. Jahrhundert lebte, enthält noch die Nótiz, im Harran habe man jährlich einmal das Fest der weinenden Frauen begangen, zu Ehren des Gottes Ta-uz. Die Frauen aber hätten ihn beweint, weil sein Herr ihn grausam habe tödten, seine Knochen in einer Mühle zermalmen und in den Wind streuen lassen. Sie essen daher an diesem Tage auch nichts, was von Mehl bereitet sey, sondern nur Waizenkörner.

Dieser Tod ist der Zerreissung des Osiris, Zagreus und Dionysos zu ähnlich, als dass man den Tammuz nicht zu dieser Classe von Gottheiten zählen müsste. Von besonderm Interesse ist seine Beziehung zum Getreide. Hier verknüpft sich der dionysische Cultus eng mit dem cerealischen, wie denn auch schon in dem Mythus des Osiris die Beziehung auf den Ackerbau und die Fruchtbarkeit des ägyptischen Nillandes vorleuchtet. Mit gutem Grunde glaubt Liebrecht in der thränenreichen Todesfeier des Hussein, welche die heutigen Perser noch immer begehen, die Spuren des alten Tammuzfestes wiederzuerkennen. In Indien feiern die Muhamedaner Husseins Trauerfest unter dem Namen Taazia, nach Garcin de Tassy, nouv. Journal Asiat. VIII. 89. 164.

Schon im Alterthum selbst wurde der in Syrien verehrte Tammuz mit dem griechischen Adonis identificirt. In dem Namen Adonis ist aber nur das semitische Wort *adonai*, der Herr, verborgen; es ist ein Titel, kein Name. Adonis, der schöne Jäger, den Venus liebte und der von einem Eber (Sinnbild des Winters) getödtet wurde und von ganz Griechenland zur Zeit der Sommersonnenwende beweint wurde, ist längst als eine Personification der Sonne, als Sonnengott erkannt worden. Da nun aber Adonis mit Osiris und Dionysos zusammenfällt, die nicht blos sterbende Sonnengötter eines Jahres sind, sondern auch die Menschen zur Unsterblichkeit führen,

dürfte auch Tammuz schon im alten Babylon der Träger einer Unsterblichkeitslehre gewesen seyn.

Wenn in den dionysischen Mysterien der Griechen dieser Glauben uns in der vollendetsten Ausbildung entgegentritt, so sind der letztern doch ohne Zweifel Vorstufen im Orient vorangegangen und es ist kaum denkbar, dass die Spuren davon nicht bis in das alte hochgebildete Babylon zurückreichen sollten, wo der Sonnen- und Sternencultus seinen Ursprung nahm. Eine Spur finden wir im Schachnameh des Firdusi, der aus altmedischen Quellen schöpfte. Hier heisst es nach der Uebersetzung von Görres (das Heldenbuch von Iran Theil I. Kap. 3.), einer der ältesten Beherrscher von Iran, Themuresch, sey waffengerüstet in die Welt getreten, um sie vom Uebel zu reinigen. Zugleich habe er den Gesang erfunden und damit wie Orpheus zuerst alle wilden Thiere gezähmt, ehe er gegen die bösen Diws (Dämonen) in den Kampf gezogen sey. Nachdem er sie aber gebändigt, hätten sie ihm die Schrift und alle Wissenschaften lehren müssen, damit er sie zum Guten anwende, wie sie vorher zum Bösen gebraucht worden waren. Herbelot s. v. Thahamurath sagt, dieser göttliche Held sey „Herr der glücklichen Conjunction der Planeten", womit auf den Anfang der Zeit hingewiesen wird, in welchem die Planeten in voller Harmonie standen. Als Diener fand sich bei ihm der Vogel Simurgh ein, der alle Zeiten überdauert gleich dem Phönix, der sich immer wieder verjüngt. Von dem Helden Thahamurath heisst es nun bei Herbelot weiter, er habe Krieg mit den bösen Diws geführt, um die zarten Peris (weibliche gute Genien) aus deren Gewalt zu befreien und er habe glücklich die schöne Königin der Peri, Merdschane, aus der Höhle der Diws gerettet. Endlich wird er bei Herbelot auch Erfinder des Reisbaues genannt. Die leztere Notiz stellt ihn den Gottheiten des Ackerbaues und somit auch der Wiedergeburt, namentlich dem Osiris und Dionysos gleich. Die Rettung der Peri hat Aehnlichkeit mit der Erlösung der schönen Ariadne durch Dionysos. Im Namen Merdschane liesse sich sogar unsere nordische Feenkönigin Morgana wiedererkennen. Man vergleiche darüber meinen Odin Seite 304—318.

Wie sehr nun auch bei den spätern persischen Dichtern die ältere Vorstellungsweise der Völker am Euphrat und Tigris



märchenhaft gemodelt erscheint, so kann man sich doch kaum der Vermuthung erwehren, in Thahamurath dürfte eine Erinnerung an Thammuz und vielleicht trotz der Namensveränderung an den altbabylonischen Sonnengott selbst verborgen seyn.

In Borrows englischem Werk über die Zigeuner (the zingali) findet sich die merkwürdige Sage vom Ursprung der Zigeuner, die ganz in den Vorstellungskreis gehört, den wir hier besprechen. König Pharao von Aegypten nämlich soll alle Völker unterjocht und sogar den Himmel haben erobern wollen. Da zürnte Gott und warf auf ihn und sein Volk einen grossen Berg, der alle bis auf einen kleinen Rest begrub. Seitdem hört man sie noch in jeder Johannisnacht inwendig im Berge singen und lärmen. Der Rest der Aegypter aber konnte sich gegen die früher unterworfenen Völker, welche sich jetzt alle empörten, nicht mehr behaupten, musste aus dem Lande flüchten und sich in der ganzen Welt zerstreuen. Das sind die Zigeuner.

Sollte hier nicht an den Sieg des Themuresch über die Diws gedacht werden dürfen, und an die uralten Kriege der beiden ältesten Culturvölker in Babylon und Aegypten? Das persische Schachnameh bewahrt unter den Erinnerungen der vorpersischen Zeit der babylonisch-assyrisch-medischen Reiche noch den Kampf mit dem bösen Zohak auf, in welchem der ägyptische Seb kaum zu verkennen ist.

Im Gegensatz gegen die indische Weltanschauung, die alles in Geist auflöste, hielt sich die babylonische an die materielle Wirklichkeit und ihre Verehrung der Sonne als Baal sowie der Cultus des Sonnenjahrs war, wie schon bemerkt, hier wahrscheinlich noch älter als in Aegypten. Von einer Seelenwanderung auch nur in der Beschränkung wie in Aegypten findet sich in Babylon nichts vor. Man verbrannte die Todten nicht wie in Indien, sondern begrub sie wie in Aegypten, verwandte jedoch auf die Erhaltung der Leichen keine Sorgfalt und war weit entfernt, den warmen lebendigen Leib für weniger zu achten als die Mumie. Im Vergleich mit den Indern galt den Babyloniern nicht der Geist, sondern das Fleisch und im Vergleich mit den Aegyptern nicht der Tod, sondern das Leben. Das Charakteristische des Babylonier-

thums ist in der heiligen Schrift kurz und gut mit zwei Worten festgestellt. Wenn im alten Testament von Babylon die Rede ist, so wird es als die „babylonische Hure" bezeichnet. Auch alle andern Geschichtsquellen erwähnen und rügen die im alten Babylon vorherrschende Wollust. Dieselbe scheint aber einen ziemlich unschuldigen Anfang gehabt zu haben. Die Menschheit war noch jung, die Erde um die Stadt und der Himmel über ihr lachend, der Boden fruchtbar, das südliche Land voll Reiz. Durch das Zusammendrängen vieler Menschen an dieser glücklichen Stätte blühten aus dem Wohlstand ein geordnetes Staatswesen, wissenschaftliche und künstlerische Bildung empor. Alles jung und frisch, das erste Beispiel in der Welt. Die Vergleichung mit noch rohen, an den Grenzen des gesitteten Reichs wohnenden Barbaren musste das Selbstgefühl des glücklichen Volks erhöhen. Wie hätte diesen Menschen nicht wohl seyn, wie hätten sie sich des Lebens nicht freuen sollen! Denken wir uns dieses gebildete Volk mitten unter noch rohen und wilden Völkern, so begreift man, warum es auf seine Vermehrung einen Werth legen musste. Je zahlreicher das Volk, desto sicherer und mächtiger war es nach aussen. Man braucht also nicht an gemeine thierische Wollust zu denken, von der das Volk in Babylon von Anfang an besessen gewesen sey. Die Vermehrung der Bevölkerung war Staatszweck. Natürlicherweise konnte aber das Königthum und Priesterthum beim Volke diese Tendenz zur Sinnenlust nicht pflegen, ohne dass sie in Missbrauch ausartete. Im Stadium des Missbrauchs hat sie schon Herodot gefunden, der uns in seinem Geschichtswerk I. 105. den Cultus der Liebesgöttin in Babylon in auffallend grellen Zügen schildert.

Genug, wenn die weisesten Brahmanen Indiens dem Sinnenleben ganz entsagten, sich ganz in den Geist versenkten und in einer selbst den gebildetsten Völkern der Neuzeit kaum begreiflichen Ascese das Fleisch tödteten, und andererseits die Aegypter das Fleisch zwar vollkommen respectirten, ihm aber keine Freiheit gönnten, sondern es schon im Leben mit gesetzlichen Vorschriften wie nach dem Tode mit Linnen umwickelten und einschnürten, erfreute sich in Babylon das Fleisch der vollen Freiheit, und seine Pflege, ja selbst seine ausschweifendsten Genüsse galten hier für Religion.

2.

Die ägyptische Unsterblichkeitslehre.

Wenn Diodor I. 10. die Aegypter für das älteste Volk der Welt erklärt, so hat er sich wahrscheinlich getäuscht, denn Aegypten liegt von der eigentlichen Heimat der Menschheit, welche zweifellos in den nordwestlichen Gebirgen Indiens zu suchen ist, zu weit entfernt. Ich beanstande auch die beliebte Ueberschätzung des altägyptischen Glaubens und seines Einflusses auf Vorderasien und Griechenland. Die Behauptung, in Aegypten allein sey die Quelle aller Göttercu lte des Alterthums zu suchen, greift zu weit. Ich gestehe Aegypten nur die consequenteste und minutiöseste Ausbildung eines auf das Sonnenjahr gebauten Systems in einer ganz eigenthümlichen, seiner geographischen Lage und Naturbeschaffenheit angemessenen Beschränkung zu, werde aber im vorliegenden Werke nachweisen, dass die altgriechische Religion, wie viel sie auch vom ägyptischen Cultus des Sonnenjahrs und von der ägyptischen Vielgötterei angenommen hat, doch wesentlich etwas Selbständiges war und im eigensten Charakter der griechischen Nationalität wurzelte. In gewissem Grade gilt dies sogar auch von der Religion der Phöniker, in welcher wenigstens die Einschränkung und der rein defensive Charakter nicht so einseitig vorherrscht, wie in der ägyptischen.

Der altägyptische Glauben hat mit dem altgriechischen nur insofern etwas Wesentliches gemein, als er ganz im Gegensatz gegen den Glauben der Inder, nicht monotheistisch alles in einen ewigen Geist concentrirt, sondern der sichtbaren materiellen Natur einen weit höherer Werth beilegt und polytheistisch eine Gruppe von personificirten Naturgewalten darin herrschen sieht, unter denen die astralischen nur insofern vorwalten, als das ganze Glaubenssystem auf das Sonnenjahr gebaut ist. Die ägyptische Mythologie ist ursprünglich nur eine Geschichte des Jahres oder des Sonnenlaufs durch das Jahr, der sich im Laufe des Niles durch das Land Aegypten abspiegelt, so dass Himmel und Erde sich hier in enger Abschliessung nach aussen, wie die obere und untere Hälfte eines Eies verhalten.

Zwar hat schon Herodot II. 145. mehrere Generationen ägyptischer Götter verzeichnet, die aufeinander gefolgt seyn sollen und die sich auch einigermaassen in der altgriechischen Theogonie wiederholen. Allein es ist über allen Zweifel erhaben, dass die ägyptischen Priester alles, was über das letzte Göttergeschlecht (Osiris, Isis, Horus, Thaut, Typhon etc.) hinausliegt und deren Eltern und Voreltern vorstellen soll, nur später calculirt und antedatirt haben. Diese Abstractionen von acht Urmächten oder Aeonen sind nur nebelhaft im Vergleich mit dem jüngsten Göttergeschlecht, in welchem die reellen Naturgewalten in ihrem lebendigen Ineinandergreifen im Jahresverlauf personificirt werden.

Das Merkwürdigste in diesen Abstractionen ist, dass dem Raume das gute Princip, der Zeit aber das böse zugewiesen wird, sofern, was der zerstörende Typhon in dem jüngsten Göttergeschlecht darstellt, in dem ältern Göttergeschlecht der böse Seb oder Sewek vertritt, der nichts anderes ist als die Zeit. Es war ein natürlicher Gedanke, im Anfang nur das Gute vorauszusetzen, so dass die Störung und Zerstörung desselben nothwendig erst der fortschreitenden Zeit zukommen konnte. Diese altägyptische Speculation motivirte nun durch die erste Bewegung der Zeit das Entstehen alles Bösen in der vorher ruhigen und glücklichen Welt und das Nothwendigwerden einer Umgestaltung der Welt in der Art, wie sie noch jetzt besteht, sofern in dieser jüngsten Weltgestaltung und Naturordnung der Kampf zwischen dem Guten und Bösen wenigstens an feste Regeln gebunden ist.

Nachdem Seb, so lautet der Mythus, mit grossen Schaaren der ihm untergebenen bösen Geister die Welt zu verderben getrachtet, aber vom guten Weltprinzip überwunden worden war, erhielten alle diese rebellischen Geister die Bestimmung, in irdische Leiber einzugehen und als Menschen ihre Schuld zu büssen, sich von derselben zu reinigen. Zu diesem Zweck wurde überhaupt erst die gegenwärtige materielle Welt sammt dem sie beherrschenden jüngsten Göttergeschlecht geschaffen. Der Gott Amun oder Ammon schuf diese Welt und liess sie im Zeichen des Widders, dessen Hörner sein eigenes Haupt zieren, beginnen und bildete die Leiber, welche die gefallenen Geister als Seelen aufnehmen sollten. Eusebius, praep. Evang.

III. 12. Stobäus ecl. phys. I. 2. 948. Vergl. Röth, die ägypt. und zoroastrische Glaubenslehre S. 155. Anmerkungen S. 182. Die Erde wurde demnach der Prüfungsort der gefallenen Geister.

Wieder anders und noch tiefsinniger ausgedacht erscheint der Mythus bei Stobäus II. 935. f. 950. f. (nach Poemander und Hermäus). Der Urgeist schuf den Himmel in verschiedenen Sphären, aber immateriell, eine blos geistige Welt. Diese genügte ihm aber noch nicht und weil aus den himmlischen Sphären schwere, ungeistige, leblose Stoffe in die Tiefe herabgesunken waren, wollte der Urgeist dieselben nicht in ihrem trostlosen Zustande lassen, sondern formte aus ihnen die materielle Natur so schön, dass die himmlischen Wesen sie bewunderten. Da schuf er Rangordnungen unter den Geistern. Die höchsten durften die himmlischen Sphären regieren, die des zweiten Ranges die Elemente. Sodann erlaubte er den letztern selber noch andere Wesen zu schaffen, die, wenn auch niedern Ranges, doch der Natur noch mehr Mannigfaltigkeit und Reiz geben sollten. Da schufen nun die Geister der Elemente alle Thierarten nach der Ordnung, wie sie sich an die Elemente vertheilen. Als ihnen aber das so gut gelungen war, wurden die Geister der Elemente übermüthig, wollten nicht mehr auf ihre Rangstufe beschränkt bleiben, sondern höher hinauf. Sie brachen also tumultuarisch in die himmlischen Sphären ein. Von hier oben aus aber zeigte sich ihnen die untere Natur in Gestalt eines Weibes so reizend und streckte so verlangend nach ihnen die Arme aus, dass sie in Lust entbrennend sie umarmten. Wie ein Blitz schlug diese erste Paarung des Geistes mit der Materie durch den Weltraum und die Zeugung war zugleich ein Tod. Denn der Urgeist verurtheilte sofort die rebellischen Geister, in menschliche Körper einzugehn, in denen sie büssen sollten, um nach erfolgter Reue und Besserung in die himmlische Geisterwelt zurückzukehren, und zwar sollte Ein- und Austritt erfolgen auf der Leiter der Planeten und von jedem Planeten sollte die in den Leib hinabsteigende Seele eine besondere Gabe empfangen.

Nun aber grollten die gefallenen Geister. Freiwillig hatten sie sich in die schöne Menschenform verliebt und ihre Lust an ihr gehabt; aber sie wollten nicht gezwungen, nicht in diese

Form gebannt seyn. Deswegen missachteten sie die Weisheit und Güte des Urgeists, der ihnen auch in der sterblichen Hülle so viel Gutes bescheert hatte. Zum zweitenmal rebellirten sie, und da sie sich in die höhern Regionen nicht mehr aufschwingen konnten, brachen sie wenigstens die göttlichen Gebote und stifteten so viel Schaden als möglich durch Befleckung und Schädigung der Natur und ihrer Mitgeschöpfe, durch Laster, Krieg und Mord. Da klagte die Natur beim Urgeist und derselbe versprach ihr Hülfe und sandte ihr eine Emanation aus sich selbst, den Gott Osiris, zum Mittler und Erlöser. Derselbe durchdrang die ganze Natur mit einem neuen Geiste, brachte aber ein freiwilliges Opfer, indem er in die Materie einging. Was die gefallenen Geister ursprünglich aus böser Lust gethan, that er aus Erbarmen, und wie sie in jener bösen Lust durch eine Hochzeit die Sünde in die Materie eingeführt, so befreite er die Materie von der Sünde durch den Tod. Als Sonne und als Nil ordnete und regierte er Zeit und Raum, als König von Aegypten ordnete er das Volk nach Rangstufen und Berufsarten und gab ihm weise Gesetze, damit es nicht sündige und sich auf ein besseres Daseyn vorbereite. Jährlich sterbend (durch die Sommersonnenwende) als Sonne und (durch die Ueberschwemmung) als Nil gab er den Menschen ein Beispiel, wie sie gerne sterben sollten, nachdem sie heilig gelebt, und auch noch nach dem Tode blieb er ihr gütiger Schutzherr und König und schlief mit ihnen in Erwartung der Auferstehung.

Es entsprach ganz dem ägyptischen Charakter, dass die väterliche Liebe der Gottheit doch den Menschen zugleich einen so grossen Zwang anthat, und es liegt ein gewisser Widerspruch darin, dass die ägyptische Lehre den freien Willen des Menschen, ohne welchen er für keine seiner Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, in auffallender Weise einschränkt. Dieser Widerspruch besteht darin, dass die gefallenen Geister auf der Planetenleiter zur Erde herabkommen und auf jedem Planeten mit einer andern Eigenschaft für ihr irdisches Daseyn begabt werden sollen. Stobäus a. a. O. 203. Jamblichus, de myster. Aegypt. VIII. 6. Macrobius somn. Scip. I. 12. 68. Servius zur Aeneide VI. 714. Rechnet man nun noch dazu, dass nach ägyptischer Vorstellung jedes einzelne Glied und Organ des menschlichen Leibes unter dem

besondern Einfluss einer Gottheit stand, wie das in Turin aufbewahrte und von Lepsius herausgegebene altägyptische Todtenbuch Kap. 42. lehrt, so erscheint der Mensch in fast lächerlicher Weise von fremdem Einfluss abhängig, dass man ihn kaum noch für zurechnungsfähig halten kann. Man ist versucht, diesen Widerspruch dadurch zu erklären, dass die ursprüngliche Vorstellung vielleicht eine einfachere gewesen ist und dem Menschen mehr natürlichen freien Willen gelassen hat, und dass erst später das pedantische astrologische Einschachtelungssystem der Aegypter in seiner überkünstelten Ausbildung auf jene Vorstellungen von der Seele zurückgewirkt hat.

Die ägyptische Lehre verlangte, der Mensch solle sich einer Menge von Ceremonialgesetzen unterwerfen, die für jede Kaste oder Berufsklasse verschiedenartig abgefasst waren. Die vielen Reinigungen, Waschungen, die Verbote, von diesem oder jenem Thiere zu essen oder etwas, was für unrein oder dämonisch erklärt wurde, die sich heute noch im jüdischen und muhamedanischen Gesetz finden, stammen grossentheils von den alten Aegyptern her. Die ägyptischen Menschen, d. h. die in Menschenkörper übergegangenen gefallenen Geister, wurden durch eine Menge von Geboten und Verboten geschützt und zugleich eingeengt, dass sie sich kaum frei rühren konnten. Es ist bekannt, wie sogar den Königen ihr Verhalten zu jeder Stunde des Tages vorgeschrieben war. Das alles hatte den guten Zweck, Ausschreitungen des freien Willens zu verhüten. Das Vertheidigungssystem gegen das Böse war aber so engherzig, dass es eine freie Offensive zum Guten ausschloss. Der Mensch war kaum mehr eine Person, sondern von Geburt an eine Sache, in eine gewisse Schachtel eingesteckt, einer Kaste einverleibt, zu einer bestimmten täglichen Beschäftigung gezwungen ohne Freiheit.

Wenn auch eine gewisse Grundstimmung durch das ganze Aegypterthum hindurchgeht, so darf man doch manches, was sicher erst später ausgedacht worden ist, nicht als etwas schon Anfängliches ansehen. Ueberhaupt sind die Vorstellungen von einer schon vor viertausend Jahren fixirten und vollendeten ägyptischen Cultur ein wenig fabelhaft. Wenn Firmicus IV. 16. die Planetenleiter vom ersten König der zwanzigsten

ägyptischen Dynastie erfinden lässt, so heisst das wohl nur, die Aegypter haben die Lehre von den Sphärenharmonien erst in einer spätern Zeit überkommen, vielleicht von den Magiern in Babylon. In ihrer Legende des Osiris dürfte sich auch manches nur durch fremden Einfluss richtig erklären lassen. Osiris soll zu gleicher Zeit als Sonne leuchten und erwärmen und dann wieder als Mumie im Grabe liegen, während sein Sohn Horus ausersehen ist, seinen Tod zu rächen. In dieser Vorstellung ist Osiris die im vorigen Jahr gestorbene Sonne und Horus die neue Jahressonne. Dieser Horus scheint dem Begriff und Namen nach von dem persischen Kyros und griechischen Koros abzustammen und dem ägyptischen Ideenkreise ursprünglich fremd zu seyn, und eben deshalb eigentlich überflüssig. Denn weil er die Sonne ist, die jährlich stirbt, muss auch Horus sterben. Dies wird durch einen Mythus ausgedrückt, in welchem dem Horus durch den Bore-Seth dasselbe geschieht, wie seinem Vater Osiris durch den Typhon. Er wird nämlich von demselben umgebracht. Nun aber tritt seine Mutter Isis als Rächerin auf und tödtet den Bore-Seth, wovon sie den Namen Persephassa erhält. Plutarch, Isis 27. Wem könnte es entgehen, dass hier eine Vermengelung ägyptischer und griechischer Vorstellungen stattfindet, um die ägyptische Isis mit der griechischen Persephone zu identificiren? Diese Vermengelung geht noch weiter. Weil Persephone in der Unterwelt bei ihrem Gatten Pluto nur ein halbes Jahr zubringt und die andere Hälfte bei ihrer Mutter auf der Oberwelt, muss auch Isis je ein halbes Jahr beim Osiris in der Unterwelt zubringen, das andere halbe Jahr aber darf sie auf der Oberwelt herrschen.

Diese Göttin Isis, die nach der ursprünglichen ägyptischen Vorstellung dem Osiris als treue Gattin untergeordnet ist und deren ganzes Daseyn auch in ihrem Wittwenstande nur von der Liebe zu ihm und der Klage um ihn erfüllt ist, wird in einer spätern Vorstellung weit über ihn erhoben, ja ganz unabhängig von ihm zur höchsten und alleinigen Gottheit gemacht, etwa wie die ephesische Diana oder die syrische Göttermutter, ja eigentlich wie die indische Bhavani. Denn bei Appulejus, Metam. XI. 362. rühmt sie sich selbst: Ich die Mutter aller Dinge, die erste der Himmlischen, aller Götter und Göttinnen

Urbild *(facies uniformis)* etc. und die Inschrift am Tempel zu Sais, in welchem die Isis unter dem Namen Neith verehrt wurde, lautete: Ich bin alles, was da war, was ist und seyn wird und meinen Schleier hat noch nie ein Sterblicher aufgehoben. Plutarch, Isis XI. 354.

Eine allmälige Fortbildung der altägyptischen Speculation und wahrscheinlich unter fremdem Einfluss erkennt man auch in andern Anzeichen wieder, z. B. in den Spaltungen und Gabelungen des ursprünglich gewiss ganz einfachen Begriffs eines vom Himmel herab gefallenen Geistes, der zu seiner Busse in den irdischen Körper eingehen soll. Da wird nun in demselben Ich oder Individuum erstens der Geist vom Körper, dann wieder der Geist von der Seele unterschieden, und drittens werden auch noch himmlische Schutzgeister unzertrennlich mit dem Individuum verbunden, um ihn den rechten Weg durchs irdische Leben nicht verfehlen zu lassen. Vergl. Röth S. 230. Entspricht das nun auch ganz dem ängstlichen Einschachtelungssystem, welches den Aegyptern vor allen andern Völkern eigenthümlich war, und muss man sich vorstellen, sie wollten die geistige Substanz des Individuums ebenso sorgfältig schützen und einwickeln, wie die materielle in der Mumie, so hat doch ohne Zweifel auch die Bekanntschaft mit syrischen, babylonischen und griechischen Speculationen auf sie nicht weniger zurückgewirkt, als die ägyptische auf die pythagoräischen und orphischen Mysterienlehren. Vor allem aber dürfte die Lehre von den Planeten, ihrer Sphärenmusik und ihrer Leiter mehr dem babylonischen Sabäismus und dem apollinischen Sinn für Musik entstammt seyn, als dem alten Aegypterthum. Auch die Schutzgeister scheinen mehr persischen als ägyptischen Ursprungs zu seyn.

Das eigentlich Charakteristische, was die Aegypter von allen andern alten Völkern unterscheidet, war das conservative Princip in ihrer Sorge um den Leib, um die Nichtauflösung des Körpers, um dessen Erhaltung für immer und überhaupt um die Erhaltung der einmal wirklich gewordenen und von den Aegyptern selbst für vollkommen und unverbesserlich gehaltenen ägyptischen Zustände.

Die gefallenen und in den menschlichen Körper gebannten Geister mussten allerdings eine Prüfung bestehen und waren

der Strafe verfallen, wenn sie in der Prüfung nicht bestanden, allein es war von vornherein dafür gesorgt, dass ihnen die Prüfung erleichtert wurde, einmal durch die Gnadengaben, welche sie bei ihrer Herabkunft vom Himmel auf der Planetenleiter von jedem einzelnen Planeten erhielten, zweitens durch die ihnen mitgegebenen Schutzgeister, drittens durch das Erbarmen des Osiris, welcher mit seinem göttlichen Wesen die ganze Natur und also auch die Menschheit durchdrang und heiligte, viertens durch die eng umgrenzenden Rangordnungen, durch die vorgeschriebenen Reinigungen und äusserst detaillirten Gebote und Verbote. Nach dem Tode sollte jedes menschliche Individuum vor ein Todtengericht gezogen werden. Dasselbe bestand aus dem im Todtenreiche waltenden Osiris und 42 göttlichen Richtern. Der Werth oder Unwerth des Verstorbenen wurde auf einer grossen Waage abgewogen und sein Urtheil in einem grossen Buche niedergeschrieben. Man hat noch das oben erwähnte ägyptische Todtenbuch, auf einer Papyrusrolle niedergeschrieben, in einem ägyptischen Grabe aufgefunden und in Turin aufbewahrt, herausgegeben von Lepsius. Darin sind alle diese Dinge beschrieben. Vergl. dazu Röth, Aegyptische Glaubenslehre S. 178.

Welche Seele die Prüfung nicht bestand, sollte nach Herodot II. 123. dreitausend Jahre lang, was ganz der indischen Seelenwanderungslehre entsprach, durch allerlei Thierleiber wandern müssen. Man wollte nun das berühmte Labyrinth mit seinen dreitausend Kammern als eine sinnbildliche Darstellung dieser Seelenwanderungen betrachten, welcher Meinung auch noch Creuzer II. 13. anhing. Herodot aber, welcher selber das Labyrinth besuchte und (II. 148.) beschrieben hat, fand darin nur leere Wände, die gewiss mit warnenden Bildern gefüllt gewesen wären, wenn man hier überhaupt an Seelenwanderungen gedacht hätte. Auch Strabo 811. und Diodor I. 89. kennen das Labyrinth nur als Grabdenkmal eines Königs und seine Verbindung mit dem See Möris lässt sogar auf einen grossartigen Bau schliessen, welcher zum Zweck der Landesbewässerung in trockner Zeit errichtet war.

Jedenfalls muss man sich unter den Aegyptern, welche die Prüfung vor dem Todtengericht nicht bestanden, nur eine Menschenclasse denken, welche von der herrschenden Priester-

und Kriegerkaste absichtlich eines höhern Werthes nicht gewürdigt wurde, denn für die Könige, Priester, Krieger, Vornehme und Reiche war gesorgt. In dem Todtengebet, welches Porphyrius de abstin. IV. 10. aufbewahrt hat, wird der Sonnengott (Osiris) angerufen, den Verstorbenen zu den ewigen Göttern zu führen. Dabei wird der Verstorbene wegen seiner Tugenden gelobt und es heisst, wenn er gesündigt habe, so sey es nur mit dem Bauche geschehen. Der Bauch aber wurde mit dem Tode abgelegt. In der Mumie wurde der ganze Leichnam mit grösster Sorgfalt erhalten, nur der ganze Inhalt des Bauchs, die Eingeweide, wurden ausgenommen und weggeworfen. Dann war der übrige Leib für die Sünden des Bauchs nicht mehr verantwortlich.

Dass die Aegypter so zäh an ihrer Leiblichkeit und überhaupt an der Wirklichkeit der Dinge hingen und doch das gegenwärtige Leben gering schätzten, darin lag kein Widerspruch, denn was sie für das ewige Leben hielten, war eben doch nur wieder das diesseitige. Nach Diodor I. 51. glaubten die Aegypter, sie seyen nur zur Herberge in diesem Leben und erst im künftigen Leben sey ihre wahre und bleibende Heimat, weshalb sie auch nur in geringen Häusern wohnten, dagegen ihre Gräber als ihre künftigen Wohnungen auf das prachtvollste bauten und einrichteten. Man hätte glauben sollen, in der Verachtung des gegenwärtigen Daseyns kämen die Aegypter ganz mit den Indern überein, und doch waren ihre Glaubenslehren himmelweit von einander verschieden, denn während die Inder im materiellen Daseyn nur einen Schein, gleichsam einen Traum erkannten und sie alles vergeistigten, gruben sich im Gegentheil die Aegypter förmlich in die Materie ein und wollten nie mehr von ihr lassen. Der Inder glaubte sein individuelles Daseyn und seinen Körper nicht schnell genug verflüchtigen, vernichten und gleichsam im Meer der Gottheit untergehen lassen zu können, weshalb auch in Indien alle Leichen verbrannt und spurlos vertilgt wurden. Der Aegypter dagegen suchte seinen Körper in alle Ewigkeit zu erhalten durch Einbalsamirung und Einwickelung. Er wollte also doch sein gegenwärtiges Daseyn und die ganze materielle Welt umher nur beibehalten und fixiren, was mit

nichts so sehr im Widerspruche stand, als mit den Bedürfnissen und Wünschen der Inder.

Es ist kein Zweifel, dass die Aegypter an ein Jenseits, an einen von der Erde entfernten Himmel gar nicht dachten, sondern dass sie auch nach dem Tode auf der Erde fortzuleben hofften, wenn auch der einzelne warten musste, bis alle die Prüfungszeit überstanden hatten. Die Auferstehung sollte aber nicht anderswo stattfinden, als in Aegypten selbst. Die grossen Nekropolen oder Todtenstädte, die in Aegypten neben jeder grossen Stadt angelegt und für die Todten mit viel grösserer Pracht als für die Lebenden erbaut waren, sollten nicht blos provisorisch da seyn, sondern die Todten sollten einst darin erwachen und ewig darin wohnen bleiben. Nur deshalb bestanden die Gräber der Könige und Vornehmen aus einer Menge von Sälen und Gemächern. Nur deshalb hatten die Todtenstädte grössern Umfang als die Städte der Lebenden. Nur deshalb waren sie mit den schönsten grünen Auen und Wäldern, Blumen und Gewässern umgeben. Diodor I. 96. beschreibt die ungeheure Nekropole von Memphis, zu welcher man die Todten auf dem See Acherusia hinüberführte, als ein Paradies, gleichsam als das ägyptische neue Jerusalem. Er nennt sie mit dem griechischen Namen Heliopolis, das ist Sonnenstadt, weil die Todten hier in der Residenz des todten Sonnengott Osiris und unter dessen Schutze wohnten, um einst mit ihm zu erwachen. Osiris wurde nämlich immer als der Todte gedacht, weil er im Jahre immer sterben muss. Er ist zwar der höchste Gott, der die ganze Zeitlichkeit durch den regelmässigen Mechanismus des Sonnenjahrs regiert, aber sein ganzes Wirken ist eigentlich nur ein Leiden und Sterben; denn sein jährlicher Tod in der Sommersonnenwende ist die Bedingung der Wiederholung desselben Sonnenlaufs oder Jahres und er muss so lange den Lauf durch den Thierkreis wiederholen und immer von neuem sterben, als noch Menschen leben. Menschen leben aber so lange, als nicht sämmtliche gefallene Geister, die in ihnen verkörpert werden, entsühnt und erlöst sind. Röth 183. Dann erst hört die Leidens- und Sterbezeit für Osiris auf. Mit ihm erwachen alle todten Menschen und leben fortan selig unter seiner Herrschaft und zwar in Aegypten, wo sie alle begraben sind, und nirgend anderswo.

Das Mumisiren hatte nun einzig den Zweck, die Leichen unverletzt zu erhalten bis zu dem Moment, wo alle Menschen entsühnt sind und es keine neuen mehr gibt. Servius zur Aeneis III. 68. berichtet, die Aegypter hätten ihre Todten begraben und den Leichnam zu erhalten gesucht, weil die Seele so lange dauern solle wie der Körper; die Römer aber hätten ihre Leichen verbrannt, weil sie geglaubt hätten, die Seele gehe sogleich nach dem Tode in ein anderes Leben über. Herodot II. 86. beschreibt ferner, wie die Leichen in Aegypten, damit sie erhalten würden, mumisirt worden sind, nämlich wie neugeborene Kinder umwickelt und gegen jeden schädlichen Einfluss von aussen geschützt, alle so wie der todte Osiris selbst mumisirt worden sey, in dessen Nähe sie als bei dem Herrn der Todten wie der Lebenden, in seiner Todtenstadt als sein Volk schlafen sollten. Bei der Mumisirung der Könige wurde alles genau so gemacht, wie bei der des Osiris, was noch in Grabbildern dargestellt ist. Champollion, lettre à Mr. Browne p. 22.

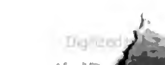
Der grossen Todtenstädte gab es in Aegypten ausser Heliopolis noch sehr berühmte zu Abydos, auf einer Nilinsel und westlich von Theben gegen die Wüste hin, und in jeder dieser Nekropolen lag auch ein mumisirter Osiris, was uns nicht Wunder nehmen darf, da auch in katholischen Ländern derselbe Heilige oder wenigstens Gliedmaassen von ihm in mehrfachen Exemplaren an verschiedenen Orten verehrt werden. Creuzer, Symbolik II. 146. meinte, der Glaube der Alten an die seligen Inseln im Westen sey zuerst in Aegypten aufgekommen und beziehe sich auf die Todtenstadt westlich von Theben. Hier fehlt aber das Meer und jener schöne Glaube ist viel wahrscheinlicher am Mittelmeer oder am atlantischen Meere entstanden, von dessen Ufern aus man fern im Meere die Sonne untergehen sieht.

Ein schönes Sinnbild für die Mumie war die Knospe, deren viele Hüllen die schöne Blume gleichsam im Schlafe vor dem Erwachen schützen. In dem ältesten Märchen der Welt nämlich, welches in Hieroglyphenschrift auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Mumiensarge gefunden wurde, von einer englischen Dame im Jahre 1852 gekauft und zuerst von Rougé in Paris ins Französische, vor einigen Jahren aber aufs neue von

Brugsch aus dem Original ins Deutsche übertragen wurde, heisst es von einem gewissen Batau, der von seinem Bruder erschlagen wurde, seine Seele sey in die Blüthe eines Cedernbaumes verschlossen worden und habe darin fortgelebt. Die Ceder gehört zu den immergrünen Coniferen, deren Grün den Winter überdauert, die daher im Süden wie im Norden Sinnbilder des Todes und der dennoch den Tod überdauernden Lebenskraft waren. Die Blüthe der Ceder ist mithin ein höchst passendes Sinnbild für die Seele nach dem Tode des Leibes oder vor der Wiedergeburt.

Die Ansicht, nach welcher die alten Aegypter in ihren Todtenstädten selbst leibhaftig wieder erwachen und hier in der Umgebung von paradiesischen Landschaften die ewige Seligkeit zu bringen sollen, lässt sich freilich bestreiten und zwar aus einem doppelten Grunde, weil nach der oben angeführten Lehre von der Planetenleiter die Seelen nicht nur auf dieser Leiter zur Erde herab, sondern auch als Gerechte und Selige wieder hinaufsteigen, und zweitens weil nach dem ebenfalls oben schon angeführten Gebet an die Sonne, welches uns Porphyrius aufbewahrt hat, der Verstorbene bittet, in die Versammlung der Götter eingeführt zu werden. Indessen frägt es sich, ob die Planetenleiter für eine ursprünglich ägyptische Vorstellung gelten darf, und ob ihr nicht die Thatsache widerspricht, dass die Aegypter ihre Gräber unzweifelhaft und ausdrücklich sich zu ihren Wohnungen in der seligen Ewigkeit hergerichtet haben. Endlich muss auch Gewicht darauf gelegt werden, dass unter den Göttern, zu welchen der Verstorbene gern versammelt seyn möchte, doch nur die jüngste Götterreihe, nämlich Osiris, Isis und Genossen, gemeint seyn können und dass diese nicht wie die ältern Götterreihen ausschliesslich dem obern Himmel oder Aether angehören, sondern ausdrücklich der Natur einverleibt, der Materie incarnirt sind, um dieselbe durch und durch zu heiligen. War dem aber so, so brauchten auch die Todten, um zu den Göttern zu gelangen, die Erde nicht zu verlassen.

Das schöne Lied an die Sonne, welches auf einem altägyptischen Steine (jetzt in Berlin) gefunden wurde und welches ganz dem entspricht, welches Porphyrius mitgetheilt hat, enthält nichts, was auf ein Emporschweben der Seligen zum



hohen Himmel deutete. Es preist nur das Hinüberschiffen zu den seligen Inseln, die noch der Erde angehören.

Ich preise dich am Abend meines Tages,
Wenn du versinkst und ich versink mit dir
Zu neuem Leben.
Die Sonnenbarken sind in lautrer Freude,
Wenn sie mit dir den Ocean durchschiffen
Und deine Diener schwelgen in Entzücken.
Geschlagen ist vom Glanze deines Auges
Des himmlischen, dein Widersacher,
Gehemmt ist der Apophis-Schlange Vorwärtsschreiten.
Schön ist dein Scheiden, Herz erweiternd,
Am Berg des Abendsonnenscheins.
Da leuchtest du dem guten Gotte,
Dem Herrn der Zeit, der Unterwelt Beherrscher;
Da strahlst du Licht den Schemen aller Todten
Es schaut ihr Auge deine Herrlichkeit; —
Die in der Tiefe ihres Grabes ruhn.
Ihr Arm erhebt sich, deine Macht zu preisen;
Und die im Westen weilen sind entzückt,
Wenn du Lichtstrahlend ihnen nah'st;
Und die im Hades wohnen sind voll Freude,
Wenn du erhellst des Westens dunkles Land.
Bei deinem Anblick öffnen sie die Augen;
Ihr Herz erbebt in freudevollem Zittern,
Wenn sie dich seh'n hoch über ihrem Haupt.
Nicht können Götter selber sich gebären,
Nur du allein gebärst sie allzumal.
Du steigst empor, da stillst du all ihr Leiden,
Du steigst hinab, um ihren Leib zu kosen.
Sie preisen dich, wenn du dich ihnen nahst
Und strecken aus die Hand nach deiner Barke.
Dein Untergang am Berg der Abendröthe
Wie schön ist er, o Sonne, immerdar!
Gib dass mein Geist bei ihnen weile,
Dass über mir das Licht erglänze,
Dass ich die Sonne schau' mit ihnen
Die in Verklärung und Vollendung
Im Westen sitzen vor dem Gott,
Der alles Edle, Gute schafft. —

Wie die Todten in der Zwischenzeit vom Tode bis zu der allgemeinen Auferstehung zubringen, haben sich die Aegypter verschieden gedacht. Herodot II. 123. berichtet, die Seele des Todten, dessen Leib verweset sey, hätte in dasjenige

Thier fahren müssen, welches im Augenblick seines Todes geboren worden sey, und habe, wenn auch dieses Thier gestorben, noch durch Leiber von allen andern Thiergattungen dreitausend Jahre lang wandern müssen. Wie es scheint, wurde dieser Glaube zum Nutzen der herrschenden Klassen ausgebeutet. Wessen Leichnam als Mumie erhalten blieb, dem war von vorn herein die Auferstehung und künftige Seligkeit gesichert, und Schwenk, ägypt. Mythologie S. 27. zieht daher in Zweifel, ob die Mumisirten überhaupt einem Todtengericht unterworfen wurden und vor demselben nicht blos die übrigen, nicht so glücklich privilegirten erscheinen mussten? Nach Diodor I. 92. wurde, wenn man die Leiche auf das Fahrzeug brachte, um in die Todtenstadt gefahren zu werden, von den Umstehenden jede Klage gegen den Todten angehört. Klagte niemand, so legten die Leidtragenden sogleich die Trauer ab. Also war wohl ein Todtengericht im Jenseits für solche Privilegirte unnöthig geworden und sie durften ruhig die Auferstehung abwarten. Ganz klar ist es nicht, denn man findet auf ägyptischen Grabbildern auch Darstellungen von friedlicher und behaglicher Feldarbeit, die eine Beschäftigung der Seligen zu seyn scheint. Das in Turin aufbewahrte Todtenbuch schildert solche Scenen und man könnte glauben, die Seligen würden bis zu ihrer Auferstehung, also vergleichungsweise innerhalb der dreitausend Jahre, provisorisch damit beschäftigt, wie die Unseligen mit ihrem qualvollen Leben in Thiergestalten. Doch ist es wahrscheinlicher, dass solche Scenen nur vorbildlich das selige Leben nach der Auferstehung in Heliopolis vorbilden sollten. Auf einem Grabbilde werden zwei Verdammte als Schwein und als Nilpferd vom Todtengericht fortgetrieben. Auf einem andern Bilde aber am Grabe des König Ramses erscheinen die Thiere als Sinnbilder menschlicher Laster. Demnach müsste jeder Verdammte in das Thier verwandelt worden seyn, welches seinem Laster entspricht. Damit stimmt aber wieder der Bericht des Herodot nicht überein, nach welchem die Seele des Verdammten in das erste beste Thier fahren musste, welches zufällig gerade geboren wurde.

Man sollte fast glauben, die ausschweifende Seelenwanderungslehre hätten die Aegypter absichtlich von Indien

herübergenommen, um sie ausschliesslich auf den bösen Theil der Menschheit anzuwenden, oder vielmehr auf die Rebellen und Ungehorsamen, die sich den Satzungen der einheimischen Priesterschaft nicht gehorsam genug unterwarfen; wogegen der gehorsamen Klasse, den mit der Priesterkaste eng verbundenen Königen und Vornehmen im Voraus die Auferstehung und der Fortbesitz aller ihrer Reichthümer und Ehren gesichert wurde.

Seltsam war es freilich, dass die von den Priestern gerechtfertigten Aegypter, die herrschende conservative Partei, es sich so ausserordentlich bequem machte, während nicht etwa blos das gemeine Volk der langen Pein der Seelenwanderung preisgegeben, sondern auch der arme Gott Osiris genöthigt wurde, fort und fort alle Jahre zu sterben. In diesem Osiris tritt keine rechte Freudigkeit, nicht einmal eine Widerstandskraft hervor. Er rächt sich nicht einmal selbst, sondern lässt sich durch seinen tapferen Sohn Horus, die neue Jahressonne, rächen. Er selbst bleibt immer der Leidende und Sterbende oder der Gestorbene. In jeder Todtenstadt befand sich sein Grab, als Residenz des Königs der Todten unter dem Volk der Todten. Auf der Nilinsel Philä hatte er das schönste und berühmteste Grab, die eigentlich selige Insel, Diodor I. 22. Seine Seele dachte man sich aber übergegangen in den Stier Apis, Diodor I. 83. Der bedeutet nun wie der persische Urstier die Erde, aus der alle Nahrung wächst. Der Sinn ist: wenn die Sonne in der Sommermitte gleichsam gestorben ist, lebt ihre Kraft doch während des Winters in den unterirdischen Saaten fort. Diesem Sinnbild entspricht auch die Kuh, in der nach Plutarchs Isis 39 Gott Osiris soll begraben worden seyn, und die noch heute herrschende Sitte in Indien, durch das Bild einer Kuh zu kriechen und sich dadurch zu entsühnen. Indess verknüpfen sich auch wieder so viele astralische Vorstellungen mit dem Apis, dass man kaum zweifeln kann, er habe wenigstens in einer spätern Ausbildung der ägyptischen Speculation die Bedeutung des conservativen Princips in der ganzen Natur überhaupt erhalten, welches fortbesteht, wie oft auch die Menschheit einerseits durch den Tod der einzelnen Menschen, andererseits durch den Tod des in der Menschheit und Natur zugleich incarnirten Osiris im Allgemeinen wechselt.

Das passive Verhalten des Osiris hat etwas Unerquickliches, was sogar langweilig wird, wenn man sich denkt, dass seine Passion sich alle Jahre immer auf die gleiche Weise wiederholt. Aber man gewinnt ihm ein neues Interesse ab, wenn man erwägt, dass er in wirklich himmlischer Geduld sich für die Menschen opfert und immer vergeblich darauf warten muss, dass sie endlich aussterben, denn eher kann er von seiner jährlichen Selbstaufopferung nicht erlöst werden. Erst durch den Hinblick auf dieses glückliche Ende, was so lange nicht kommen will, erhält die rührende Klage der Isis beim jährlich sich wiederholenden Tode des Osiris ihre wahre Bedeutung. Ihre beständige Wiederholung wäre langweilig, wenn man nicht denken müsste, sie wartet auf eine endliche Erlösung für ihn und sich selbst.

3.

Ein Blick auf die jüdische und persische Unsterblichkeitslehre.

Die jüdische Unsterblichkeitslehre ging bekanntlich von den einfachen und natürlichen Voraussetzungen aus, welche auch die aus ihrem Schooss hervorgegangene christliche Lehre beibehielt. Sie verwarf nämlich die phantastische Präexistenz der Aegypter und setzte voraus, der einige und allmächtige Gott Schöpfer schaffe jeden Menschen als ein ganz neues Wesen bei dessen Geburt, und der Mensch bestehe zwar auch hier eine Prüfungszeit, komme aber nach dem Tode, je nachdem er Gottes Geboten gehorcht und rechtschaffen gelebt hat oder nicht, einfach in den Himmel oder in die Hölle. So lehrt das alte Testament. In den spätern Fabeln der Talmudisten finden sich zwar mehrfache Spuren der Seelenwanderungslehre, aber sie sind aus dem Heidenthum entlehnt, dem Judenthum nur angeflogen.

Auch die alten Perser unterschieden sich durch eine einfachere und natürlichere Weltansicht von den überschwänglichen Phantasien der Inder und von dem Pedantismus der Aegypter. Von den Juden selbst aber unterschied sie der viel

ritterlichere Charakter, die Kampfbegeisterung für das Gute und gegen das Böse.

Nach altpersischer Lehre theilte sich das Urwesen in Ormuzd und Ahriman. Jener beherrschte die Welt zuerst, bis dieser sich störend und zerstörend eindrängte, worauf ihr Kampf eine Ausgleichung fand, die jedoch noch keine letzte Entscheidung herbeiführte. Das alles hat Aehnlichkeit mit der altägyptischen Lehre, nur dass der ursprüngliche Monotheismus sich in einen Dualismus spaltet und nicht in eine Vielgötterei. Im Uebrigen ist Ahriman dem ägyptischen Seb ganz ähnlich. Auch darin stimmt das persische Religionssystem mit dem ägyptischen überein, dass zum Behuf einer Ausgleichung des Streites überhaupt erst die gegenwärtige materielle Welt geschaffen worden ist.

Nun aber weicht die persische Lehre von der ägyptischen wieder ab. Die Menschen sind keine gefallenen Geister, sondern Geschöpfe des Ormuzd, ganz neue Wesen. Ormuzd ist kein Osiris, er geht nicht in die Sonne oder gar in den Nil über, um deren Lauf jährlich zu wiederholen, sondern er bleibt ein rein geistiges Wesen und lässt auch die Sonne nur von einem Geist oder Genius, dem Mithra, lenken. Dieser Mithra hat zwar Einiges mit dem Osiris gemein, nämlich den Sonnenlauf, aber er durchschreitet den Tag von Morgen zu Abend, wie das Jahr durch den Thierkreis, wie Herakles als ein Held, immer aktiv, nicht passiv, und das Absterben des Jahres leitet er selbst, indem er auf den Stier der Fruchtbarkeit tritt und denselben mit dem Schwert als Opfer tödtet. Deswegen bleibt er zuletzt im äussersten Westen, wo die Sonne untergegangen ist, und wartet hier als Wächter und Richter auf alle Menschen, welche sterben. Die Perser dachten sich nämlich, alle Todten müssten auf demselben Wege, den die Sonne als Mithra gewandelt, die andere Welt mit Himmel und Hölle im äussersten Westen suchen und könnten dazu nur auf der Brücke Tschinewad gelangen. Cin-vat heisst Vergeltungs- oder Zahlungsbrücke. Man dachte sich dieselbe als über das Meer geschlagen und es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Regenbogen Veranlassung zu dieser Vorstellung gegeben hat, wie derselbe auch im nordischen Heidenglauben für die Brücke zwischen Himmel und Erde gehalten wurde. Damit stimmt auch das luftige und

veränderliche Wesen der Brücke Tschinewad zusammen, die nur unter den Gerechten breit und fest blieb, unter den Sündern aber sich verdünnte und dieselben hinunterstürzen liess. Man darf hier auch an die Planetenleiter denken, von der die Seelen der Aegypter herabstürzten. Nach persischer Lehre kamen diese Gefallenen noch nicht in die eigentliche Hölle, sondern erst in ein Zwischenreich, wo sie sich noch läutern konnten. Die Gerechten kamen über die Brücke, wurden von Mithra aufgenommen und in ein Reich der Seligkeit gebracht.

Die Hauptsache war, dass die Menschen nach der persischen Lehre während ihres irdischen Lebens zwar auch eine Menge Vorschriften gleich den ägyptischen befolgen mussten, um dieselben als Schutzwaffen gegen Ahriman und seine boshaften Diener zu benutzen, dass sie aber nicht in der Defensive blieben, sondern angriffsweise zu Werke gingen und dass es eine Hauptpflicht für sie war, alles Ahrimanische in der Welt möglichst auszutilgen. Alle Geschöpfe waren nach persischer Lehre eingetheilt in gute und böse, eine Armee des Ormuzd und eine des Ahriman, und derselbe Krieg, den diese beiden göttlichen Principe schon vor der Schöpfung der gegenwärtigen Welt und der Menschen geführt hatten, wurde unablässig von den Menschen fortgesetzt. Und zwar beurkundete sich darin eine sittliche Energie, wie sie in dem altägyptischen Mechanismus keineswegs wiederzuerkennen ist. Die Sitten der Aegypter waren sehr verderbt, weil die Natur gegen den Zwang heimlich reagirte, den Persern wird dagegen eine freiwillige Begeisterung für die Wahrheit ihrer Lehre, ein sittliches Erzürnen gegen alles Böse und hauptsächlich gegen die Lüge nachgerühmt.

Nach altpersischer Ueberlieferung im Avesta opferte das Urwesen Zeruana Akarana, das Allumfassende, um einen Sohn zu bekommen, den er Ormuzd nennen wollte und der eine vollkommene Welt erschaffen sollte. Indem er aber opferte, kam ihm ein Zweifel an, ob das Opfer auch helfen werde. Und siehe, er bekam zwei Söhne, denn aus seiner Hoffnung entstand der gute Ormuzd, aus seinem Zweifel aber der böse Ahriman. Ahriman heisst wörtlich „der es arg meint", denn die altpersische Sprache hatte viele Aehnlichkeit mit der deutschen. Vergl. Röth, Gesch. d. abendl. Philosophie I. 398.

Als das Urwesen den zweiten Sohn erblickte, den es nicht verlangt hatte, schauderte es vor ihm, konnte ihn aber nicht mehr wegbringen. Nach der von Neumann im Ausland 1829 S. 792. mitgetheilten Legende.

Der gute Ormuzd wollte seines Vaters Wunsch erfüllen und eine vollkommene, gute und schöne Welt schaffen. Arglos bat er seinen Bruder, dabei mitzuwirken. Dieser aber wollte nichts mit ihm zu schaffen haben und nun verfügte der Vater oder das Verhängniss, dass im ersten Zeitalter von dreitausend Jahren Ormuzd allein die Welt regieren, in den beiden folgenden Zeitaltern von zusammen sechstausend beide um die Herrschaft streiten, im letzten Zeitalter von dreitausend Jahren aber Ahriman regieren solle. Da verbarg sich Ahriman in die Tiefe und liess den Ormuzd walten, der nun eine ganz vollkommene Welt schuf und ein goldnes Zeitalter der Unschuld und des Friedens erlebte. Aber im Beginn des zweiten Zeitalters erhob sich Ahriman und flog in Schlangengestalt als ungeheurer Komet zum Himmel hinauf, um die Gestirne zu verwirren und alles in Unordnung zu bringen und zu verderben, was Ormuzd geschaffen hatte. Ihm folgte brennendes Feuer und schwarzer Rauch und er steckte die ganze Welt in Brand. Ormuzd kämpfte gegen ihn neunzig Tage und Nächte lang unterstützt von seinen guten Geistern, während dem Ahriman seine bösen Dews (wovon das deutsche Wort Teufel herkommt) halfen. Endlich wurde Ahriman wieder in den Abgrund der Tiefe hinuntergestürzt. Aber die Verderbniss, die er in die Welt gebracht hatte, liess sich nicht mehr austilgen. Zwar löschte er den grossen Weltbrand durch eine Sündflut, aber er musste dulden, dass in allen Theilen der Welt neben dem Guten auch etwas Böses zurückblieb, denn Ahriman hatte nicht blos in Schlangengestalt die grossen Räume durchflogen, sondern war auch in Fliegengestalt in alle Winkel eingedrungen, um alles zu beschmutzen und zu vergiften. Durch ihn kam das Uebel in die Welt, wenn ihm gleich das von Ormuzd geschaffene Gute noch die Waage hielt. So blieben die sieben Erzengel oder Amschaspands als die sieben Planeten am Himmel und stellten sich ihnen sieben feindliche Kometen entgegen. Zwar blieb der Tag noch Licht, ihm aber setzte sich die schwarze Nacht entgegen. Es gab noch ein heiliges Feuer,

aber nicht mehr überall rein, sondern verdunkelt und verunreinigt durch den Rauch. Es gab noch Wesen, die sich des Lebens freuten, aber alle wurden nacheinander durch Ahriman zu Leichen. Es wuchsen noch Bäume, aber sie welkten im Herbst, es gab noch gute Saaten, aber auch Unkraut; Heilkräuter, aber auch Giftkräuter. Es gab noch gute Thiere, aber sie wurden von den bösen angegriffen und die ganze schöne Sommernatur durch die Kerfesters (das Ungeziefer) besudelt und verdorben. Dazu gesellten sich noch tausend neue Uebel, um die Geschöpfe zu plagen, Krankheiten, Hunger, Dürre, Stürme etc. Die ersten Menschen, die von Ormuzd gut geschaffen waren, verführte Ahriman, von der verbotenen Frucht zu essen, so dass sie die Unschuld verloren und in die Sünde fielen, woraus alle Begierden, Schwächen, Leiden und Thorheiten der Menschen hervorgingen. Ormuzd half zwar immer noch durch Heilmittel aller Art, durch weise Gesetze und Ermahnungen; allein die Menschen liessen sich fort und fort durch die Lust zum Bösen verführen, so dass im Beginn des vierten Zeitalters, in welchem wir jetzt leben, schon alles für Ahriman reif war und er seine Herrschaft mit aller Bequemlichkeit antreten konnte. Erst am Weltende wird der grosse Kampf noch einmal erneuert werden. Nach dem Zendavesta. Vergl. Röth a. a. O. Rhode, die h. Sage S. 363 f.

Auffallend bleibt es immerhin, dass die Perser, nachdem sie den tief verhassten Ahriman und sein scheussliches Volk so feurig und grimmig bekämpft haben, sich am Ende doch mit ihm versöhnen. Man sollte daher fast glauben, dass ihre Lehre im Verlauf der Zeiten eine Umänderung erfahren hat. Man würde sich nicht wundern, wenn Ormuzd zuletzt mit seinem Volk allein siegreich bliebe, Ahriman aber mit dem seinigen vernichtet oder auf immer in irgend einem Tartarus eingeschlossen würde. Allein Ormuzd tritt zuletzt ganz zurück und ein neuer Messias, Sosiosch, verkündet allgemeine Verzeihung. Derselbe weckt alle Todten auf, hält Gericht über sie und lässt die Verdammten in der Hölle drei Tage und drei Nächte lang in Feuer glühen, dass sie von allem Unreinen befreit werden. Ja Ahriman selbst wird geläutert und alle kommen in das Paradies, welches aber nur das ursprüngliche Reich des Ormuzd ist. Hier trinken sie vom Wasser des Lebens und

essen die Frucht vom Baume Hom und dadurch gewinnen sie den ursprünglich guten Leib wieder. Wie aber die Menschen selbst jetzt für immer vollkommen seyn werden, so soll es auch in der ganzen Natur nichts Böses oder Ahrimanisches mehr geben.

Es könnte wohl seyn, dass indem die Perser ihre Macht über Babylon und Assyrien, Kleinasien, Syrien und Aegypten ausdehnten und, wie bekannt, in den Uebermuth der Macht und des Reichthums, daher auch in Ueppigkeit verfielen und viel von ihrer frühern Sittenstrenge verloren, auch ihre Lehre ein wenig babylonisirt oder ägyptisirt wurde. Gewiss ist nur, dass die Perserkönige zur Zeit ihrer höchsten Macht die üppige Hofhaltung und Serailwirthschaft des ältern assyrischen und babylonischen Hofes annahmen und dass sie sich zu Persepolis eine prachtvolle Todtenwohnung einrichteten, wie sie die ägyptischen Könige hatten.

Auch der berühmte Mithracultus, welcher sich einige Jahrhunderte später über das römische Reich ausbreitete, hat die sittliche Energie des alten Parsismus ganz hinter sich gelassen und es ist kein Zweifel, dass in ihm die Astrologie der babylonischen Magier weit mehr vorherrscht, als eine Tendenz, noch den Ahriman und seine böse Rotte zu bekämpfen. Die Mysterien in den Mithrahöhlen, in welchen der ganze Himmel mit dem Thierkreis und der Planetenleiter abgebildet war, haben viel mehr Verwandtschaft mit Babylon als mit Persien und die Höhle mahnt sogar an ägyptischen Cultus. Man darf dabei nicht unerwähnt lassen, dass die Reaction aller von den Persern unterworfenen Völker gegen den sittlichen Terrorismus im Parsenthum ausserordentlich mächtig gewesen oder bei der zunehmenden Erschlaffung der Perser immer mehr geworden seyn muss, weil Alexander der Grosse ausschliesslich hierauf seinen persischen Eroberungsplan gebaut hat. Die lustigen Babylonier, Syrier und Kleinasiaten und die stolzen Aegypter hatten sich bisher bei ihrer Vielgötterei wohl befunden. Die einen genossen das Leben und trieben die Wollust als Gottesdienst, die andern bewahrten den uralten Reichthum ihrer Tempel. Allen waren die Perser verhasst, die als Räuber und als Neuerer kamen, ihnen alles wegnahmen, was ihnen lieb war, und ihnen in Bezug auf ihr sittliches Verhalten ganz

ungewohnte und lästige Zumuthungen machten. Alexander der Grosse warf sich nun zum Beschützer des Götzenthums auf und erschien den Vorderasiaten, wie auch den Aegyptern als Befreier. Er durfte es aber nur deshalb wagen, das mächtige Perserreich anzugreifen, weil die sittliche Begeisterung der Parsen bereits erloschen und Ueppigkeit und Verweichlichung bei ihnen eingerissen war. Schon Herodot I. 135. tadelt die Perser, dass sie das medische Kleid angenommen hätten, und Strabo 15. berichtet, der wollüstige Cultus der Göttin Amaïtis sey bei ihnen eingerissen. Nach Berosus richtete Artaxerxes Mnemon Bilder dieser Göttin zu Ecbatana und Susa auf. Es ist demnach kein Zweifel, dass der Nerv der persischen Kraft erschlafft war, dass ein Theil der Perser sich selber den alten Götzen zugewandt hatte, so dass Alexander leichtes Spiel fand. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass die Gelehrten, die sich mit alter Geschichte beschäftigen, immer noch an dem classischen Vorurtheil hängen, Alexander der Grosse habe dem Orient den Segen einer höhern Gesittung gebracht. Sein Götzendienst stand um vieles niedriger, als der Parsismus des Avesta, der seinen Werth behielt, wenn auch die Perser selbst entartet waren.*)

4.

Ein Blick auf die phönikischen, syrischen, etruskischen und keltischen Unsterblichkeitslehren.

Zu dem, was bereits über die Phöniker gesagt ist, muss noch hinzugefügt werden, dass dieses Volk grade wegen seiner kühnen Seeunternehmungen unmöglich den ausschliesslichen Einfluss des in sich abgeschlossenen Aegyptens auf die Dauer ertragen konnte, wenn dieser Einfluss auch durch die Nachbarschaft und die überlegene Bildung der Aegypter erklärlich war. Ausser dem schon bezeichneten Einfluss, den die Phöniker

*) Vergl. meine Recensionen von Dunckers Geschichte des Alterthums und Spiegels Eran in meinem Literaturblatt von 1854. Nr. 80. u. von 1863. Nr. 102.

von Babylon her empfingen, unterscheidet sie von den Aegyptern der Cultus ihres Melkarth, der im wesentlichen dasselbe ist, was der griechische Herakles, nämlich die Personification des phönikischen Volkes als eines fahrenden, allezeit rüstigen und weithin wirkenden Handelsvolkes. Diese Göttergestalt unterscheidet sich durch ihren Heroismus und durch ihre freie Beweglichkeit von den steifen statuarischen Göttern Aegyptens.

Unter den übrigen kleinen Völkern Vorderasiens hat Phrygien am meisten Ruhm erlangt, weil hier der Sinnencultus der Babylonier in der höchsten Energie culminirte, denn die Wollust sprang hier unmittelbar in die Mordlust und Selbstmordlust über, wie das die Naturgesetze mit sich bringen und wie es sich in Wahnsinnsfällen heute noch wiederholt. Die Priester des phrygischen Attis entmannten sich, während die Göttin Kybele in Liebeswahnsinn herumraste. Hier ging alles menschliche Interesse in die Geschlechtslust auf.

Die alten Etrusker waren dadurch interessant, dass sie sich noch fester als selbst die Aegypter an das irdische Daseyn anklammerten. Sie glaubten zwar, wenn der Leib gestorben sey, könne die Seele noch fortdauern, aber nur als ein Gespenst, welches sich nicht einmal vom bisher gewohnten Kreise trenne, um in ein anderes Leben überzugehen, sondern unstät herumschweife, oder nicht einmal das Haus verlasse, sondern als Haus- und Schutzgeist in demselben zurückbleibe. Das erste glaubte man von den Geistern der bösen, das andere von denen der guten Menschen. Man nannte sie im Allgemeinen *manes, larves, lares*. Die letztern galten als Schutzgeister des Hauses. Noch jetzt brauchen wir das Wort Manen für Geister. Man widmet etwas den Manen eines verstorbenen Ehrenmannes. Ueberhaupt ist viel Etruskisches auf die Römer und durch die classische Bildung auch auf uns übergegangen. Das ganze Gespensterwesen des heutigen Europa hat immer noch die grösste Aehnlichkeit mit jenem altetruskischen. Die Gespenster bekümmern sich immer noch viel zu viel um das, was sie auf Erden hinterlassen haben. Sie sind noch an die Erdsphäre gebannt und an alle Formen ihres vergangenen Lebens. Man kann über die Laren und Manen Arnobius III. 41., Appulejus de deo Socratis 237., Martianus Capella, de nupt. II. 9. vergleichen. Merkwürdig war die Vorstellung des Todtenführers

oder Manenführers Manducus oder Mantus, welcher bei weitem nicht so anmuthig erschien als der griechische Hermes, sondern schrecklich anzusehen war und gewöhnlich einen gewaltigen Hammer schwang. Vergl. Festus s. v. Manducus. Inghirami, mon. Etrusc. I. 1. 7. Ottfried Müller, Etrusker II. 101. Dieser Wauwau war erfunden, um den Bösen einen Schrecken vor dem Tode einzujagen, aber er wies weder auf eine Hölle, noch auf einen Himmel, überhaupt auf kein Jenseits hin, sondern hielt sein fratzenhaftes Gesicht immer nur den lebenden Menschen zugekehrt, um ihnen Angst zu machen.

Die Etrusker stehen nun mit ihrem ganz auf das Irdische beschränkten Gesichtskreise den ausschweifenden Sphären des indischen Denkens noch weit ferner als die Aegypter. Uebrigens müssen wir uns bescheiden, im Ganzen weniger von ihnen zu wissen als von den Aegyptern.

Bekannter und doch in mancher Beziehung noch räthselhafter sind uns die alten Kelten oder Gallier. Diese glaubten an Unsterblichkeit. Sie gaben ihren Todten Briefe und Anweisungen auf künftige Bezahlung im Himmel mit. Diodor V. 28. Valerius Maximus II. 6. Sie begingen ein Freudenmahl bei Todesfällen. Ivo, decret. XI. 59. Sie opferten sich freiwillig dem Tode, Diodor V. 32. Sie gaben ihren Todten Schuhe mit für die Reise in die Unterwelt. Scott, minstrelsy II. 357. Grimm, Deutsche Myth. 795. Wir finden bei den Galliern sogar eine Kenntniss von der Seelenwanderung, die gar nicht in den europäischen Vorstellungskreis zu passen scheint. Wir lesen, was Taliesin von sich selbst erzählt, in Davies myth. 573. Eckermann, Myth. III. 25. Und das ist, seine Seele habe schon alle möglichen Körper durchwandert, er sey einmal ein Lachs, ein Hund, ein Hirsch, eine Axt, ein Spaten, ein Hahn, Hengst, Bock, endlich ein Korn gewesen; das letztere habe eine Henne verschluckt und in dieser habe er zugebracht, um endlich als Mensch wieder geboren zu werden. Das erinnert ganz an die indische Seelenwanderungslehre, passt aber gar nicht zu den übrigen Vorstellungen, die uns in den Denkmälern der alten Gallier und Britten erhalten sind. Diese nähern sich nämlich ungleich mehr den deutschen Vorstellungen, wie auch den griechischen. Ihr Arthur z. B., der in der Glasburg auf der seligen Insel bis ans Weltende schläft,

entspricht ganz dem schlafenden Kaiser der deutschen Sage oder dem nordischen Baldur, der am Weltende vom Todesschlaf wieder erwachen soll, um eine neue Welt zu regieren, oder dem griechischen Chronos, der auf der Insel im äussersten Westen schläft. Nun ist aber allen diesen Völkern, deren Gott schläft, die Seelenwanderungslehre fremd. Man muss also annehmen, die alten Gallier seyen verschiedenartigen Einflüssen fremder Völker unterworfen gewesen.

Von der slavischen und finnischen Unsterblichkeitslehre ist aus Mangel an Quellen und bei der verhältnissmässigen Roheit dieser Völker nicht viel zu sagen. Was die Slaven anlangt, so widersprechen sich die Nachrichten. Bischof Ditmar von Merseburg, welcher sie im 10. Jahrhundert noch in ihrer ganzen alten Barbarei kennen lernte, sagt von ihnen, sie hätten geglaubt, nach dem Tode sey alles aus. Dagegen schreibt ihnen Kadlubek IV. 19. den Glauben an eine Seelenwanderung, sogar durch Thierleiber, zu. Von diesem letztern Glauben finden sich weiter keine Spuren, aber auch Ditmars Nachricht ist zu rasch absprechend. Die Slaven setzten gleich den Germanen ihren Todten Speisen hin, nach Hanusch 408. Mone, Heidenthum I. 123. Die Seelen der Verstorbenen flogen als gespenstige Schatten umher, bis der Körper begraben war, nach Schwenck, Mythol. der Slaven 277. Von einem Himmel oder einer Hölle findet sich bei ihnen keine Ueberlieferung, daselbst 296. Es ist demnach wahrscheinlich, dass sie gleich den Etruskern und ältesten Griechen noch nicht weit über die Erde hinaus gedacht und noch gemeint haben, die Todten, anstatt in ein Jenseits überzugehen, kleben noch so lange als möglich an der Erde fest. So ist auch vielleicht das Aussetzen von Speisen nur so zu verstehen, dass die Gespenster noch nach irdischer Speise gelüsten, wie sie bei Homer nach Blut lechzen.

Noch verdunkelter sind uns die Vorstellungen der finnischen Völker, obgleich sie an eine Todtenwohnung unter der Erde, Tuonela genannt, geglaubt haben. Rühs 26. Die Esthen, Liven und Kuren verbrannten mit ihren Todten Ross und Waffen zum Gebrauch für die andere Welt. Mone, Heidenthum I. 78. Die Lappländer und Ostiaken begraben ihre Todten in kleinen Kähnen oder schiffförmigen Särgen. Scheffer 303.

Kaffka, Russland 39. Das deutet auf eine Ueberfahrt der Seelen hin. Ausser diesen wenigen Andeutungen ist aus den vielerlei Büchern, welche vom Alterthum jener Völker handeln, nichts zu schöpfen und es ist auch wohl zweifelhaft, ob noch irgend Quellen einer zusammenhängenden und irgendwie originellen Unsterblichkeitslehre dieser Völker werden aufgefunden werden.

Zweites Buch.

Indische Unsterblichkeitslehre.

1.

Der Grundgedanke der indischen Unsterblichkeitslehre.

In den ältesten Zeiten, von denen uns durch die grosse Gebetsammlung der Vedas eine Kunde erhalten ist, verehrten die Inder gleich andern alten Völkern nur Naturgötter, personificirte Naturerscheinungen und Naturkräfte und ganz so wie die andern alten Völker achteten sie den Donnergott, Indras genannt, auf dem Berge Meru thronend, für den höchsten, für den König aller übrigen Götter. Diese waren Personificationen des Meeres, der Winde, der Erde, der Sonne und des Mondes. Die grossen leuchtenden Himmelskörper galten aber noch nicht so viel wie der Donnergott. Dagegen machte sich schon einige Abstraction bemerklich, sofern Agni, der Feuergott, in der Eigenschaft des Opferfeuers schon einigermaassen vergeistigt wurde. Wir wissen nun freilich nicht mehr, ob die alten Vedas, die meist die einfachen Anschauungen frommer Hirten, Jäger und Krieger enthalten, nicht durch die Priesterkaste, als dieselbe sich später allen andern Bestandtheilen des indischen Volks überordnete, kleine Abänderungen und Zusätze erhalten haben. Gewiss aber ist, dass Opfer und Gebete, also Geschäfte, welche vorzugsweise Priestern zukommen, schon in den Vedas eine grosse Rolle spielen.

Das s. g. Gesetzbuch des Menu zeigt uns das indische Volk bereits in ganz andern Zuständen, als sie in den Vedas charakterisirt sind. Hier besteht schon die scharfe Absonderung des Volks in verschiedene höhere und niedere Kasten, unter denen die Priester oder Brahmanen den höchsten Rang einnehmen, noch über der Kriegerkaste, aus welcher die Könige

hervorgingen. Zugleich sind die alten Vedagötter hier schon einem höchsten alleinigen Gott, dem Brahma, untergeordnet, dessen Namen die Priester allein führen dürfen, und dieser Gott ist kein Naturkörper, keine Naturkraft oder Naturerscheinung mehr, sondern ein Geist, wenn man sich ihn gleich, um ihn sichtbar zu machen, als den in der Sonne wirkenden Geist dachte. Es wäre schon das Zeichen einer grossen Veränderung des indischen Glaubens gewesen, wenn man einfach einen Sonnengott dem bisherigen Götterkönig, dem Donnerer Indras, übergeordnet hätte; allein Brahma war schon mehr als der Sonnenkörper und mehr als das Licht, denn er wurde schon ganz als Geist gedacht. Obgleich uns die Quellen mangeln, aus denen man die allmäligen Uebergänge vom alten Naturcultus zum neuen Geistescultus genau zu erkennen vermöchte, lässt sich doch wohl voraussetzen, dass die Fortschritte in der Sternkunde und namentlich die Anordnung des Kalenders nach dem Sonnenjahr den Horizont der Inder erweitert und zu der Erkenntniss geführt hat, dass die Sonne, die aus einer höhern Region herabstrahlt und wie die Zeit, so die ganze Oberfläche der Erde beherrscht, den Vorrang haben müsse vor dem Donnergott, der in seinen Wolken doch immer nur nahe an die Erde gebannt erscheint. Wahrscheinlich hat auch die schon ältere Vergeistigung des Feuerelementes dazu beigetragen, dass man in der Sonne den Geist des Lichts verehrte und nicht mehr einen blossen Sonnenkörper. Man glaubte nämlich, die Flamme des Opferfeuers trage die Gebete zum Himmel empor und richte die Botschaft der Menschen bei den Göttern aus, welche dann durch deutliche Zeichen ihre Antwort ertheilten. So heisst es in Menus Gesetzbuch III. 76., wenn man gereinigte Butter ins Opferfeuer giesse und der Rauch zur Sonne emporsteige, bezeuge die Sonne ihr Wohlgefallen an diesem Opfer durch Regen vom Himmel herab, der die Kräuter wachsen mache, von welchen die Kuh sich nährt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der persische Licht- und Feuercultus einigen Einfluss auf Indien gehabt hat. Einige Gebete des persischen Avesta stimmen auffallend mit solchen der indischen Vedas überein. Auch bei den Persern hatte das Feuer als Sprache des Gebets eine geistige Bedeutung. Besonders fällt aber auf, dass der persische Dualismus von guten

und bösen Geistern auf einmal im indischen Göttermythus wiedererscheint. Bisher kannten die Inder in ihrem Götterhimmel eine allein herrschende göttliche Aristokratie unter dem Donnergott Indra auf dem Berge Meru, genau so wie die alten Griechen ihren Götterhimmel unter dem Donnerer Zeus auf den Berg Olymp versetzten. Nun auf einmal sehen wir diesen guten indischen Göttern (Suras) eine ganz neue Reihe böser Götter (Asuras) gegenübertreten und beide mit einander kämpfen, ganz so wie in der persischen Sage die Heerschaaren des Ormuzd mit denen des Ahriman Krieg führen. Und jetzt erst kommt Brahma als der höhere und alleinige Gott zum Vorschein und wird den alten Vedagöttern übergeordnet. In Menus Gesetzbuch II. 1. wird dieses Buch ein System aller Pflichten genannt, die in den Vedas gefordert werden, also ein systematischer Auszug der Vedas, was freilich den grossen Unterschied, der zwischen beiden Urkunden besteht, nicht aufhebt. Die Anhänger des neuen Gottes Brahma liessen die Vedas bei ihrer alten Autorität, legten aber in sie hinein, was früher nicht darin enthalten war. Aus einer indischen Urkunde, welche Windischmann, Philosophie I. 1659. mittheilt, siegten die Suras über die Asuras nur durch die Hilfe des unsichtbaren Brahma, spürten aber die fremde Hilfe und wollten ihren mächtigen Freund und Beschützer kennen lernen. Sie baten den Agni, den Unbekannten zu fragen, wer er sey. Er that es, Brahma aber frug ihn wieder, wer denn er sey? Ich bin das Feuer, erwiderte Agni, das alles verbrennt. Nun so verbrenne mir diesen Halm, sagte Brahma und reichte ihm einen schwachen Halm hin; aber Agni vermochte es nicht und ging zurück. Nun schickten die Götter den Windgott (Vaju) ab, den Unbekannten zu fragen. Brahma aber reichte auch diesem den Halm, den er fortblasen solle, wenn er der Wind sey, aber der Wind vermochte es nicht. Endlich stieg Indra zum höchsten Gebirge auf und frug Uma, die Tochter des Berges, ob sie nicht wisse, wer der Unbekannte sey. Da sagte sie: Es ist Brahma, und nun offenbarte sich ihnen der Unbekannte selbst.

Jetzt erst klärt sich auch der Dualismus der guten und bösen Götter auf. Im Urgeist nämlich, sagt die indische Urkunde bei Windischmann S. 1655., regte sich ursprünglich ein doppeltes Verlangen zum Guten und zum Bösen und daraus

gingen die guten und bösen Geister hervor. Das ist entschieden ein persischer und kein ursprünglich indischer Gedanke, wie er denn auch später wieder modificirt worden ist.

In jenen ältesten Anschauungsweisen, in denen Brahma den bisherigen Naturgöttern übergeordnet wird, ist immer noch viel Realismus enthalten. Wie die Naturgötter selbst ihm nur untergeordnet werden, doch noch fortbestehen, so wird auch die ganze materielle Natur aus Brahmas urgeistigem Wesen herausgesponnen. So heisst es in einer der indischen Urkunden bei Windischmann 1617: Im Anfang war Eins, das verlangte ein Zweites und das Verlangen war Feuer, also selber das Zweite. Das Zweite verlangte nun aber ein Drittes und dieses Verlangen war Wasser; das Dritte verlangte ein Viertes, die Erde, und so entstand die Welt. Dasselbe Verlangen wird aber wieder in einer andern Legende S. 1622. in einem neuen Bilde ausgedrückt. Im Anfang war Eins und bekam Furcht, weil es allein war. Da verlangte es nach einem Zweiten und es entstand. Da erhielt das Erste männlichen, das Zweite weiblichen Charakter. Das Weib aber erkannte im Mann ihren Vater, weil das Zweite vom Ersten erzeugt war, schämte sich daher und hielt es für Sünde, zugleich seine Gattin zu seyn, und floh ihn und da er sie verfolgte, verwandelte sie sich, um ihm zu entgehen, in eine Kuh, in eine Stute, Eselin, Ziege etc. kurz nach einander in alle Thiere und in die Gestalt aller Wesen, die hinfort nicht mehr untergingen.

Die Seelenwanderungslehre erscheint mit dem Brahmaismus innig verbunden und in Menus Gesetzbuch handelt das zwölfte Kapitel ausführlich von allen den verschiedenen Sünden, die der Mensch nach seinem Tode durch Verwandlung in verschiedene Thiere büssen soll. Beleidigungen der Brahmanen sollen am schwersten gebüsst werden. Es ist schwer zu ermitteln, ob die Seelenwanderungslehre ursprünglich aus der Vorstellung des Awatar entstand, d. h. der Incarnation oder Verwandlung des höchsten Geistes in eine ihm beliebige Gestalt und zu einem ihm beliebigen Zwecke, so dass die Verwandlung der Menschen in mannigfaltigere Formen nur den göttlichen Verwandlungen nachgebildet erscheinen würde, oder ob umgekehrt die Vorstellung von Verwandlungen der Menschen nach dem Tode erst die von den Götterverwandlungen veranlasst

hat. Das Charakteristische, worauf es allein ankommt, bleibt immer die Vorstellung der Verwandlung überhaupt. Die Neigung, den Körper zu verflüchtigen und nur als eine wechselnde Maske des Geistes anzusehen, erscheint spezifisch indisch. Dennoch lässt sich eine erst allmälig erfolgte Ausbildung der Lehre, welche alles Materielle nur zu einem Schein macht und gleichsam wie einen Traum im Geiste verschlingt, in einer deutlichen Stufenfolge wahrnehmen. In der ältern Zeit verbirgt sich der göttliche Geist immer noch im Hintergrunde der materiellen Natur. Der erste echte Brahmane, der den Weltgeist verkündete, das Alleins im Geiste, hatte damit allerdings schon den Grundgedanken aller indischen Spekulation ausgesprochen. Deswegen wurde er personificirt in Menu, *manus,* was Verstand oder den vernehmenden Geist bedeutet, d. h. den menschlichen Geist gegenüber vom göttlichen und doch zugleich identisch mit ihm. Die alleinige Vertiefung in den Geist und gänzliches Absehen von der Materie blieb fortan immer die Hauptaufgabe jedes Brahmanen, der diesen Namen mit voller Berechtigung als ein nur in Brahma existirender, schon als Mensch vergöttlichter Geist führen wollte. Das sind heute noch die heiligen Büsser und Waldeinsiedler, Yogi genannt, die der Welt gänzlich entsagen und unter denen wieder die Sannyasi die allerheiligsten sind. Für diese wunderbaren Menschen ist alles Körperliche gleichsam verschwunden. Sie unterwerfen sich freiwillig den härtesten Entbehrungen, ja qualvollen Martern und empfinden sie nicht. Vergl. über sie v. Bohlen, das alte Indien I. 280. Bohlen war zu sehr Rationalist, um sich die Erscheinung dieser Wundermenschen erklären zu können. Tiefer eingehend und umfassender hat sie Windischmann in seiner Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte S. 1147. geschildert. Er geht nämlich davon aus, ihren Seelenzustand mit dem der Somnambulen zu vergleichen, und bezeichnet ihn als ekstatisch. Indem sich der Mensch mit allen seinen Gedanken und Trieben und Wahrnehmungen nach Innen kehrt und in den eigenen Geist versenkt, gehorchen diesem Zuge auch die Nerven und verschliessen sich vor der Aussenwelt, dass der Mensch Aeusserliches und Materielles nicht mehr wahrnimmt, noch empfindet, obgleich er innerlich

wacht. Das ist der in neuerer Zeit wissenschaftlich erforschte Zustand des magnetischen Hellsehens.

Windischmann a. a. O. contrastirt in geistreicher Weise die einander entgegengesetzten Tendenzen der Urvölker, den heroischen Charakter bei den „Japhetiten der griechischen und nordischen Vorwelt“ und den contemplativen Charakter der Inder, den Geist, der „nicht in raschen Entschlüssen und Thaten seine Entladung, in irdischen Genüssen seine Befriedigung sucht, sondern sich anhaltend und ganz krampfhaft in sich selbst verschliesst“. Wenn aber Windischmann weiterhin sagt, durch diese „tiefste Concentration habe der Inder mit voller Energie und im Lichtglanz des Geistes in die göttliche Herrlichkeit einkehren und mit unwiderstehlicher Macht über die Creaturen herrschen können“, geht er zu weit. Die Inder sind mit ihrer Contemplation doch niemals aus ihrer Subjectivität herausgetreten und haben niemals nach aussen hin Wunder gethan. Dagegen hätte Windischmann mit den Indern nicht blos den Heroismus der nordischen Völker, sondern auch die einseitig bis zum Orgiasmus in Babylon und Kleinasien, ja selbst noch bei einem Theil der Griechen vorherrschende Sinnlichkeit und Wollust contrastiren sollen.

Uebrigens fand die einseitige Geistigkeit in Indien selber keineswegs allgemeine Theilnahme und ungehemmten Fortgang. Schon an das Institut der Brahmanen selbst hing sich ein sehr realistisches Bleigewicht. Eigentlich hätte jeder Brahmane ein Yogi, ein die Welt meidender Waldeinsiedler seyn sollen. Statt dessen sehen wir sie als eine erbliche Kaste den andern übergeordnet, als eine herrschende Aristokratie gleich jeder andern Aristokratie in der Welt darauf bedacht, ihren Besitz und ihre Macht zu erhalten und zu erweitern, daher auch ihre Race fortzupflanzen. Die Gesetze Menus gehen nicht darauf aus, lauter Einsiedler zu bilden, die sich in Gott versenken und von der Welt nichts mehr wissen wollen, sondern sie befestigen die Herrschaft der Brahmanenkaste. Sehr charakteristisch ist in Menus Gesetzbuch der Paragraph 98. des ersten Kapitels, welcher lautet: Schon die Geburt des Brahmanen ist eine Incarnation des Dherma, d. h. des Rechts, denn der Brahmane wird geboren, diesseits Gerechtigkeit zu fördern, jenseits aber Seligkeit! Es war nun ganz natürlich,

dass die Erbaristokratie hier wie überall in vielen ihrer Individuen entarten musste, dass an die Stelle wahrer Heiligkeit Heuchelei und Scheinheiligkeit, an die Stelle der Gerechtigkeit für alle das Vorrecht der Kaste trat. So finden wir schon bei alten indischen Dichtern Spott über unwürdige Brahmanen ausgegossen, wie in unserm Mittelalter über die verdorbenen Pfaffen der Christenheit.

Daher eine doppelte Reaction gegen den Brahmaismus eintreten musste, je nachdem die eine indische Partei zur strengsten Heiligkeit zurückkehren, die andere aber sich noch viel ungenirter als bisher dem materiellen Daseyn hingeben und sich des Sinnengenusses erfreuen wollte. Die erste Tendenz führte zum Buddhaismus, die zweite zum Wischnuismus. Doch erlangte der erstere seine überwältigende Macht erst im Gegensatz gegen die zweite, als der Sinnencultus in Indien allzugrob überhand nahm.

Wir müssen daher den Blick zuerst auf den Wischnuismus werfen. Die indische Spekulation liess den alleinigen Gott Brahma in drei Personen auseinander treten, indem sie ihn nur noch als die schaffende Kraft beibehielt, ihm aber den Wischnu als erhaltende, den Shiwa als zerstörende Kraft nebenordnete. Eigentlich wurde Wischnu in demselben Sinne den andern beiden übergeordnet, wie das Seyn dem Werden und Vergehen oder wie das Heute dem Gestern und Morgen. Damit huldigte man aber wieder der Gegenwart, dem Genuss des Augenblicks, dem Zeitlichen und Mannigfaltigen, und wendete sich von dem echten Brahmaismus ab, der nur Vertiefung in den alleinigen und ewigen Geist gefordert hatte. Mit dieser neuen Dreieinigkeit *(trimurti)* verband die indische Spekulation die Vorstellung, die drei Götter seyen nicht einmal die höchsten, sondern über ihnen stehe ihre gemeinschaftliche Mutter Bhawani. Auch wurde jeder männlichen Gottheit eine weibliche *(sakti)* unzertrennlich beigesellt. Wenn man nun versucht ist, den Uebergang des reinen contemplativen Brahmaismus der Yogi in das geschlossene Kastensystem einem ägyptischen Einfluss zuzuschreiben, so liegt es nahe, auch wieder bei dem Uebergang in den sehr sinnlichen Wischnuismus und in den Cultus der Bhawani, in die Adoption der Weiberherrschaft an babylonischen Einfluss zu denken. Das ist um so wahrscheinlicher,

als, wie wir oben schon bemerkt haben, der Wischnuismus mit den Eroberungen der Inder an der Küste Malabar zusammenhängt, welche vom persischen Golf, also auch von der Mündung des Euphrat, an welchem Babylon lag, nicht sehr weit entfernt ist. In Wischnu traten zwei Elemente hervor, die unter der Herrschaft des reinen Brahmaismus theils zurückgetreten, theils noch nicht entwickelt waren, nämlich das Heldenthum und die Wollust. Vom Heldenthum fanden sich schon Spuren in den ältern Vedas, es musste aber durch die grossen Eroberungen der von ihren Heimatsgebirgen ins breite Gangesthal und an die Meeresufer erobernd hinabsteigenden Inder in neue Blüthe kommen. Als Held erscheint nun Wischnu vorzugsweise unter dem Namen Rama. Das zweite Element, die Wollust, trat in das Hinduthum wahrscheinlich erst mit dem Uebermuth des Sieges, mit dem Reichthum der Beute im Süden, mit der Berührung seefahrender Fremden ein. Als Protector der Wollüste und verliebter Schäfer führt Wischnu den Namen Krischna und ist sein Cultus so orgiastisch, wie er irgend in Babylon und Phrygien war.

Dagegen nun trat eine neue, unwiderstehliche Reaction des alten echt brahmanischen Yogithums im Buddhismus ein. Der neue alleinige Gott Buddha war wesentlich wieder der alte alleinige Brahma, der absolute Geist, zu dem sich die materielle Wirklichkeit der Dinge nur wieder wie Schein und Traum verhalten sollte. Man erkennt daraus, wie tief die Contemplation in der indischen Nationalität wurzelte, dass sie sich durch nichts ersticken liess und immer wieder die Sinnlichkeit überwältigte. Der Buddhismus war eine grossartige Reformation, welche halb Indien sich aneignete und die grobsinnliche Trimurtilehre verbannte. Zugleich zerstörte er das Kastensystem und stellte alle Menschen einander gleich. Man kann ihn im eminenten Sinn als einen nationalen Act bezeichnen, durch welchen die Hindus sowohl den ägyptischen als den babylonischen Einfluss, die kastenmässige Einschachtelung und die grobe Sinnlichkeit, wieder von sich ausstiessen. Vom alten Brahmaismus aber unterscheidet sich der Buddhismus hauptsächlich dadurch, dass er nicht mehr die Welt aus Gott oder die unendliche Menge der Geister aus einem Urgeist hervorgehen lässt, sondern umgekehrt den alleinigen Gott, in

welchem alles concentrirt werden soll, erst zu einem gemeinschaftlichen Produkt aller individuellen Geister macht.

2.
Der Schleier der Maya.

Die Inder lehren, vor allem Seyenden war ein Urgeist, der Geist schlechthin, das neutrale Brahm, körperlos. Nun schied sich aber unmerklich in ihm ein männlicher und weiblicher Bestandtheil aus. Der männliche, Parabrahma, äusserte einen Trieb zum Schaffen und diesem Triebe kam etwas Weibliches, Maya, seine Einbildungskraft, entgegen. Nach dem Oupnekhat I. 305. 315. 395. II. 115. 213. 257. 351. Asiat. Res. VIII. 404. Paullinus 94. Rhode II. 334. v. Bohlen, das alte Indien I. 161. Indem Brahma sich durch Maya das Bild der künftigen Schöpfung vorspiegeln liess, fühlte er Liebe zu diesem schönen Bilde und so entstand Kama, der Liebesgott.

Dem Werke von Nicl. Müller, Glauben der Hindu, sind eine Menge Bilder angehängt, die in sinniger Weise den Mayabegriff entwickeln, ein illustrirtes Märchen. Taf. I. Fig. 5. sind Brahma und Maya, um die Einheit ihres Wesens auszudrücken, in Zwittergestalt verbunden. Maya zur Linken breitet den halbmondförmigen Schleier voll von Thieren und kleinen Gestalten aus, den Vorbildern künftig erst zu verwirklichender Kreaturen. Rechts wölbt Brahma eine Perlenschnur im Bogen, dem Mayaschleier symmetrisch. Diese Perlenschnur, die sich oft auf indischen Bildern wiederholt, ist die Wesenkette, die Einheit aller Kreaturen. Fig. 6. umarmt Brahma die Maya unter der Hülle des Schleiers, d. h. er versenkt sich liebend in seine eigene Betrachtung, Fig. 7. sitzt Maya mit dem Schleier und den jungen Liebesgott Kama an der Brust auf dem Papagei. So tritt in der griechischen Mysterienlehre der erstgeborene Eros als die Schöpferkraft der Liebe aus dem Nichts hervor. Weitere Bilder zeigen das Weltei von der Schlange umwunden, die Lotosblume, den Lingam, die Sonne, lauter bekannte Sinnbilder der Schöpfung. Endlich auch den Berg Meru, die Trimurti, die Scheidung von Feuer und Wasser etc. Wahrscheinlich um den Gott, der sich durch seine Einbildungskraft allein,

ohne dass sie von einer Vernunft gezügelt wird, zur Weltschöpfung verführen lässt, zu verspotten, haben die Inder ersonnen, Maya habe dem Brahma einmal in ihrem Schleier alle schönen Mädchen und Frauen gezeigt, die künftig auf der Welt leben würden, ein unermessliches, reizendes Gewimmel von Gestalten. Rhode II. 518.

Während Brahma alle die Gestalten, die ihm Maya in ihrem Schleier vormalte, verwirklichte, die ganze Schöpfung vollendet wurde und fortdauerte, blieb doch in der innersten Tiefe seines Wesens seine ursprüngliche Ruhe, sein Nichtsthun, sein Nichtsdenken, mit einem Wort das reine Nichts zurück und Brahma selbst wusste nichts mehr von seinem ursprünglichen Wesen, welches daher die Inder als das völlig neutrale Brahm von dem männlichen und thätigen Brahma unterscheiden. Daher im Mahabharata, dem grossen indischen Götterepos folgende phantastische Vorstellung. Die drei höchsten Götter der Trimurti besannen sich einmal, sie seyen doch eigentlich nicht die höchsten, sondern es sey noch ein Unsichtbarer über ihnen, von dem sie ihren Ursprung herleiteten. Sie beteten also den Unsichtbaren an und baten unterthänig um Erlaubniss, zu seiner allerhöchsten Gegenwart zugelassen zu werden. Es wurde jedoch dem Brahma und Shiwa in Gnaden abgeschlagen und nur Wischnu erhielt Zutritt, denn das absolute Nichts gibt sich so wenig mit dem Schaffen, als mit dem Zerstören ab, nur das Erhalten entspricht ihm, denn nichts in der Welt ist conservativer als das Nichts, das ewig gleiche. Nicht ohne Neid sahen Brahma und Shiwa, wie der glückliche Wischnu sich zur Audienz begab. Sie sahen aber nichts, als dass Wischnu plötzlich verschwand und nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kam. Er war nämlich Nichts geworden und als er aufhörte Nichts zu seyn, war er wieder der nämliche, der er vorher gewesen war. Rhode II. 214.

Die Inder cultiviren ein eigenes philosophisches System, welches im Gegentheil annimmt, Gott allein sey Etwas und das Nichts sey die von ihm geschaffene Welt, sie sey nämlich gar nicht wirklich geschaffen, sondern auch jetzt immer noch blosser Schein, existire nur als Bild auf dem Schleier der Maya, sey nur Vorspiegelung, nur Täuschung der Maya, nur die Einbildung, nur der Traum Gottes.



Die Sünde Brahmas wird am unheimlichsten aufgefasst in dem indischen Mythus von Hiranjagarbha. Unter diesem Namen nämlich ist Puruscha oder Pradschapati verstanden, der Urmensch, der aber nur der aus sich herausgetretene Urgeist Brahma selbst ist. H. war allein, in sich selbst vergafft und betete sich selber an. Nun wollte er auch vor sich opfern, aber dazu gehörte Wasser, also schuf er Wasser. Das Wasser aber machte ihm Vergnügen, er plätscherte darin, bis es Schaum gab und aus dem Schaum wurde die Erde. Er hatte sich dabei aber so angestrengt, dass ihm ganz heiss wurde und aus seiner Hitze kam das Feuer, dessen Lust verzehren ist. Das wurde ihm zur Last, er ging aus sich selbst heraus und wurde Sonne. Aber das zurückgebliebene Feuer war es immer noch selbst und wollte die Sonne fressen, da als Sonne fuhr er erschrocken zurück, als Feuer aber verfolgte er sie, bis er sich besann, er müsse etwas übrig lassen, um es verzehren zu können und überhaupt noch mehr Dinge schaffen, einzig um sie zu fressen. So fiel der Schöpfungstrieb des Brahma mit dem Zerstörungstrieb des Shiwa in einen Moment zusammen, wobei man übrigens an den griechischen Chronos erinnert wird, der auch seine Kinder nur zeugte, um sie zu fressen. H. liess also die Sonne einstweilen leben und mit ihrer Wärme auf die Erde wirken, wodurch alles mit Pflanzen und lebenden Wesen sich füllte, die er nachher sämmtlich mit Vergnügen wieder verspeiste. Nur die Sonne liess er leben, damit sie ihm neuen Frass bereite. Hier wird er ganz zum Winterdämon.

Nach einer andern Tradition war er allein, opferte vor sich selbst, wurde aus Hitze wieder zu Feuer und verwandelte sich in ein Pferd, da er aber auch noch das Feuer war, frass er in diesem Rosse sich selbst. Davon leiten die Inder das Verdienst des Pferdeopfers ab.

Der Gedanke, Gott habe sich für seine Geschöpfe geopfert, tritt erst später und sehr allmälig hervor. Ursprünglich dachten sich die Inder als das Motiv, aus welchem Brahma aus sich heraustrat, um zu schaffen, lediglich die Schöpfungslust, eigne Neugier, eignes Gelüsten, welches sogar sündhaft erschien. Kam dieses Schaffen nun auch uns Menschen zu statten, die dadurch überhaupt erst zu einer Existenz gelangten und aus dem Nichts in die schöne Welt versetzt wurden,

so entbehrte doch hier die Opferidee noch völlig einer sittlichen Grundlage. Von einer Erlösung vom Uebel und von der Erhebung aus der Sündensphäre in ein reines und völlig geläutertes Daseyn war nicht die Rede. Gott selber hatte ja gesündigt. Eine Verpflichtung gegen den Schöpfer hatten die Geschöpfe unter diesen Umständen nur insoweit, als sie sich zu einer Reciprocität bereit erklären mussten. Wie sich nämlich Brahma seiner ursprünglichen reinen Gottheit entäussert hatte, um Welt zu werden, so sollten auch die Menschen, sollte die ganze geschaffene Welt immer bereit seyn, wieder zu verschwinden und ihr Daseyn dem Brahma zu opfern.

Das grösste Opfer, welches überhaupt in Indien vorkommt, heisst Aswametha, das Rossopfer. Schon Windischmann (die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte I. 873.) vermuthete, es solle eine Art von Wiedervergeltung für das Opfer seyn, welches Brahma gebracht habe, indem er seinen Geist in die materielle Schöpfung ausgoss. Für diese Erklärung spricht, dass das Ross selbst für ein Sinnbild der Welt galt. Nach einem Upanischat bei Colebrooke (Vedas von Poley S. 132.) und nach dem Gesetzbuch der Gentoos S. 11. nämlich, bedeutet des Pferdes Kopf den Morgen, sein Augenpaar Sonne und Mond, sein Athem den Wind, sein Fleisch die Wolken, sein Haar die Pflanzen, seine Adern die Flüsse, sein Wiehern das Gewitter, seine Beine Tag und Nacht, seine Eingeweide die Gebirge, seine Knochen endlich die Ineinanderfügungen der Sternbilder. Das Pferd wird nicht getödtet, aber man glaubt, es stürze sich ins Meer und das bedeutet den Rücktritt der Materie in die Weltseele. Nur in seinen Fusstapfen zündet man Opferfeuer an. Moore, Hindupantheon p. 366. Beschreibung der malabarischen Hindus S. 323.

Dasselbe Pferd finden wir in der schönen Mythe von der Herabkunft der Ganga wieder, in der bekannten Episode des Mahabharata. Es ist in der Unterwelt verborgen, bis die vom Himmel kommende Ganga zu ihm eindringt und es zur Wiedergeburt führt. Es ist hier nicht mehr Sinnbild der materiellen Welt im Gegensatz gegen den göttlichen Urgeist, sondern vielmehr Sinnbild der zur irdischen Busse verurtheilten gefallenen Engelwelt. Daher erscheint zum Unterschied von dem Schöpfer Brahma, der durch seine Schöpfung sündigte,

Gott Wischnu als das allerhaltende Weltprincip am Weltende in der Gestalt desselben Pferdes, nur nicht mehr im Stande der Gefangenschaft, sondern der Freiheit und Herrlichkeit. Deshalb ist das Ross auch schneeweiss, weil es die von ihrer Sünde befreite Menschheit bedeutet. Es führt hier den Namen Kalki. v. Bohlen, das alte Indien I. 134.

Der ältere Brahma tritt nirgends als Erlöser der Menschheit auf. Hat er sündige Menschen geschaffen, so ist es deren Sache allein, sich durch eigne Busse und Befolgung der Gesetze Menus von den Strafen zu befreien, denen sie sich in der Seelenwanderung aussetzen. Nur wenn sie diese Gebote halten und nicht sündigen, gehen ihre Seelen kurzweg wieder in die allgemeine Weltseele Brahma über.

Die Seelenwanderung ist in Indien zwar der gemeinschaftliche Glaube der Brahmanen und Buddhisten, erscheint aber doch in diesen Secten modificirt. Bei den Brahmanen ist die Scala kürzer und nur auf das Thierreich beschränkt. Rhode II. 378. Deswegen dürfen die Inder kein Fleisch essen und kein Thier tödten. Es könnte ja die Seele eines nahen Verwandten darin verborgen seyn. Doch war die Einbildungskraft der Brahmanen, wenn sie auch nicht über die Thierwelt hinausging, ausschweifend genug. So sagt Menus Gesetzbuch IV. 168.: Wer das Blut eines Thieres vergiesst, wird nach seinem Tode in derselben Thiergestalt auf dieselbe Weise verwundet oder umgebracht und zwar so oft, als von dem vergossenen Blute Kügelchen auf die Erde gerollt sind. Und V. 33. heisst es, von allen den Thieren, von denen ein Mensch jemals Fleisch gegessen hat, wird er nach dem Tode selbst gefressen werden. Diese Scheu vor den Thieren erklärt sich einigermaassen aus der Verwandtschaft des thierischen mit dem menschlichen Organismus, bleibt aber als religiöses Dogma doch immerhin ein grossartiger Wahnsinn der Völker. Zartes Mitleid kann auch nicht als vorherrschender Grund angenommen werden, da die Inder gegen Menschen der niedern Kasten hartherzig und grausam sind. Man hat vermuthet, die Seelenwanderungslehre habe den Brahmanen als Priestertrug gedient, um die niedern Kasten in Gehorsam und Demuth zu erhalten. Nach dieser Lehre konnte niemand einer höhern Kaste angehören, ausser in Folge der Tugenden und Verdienste seines frühern

Lebens, der Angehörige einer niedern Kaste aber befand sich in diesem niedern Stande nur zur Strafe für die Laster und Verbrechen seines frühern Lebens. Also musste der Paria und Sudra sich selbst verachten und jeden Brahmanen für einen Heiligen achten. Doch ist es ungerecht, überall Priestertrug wittern zu wollen. Der einfachste und natürlichste Grund, aus welchem die Tödtung eines Thieres verboten war, liegt schon im ausgesprochenen Zwecke der Seelenwanderung klar vor Augen. Wenn die Seele zu ihrer Busse durch thierische Körper wandern musste, so durfte man auch diese Busse nicht durch vorzeitige Tödtung stören.

Das Unnatürlichste in dieser, wie in jeder Seelenwanderungslehre ist die Gleichgültigkeit gegen Eltern, Gatten und Kinder, zu welcher nothwendig die Vorstellung führen muss, dass man schon hundert- und tausendmal andere Väter, Gatten und Kinder gehabt hat und noch künftig haben wird, als die man gegenwärtig hat. Vergl. Asiat. Originalschr. I. 108. In den Stimmen vom Ganges, einer Sammlung indischer Sagen von A. F. von Schack 1857. berührt die neunte Sage dieses Thema in einer abschreckenden Weise. Ein junger Knabe, der letzte Sprössling eines Königshauses, ist vergiftet worden und die Eltern stehen trostlos bei der Leiche. Da öffnet sich noch einmal der blasse Mund des Knaben und er spricht:

Auf welcher
Meiner Wanderungen durch die Welt der Körper
Hab ich diesen Mann zum Vater und zur
Mutter dieses Weib gehabt? Ich weiss es
Nicht zu sagen. Alle Seelen, wie sie
Von Geburt zu ferneren Geburten
Bald in dieses, bald in jenes Wesen
Niedersteigen, sehen zu einander
In die flücht'gen Bande der Verwandtschaft,
Freundschaft oder Feindschaft sich verwoben:
Doch im Glanze des Unendlichen schwinden
Solche Wahngebilde irdischer Täuschung.

Nach der Lehre Buddhas ist die Seelenwanderung noch viel ausschweifender und grausamer, wie wir oben schon erkannt haben, denn sie sperrt die armen Seelen nicht blos in Thiere, sondern auch in Gras und Stein ein, ja sie verteufelt

sie in die scheusslichsten Bewohner vielartiger Höllen. Auf der andern Seite gewährt sie aber auch viel mehr Freiheit als die Lehre der Brahminen. Vergl. Köppen, Religion des Buddha 265. Der Seele stehen alle möglichen Wege offen, mit grösster Toleranz ist dem Brahmanen, der etwa Buddhist geworden ist, immer noch der Himmel Brahmas oder Indras zugänglich. Noch bequemer aber ist es für die Seele, wenn sie sich nur in der Busse anstrengen will, die langweilige Seelenwanderung abzukürzen, oder ein- für allemal abzuschneiden, indem sie Buddha wird.

3.

Der indische Mythus von Rama.

Dieser wichtige dem Wischnuismus angehörige Mythus liefert den Beweis, dass äusserer, namentlich babylonischer Einfluss auf Indien stattgefunden hat. Er sinkt aus den geistigen Höhen Indiens zum Naturmythus herab, ist aber doch höchst geistvoll. Die berühmte altindische Dichtung von Rama hält gewissermaassen die Mitte zwischen den beiden griechischen Mythen von Persephone und Andromeda. Die Dichtung ist niedergelegt in dem altindischen Epos Ramayana, aber nachher noch oft variirt in andern epischen Dichtungen und Schauspielen der Inder, zum Beweise wie ausserordentlich populär der Stoff gewesen ist. Es wäre fehlerhaft, in einer grossartigen Dichtung dieser Art nur einen Mythus oder eine verkleidete Priesterlehre sehen zu wollen, denn sie hat einen hohen durchaus selbständigen Werth als Dichtung und bietet ein rein menschliches Interesse dar, das uns alles vergessen macht, was etwa Mythisches oder Lehrhaftes dahinter steckt. Es wäre jedoch eben so fehlerhaft, wenn der Mythenforscher, der ausdrücklich darauf angewiesen ist, uralte Religionslehren und Naturansichten aus ihrer poetischen Entschleierung zu enthüllen, einem Stoffe vorbeigehen wollte, wie er in Ramayana vorliegt. Diese Bemerkung passt auch auf viele andere schöne Dichtungen des Alterthums.

Das Gedicht handelt von der Befreiung der schönen Sita aus der Gewalt des bösen Riesenkönigs Ravana durch den

edlen Königssohn Rama, und dass hier die Befreiung der Vegetation und insbesondere der Saaten aus der schrecklichen Gewalt des Winters zu verstehen sey, leuchtet ein, wenn man erwägt, dass die frommen Inder das jährliche Fest der Befreiung Sitas im April feiern, in denselben Tagen, in denen im Kaukasus und in Europa später noch das Fest des h. Georg gefeiert wurde, dessen Legende dem Mythus von Rama ganz ähnlich ist. Vergl. Niebuhr, Reise II. 28. Jones, Asiat. Abhandlungen I. 220. Indem ich den Inhalt kurz überblicke, will ich sogleich damit die mythische Bedeutung verbinden. Ravana ist das böse Princip, welches in der untersten Tiefe des Raumes wurzelt, weshalb man auf der Insel Java heute noch glaubt, er hause tief im Innern eines feuerspeienden Berges. Wilhelm von Humboldt über die Kawisprache I. 71. Als nun Brahma hoch oben zunächst als Genius der Sonne, als Geist des Lichts und zum höchsten, ja alleinigen Gott der Welt erhoben worden war, versenkte sich derselbe so sehr in seine Geistigkeit, dass er sich um alles Materielle nicht mehr bekümmerte und dasselbe ganz unbefangen und arglos dem Ravana überliess, der ihn durch fromme Heuchelei täuschte. Da bemeisterte sich nun Ravana nicht nur der ganzen Erde, sondern auch des niederen sichtbaren Himmels, in welchem bisher die Naturgötter geherrscht hatten, jagte den Donnerer Indras und alle seine Mitgötter fort und baute sich sieben feste Burgen, jede von einem andern Metall. Darunter sind die sieben Planeten zu verstehen, von denen jeder ein Metallreich beherrscht. Ravana hatte also die ganze sichtbare Welt inne bis zu den Sphären der Planeten hinauf.

Nicht ohne eine gewisse Ironie fährt nun die Dichtung fort darzulegen, wie nothwendig es gewesen sey, den grossen Gott Brahma des Irrthums zu überführen und den daraus entstandenen Fehler wieder gut zu machen. Wischnu, die zweite Person in der Gottheit, das erhaltende Princip, erinnerte die erste Person in der Gottheit, den Brahma, als das schaffende Princip, es sey doch nicht recht, das, was Brahma einmal geschaffen habe, durch den nichtswürdigen Ravana wieder zu Grunde gehen zu lassen. Sie kamen daher überein, Wischnu selbst solle in die niedre Welt hinabsteigen, um dem Ravana die Herrschaft derselben wieder zu entreissen. Zu diesem

Zwecke musste Wischnu unter dem Namen Rama als Königssohn auf dem Festland von Indien geboren werden, während Brahma die alten von Ravana vertriebenen Naturgötter und Halbgötter mit Bären und Affen zwei grosse Armeen zeugen liess, die dem Rama, wenn er herangewachsen seyn würde, im Kampfe beistehen sollten. D. h. der Schöpfer fasste die beiden Angelpunkte der von ihm geschaffnen Welt, das Bärenland am Nordpol und das Affenland am Südpol*) zusammen, um die dazwischen liegende von Ravana verderbte Welt wieder von ihm zu reinigen.

Unterdess wurde dem Rama auch eine künftige Gattin geboren und zwar musste Ravana selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, dabei behülflich seyn. Indem nämlich Ravana den tyrannischen Einfall hatte, eine Blutsteuer von den Menschen zu fordern, und er lachend zusah, wie die Menschen ihr Blut in ein ungeheures Gefäss zusammengossen, wurde die Erde gänzlich steril. Ravana stutzte, dass etwas ohne sein Zuthun geschah, und liess das Blut in die Erde eingraben. Nachher wurde die Erde an dieser Stelle mit dem Pfluge befahren, der Pflug stiess an das Blutgefäss und aus dem Blute wuchs Sita empor, die schönste Jungfrau aus dem Blut des ganzen Menschengeschlechts entsprungen, und sie war es, welche Rama zur Gattin erhielt, weil er allein einen ungeheuren Bogen zu spannen vermochte. Man ist versucht, bei diesem Bogen an den Meridian zu denken, welcher Südpol und Nordpol verbindet.

Nachdem Rama und Sita vermählt sind, werden sie verbannt und in die Wildniss hinausgestossen. Da hört Ravana von Sitas Schönheit, schleicht sich in Gestalt eines Hirsches zu ihr in den Wald, nimmt dann die Gestalt eines Bettlers an, ergreift sie, wächst riesenhoch empor und entführt sie durch die Luft. Nun rüstet Rama zu dem grossen Entscheidungskampfe. Die Bären und Affen rücken heran und bauen durch das Meer eine Brücke hinüber nach Lanka, der Residenz des Ravana. Das soll die s. g. Adamsbrücke seyn, welche nach der Insel Ceylon hinüberführt. Indessen hat das Gedicht dem Grundgedanken nach einen viel weiteren Schauplatz. Ravana

*) Die nähere Erklärung siehe später im Kapitel von den Kerkopen.



kämpft mit der äussersten Anstrengung um die Weltherrschaft, wird aber endlich überwunden und mit seinem ganzen dämonischen Heere versteinert, Sita befreit.

Dieses höchst merkwürdige altindische Gedicht nun hat zweierlei Bedeutung. Einmal liegt darin die Lehre, dass die älteren Naturgötter nicht im Stande gewesen seyen, das böse Princip in der Welt zu überwinden, sondern dass es dazu der neueren höheren Götter des Brahmaismus oder der Alleinheits- und Dreieinigkeitslehre bedurft hätte. Zweitens hat das Gedicht zwar noch ganz den Charakter eines gewöhnlichen Frühlingsmythus vom Siege des Sonnengotts über den bösen Winter bewahrt, derselbe hat aber eine höhere Weihe und Bedeutung dadurch erhalten, dass Sita als Concentration alles menschlichen Geblütes, also der Menschheit selbst, durch Rama oder Wischnu zur Gottheit erhoben wurde, was ganz den griechischen Mysterien des Dionysos entspricht, welche wir später genauer erörtern werden. Auch liegt in dem Mythus von Sita offenbar eine Erinnerung an das Blut des Belus in dem oben erwähnten babylonischen Mythus.

Wenn in Ramayana das Ende der alleinigen Weltregierung Brahmas auf eine ganz anständige Art motivirt erscheint und man sogar eine Rückkehr zum Natürlichen darin erkennen darf, dass die einseitige Vertiefung in den Geist wieder einer Anerkennung der materiellen Welt gewichen ist, so hindert doch das nicht, dass dieses Sichabwenden von der Contemplation Brahmas zum Naturalismus Wischnus auch durch eine gewisse Verweichlichung und Hinneigung der Inder zur Wollust erklärt werden muss.

4.

Bhawani.

Die Gottheit ist geschlechtslos, erhaben über alle irdischen und menschlichen Gegensätze. Unwillkürlich jedoch dachten sich die alten Völker die mächtigsten Gottheiten männlich und übertrugen wenigstens das unter den Menschen übliche Uebergewicht des Mannes in die Vielgötterei, so dass die weiblichen

Gottheiten im Ganzen immer mehr oder weniger den männlichen untergeordnet blieben. Diese einfache und natürliche Auffassung wurde jedoch mit der Zeit von einigen Völkern aufgegeben und wir finden, wie sich eine weibliche Gottheit allen männlichen überordnet. Es ist kein Zweifel, dass die wachsende Corruption der Völker dahin führen musste. In den Weltreichen des Südens, wo in Hauptstädten und Handelsplätzen die Menschen in grosser Menge zusammengedrängt waren und sich an Reichthum, Lebensgenüssen aller Art und Luxus vergnügten, und wo üppige Regenten nur zu oft das Beispiel der Sittenlosigkeit gaben, zog es die Menge unwiderstehlich zur Wollust hin, zur Verweichlichung und zum Weibischwerden. Wie Herakles von der schönen Lyderin verführt, Weiberkleider anzog, so fielen ganze Völker in weibische Wollust. Waren die Geister einmal so ganz dem Weibischen hingegeben, so mussten sie auch dahin gelangen, sich die höchste Gottheit selbst nur noch als Weib zu denken.

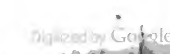
Ein solcher Wendepunkt trat nun auch bei den Indern ein, als sie aus ihrer arischen Heimat immer weiter nach Süden vordrangen, wo sie in der üppigsten tropischen Natur zugleich in Seeverkehr mit dem verführerischen Babylon traten. Auch sie wurden nun von der Wollust angesteckt, von der sie sich bisher fern gehalten hatten. Brahma war ihnen jetzt schon zu ernsthaft, zu ehrwürdig, zu grossväterlich, zu geistig. Sie brauchten einen lustigern und sinnlichern Hauptgott, ersannen daher die Trimurti, und da die Erhaltung des Menschengeschlechts in der Fortzeugung beruht, knüpfte sich an den Cultus des Wischnu oder Krischna, wie er in einer seiner Lieblingsverwandlungen genannt wird, derselbe weichliche Sinnencultus, wie in Babylon. Man begnügte sich aber nicht mit dem neuen Obergott Wischnu, denn er war noch viel zu männlich; man wollte zur obersten Gottheit nur noch ein Weib haben. Also ersann man das Dogma von der Bhawani, der angeblichen Mutter der Trimurti, dem Urweibe, das vor allen andern Wesen existirt habe und aus dem Brahma, Wischnu und Shiwas erst hervorgegangen seyen. Sie, die Allgebärerin, ist zugleich die Allverschlingerin. Ihre Titel sind: Mutter des Weltalls, Allherrin, Weltträgerin, die du die Erde bist, die du in allen Frauen fruchtbar bist, Allweib! und die du zugleich

der Weltgeist bist und in aller Menschen Gemüth. Du zugleich der Welt Schöpferin, Erhalterin und Zerstörerin! Du Schreckliche zugleich und du Liebliche, Umschwingerin des Weltalls, sey uns gnädig! Wiener Jahrbücher 1833. LXIV. 110. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. 247.

Die Secte der Saktas verehrt allein die Bhawani als höchste Gottheit und glaubt, weil sie zugleich die Geburts- und Todesgöttin ist, ihr durch Ausübung der Wollust und Mordlust den wohlgefälligsten Dienst zu leisten. Stuhr, Religionssysteme S. 213. Der orgiastische Cultus findet sich in Indien ausserdem am meisten in der Secte des Krischna ausgebildet, dessen Feste denen im alten Babylon und Paphos heute noch nichts nachgeben. Dagegen hat sich die Secte der Thugs ausschliesslich dem Dienste der Kali gewidmet. So heisst nämlich die Bhawani als Todesgöttin. Um ihr gefällig zu seyn, bringen die Thugs so viele Menschen um's Leben, als ihnen möglich ist. Nur aus religiösem Wahnsinn, nicht um zu rauben. In den dreissiger Jahren war viel von ihnen die Rede, weil damals so viele heimliche Mordthaten in Indien vorkamen. Doch hatten sich die Thugs verabredet, nie einen Engländer umzubringen, weil sie sonst viel härter würden verfolgt worden seyn.

Als Todesgöttin heisst Bhawani bald Kali, bald Durga. Als schreckliche Zerstörerin werden wir sie in ihren Siegen über die böse Dämonenwelt kennen lernen, dem Motive zur ganzen Seelenwanderungslehre der Inder. Die übermächtige Göttin lässt sich indess auch herab in sehr niedrige irdische Sphären. In mehreren, zum Theil sehr schönen Mythen erscheint sie als ein irdisches Weib mit einem Manne niederer Kaste verbunden, um auch diese verachteten Menschenklassen, wenn nicht zu heiligen, doch zu trösten. Ihre Gottheit erscheint insofern schon so herablassend und erbarmend, wie erst später die des Buddha. Vergl. Baldäus, Malabar 456. Sonnerat I. 205.

Nach einer andern alten weitverbreiteten Lehre ging die indische Schöpfung nicht aus einer Täuschung oder Begierde der Gottheit selbst, sondern aus der Bosheit der Geschöpfe hervor. Nach dem von Hollwell englisch und darnach von Kleuker ins Deutsche übersetzten Schastra des Brahma (Hollwell, Hist. Nachrichten von Hindostan, deutsch von Kleuker,



Leipzig 1778.) gab es noch einen ältern Gott als Brahma und dieser schuf eine Geisterwelt. Ein Theil derselben, an deren Spitze die Trimurti stand, beugte sich in Demuth vor dem Ewigen, ein anderer Theil aber, an dessen Spitze Mahishasura stand, trotzte ihm und gehorchte ihm nicht. Ja es glückte diesem bösen Geiste, alle Geister zu verführen, dass sie ihn als den höchsten Gott anerkannten. Nur die Trimurti blieb Gott treu und nachdem alle Mahnungen derselben nichts gefruchtet hatten, befahl der Ewige dem Shiwas, den Mahishasura und seine ganze Geisterbrut in den tiefen Abgrund der Hölle zu stürzen. Nachher aber erbarmte er sich ihrer wieder und schuf die irdische Welt mit zahllosen Steinen, Pflanzen, Thieren und Menschen und bannte in deren Körper jene gefallenen Geister nach dem Maass ihrer grössern oder geringern Schuld hinein, um während der ganzen Zeitlichkeit durch Busse sich zu läutern und am Ende des letzten Weltalters in den Himmel zurückzukehren. Hollwell 209. f. Asiat. Originalschriften I. 423. Bhagavadgita par Perraud 1787. LXXIX.

Die gefallenen Geister heissen Asuren, ihr König Mahishasura, der grosse Asura. Der eben mitgetheilte Mythus ist nicht der einzige von ihm. Ein anderer sehr verbreiteter Mythus gibt ihm die Gestalt eines ungeheuer grossen und starken Büffels; derselbe griff zuerst den Indras und die niedern Götter an und diese suchten Schutz bei der Trimurti. Da trachteten die drei göttlichen Brüder Brahma, Wischnu und Shiwa eins zu werden, um mit vereinigter Kraft den höllischen Büffel zu besiegen. Indem sie aber Flammen ausathmeten, flossen diese Flammen in eine zusammen und daraus entstand die schreckliche Göttin Durga. Nach Wilkes in den Asiat. res. I. 279. Diese Durga oder Kali ist als Todesgöttin eins mit der Bhawani, der Geburtsgöttin. In der letztern Eigenschaft gilt sie als die Mutter der Trimurti, als Todesgöttin aber wird sie hier zur Tochter der Trimurti gemacht. Wieder nach einem andern Mythus waren die männlichen Götter gar nicht vorhanden, sondern die Welt war allein von den acht Weltmüttern oder Sakti (welche sonst als die Gattinnen der männlichen höchsten Götter gelten) beherrscht. Ihre Führerin aber war das Urweib Bhawani. Als nun der Büffeldämon sie angriff, erhoben sich die acht göttlichen Amazonen in furcht-

barer Gestalt wider ihn und Durga vernichtete ihn. Colebrooke in den Asiat. res. VIII. 82. Auf einem indischen Bilde sind die sämmtlichen Sakti in der achtleibigen Durga vereinigt, die in sechzehn Händen die Waffen aller Götter führt. Rhode I. 335. Auf andern indischen Bildern sitzt oder steht sie auf dem besiegten Büffel. So bei Coleman, myth. auf dem Titelkupfer und auch pl. 17. 4. Bei Nicl. Müller tab. 2. fig. 59.

Die indische Vorstellung von den Asuren wiederholt sich auch in der mongolisch buddhistischen Vorstellung von den Tängäri; denn auch diese sollen ursprünglich himmlische Geister gewesen, aber in Folge ihrer Sünden zur Verbannung in die niedere Welt und zur Seelenwanderung verurtheilt worden seyn. Pallas, Hist. Nachrichten II. 44. Köppen, Religion des Buddha S. 246. f.

5.

Sansara.

Die Buddhisten haben ihre Seelenwanderungslehre einfach an die der Brahmanen angeschlossen und setzen dieselbe voraus, ohne sie durch einen besondern Mythus zu motiviren.

Sie nennen den Zustand höchster göttlicher Vollendung die Ruhe, vollkommene Bewegungs- ja sogar Bewusstlosigkeit, ohne Regung irgend eines Triebes oder Wunsches, *Nirvana*, von *ni-wana*. Aus dieser Ruhe, aus diesem Nichts, lehren sie, hätte der göttliche Geist niemals heraustreten sollen. Dass es geschehen sey, habe seinen Grund nur in einer schon an sich sündigen und sträflichen Bewegungslust und Begier. Wer denkt, sein Ich setzt, persönlich wird, Neugier zeigt, empfindet, etwas wünscht, überhaupt etwas seyn und haben will, ist damit schon aus der göttlichen Ruhe gefallen, aus der Gottheit verbannt und der Strafe anheimgefallen. Denn das Etwas, das Seyn, die Sinnenwelt ist das Böse und die Hölle, gut ist nur das Nichts. Auch ist es nur eine Täuschung, wenn man glaubt, es existire wirklich etwas; das vermeinte Etwas ist nur Schein. Dieser Zustand im Scheinleben heisst Sansara.

Sansara ist unser gesammtes Erdenleben, das ganze Weltdaseyn vom ersten Schöpfungstage an bis zum Weltende, alles aber nur Trug und Schein, nur eine Lüge, von der Sünde geboren, daher auch die Hölle, so dass, wenn überhaupt etwas existirt, alles Hölle ist. Und dieser schrecklichen Hölle kann niemand, selbst nicht durch den Tod entrinnen, denn Sansara ist ein ewiger Wechsel von Geburt und Tod, eine ewige Wanderung der Seelen durch die verschiedenartigsten Körper. Es gibt darin niedere und höhere Stufen, aber niemand ist sicher, dass er nicht beim geringsten Fehler wieder auf eine tiefere Stufe herabsinken muss. Nur ein einziges Mittel gibt es, der Sansara zu entrinnen, wenn man nämlich sein Ich gänzlich abtödtet, nichts mehr wünscht, nichts mehr empfindet, nichts mehr denkt, mit einem Wort sich selbst vernichtet und dadurch in den Zustand *Nirvana* übergeht. Köppen, Religion des Buddha S. 290. f.

Unter der Selbstvernichtung ist nicht der gemeine Selbstmord verstanden, wie man ein Unkraut nicht ausrottet, wenn man ihm blos den Stengel durchschneidet, sondern erst, wenn man die Wurzel mit dem letzten Fädchen auszieht. Ein hundertjähriger Greis, der schon zum Kinderspott geworden war, wünschte am Ende seiner Tage Gott allein zu dienen und in einem Kloster des Buddha Mönch zu werden, aber man verlachte ihn. Der Oberpriester sagte, so nahe vor dem Tode bedürfe ein Kranker keine Arznei mehr. Aber Buddha selbst nahm sich seiner an und befahl ihn ins Kloster aufzunehmen. Die andern Mönche verhöhnten ihn indess so arg, dass er sich ins Wasser stürzen wollte. Da hielt ihn Buddha zurück und sagte ihm: lerne erst die Schrecken des Todes und der Wiederbelebung kennen! Hierauf führte er ihn in die Hölle und liess ihn in alle Schrecken derselben hineinsehen. Von diesem Anblick im Innersten ergriffen, entsagte der Greis allem, was ihm noch von irdischem Interesse anklebte, und erkannte, dass nicht der Tod vom Uebel befreie, sondern nur die sittliche Erhebung über sich selbst, denn wer es noch nicht so weit gebracht hat, kann nacheinander tausendmal leben und tausendmal sterben und wird doch vom Uebel nicht frei. So geläutert kehrte der Greis ins Kloster zurück. Jede Empfindlichkeit war von ihm gewichen. Des Alters Bürde drückte, der Jugend

Spott verletzte ihn nicht mehr und seine Heiligkeit wirkte mit solcher Gewalt, dass alle Mönche ihm nachahmten. Buddhistische Legende, mitgetheilt von Bergmann im Morgenblatt 1824. Nr. 16—18.

Ein zum Buddhismus Bekehrter erfuhr, man könne bei gutem Verhalten nach dem Tode in eine höhere Rangklasse der Wesen übergehen, stürzte sich auf der Stelle ins Wasser, um in den höheren Rang, den er verdient zu haben glaubte, auch gleich eintreten zu können, aber Buddha zog ihn wieder heraus und belehrte ihn, niemand dürfe den Tod suchen, denn das sey ein Wunsch, häufig eine Sünde, die nach dem Tode nicht Verbesserung, sondern Verschlimmerung nach sich ziehe.

Was die Rangstufen der Körper betrifft, welche die Seele im Sansara zu durchwandern hat, so waren dieselben ursprünglich so einfach wie bei den Brahmanen; die buddhistische Dogmatik aber, die ins Endlose ausschweift, superfötirte diese Rangstufen, wie die Räume und Zeiten. Indem sie eine Hölle unter die andere, einen Himmel über den andern setzte, Zeitalter von Millionen Jahren wie Perlen an der Schnur aneinander reihte, lehrte sie, dass eine einzige Seele durch alle möglichen Leiber und Zustände gehen könne, beziehungsweise müsse. Sie könne also in alle möglichen Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen, dann auch in die Bewohner aller möglichen Höllen und Himmel übergehen, und zwar nicht blos einmal, sie könne auch tausendmal in demselben Körper dasselbe erleben. Auch könne sie die ganze Skala auf und ab durchmachen, je nach ihrem Verhalten aus der Hölle zum Himmel aufsteigen und auch wieder herunterfallen. Ja es habe sogar gar keinen Anstand, dass die Seele ausserhalb des buddhistischen Vorstellungskreises einmal hinüberspringen könne in die Gebiete der Brahmanengötter, dass sie z. B. einmal einen Besuch im Himmel Wischnus machen könne. Asiat. Originalschriften I. 76.

Dagegen macht Köppen S. 292. geltend, ursprünglich sey die Seelenwanderung auf Menschen und Thiere beschränkt, und der Durchgang durch mineralische und Pflanzenkörper, sowie auch die Versetzung in die verschiedenen Himmel und Höllen seyen nur ausnahmsweise offen gelassen für ausgezeichnet bessere oder ausgezeichnet böse Seelen.

Wie nun die ganze Welt aus Sünde hervorgegangen ist,



kann es sich auch nur darum handeln, sie wieder zu vernichten. Das allein ist die Aufgabe der Menschheit. Um aber die Welt vernichten zu können, muss man die Sünde vernichten. Das hat zuerst Buddha erkannt. Dieser vortreffliche Mensch hätte, weil gar keine Sünde an ihm haftete, sogleich im Nirvana verschwinden können, allein die übrige schlechte Welt hätte dann doch fortgedauert. Er blieb also in der Welt, um durch seine Lehre und durch sein Beispiel auch die übrigen Menschen dahin zu bringen, den Sansara zu überwinden. Er opferte sich also gleichsam wie Christus auf, um die Menschen zu erlösen; um das Werk aber ganz gründlich durchführen zu können, machte er wiederholt alle denkbaren Seelenwanderungen durch und liess sich in die niedrigsten Körper herab, um bis in die dunkelsten Winkel des Daseyns das rettende Licht zu tragen. *Schmidt*, Forschungen S. 180. Schott, über den Buddhaismus S. 180. Auch wird Buddha in der Welt bleiben, bis alle Wesen ihm gleich oder Buddha geworden sind, denn dann erst wird keine Sünde mehr übrig seyn und dann erst kann Sansara aufhören und geht Buddha mit der ganzen Welt in Nirvana ein.

Wer dem Beispiel Buddhas folgt, wird selbst Buddha. Es gibt daher in der Tradition der Buddhisten ausserordentlich viele Buddhas, die in besondern Ländern auch besonders verehrt werden. So wird z. B. in Tibet Cio Concivao als berühmter Gesetzgeber verehrt, der seine Weisheit aus der Erfahrung schöpfte, indem er in tausend Körpern als Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Herr und Knecht etc. alle die Zustände durchgelebt hatte, die der Gesetzgeber kennen soll. Georgii, alphab. Tibet. 274.

Darin unterscheidet sich der Buddhismus sehr zu seinem Vortheil vom Brahmaismus, dass er nicht blos an das Wohl dessen allein denkt, der sich besonderer Heiligkeit befleissigt, sondern auch an das Wohl aller andern. Der brahmanische Ascet trachtet auch nach dem Nirvana, sitzt still und tödtet seine Sinne, thut es aber nur zu seinem eignen Besten und kümmert sich um andere nicht. Es fällt ihm nicht ein, sich eines Menschen der niedern Kaste zu erbarmen und ihm zu demselben Seelenheil helfen zu wollen. Er verbietet ihm vielmehr ausdrücklich den gleichen Rang und die gleiche Seligkeit. Indem der Buddhist allen Menschen das gleiche Recht

zuerkennt, legt er sich selbst auch die Pflicht auf, ihnen zur Erlangung desselben behülflich zu seyn. Er kommt in dieser Beziehung dem Christen nahe. Seine Aufopferungen für andere überbieten sogar alles, was der Christ sich deshalb vorschreibt. Aber die buddhistische Grossmuth gefällt sich in unnatürlichen Uebertreibungen. Buddha geht in alle Wesen ein, um sie alle der Erlösung fähig zu machen, sogar in die Kieselsteine, in scheusliches Gewürm, ja in die Teufelsfratzen der ruchlosesten Verdammten. Hier könnte doch wohl der Zweck erreicht werden, ohne den Welterlöser karikiren zu müssen.

Man findet in der buddhistischen Literatur in mannichfaltiger Abwechslung jene Selbstaufopferung als Lieblingsthema behandelt, daher in einer merkwürdigen Abstufung vom Zarten und Rührenden bis zum unsinnig Geschmacklosen.

Der mongolische Buddha Schakjamuni war in einer frühern Geburt der Königssohn Vessantara. Er besass einen weissen Elephanten, der Regen herbeiziehen konnte. Ein Nachbarvolk bat ihn um denselben und er gab ihn her. Dafür wurde er vom eignen Volke fortgejagt. Sein Vater gab ihm einen Wagen und viele Schätze und Diener mit. Er theilte aber alles den Armen aus und behielt nur den Wagen und die Pferde für seine Frau und seine Kinder. Da bat ihn ein Brahmane um ein Almosen. Er gab ihm die Pferde und zog den Wagen selbst. Ein zweiter kam, dem gab er auch den Wagen. Indem er nun mit Frau und Kindern zu Fusse ging, litten sie grosse Hitze und Hunger. Da schnitt er sich ein Stück Fleisch aus der Lende und kochte es für seine Familie. Später kam wieder ein Brahmane und verlangte seine Kinder. Er gab sie ihm. Die Kinder flohen zum Vater zurück, der Brahmane holte sie und trieb sie mit Peitschenhieben fort. Die Mutter hatte Beeren im Walde gepflückt und fand die Kinder nicht mehr. Aber der alte König liess seinen Sohn aufsuchen und die ganze Familie kam wieder zusammen und erholte sich von ihren Leiden in nie mehr getrübter Freude. Diese Legende ist in der ganzen buddhistischen Welt verbreitet. Köppen S. 324. Bergmann, Streifereien III. 287. — Einmal ging der Gott einem armen Jäger entgegen, um sich ihm in Gestalt eines schönen Fuchses als Beute darzubieten, und rieth ihm noch dazu, damit er nicht die Sünde eines Todschlags auf sich lade,

ihm das Fell lebendig abzuziehen. Der Jäger that es, der geschundene Fuchs blieb liegen und litt gern, dass unzählige Fliegen, Ameisen und anderes Geschmeiss sich auf ihn setzten und von seinem göttlichen Fleische zehrten, wodurch sie auf einmal alle ihre peinlichen Seelenwanderungen beendigten und selig wurden. Schmidt, Forschungen S. 185.

6.

Die buddhistischen Himmel.

Der eigentliche Himmel der Buddhisten ist Nirvana, das Nichts. Sie haben aber von den Indern den Glauben an verschiedene Himmel adoptirt, wie auch Höllen, sofern es Interimswohnungen für die Seelen seyn sollen, die entweder sehr gut oder sehr böse sind und also mehr Lohn oder mehr Strafe verdienen, als die gemeinen Seelen, die durch Thier- und Menschenleiber wandern. Niemand aber kann in jenen Himmeln bleiben, wenn es ihm auch noch so sehr darin gefiele, denn alle müssen zuletzt in Nirvana verschwinden.

Die vielen Himmel der Buddhisten beginnen alle mit dem auf dem Berge Meru, den sie Summeru nennen. Hier ist alles voll Gold und Juwelen bis zum Ueberdruss. Die buddhistischen Mongolen glauben nach den hist. Nachrichten von Pallas II. 64., die Bäume im Paradiese seyen von Silber, die Aeste von Gold, die Früchte von Edelsteinen. Ebenso bestünden die Häuser der Gottesstadt aus lauter Gold und Edelsteinen. Sich so in einer Schatzkammer eingesperrt zu sehen, müsste doch auf die Dauer unerträglich seyn und würde man sich nach der gemeinen irdischen Natur mit ihrem Grün und ihren Felsen zurücksehnen. Das Paradies soll beständig von Wohlgeruch erfüllt seyn und auch das wäre auf die Dauer unerträglich. Nun soll vollends gar auf jedem Blatt im Paradiese ein Burchan sitzen, ein guter Dämon oder Ausfluss Buddhas. Unter den Augen dieser himmlischen Gensd'armerie muss nun der Mongole seine Seligkeit zubringen und kann sich nicht rühren, ohne von Millionen Augen bewacht zu seyn.

Unter dem Summeru liegt ein See, umringt von fünf Bergspitzen, jede von einem andern der edelsten Metalle. Daraus fliessen die vier Himmelsströme in die Welt aus, aus dem Kopf eines Löwen, eines Elephanten, eines Pferdes und einer Kuh. Rhode I. 396. In der Mitte des Himmels steht ein Baum, der ihn ganz überschattet, ein einziges Blatt desselben misst 5—6 geographische Meilen. Timkowski, Reise III. 367.

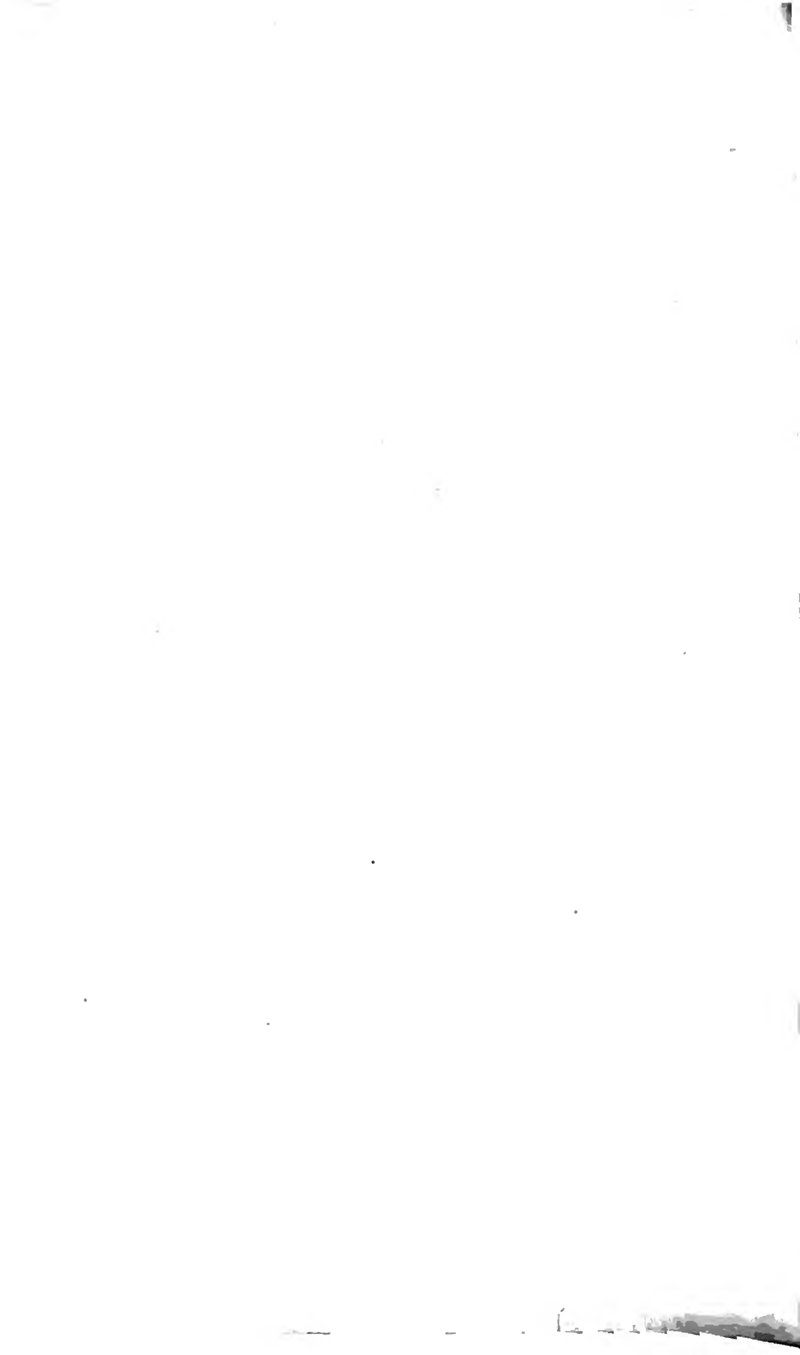
Mit einem Himmel nicht zufrieden, thürmten die Buddhisten über den ersten noch zwei höhere. Die Bewohner derselben hiessen Nats, Seelen, die es in der Seelenwanderung schon zu einer solchen Besserung gebracht haben, dass sie eines der Himmel würdig geworden sind. Sie werden als ungeheure Riesen geschildert, aber als ein durchaus fröhliches Volk, welches im untersten Himmel zunächst über der Erde sich auf Bergen, in Wäldern und Flüssen, oder in den Wolken tummelt, Regen macht, mit Blitz und Donner spielt, wie grosse Kinder. Die höhern Nats im zweiten Himmel brauchen die irdische Natur nicht mehr, auch nicht Sonne und Mond, denn sie selber geben Licht. Ihre Glückseligkeit soll viel grösser seyn, als die der ersten, und jeder soll 576 Mill. Jahre leben. Der dritte Himmel ist nun noch viel prächtiger und hier wohnen die Nats in der ungeheuren Stadt Maha-du-dassana voll prächtiger Paläste und Säulen aus keinem andern Stoff, als aus Gold, Silber und Juwelen. Umher der Garten Nandana mit Wunderbäumen, auf denen alles wächst, was man wünscht, und mit Blumen so gross wie Wagenräder. Hier ist die einzige Beschäftigung der Nats die Musik und der Tanz, doch laden auch reizende Seen sie zum Bade ein. Wenn sie am fröhlichsten sind, essen sie von einer gewissen Frucht und werden dadurch trunken, aber es ist der Wonnerausch der Seligen, nicht mehr die irdische Verführung ins Verderben. Rhode, Rel. Bildung der Hindus II. 423. f.

Wir haben hier ein ziemlich deutliches Bild vor uns, wie wir uns die dionysischen Himmelswonnen nach der griechischen Mysterienlehre vorstellen sollen. Der Taumel der Begeisterung, die Ekstase ist der höchste Moment der Glückseligkeit.

Uebrigens ist es den Buddhisten an drei Himmeln noch nicht genug. Sie gehen bis auf sieben, und einer ist immer sublimer als der andere, oder immer mehr vergeistigt. Im

untersten Himmel bewohnen die Seligen eine Stadt von Edelsteinen unter goldnen Bäumen voll Wohlgeruch und musicirenden Gewässern. Schott, Buddhaismus S. 52. Nach einer andern Nachricht ist die Stadt von Gold. Bergmann, Streifereien III. 61. In den höhern Himmeln verschwindet immer mehr das Sinnliche. Im ersten pflanzen sich die Seligen noch fort auf irdische Weise. Im zweiten durch blosse Umarmungen, im dritten nur durch Berührung der Hand, im vierten durch eine Unterredung, im fünften nur noch durch Blicke. Pallas, Hist. Nachrichten II. 79. Köppen, Rel. des Buddha 321. f.

Aber auch an sieben Himmeln genügt es den Buddhisten noch nicht. Sie haben deren zuletzt 26 wie die Stockwerke des Porzellanthurmes von Nanking über einander gestellt. Rhode I. 393. Buddha musste alle diese Himmel erst „erobern“, ehe sie so wurden, wie er sie brauchte, nicht als Stätten definitiv vollendeter Seligkeit, sondern nur als provisorischer Aufenthalt der Besten. Das. 415. Damit ist deutlich gesagt, dass es die Himmel der Brahmanen oder anderer bekehrter Völker sind, die von der neuen Lehre nur umgestaltet wurden.



Register zum ersten Bande.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Berichtigungen zum ersten Bande.

Seite 29 Zeile 9 von oben bis 348 statt 358.
— 42 — 13 v. o. l. Oupnekhat.
— 43 — 11 v. u. l. 1 st. 7.
— 46 — 16 v. u. l. met. st. myth.
— 47 (Capitel) 4 st. 3.
— 48 Zeile 20 v. o. l. Philostrates.
— 52 ganz unten: Vergl. Sparschuh, kelt. Studien I. 169.
— 55 Zeile 4 v. o. l. Ptolemäus.
— 9 v. o. l. Religionssysteme.
— 14 v. o. l. Mythogr.
— 58 — 4 v. o. l. körperlosen.
— 63 — 17 v. o. l. Inghirami.
— 10 v. u. l. lucern.
— 64 — 7 v. u. l. Sickler.
— 69 — 12 v. o. l. Mythol. st. Mythus,
— 76 — 17 v. o. l. Altorph. st. Antorph.
— 84 — 4 v. u. l. diesem st. diesen.
— 107 — 19 v. o. l. 90 Psalm.
— 113 — 1 v. o. l. es „der männliche Muth" auf.
— 135 — 1 v. u. l. patellae.
— 147 (Capitel) 2 st. 3.
— 190 (Capitel) 6 st. 5.
— 190 Zeile 2 v. o. l. dem jede neunte Nacht acht andere abtropften.

Die
vorchristliche Unsterblichkeitslehre

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

LEIPZIG.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Inhalt des zweiten Bandes.

Dritte Abtheilung.

Die altgriechische Unsterblichkeitslehre.

Viertes Buch. **Altdeutsche Gräbersymbolik.**

Fünfte Abtheilung.

Die Apotheose, ein ausschliesslich griechisch-germanischer Gedanke.



Dritte Abtheilung.

Die altgriechische Unsterblichkeitslehre.

Erstes Buch.

Die cerealischen Mysterien der alten Griechen.

1.

Die ältesten Vorstellungen der Griechen von der Unterwelt.

Die alten Griechen zeigten im Kindesalter ihrer Entwicklung eine eben so dieser Stufe angemessene natürliche und unbefangene Naivetät, wie sie später bei reicherer Erfahrung und höherer Entwicklung feinere und genialere Gedanken fassten als die meisten andern Nationen auf derselben Stufe.

Ihre älteste Anschauungsweise war derjenigen der Etrusker verwandt. Sie hielten sich nämlich noch an das Nächste, an die Erde, und wussten sich noch nicht über dieselbe hinauszudenken. Glaubten sie auch, der Mensch gehe mit dem Tode noch nicht ganz zu Grunde, so wussten sie sich doch noch keine andere Vorstellung zu machen, als dass er in einer Schattenwelt unter der Erde fortdauern, oder ausnahmsweise auch noch auf der Oberfläche der Erde umherhuschen werde, ohne sich von ihr entfernen zu können oder zu wollen. Also wie die Manen der Etrusker. Die Unterwelt dachten sie sich als eine weite Höhle unter der Erde und nannten sie Hades (*ἀιδής*, unsichtbar), auch Erebos (Finsterniss). Den Gott der Unterwelt nannten sie ebenfalls Hades oder auch Pluto. Am Eingang der Höhle, glaubten sie, befinden sich die Wohnungen des Schlafes und der Träume, der Sorgen, der Krankheiten, des Hungers etc. Virgil, Aeneis VI. 272, f., d. h. derjenigen

Dinge, die entweder dem Tode ähnlich sind, oder zum Tode führen.

Waren die Todten in die Unterwelt eingetreten, so mussten sie über den Styx fahren, den schwarzen Todtenfluss, der den Griechen so heilig war, dass sie sagen, die Götter selbst hätten ihre wichtigsten Eide nur beim Wasser des Styx geschworen. Hesiod, Theog. 361. 383. 775; Odyssee V. 185. XV. 37; Apollodor I. 2. 5; Virgil, Aeneis IV. 324, XII. 816; Ovid, Met. III. 290. Ueber diesen Fluss müssen die Todten auf einem Kahne fahren, den der grobe Charon regiert, ein Greis so rauh, eigensinnig und abschreckend, wie es von einem weltalten Kerkerwächter zu erwarten ist, der jedes Mitleid längst vergessen hat, mit glühenden Augen und schmutzig vom Schlamme des Flusses und vom Moder der Gräber. Virgil, Aeneis VI. 295; Diodor I. 86; Seneca, Rasender Herakles 764. Man steckte den Todten einen Obolus in den Mund, den sie ihm als Fährgeld geben mussten. Da sich bei Homer und den ältern Griechen nichts von Charon findet, glaubt man, er sey aus den Vorstellungen der Etrusker entlehnt, denn auf etrurischen Vasen erscheint er als einheimisch, bärtig, mit einem schweren Hammer als Führer der Todten, ohne Kahn und Wasser. Zuweilen hat er auch satyreske Spitzohren. Vgl. Ambrosch, de Charonte, Breslau 1837. Mit Recht denkt Ambrosch an die hammerführenden Kyklopen. Es handelt sich hier von einer Unterwelt im Berge, ohne Wasser. Bei den Neugriechen lebt noch ein Charos in der Erinnerung fort, der aber mehr unserm wilden Jäger als dem griechischen Fährmann gleicht. Kind, Neugriech. Anthologie I. 39; Ellissen, Polyglotte I. 278.

Waren die Todten am andern Ufer des Styx ausgestiegen, so empfing sie der Höllenhund Kerberos. Dieses schreckliche Thier hatte drei Köpfe. Welker, Trilogie S. 130 leitet seinen Namen von ἔρεβος, Finsterniss, her und stellt ihn dem Argos, dessen Name Weiss bedeutet, als dem Hunde des Lichts oder des Himmels gegenüber. Der dritte vaticanische Mythograph VI. 22. sagt, eine Dreiheit komme jedem der drei höchsten Götter zu, dem Jupiter der dreizackige Blitz, dem Neptun der Dreizack (womit man Fische sticht) und dem Pluto in der Unterwelt der dreiköpfige Hund. Seine drei Köpfe be-

deuten aber die drei Welttheile, von denen jeder für sich seine Todten verschlinge. Macrobius, Sat. I. 20 gibt dem Hunde drei verschiedene Köpfe, den eines Löwen, Wolfs und Hundes, und sie sollen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten. Vergl. Joh. Lydus, de mens. ed. Roether 220. Auf Vasen kommt Kerberos auch mit einem Schlangenschwanze vor. Jahn, Vasen S. 138. 342. Die Schlange ist immer Erdsymbol. Hesiod, Theog. 306. macht den Hund zu einem Sohn des Typhaon und der Echidna und gibt ihm wie der Hydra fünfzig Köpfe. — Der böse Hund lässt jeden in die Unterwelt ein, aber niemanden hinaus. Das. 760. Nur Orpheus besänftigte ihn mit seinem Gesange. Horaz, Oden II. 13. Herakles packte ihn einmal, drückte ihm alle drei Köpfe zwischen die Beine und schleppte ihn aus der Unterwelt heraus. Das war die zwölfte der berühmten Arbeiten, welche Herakles zu verrichten hatte. Apollodor II. 5. 12. Am ausführlichsten wird die Scene in Seneca's Rasendem Herakles geschildert und hier hat der Höllenhund nicht blos einen Schlangenschwanz, sondern auch eine Schlangenmähne. Als der Held den Hund auf die Oberwelt bringt, schliesst derselbe alle seine Augen vor dem ungewohnten Licht. Aus dem auf die Erde gefallenen Schaum des wüthenden Hundes wuchs die giftige Wolfswurz (aconitum). Ovid, Met. VII. 410; Virgil, Landbau II. 152; Plinius, Naturg. XXVII. 12. Als Aeneas in die Unterwelt kommt, besänftigt vorher die Sybille den Hund mit Honigkuchen. Virgil, Aeneis VI. 416. Dasselbe thut Mercur bei Statius, Thebais II. 26.

Dreiköpfige Hunde, welche Verdammte zerreissen, kommen auch in der indischen Hölle vor. Papi, Briefe 142. Karwura heisst der Hund des indischen Höllengottes Yama. Vgl. über ihn Nork, Syr. Götter S. XVI. Auch die nordische Hölle wird von dem riesenhaften Hunde Garmr bewacht.

Weiter steht am Eingang der griechischen Unterwelt ein Schattenbild des Herakles, als drohendes Gespenst auf die Eintretenden beständig mit einem Pfeile zielend, so dass die Todten vor ihm fliehen. Der wahre Herakles ist im Himmel, die Unterwelt erhielt zum Ersatz für ihn nur dieses Schattenbild. Odyssee XI. 501; Apollodor II. 5. 12. Man wird dabei an den treuen Ekhard vor dem Venusberge gemahnt.

Die Todten in der Unterwelt leben zwar fort, aber körperlos, nur Schattenbilder. Sie wandeln auf einer grossen Wiese, auf der die Asphodelosblumen wachsen, eine hohe Aehre mit kleinen röthlichen oder weissen Lilien und einer gelben sehr tief in die Erde eindringenden Wurzel. Schon Homer gedenkt ihrer, Odyssee XXIV. 13. Persephone trug einen Kranz davon. Nach Lukian war die Blume Speise der Todten. Auch pflanzte man sie auf Gräber. Plinius, Naturg. XXII. 32. Eustathius zur Odyssee XI. 538; Creuzer, meletemm. I. 30.

In der Unterwelt gab es ausser dem Styx noch drei Flüsse. Die Vierzahl entspricht derjenigen der vier Paradiesesflüsse. Jene drei Höllenflüsse waren Kokytos, der Fluss der Thränen, Acheron, der Fluss des Wehe, und Phlegeton, der Strom des Feuers, in welchem die Todten verzehrt werden. Myth. Vatic. III. 6. 4; Welker, Griech. Götterlehre I. 801. — Acheron heissen mehrere kleine Flüsse. Der in Epirus soll in die Unterwelt versetzt worden seyn, weil die Titanen sich aus seinem Wasser stärkten, als sie mit den Göttern kämpften. Natalis Comes III. 1. Noch kennen die Alten einen weitern Höllenfluss, Lethe, den der Vergessenheit. Es heisst von demselben, er solle zugleich mit dem Kokytos, Phlegeton und Acheron unter dem Throne des Pluto hervorfliessen. Albricus, deor. imag. Myth. Vatic. III. 6. 4.

Pluto trug (s. Ilias V. 845) einen unsichtbar machenden Helm, worunter die Decke der Erde selbst zu verstehen ist, weil unter derselben alles unsichtbar wird. Auch der nordische Gott Odin hatte einen unsichtbar machenden Hut und solche Hüte sind auch das Kennzeichen aller unterirdischen Zwerge und Elben im altdeutschen Volksglauben. Namen und Begriff des Hades gehört also wohl zu den nordischen Vorstellungen, welche die ältesten Griechen aus Thessalien mitbrachten, ehe sie in den Ideengang der vorderasiatischen Völker eingingen.

Der jetzt gebräuchlichere zweite Name des Gottes Pluto ist gleichbedeutend mit Plutus, dem Gotte des Reichthums, der unterirdischen Saaten und edlen Metalle. Das entspricht mehr den Vorstellungen der ackerbauenden und reichen Völker. Auch ist es nicht mehr der alte Hades, sondern als Bru-

der des Zeus der chthonische Zeus selbst, das himmlische Feuer, welches in die Erde einwirkt und sie zu Geburten und Wiedergeburten zwingt. Eben so ist Demeter nicht die einfache Mutter Erde geblieben, sondern zu einer von oben her wirkenden himmlischen Macht umgedichtet worden. Weil aber in den Mysterien das mütterliche und weibliche Element zur Herrschaft gelangt, spielt Pluto auch nur eine Nebenrolle neben der Persephone und Demeter.

Der griechische Geschmack hat nun auch das Schreckliche eines Gottes der Unterwelt sehr gemildert. Pluto ist nur der schwarzlockige Bruder des Zeus, in königlicher Pracht thronend wie dieser neben seiner schönen Gemahlin Persephone. Man vermisst an ihm sowohl den schrecklichen Ernst des Richters, als die Bosheit des Dämon. Auch wissen die Griechen wenig von ihm zu erzählen. Wenn jemand aus der Oberwelt zu ihm hinunterkommt, spielt er meist eine passive Rolle. Herakles verwundet ihn und schleppt ihm den Hund weg. Ilias V. 397. Orpheus holt sich von ihm seine Euridike zurück, indem er ihn und die ganze Unterwelt durch seinen Gesang bezaubert. Als Poseidon einmal droben im Meer gewaltig tobt, hört es unten Pluto und erschrickt mit seinem ganzen Volke. Ilias XX. 61.

2.

Elysium.

Die Griechen nannten den Aufenthalt der Seligen nach dem Tode Elysium, *ἀπὸ τῆς λ'σεως*, den Ort, wo man von irdischen Leiden erlöst wird. Nach der einen Vorstellung liegt dasselbe in der Unterwelt, rechts von Pluto's Thron im Hades, und links davon kommt dann der Tartaros zu liegen. Virgil, Aeneis VI. 547. Virgil lässt den Aeneas hier liebliche Wiesen und Wälder sehen und die Seligen in ihrer Wonne bei Gesängen und Tänzen, Gelagen und Lustkämpfen, nachdem sie aus dem Flusse Lethe Vergessenheit alles Irdischen getrunken haben. Mitten durch Elysium fliesst der Eridanus in Lorbeerwäldern.

Wie aber nach einer spätern Vorstellungsweise der Tartarus nicht neben dem Hades, sondern tief unter ihm liegt, so wurde auch Elysium auf die Oberwelt und in den äussersten Westen der Erde, da wo die Sonne untergeht, versetzt. Schon bei Homer, Odyssee IV. 561. Euripides, Helena 1676. Dieses Elysium im Westen heisst die Insel der Seligen, ein reizendes Land mit goldstrahlenden Blumen, auch schon bei Hesiod, Hauslehren 153.

Auf der Insel oder in dem Garten der Hesperiden wuchs ein Baum mit goldnen Aepfeln. Der hundertköpfige Drache Ladon hütete dieselben. Aber Herakles erschlug ihn und raubte die Aepfel, was Apollonius von Rhodus 1433 f. anmuthig beschreibt. Derselbe erwähnt auch, dass Herakles damals mit seiner Ferse eine Quelle aus der Erde herausgeschlagen habe. Schon oft hat man darauf aufmerksam gemacht, wie sehr der Apfelbaum, der Drache und die Quelle dem Apfelbaum, der Schlange und den vier Flüssen des Paradieses ähnlich sind.

Antike Bildwerke zeigen den Herakles in verschiedenen merkwürdigen Beziehungen zum Baum und zur Schlange, wodurch der Sinn deutlicher wird, als in den Dichtungen. Einmal pflückt er die Aepfel vom Baume, während sich die Schlange nur um den letztern ringelt und eine Hesperide ruhig darunter schläft, Thesaurus antiqu. Benevent. 72. Ein andermal umarmt unter dem von der Schlange umwundenen Baume ein Jüngling ein Mädchen, welches eine Schaale hält, und Herakles steht dabei mit dem bezwungenen Kerberos. Spon, miscell. 306. Das beweist deutlich, dass die Insel der Hesperiden, wie die Apfelinsel Avalon das Jenseits und die Wiedergeburt bedeutet. Kerberos bezeichnet den Tod, Herakles den Sieg des ewigen Lebens über den Tod, die Schaale den Trank der Reinigung. Eins der merkwürdigsten Vasenbilder beschreiben Gerhard und Panofka in Neapels antiken Bildwerken S. 353: Eine Hesperide tränkt die um den Baum gewundene Schlange aus einer Schaale, eine andere pflückt Aepfel, eine dritte will einen pflücken. Herakles hat schon einen in der Hand etc. Kurz wir haben eine ganz friedliche Apfelernte vor uns. Auch Pan ist dabei als Wintergott, Hermes als Seelenführer, ein Spiegel, eine Blume, ein Schwan als Symbole der Wiederge-

burt, alles entsprechend der Idee der physischen Wiedergeburt des Jahres, wie der psychischen im Elysium. — Aber Apollodor. II. 5. 11. versetzt den Hesperidengarten zu den Hyperboreern in den Norden.

Dasselbe ist die Insel Scheria oder Drepane. Odyssee VI. 12. 62. Apollonius Rhod. IV. 990. Das ist die selige Insel der Phäaken, eines Völkchens, dessen Name sprichwörtlich geworden ist, indem man darunter sorgenlose und lebenslustige Leute versteht, die gern essen und trinken und sich amüsiren ohne zu arbeiten. In ihren Genüssen benehmen sie sich wirklich so ganz gewöhnlich, wie Menschen, denen es sinnlich wohl ist, dass sie durchaus ihre Unsterblichkeit und ein höheres Geistesleben, das über das Irdische erhaben wäre, nicht verrathen. Homer nennt sie zwar selig wie die Götter. Auch werden sie nur von den Göttern besucht und unerhört ist, dass ein Mensch zu ihnen gelangt. Odyssee, VI. 203. Etwas Elbisches liegt in ihrem Wesen, sofern sie auf dem Meere mit Gedankenschnelle dahin fahren und den Odysseus in einer Nacht in seine Heimat bringen, das. VII. 32. 317. Allein für Elben sind sie nicht humoristisch genug. Sie spiegeln lediglich die heitern menschlichen Bewohner einer griechischen Insel unter einem liebenswürdigen Königspaare ab. Gleichwohl scheint ihre ganze Vorstellung aus unserm Norden entlehnt zu seyn. Ihr König Alkinous stimmt auffallend mit der Alkyone überein, nach welcher die halkyonischen Tage, die oben schon erwähnte Friedenszeit in der Wintermitte benannt ist. Der Name bezeichnet das Naturcentrum in der Zeit, dem auch das Naturcentrum im Raum, Helike, das Wagengestirn am Nordpol entspricht.

Nach dem Norden weisen uns auch andere Nachrichten. Wir haben vom paradiesischen Sonnengarten des Apollo am Nordpol der Erde oder im Nordlicht schon im Eingang dieses Werkes gehandelt. Ebenso von den Hyperboreern, dem lang lebenden und seligen Volk jenseits des Nordwindes. Bei ihnen wuchs auch der Baum der Vergessenheit. Wenn Greise die Frucht desselben assen, wurden sie allmälig wieder jünger und wenn sie so klein wie neugeborene Kinder geworden waren, lösten sie sich in Nichts auf. Aelian, Vermischte Nachr. III. 18. Wenn das nun auch nur als ein Scherz aufgefasst werden

muss, wie ihn etwa weit gereiste Männer den neugierigen Griechen vorerzählt haben, so liegt doch darin die Erinnerung an den Apfelbaum und Jungbrunnen des nordischen Volksglaubens.

Sehr merkwürdig ist, was Pindar, Olymp. II. 56 f. von den Seligen sagt. Wenn sie nämlich auf der Insel der Seligen sich befinden, steigen sie zum Thurme des Chronos empor. Dieser Höhentendenz entspricht nun die alte Vorstellung vom Naturcentrum am Nordpol und so führen uns denn auch die griechischen Dichter auf einem langen Umwege doch zuletzt nach Nysa, wo uns die griechischen Künstler alle Wonnen des dionysischen Himmels aufthun. Alle die blassen Vorstellungen von Elysium, die uns die spärlichen Nachrichten der Dichter geben, erhalten erst Farbe und Leben in den zahllosen Bildwerken der Sarkophage und Grabvasen aus dem dionysischen Mysterienkreise.

Auf der seligen Insel fehlt nie der Apfelbaum und die Quelle. Die Symbolik des Apfels kennen wir schon. Herakles holt aus dem Garten der Hesperiden im Westen, wo die Sonne untergeht, die Sonne als goldenen Apfel immer wieder zurück. Die Sonne ist also der unsterbliche Apfel, in der Sonne ist uns die Unsterblichkeit verheissen. Darum hütet auch nach der nordischen Sage Iduna die unsterblich machenden Aepfel. Das Paradies der alten Briten hiess Avalon, der Apfelgarten. Unzähligemal kommt auch in unsern Märchen der Apfelbaum neben der Quelle vor, aus welcher das sog. Lebenswasser geschöpft wird, welches Todte wieder lebendig macht. Auch unter dem Baum der Hesperiden schlägt Herakles mit dem Fusse eine Quelle hervor. Alexander der Grosse kam einmal in's Land der Unsterblichkeit und fand darin sowohl wahrsagende Bäume, als die Quelle der Unsterblichkeit. Nach dem Roman des Kallisthenes und Herbelot s. v. *Khedr*. Theopomp beschreibt ein Nebelland im höchsten Norden mit zwei Flüssen, einem der Trauer und einem der Freude. An jenem wächst ein Baum, dessen Früchte weinen machen, an diesem ein anderer, dessen Früchte lustig und Alte wieder jung machen.

Auch in dem Paradiese der alten Aegypter fehlt der Apfelgarten und Jungbrunnen nicht, denn in den Königsgräbern zu Theben fand Champollion Abbildungen der ägyptischen Hölle



und des ägyptischen Himmels und in dem letzteren waren die Seligen unter der besonderen Hut der Sonne beschäftigt, theils von himmlischen Bäumen Früchte zu pflücken, theils sich im himmlischen Wasser zu baden, darin fröhlich herumzuschwimmen und zu spielen. Vergleiche Schwenk, Myth. der Aegypter S. 141.

In den ältesten Erinnerungen aller Völker gesellt sich im Paradiese zu einem Baum eine Quelle. Den Baum des Lebens und den verbotenen Baum neben den vier Flüssen des Paradieses in unserer heil. Schrift finden wir mehr oder weniger ähnlich immer wieder. Nach jüdischer Vorstellung hatte der Baum des Lebens eine halbe Million verschiedenartige Geschmäcke und Gerüche und sieben Wolken der Herrlichkeit lagen über ihm. Zu seinen Füssen sassen die Erklärer des Gesetzes. Gfrörer, Jahrhundert des Heils II. 45. Bei den Muhamedanern kommen zweierlei Paradiesbäume vor, von denen der eine, Sidrat Almuntaha, soviele Blätter hat, als es Menschen gibt. So wie ein Mensch geboren wird, wächst ein Blatt hervor, auf dem sein Name steht, und wenn er stirbt, fällt es ab. Weill, Biblische Legenden S. 241. Der andere Baum, Tuba, überschattet die Wohnungen aller Seligen und trägt alle Arten nicht nur von Früchten, sondern auch von Fleischspeisen und Kleidungen, ist also ein vollkommener Wunschbaum. Wahl, Einleitung zum Koran S. 121. Rosenöl I. 328.

Aehnliche Vorstellungen finden wir bei den Indern. Auf dem Berge Meru steht neben den h. Gangesquellen der Baum des Lebens und der Unsterblichkeit neben dem Baum des Uebels. Paullinus, Brahmanische Götterlehre S. 251. Der Baum Al in Brahmas Paradies hat auf seinen Zweigen alle Früchte der Welt vereinigt. Er steht neben Behra, dem Meere der Vergessenheit, in welchem die Seelen nach dem Tode baden, um alle irdischen Erinnerungen auszulöschen. Ist dies geschehen, so kosten sie alle Früchte des Himmels. Rhode, Rel. Bildung der Hindus II. 518. Auch in Shivas Himmel auf dem Meru steht der Baum der Unsterblichkeit in einem Garten, von Drachen bewacht. Asiat. Originalschriften I. 92. 321. Auch die Chinesen kennen auf ihrem Urberge eine Quelle der Unsterblichkeit mit wunderbaren Bäumen, von deren Früchten

das Leben abhängt. Mémoires conc. l'histoire des Chinois I. 103. Vergl. Schmidt, Mongol. Forschungen 270. Vergl. auch Seite 274 und Klaproth, Asiat. Magazin II. 459.

In der deutschen Sage heisst jene himmlische Urquelle der Verjüngung immer der Jungbrunnen. Bei Hans Sachs (Kemptner Ausgabe I. 193) und Méon IV. 108 laufen im Schlaraffenlande die alten Leute zum Jungbrunnen, um sich wieder jung zu baden. Ein berühmtes Bild von Lucas Cranach in Berlin stellt den Jungbrunnen und darin die Verwandlung alter Weiber in junge Mädchen dar. Ein zweites Bild desselben Meisters erwähnt Mésangères, dict. des proverbes 323. Den gleichen Gegenstand behandelt ein alter Stich von Beham. Auf Nürnberger Holzschnitten ist er sehr populär geworden.

Im Liede vom Wolfdietrich verwandelt sich die rauhe Else durch das Bad im Jungbrunnen in die schöne Sigeminne. Man hat dies mit Recht auf die Verwandlung des hässlichen Winters in den Frühling gedeutet. Der Frühling wurde aber immer nur als Abbild des verlorenen Himmels gedacht und die jährliche Verjüngung der Natur hat daher auch die ewige Jugend im Himmel zum Urbild. Der Jungbrunnen liegt im Paradiese. Man suchte ihn daher noch in der christlichen Zeit im fernen Asien. Der Titurel, Vers 764, 4575, 6008, 6015 versetzt ihn nach Indien. Vgl. auch Görres, Iran II. 391. Von der Hagen und Büsching, Museum I. 260. Andrerseits verlegte man ihn nach den seligen Inseln im Westen, wo man auch das Todtenreich suchte, hinter der untergehenden Sonne. Noch im Jahr 1512 unternahm Ponce de Leon eine Fahrt nach den Bahamainseln, um daselbst den Jungbrunnen zu finden. Man glaubte nämlich damals, das neuentdeckte Amerika hänge mit Ostindien zusammen. Schomburgk, Reise nach Guyana 35. Nach Happel rel. cur. I. 790. soll der Jungbrunnen auf der Insel Bimini liegen, die zu den Antillen gehört. Das ist wohl entstellt aus Bahama.

3.

Von den griechischen Mysterien überhaupt.

Die Vorstellungen sowohl von Elysium als vom Hades waren bei den alten Griechen noch sehr naiv, noch wenig zu einer eigentlichen Unsterblichkeitslehre gereift, und klebten eigentlich noch fest am Diesseits, an der Mutter Erde. Auch war das griechische Volk viel weniger mit Gedanken an das Jenseits, als mit der irdischen Gegenwart beschäftigt und der religiöse Sinn durch eine ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit von Tempelstätten, Gottheiten, Heroen, Orakeln in Anspruch genommen, das Gedächtniss mit unzähligen mehr oder weniger poetisch anziehenden Mythen angefüllt.

Am meisten trug zum Luxus der Mythenbildung die Lokalisirung der Mythen bei. Dieselben knüpften sich nämlich an die Tempel und Priesterschaften bestimmter Gottheiten. Es waren Erzählungen, in denen das Wesen der Gottheit den Andächtigen in scharfer Charakteristik klar gemacht werden sollte. Abweichungen davon, eine anderartige Redaction desselben Mythus, erklären sich zunächst aus der Mehrheit von Tempeln derselben Gottheit. Wenn mehrere Tempelorte sich rühmten, Geburtsstätten desselben Gottes oder Schauplätze seiner Wunder zu seyn, und jeder sich insofern vor den andern auszeichnen wollte, änderten sich auch die daran geknüpften Mythen ein wenig ab. Tempelstätten, zu denen das Volk wallfahrtete, denen es reiche Opfer brachte, concurrirten mit einander wie die Kirchen mit wunderthätigen Bildern und Reliquien im Mittelalter.

Mancherlei Uebertreibungen und Widersprüche, die eine so luxuriöse Mythenbildung mit sich führte, riefen dann wieder Missachtung und Spott hervor. Schon seit Homer bemerkte man, auf welche willkürliche und frivole Weise die weltlichen Sänger an den Höfen üppiger Könige die alten Tempellegenden umdichteten und den früher nur mit Ehrfurcht genannten Göttern und Göttinnen muthwillige Spässe, unanständige Maskeraden (Verwandlungen) und frevelhafte Liebschaften andichteten. Diese homerische Schule ging von Vorderasien aus, wo die syrischen Culte mit den altgriechischen zusammen-

trafen, auch der Handel und Fremdenverkehr verderblich auf die Sitten einwirkte.

Das Missverhältniss einer so ausgearteten Mythologie zum ursprünglichen religiösen Bedürfniss war doch zu gross, als dass dadurch nicht eine Reaction hätte müssen hervorgerufen werden. Namentlich wurde eine ungeheure Leere bemerkbar da, wo der Mensch in der Religion am meisten Trost sucht. Der öffentliche Gottesdienst bezog sich nur auf Naturcultus oder auf die Verehrung personificirter Nationalitäten oder einzelner Nationaltugenden, deren man sich rühmte. Das alles hatte nur Werth für die Gegenwart innerhalb des irdischen Lebens. Vom Jenseits hatte man nur ganz verblasste und nebelige Vorstellungen. Nicht einmal himmlische Freuden malte man sich aus und das berühmte Elysium war nur etwas Oedes und Langweiliges.

Gegen alle Verkehrtheiten jener griechischen Mythologie reagirte nun naturgemäss ein immer mehr überhand nehmender Unglaube an den ganzen in eine Menagerie verwandelten Olymp. Dieser Unglaube aber wurde bei frivolen und sinnlichen Leuten Epikuräismus und bei ernstern und sittlich strengern Männern Stoicismus. Beide waren ganz im Diesseits befangen und kümmerten sich nicht um das Jenseits. Jene trachteten nur, durch Sinnengenuss aller Art den Reiz des Lebens zu erhöhen, denn man lebe nur einmal; diese trachteten nur ihre Ehre zu wahren, dem Schicksal zu trotzen, muthig zu dulden und zu sterben, um, da mit dem Tode doch alles vorüber sey, ein ruhmwürdiges Andenken zu hinterlassen. Damit konnte sich nun aber doch die Menschheit nicht ganz und nicht lange begnügen. Der Epikuräismus konnte die nicht trösten, derer statt irdischer Genüsse nur irdische Leiden warteten, und die stoische Charakterfestigkeit und Resignation konnte immer nur die Auszeichnung Weniger seyn. Das Bedürfniss nach einem Trost in irdischen Gefahren und Leiden liess sich nicht unterdrücken. Das Gewissen regte sich und wenn jener Trost nur durch die Verheissung der Seligkeit nach dem Tode gewährt werden konnte, und Gewissensangst vor der ewigen Vergeltung zittern machte und Hülfe in Reue und Busse suchte, so erwies sich die Heils- und Unsterblichkeitslehre der Mysterien als eine unumgänglich nothwendig ge-

wordene welthistorische Entwicklung. Sie stammte ohne Zweifel aus dem Orient, wo überhaupt die Gottesfurcht zu Hause war, nahm aber bei den Griechen eine ästhetische Verfeinerung an und unterschied sich hauptsächlich dadurch von den Unsterblichkeitslehren des Orients, dass sie den Menschen weniger demüthigte, den Unterschied zwischen ihm und der Gottheit weniger weit ausspannte, das Göttliche mehr vermenschlichte, um das Menschliche mehr vergöttlichen zu können.

Warum diese Heils- und Unsterblichkeitslehre der Mysterien geheim bleiben musste und nur in Geheimbünden fortgepflanzt werden konnte, begreift man leicht, wenn man bedenkt, dass der öffentliche Gottesdienst, das darin einmal Herkömmliche, das Interesse der lokalen Priesterschaften, wie das Staatsinteresse geschont werden mussten, und dass die Menge, sogar auch viele Gebildete und Reiche in ihrem gemeinen Sinnenleben, in ihren naiven Ansichten und ihrem trivialen Treiben sich für eine tiefere und ernstere Auffassung religiöser Dinge unfähig zeigten. Ueberdies musste ein grosser Reiz im Geheimniss liegen.

Indem die Mysterienlehre der Griechen theils von Kleinasien und Syrien her, aus Babylon und Aegypten, theils von Thrakien her, aus dem europäischen Norden entlehnt wurde, traten in ihr natürlicherweise die Gegensätze des Morgen- und Abendlandes, des Südens und Nordens hervor, suchten und fanden aber auch eine Vermittlung, die wohl das merkwürdigste ist, wodurch der altgriechische Geist sich ausgezeichnet hat. Es lag übrigens im Interesse der Mysten und entsprach der griechischen Eitelkeit, dass man Ideen, die von aussen kamen, für ursprünglich griechische ausgab und ihre Entstehung in eine uralte Vorzeit versetzte. So kamen fünferlei Kosmogonien auf, die alle vom altgriechischen Sänger Orpheus herstammen sollten.

Es war natürlich, dass sich die neuen, auf Unsterblichkeit bezüglichen Mysterienlehren zunächst da anknüpften, wo noch am meisten religiöser Ernst gefunden wurde, also an die grossen Jahresfeste, an welchen man die Götter um Schutz, um Abwendung des Uebels, um Pflege der Saaten etc. anflehte, um den sterbenden Sonnen- und Sommergott trauerte, oder

für die Wiederkehr des Frühlings und der Saaten dankte. Solche Feste gab es in Griechenland noch viele, altherkömmlich, durch Priesterschaften oder besonders nach der Tradition dem Gott geheiligte Familien mit dem Tempel und seinen Schätzen bewahrt. Hier waltete noch alte Frömmigkeit und Furcht vor den Göttern und war die Naturreligion noch nicht von den Dichtern durch üppige Mythen entweiht. Wenn auch die blutigen Menschenopfer nicht mehr stattfanden, so meinte man es doch noch ernst mit der Demuth und Gottesfurcht, sowohl in den Gebeten als in den Opfern, und eine Menge von Mythen pflanzten noch den Gedanken fort, dass der Mensch nicht blos von den Göttern zu empfangen, sondern ihnen auch sein Theuerstes, ja zuweilen das eigene Leben zu opfern habe.

Man darf nicht unbemerkt lassen, dass die Geheimbünde und ihre Mysterien vorzugsweise dem demokratischen Theil der griechischen Welt angehörten und nicht dem monarchischen oder aristokratischen. Nur in Athen konnten die Thesmophorien Staatsinstitut werden, und in Eleusis, nicht in Sparta. Man muss sogar vermuthen, dass im Ernst der Mysterien in der griechischen Demokratie ein Tadel der höfischen Sänger und ihrer muthwilligen Mythendichtungen enthalten war.

Wie von veränderten Standpunkten aus in die Mythologie hineingearbeitet, zuweilen eigentlich gepfuscht wurde, und welch weiches Wachs die Mythen waren, so dass man sie nach Umständen drehen und wenden konnte, davon will ich ein einfaches und schlagendes Beispiel aufstellen an dem Mythus von der Leto. Nach den ältesten Priesterlegenden war Leto die Urnacht, der schlafende Raum, und empfing von Zeus, dem Gott der Zeit oder Bewegung, die beiden Lichtkinder Sonne und Mond. Eine alterthümliche Sinnbildnerei ohne Frivolität. Daraus machten nun die Homeriden eine frivole Erzählung, der Götterkönig Zeus habe die Göttin Leda im Bade belauscht, sich in sie verliebt, sodann die Gestalt eines Schwans angenommen, sey zu ihr gekommen, habe ihr geschmeichelt, sie gestreichelt, sich von ihr füttern lassen und sie schliesslich entehrt. Demselben Mythus wurde aber wieder in der Mysterienlehre eine ernste und sinnige Bedeutung gegeben. Indem man den profanirten Mythus zwar mit in die Mysterien hinübernehmen musste, erhob man ihn doch für



die höhern Weihen aus dem Naturgebiet in eine neue und höhere sittliche Sphäre. Aus der Leto wurde die Nemesis, d. h. aus der Urnacht der Natur wurde die ewige Gerechtigkeit und aus Sonne und Mond wurden die Dioskuren, in denen auf merkwürdige Weise die Solstitial- und Aequinoctialsymbolik verschmolzen erscheint, wovon der eine noch Sonne- und Sommer-, der andere Mond- und Winterbedeutung hat, beide aber Attribute des Hermes annehmen, den Hut und den Wanderstab. Ihre Symbolik ist sehr geistreich, denn wie Leto nur die materielle Welt, Hermes nur den Uebergang aus dem physischen Winter in den physischen Sommer bezeichnet, so bedeutet dagegen Nemesis den Weltgeist, die Weltvernunft und das ewige Recht, und die Dioskuren führen nicht mehr aus einem Zeitabschnitt in den andern, sondern aus der Zeitlichkeit überhaupt heraus in die Ewigkeit. Diese mysteriöse Gräbersymbolik erkennt man am besten aus der berühmten Grabvase von Canosa, abgebildet bei Millin, tombeaux de Canosa pl. 2. und bei Gerhard, Archäol. Zeitung 1843. Tafel 12. p. 193. Vgl. Furtwengler, Idee des Todes S. 418.

4.

Die Eleusinien und Thesmophorien.

Als sich die Vorstellungen vom unsterblichen Leben nach dem Tode bei den alten Griechen allmälig mehr aufklärten, verfeinerten und veredelten, mussten sie natürlicherweise daran denken, dass ein rechtschaffenes Leben die beste Vorbereitung für das künftige Leben sey und dass man die Seligkeit in dem letztern verdienen müsse, ein Gedanke, der sich auf natürliche Weise an den agrarischen Cultus anknüpfte. Dieser begann mit einfachen Gebeten und Opfern, durch welche man die Gunst derjenigen Gottheiten erlangen wollte, welche den Ackerbau und die Saaten schützten, oder mit denen man den Gottheiten, wenn sie diese Gunst gewährt hatten, danken wollte. Die Wahrnehmung aber, dass das in die Erde gegrabene Korn als grüne Saat wieder ans Licht trat und zur vollen goldenen Aehre reifte, musste dahin führen, dass man sich träumte, der gestorbene und in die Erde begra-

bene Mensch könne wohl einmal in ähnlicher Weise zu neuem Leben erwachen.

Daran knüpfte sich noch ein weiterer Gedanke, der dem fleissigen Ackerbauer nahe lag. Wie er selbst nämlich die Saat pflegte und hütete, so, musste er denken, sorgt eine gütige Gottheit für die Menschen nach dem Tode. Wo der Mensch aber nicht für die nützliche Saat sorgt, da wächst nur Unkraut oder wird der Boden sumpfig, sandig und unfruchtbar. Daher der Werth der gesellschaftlichen Ordnung, des Eigenthums, des Rechts, dem eine Pflicht entsprach, und des Gesetzes. Daran knüpfte sich ferner die Achtung und Heiligung der Ehe. Das Ziel alles Ackerbaues war die Geburt der Saat, des Getraides, der Nahrung aus dem Mutterschooss der Erde. Wie nun der Boden, auf dem die Saat wachsen soll, das rechtmässige Eigenthum des Besitzers und sorglich von ihm gepflegt werden muss, wenn die Saat gedeihen soll, so konnte auch nur aus einer rechtmässigen und gesetzlichen Ehe der wahre Kindersegen hervorgehen. Daher zuerst bei den Ackerbauern die hohe Achtung der Ehe und die Heiligung der Mütterlichkeit. Daher auch in den Mysterien des agrarischen Cultus Demeter, d. h. die Mutter schlechthin, als die höchste Gottheit verehrt wurde. Der berühmte homerische Hymnus auf sie, der vielleicht bei ihren hohen Festen gesungen wurde, bezeugt ihre Heiligkeit.

Der herumschweifende Jäger und auch noch der Nomade mit seiner Viehheerde liebt die Freiheit und Einsamkeit, gewöhnt sich an keine Nachbarschaft, lernt die Rechte Anderer nicht würdigen, bleibt daher zu Raub und Mord geneigt. Anders der Ackerbauer, der an die Scholle gebunden ist und der Frieden mit seinem Nachbar halten muss, wenn er selber Frieden haben will. Der Ackerbau fesselte zuerst die Menschen an bleibende Wohnsitze, machte es den neben einander Wohnenden zum Bedürfniss, sich gegenseitig nicht zu schaden, über eine gesellschaftliche Ordnung zu vereinigen, Recht und Gesetz festzustellen. Damit begann die Civilisation und dadurch unterschieden sich die friedlichen, jedoch ihr Recht mit bewaffneter Hand gemeinschaftlich vertheidigenden Ackerbauer von den Barbaren umher. Sie hielten daher mit Recht den Ackerbau für heilig und ihre Saat- und Erntefeste im Früh-

ling und Herbst bezweckten nicht blos der Gottheit für den Feldsegen zu danken, sondern sich auch ihres friedlichen, gesetzmässigen und dadurch veredelten Daseyns zu freuen. Das war der Sinn der Eleusinien, des grossen Erntefestes zu Eleusis, in einer fruchtbaren Gegend unfern von Athen. Diese s. g. grossen Eleusinien wurden im October, die kleinen im Frühling begangen, zum Beweise, dass man mehr die Ernte als die Aussaat, mehr die Mutter und die Geburt, als die Erzeugung feiern wollte.

In Athen selbst beging man das Fest der s. g. Thesmophorien zur Ehre des Rechts und Gesetzes, wie denn Thesmos ausdrücklich eine Satzung bezeichnet. In den Thesmophorien wurde aber vornehmlich die Satzung der Ehe gefeiert. Die Vergleichung lag nahe. Die rechtmässige, gesetzliche Ehe verhielt sich zur wilden Ehe oder zum Concubinat, wie sich die geregelt auf dem Acker stehende goldne Saat zum wilden Unkraut der Steppe und des Waldes verhielt. Die edlere Gesittung, die aus der ehelichen Pflicht erwächst, wurde so hoch angeschlagen, als sie es verdient, und lange bevor Schiller sang „Ehret die Frauen!“ wurden sie in Hellas auf die würdigste Weise verehrt. Die Thesmophorien waren ein Frauenfest und es wurden dabei ausschliesslich nur verheirathete Bürgerinnen zugelassen. Das Sakrament der Ehe wurde dabei in den Vordergrund gestellt und als das Fundament aller gesetzlichen Ordnung und alles Staatslebens überhaupt gefeiert.*)

Ein kolossales Bild der Kteis (dasselbe was die indische Yoni) wurde bei den Thesmophorien in Prozession herumgetragen, jedoch nur von Frauen. Bei Todesstrafe durfte kein Mann zugegen seyn. Nach Athenäus 14. wiederholte sich dieselbe Ceremonie auch beim Demeterfest in Syrakus. Bei den Eleusinien wurde auch ein grosser Phallus in Prozession herumgetragen und war auch Scherz und Ausgelassenheit nicht ausgeschlossen, indem man den Spass wiederholte, mit

*) Theano, gefragt: wie viel Tage eine Frau, die ihren Mann umarmt habe, warten müsse, ehe sie dem Fest der Thesmophorien vorstehen dürfe, antwortete: keinen. Als man sie aber frug, an welchem Tage sie dem Feste beiwohnen dürfe, nachdem sie einen andern Mann umarmt hätte, antwortete sie: niemals. Clemens Alex. Strom. IV. p. 619.

welchem Baubo oder Jambe die um den Verlust ihrer Tochter Persephone trauernde Demeter aufzuheitern versucht hatte. Man mag darüber Creuzer, Symbolik 378. vergleichen. Hier muss bemerkt werden, dass die grobsinnlichen Schaustellungen ohne Zweifel dem ältern Ackerbaufest angehört haben und nur in die Mysterien herübergenommen worden sind, weil ihre Symbolik die Wiedergeburt verhiess, man also aus der Trauer um das Sterben sich fröhlich wieder aufrichten sollte durch die Hoffnung eines neuen Lebens. Auch der Mythus von Jasion, den Demeter im Walde umarmte, worauf der ganze Wald sich mit Aehren füllte, ist nur ein schönes Sinnbild für die Verwandlung des wilden Waldes in Ackerland und liegt darin nichts Frivoles. Durchaus rein erscheint in den Mythen das Verhältniss der Demeter zu ihrem Liebling Trioptolemos, der nur als Genius des Ackerbaus sie begleitet.

Demeter war die weibliche Gottheit, um die sich bei jenen Festen alles Interesse drehte und zwar in einer doppelten Beziehung. Isokrates, Panegyr. 6. sagt, man habe der himmlischen Mutter doppelt gedankt, einmal für die Gabe der irdischen Nahrung, die allein von ihr komme, und zweitens für die Einführung in die Mysterien, welche zur künftigen Seligkeit führen. Man erkennt daraus deutlich, wie aus einem ältern einfachen Erntefeste, bei welchem man der nahrungspendenden Göttin dankte, eine Feier der Unsterblichkeit hervorgehen konnte. Wie und unter welchen Einflüssen dieser Uebergang stattgefunden hat, lässt sich nicht mehr klar ermitteln. Welcker in seiner hesiodischen Theogonie 87. macht es wahrscheinlich, dass die s. g. Orphiker und Pythagoräer die neuen Mysterien als etwas eingeführt haben, was eigentlich schon als uralt und einheimisch habe gelten sollen, weil die Neuerung auf grössere Schwierigkeiten gestossen wäre, wenn man hätte eingestehen müssen, dass sie von fremd her und von barbarischen Völkern entlehnt sey. In der That ist die Unsterblichkeitslehre nicht in Griechenland heimisch gewesen, sondern von fremd her und auf verschiedenen Wegen erst hinein gekommen. Eine der ältesten Formen ihrer Adoption scheinen aber die eleusinischen Mysterien deshalb gewesen zu seyn, weil in ihnen das Moment der Zerknirschung und Busse noch gänzlich fehlt. Dieses Moment passte nicht

zum griechischen Wesen und wenn es sich dennoch später geltend machte, so wurde es doch vom griechischen Geist in die anmuthigste Form verarbeitet und alles Widrigen und Abschreckenden entkleidet.

Die an die Ackerbaufeste (nicht blos in Eleusis, sondern auch in Syrakus und andern fruchtbaren Ackergegenden) geknüpften Mysterien der Griechen verlangten keine Ascese und keine Busse, wollten im gewöhnlichen Leben nichts ändern und verlangten nur ein rechtschaffenes Leben. Die Eleusinien wurden von einer Genossenschaft Eingeweihter (Mysten) gefeiert, die sich vom gemeinen Volk absonderte, jedoch jedem rechtschaffenen Bürger und seiner Familie die Aufnahme gestattete. Ihr Programm lautete: Nur die in die Mysterien Eingeweihten, die durch Reinigungen und Belehrungen sich der Erreichung höherer Erkenntnissstufen würdig gemacht haben, erfreuen sich schon in diesem Leben aller Vortheile der Gesetzlichkeit und Civilisation, und werden die Einzigen seyn, denen die Unsterblichkeit und die ewigen Freuden im Himmel zu theil werden. Aristophanes, Frösche 457. Die, welche den höchsten Grad der Weihen erlangten, hiessen die Glücklichen oder Epopten.

Pindar singt in den Bruchstücken, nach der Heyne'schen Ausgabe III. 128:

> Glücklich ist, wer der eleusinischen Wahrheiten Kenner
> In die Gruft des Todes hinabsteigt.
> Er kennt den Ausgang des Lebens,
> Kennt den gottverliehenen Anfang.

Uebrigens macht schon Aristoteles bei Synesius 48. darauf aufmerksam, die Eingeweihten hätten nicht den Verstand, sondern das Herz brauchen müssen, man habe sie nicht in einem Lehrsystem unterrichtet, sondern die symbolischen Handlungen verrichten, etwas erleben und empfinden lassen. Schon Otfried Müller, kleine Schriften Seite 59. hat sich darüber sehr vernünftig ausgesprochen. Nicht auf die mancherlei Systeme der s. g. Orphiker kam es an, sondern auf die fromme Feier und den Ernst in der Grundstimmung der Gemüther. Auch Clemens von Alexandrien, protr. 4. charakterisirt die Eleusinien nicht als ein Lehrsytem, sondern als ein „mystisches Drama".

Schon Hermann, der sich sonst in Mysterien nicht viel vertieft, hat in seinen Festen von Hellas I. 442. darauf aufmerksam gemacht, wie viele Jahrhunderte hindurch die Eleusinien im höchsten Ansehen standen. Sie waren im Allgemeinen ernster und nüchterner gehalten als die Dionysien. Das ewig Weibliche machte sich hier in einer heiligen Sittsamkeit geltend und die jungfräuliche Athene stand der treuen Mutter Demeter nicht zu fern, während in den Dionysien mehr ein ewig Männliches seine Energie austobte. Wenn auch im Grunde die Mysterienlehre nichts anderes enthielt, als was aus dem wohlorganisirten Staatsleben der Hellenen als folgerichtig sich von selbst hervorbilden musste, die hohe Selbstachtung, bedingt durch Erfüllung strenger Pflichten, so war es doch auch wieder natürlich, dass nicht das ganze Volk zum Bewusstseyn jenes staatlichen Kalokagathon gelangen konnte, wozu auch die Ausdehnung der politischen Sphäre beitragen mochte. Es wurde daher nöthig, durch den geheimen Bund der Eingeweihten die sittliche Idee in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren und zugleich die Unsterblichkeitshoffnung zu betonen, die man vor dem gemeinen Haufen um so lieber geheim hielt, als sie die gemeinen herkömmlichen Götterculte, die sie nicht mehr bedurfte, doch bestehen lassen musste, um gegen die Vorurtheile der Menge nicht anzustossen. Deshalb sagt Varro (bei Augustinus, de civitate Dei IV. 31.), man habe nicht gewagt, die Wahrheit in der Mysterienlehre offenkundig werden zu lassen, um der Staatsreligion keinen Abbruch zu thun. Auch Strabo X. 467. sagt, die eigentliche Lehre müsse geheim bleiben und nur den Geweihten zugänglich seyn, der innere Kern der Wahrheit gehöre nicht für das gemeine Volk, welches sich mit der Schaale, Sinnbildern und Mythen begnügen müsse. An einer andern Stelle fügt er hinzu, das Geheimniss mache die Sache heiliger und erwecke grössere Ehrfurcht. Deshalb wurde nun auch das Geheimniss der Mysterien streng bewahrt. Wenn die Eingeweihten zusammentraten, wurde laut gerufen, alle Profanen sollten fern bleiben. Wer die Mysterien verrieth, war des Todes schuldig. Angeklagt, Mysteriengeheimnisse auf die Bühne gebracht zu haben, entging der berühmte Trauerspieldichter Aeschylos dem Tode nur dadurch, dass er beweisen konnte, er gehöre gar nicht zu

den Eingeweihten. Aus gleichem Anlass wurde Alkibiades verbannt und ein Preis auf des Diagoras Kopf gesetzt.

Während man bei der Aufnahme zu den Weihen mit derselben Strenge verfuhr und niemand angenommen wurde, der nicht Staatsbürger und völlig unbescholten war, fällt es auf, dass schon junge Kinder aufgenommen und wenigstens zu den niedern Graden zugelassen wurden. Es erklärt sich aber, wenn man erwägt, dass die Eleusinien ein wesentlich aristokratisches Institut waren, darauf berechnet, die edle Race und ihre höhere sittliche Würde rein zu erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Die Rücksicht auf das heranwachsende Geschlecht gibt sich deutlich zu erkennen in der schönen Sitte, die sich von der Zeit des Epimenides in der 46. Olympiade herschrieb. Athen sollte sich von Mord reinigen durch Menschenblut, und Kratinos, ein schöner junger Knabe, liess sich freiwillig opfern. Ihm zu Ehren wurde nun jedesmal am Fest der grossen Eleusinien der schönste und bravste Knabe aus den edelsten Geschlechtern zum Priester des Heiligthums gewählt und musste als solcher für sämmtliche versammelte Mysten oder Brüder des Geheimbundes opfern. Hermann, Feste von Hellas I. 477. Nur ein unschuldiges Kind wurde dieser Ehre gewürdigt, kein reifer Mann.

Als in einer ohne Zweifel erst spätern Zeit der ursprünglich grobsinnliche Bachuscultus aus Kleinasien in Griechenland Eingang fand, hier aber veredelt und mit dem Cultus der Demeter in Verbindung gebracht wurde, durfte der göttliche Dionysos doch nur unter dem Namen Jakchos in Knabengestalt in die Eleusinien eintreten und wurde als Koros (der Junge) mit der Persephone als Kore (der Jungen) innig verbunden, wodurch Persephone in die Ariadne überging.

Wer sich weihen liess, musste zuerst eine Reinigung (κάθαρσις) mit sich vornehmen. Die Proben dabei waren in den verschiedenen Mysterien verschieden. Im 11. Buch des Appulejus kommt vor, dass der Novize in die Unterwelt gehen und die Schwelle der Persephone übertreten muss. Wie die Weihen mit der Reinigung begannen, so schlossen sie mit der Bekränzung oder Krönung. Vergl. Theon v. Smyrna, expositio Paris. 1644. p. 18. Auch bei Appulejus ist ein Kranz

von Rosen das Mittel der Entzauberung und Heiligung, was an den Brautkranz der Ariadne mahnt.

Das eigentliche Mysterium war die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von der Seligkeit nach dem Tode, die ausschliesslich den Eingeweihten zu Gute kommen sollte, während die Uneingeweihten „im Kothe liegen bleiben mussten". Aristides in s. eleusinischen Rede bei Meursius p. 146. Schon im Alterthum gab es aber Spötter, die darüber lachten. Diogenes Laertius VI. 213. legt dem cynischen Philosophen Diogenes die Frage in den Mund, ob denn der gemeine Spiessbürger, der sich einweihen lasse, ein besseres Loos nach dem Tode verdiene, als Agesilaos oder Epaminondas, die nicht eingeweiht gewesen seyen?

5.

Persephone.

Man hat in der Persephone mit Recht das personificirte Saatkorn erkannt, welches im Herbst in die Erde versenkt wird und im Frühling wieder zum Licht emporkeimt, daher auch der lateinische Name der Göttin Proserpina von *proserpere*, hervorkeimen. Indem dieses Saatkorn aber auch zum Sinnbild der Seele gewählt wurde, die nach dem irdischen Tode wieder aufersteht, dehnte man diese Symbolik im höheren Grade der Mysterien noch weiter aus auf alle Seelen, auf die ganze gefallene Geisterwelt, die, aus dem Himmel verbannt im irdischen Daseyn ihre Schuld büssen musste und durch die Einweihung in die Mysterien gereinigt zum Himmel zurückkehrte. Im Sprachgebrauch der Mysterien hiess nun das irdische Daseyn überhaupt die Unterwelt. Dieser Verwechslung haben wir früher schon gedacht. So weiss jedermann, dass Sisyphus, Tantalus etc. in der Unterwelt ihre Strafe leiden, unter dieser Unterwelt ist aber keineswegs die Hölle unter der Erde gemeint, sondern das gewöhnliche Leben und Treiben der Menschen auf der Oberwelt, die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens, so lange er lebt, so lange überhaupt die Menschheit dauert, die Nichtigkeit des ganzen irdischen Daseyns.

Insofern nun wird auch Persephone zu einer Personification der ganzen Geisterwelt, die in irdische Leiber gebannt als Menschheit auf Erden lebt. So sagt es ausdrücklich schon Sallust, *περὶ θεῶν* 4. (*ἡ τῆς Κόρης ἁρπαγὴ ὁ κάθοδός ἐστι τῶν ψυχῶν*), und deshalb sagt auch der homerische Hymnus 17, der Ort, wo Persephone von Pluto geraubt wurde, seyen die nisäischen Gefilde gewesen. Damit ist Nysa gemeint, das Naturcentrum im Nordpol am Himmel, da wo der unsichtbare Geisterhimmel und der sichtbare Raum sich berühren; der Punkt, von wo die ganze irdische Schöpfung ausging und wohin sie wieder verschlungen werden soll.

Nach der pythagoräischen und neuplatonischen Lehre kommen die Geister durch die Milchstrasse im Zeichen des Krebses zur Erde, also zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn der Sirius aufgeht. Daher die Verbindung der Persephone mit den Sirenen. Nach Ovid, Met. VI. 552 f. waren die Sirenen deren Gespielinnen, als Pluto sie beim Blumenlesen entführte. Um sie klagend suchten sie dieselbe überall, konnten sie aber nicht mehr finden. Als das Meer ihre Schritte hemmte, flehten sie die Götter an und diese gaben ihnen Vögelgestalt. Da sie aber die Persephone nirgends fanden, liessen sie sich (in der Nähe von Sicilien) auf den nach ihnen benannten Inseln nieder, von wo aus sie mit ihrem süssen lockenden Gesang die vorüberfahrenden Schiffer verführen und verderben. Nun muss man erwägen, dass die Sirenen gleich den Musen, mit denen sie wettstreiten und von denen sie besiegt werden, ursprünglich der Sternenwelt angehören. Der Musengesang bedeutet ursprünglich den Sphärengesang, die Harmonie der Planetensphären, nach Plutarch, Symposion IX. 14. 6. Der Gesang der Sirenen bedeutet ganz das nämliche, denn nach Platos Republik X. 617. steht auf jedem Planeten eine singende Sirene. Der Gegensatz erklärt sich am einfachsten aus dem Umlauf der Planeten im Jahre. In der Wintersonnenwende singen die Musen im Sonnengarten des Apollo hoch im Norden und feiern die Wiedergeburt des Jahres, Diodor II. 47. Die Sirenen scheinen demnach in der Sommersonnenwende, wann der Sirius aufgeht, den Todesgesang des Jahres anzustimmen. Ihr Gesang ist lieblich, aber tödtlich. Wir dürfen nun annehmen, dass sie als Ge-

spielinnen der Persephone diese Jungfrau verlockt haben. Gerhard hat in seinen Vasenbildern I. 98. die Verwandtschaft der Sirenen mit den Iyngen nachgewiesen, die zur Hochzeit verlocken.

Bei Porphyrius, Leben des Pythagoras p. 41. heissen die Planeten Hunde der Persephone, was man noch niemals zu erklären verstanden hat. Da die Seelen aber nach der schon erörterten Geheimlehre der Orphiker, Pythagoräer und Neuplatoniker aus dem Centrum des Himmels in die Milchstrasse eintreten und aus ihr auf der Stufenleiter der Planeten zur Erde herabkommen und Persephone ein Inbegriff aller dieser Seelen ist, so ergibt sich daraus, warum die Planeten als treue Diener und Wächter der in die Zeitlichkeit gebannten Persephone deren Hunde genannt werden konnten. Das entspricht dem Sirius oder Hundstern, der den Himmel bewacht. Die Planeten laufen beständig um die Erde und bestimmen durch ihren wiederholten Umlauf das Maass der Zeit überhaupt. Es lag also nahe, sich dieselben als Wächter der in die Zeitlichkeit und das irdische Daseyn gebannten Seelen vorzustellen.

Denken wir uns nun die Persephone als die Tochter des Himmels, so erscheint ihr Raub als eine Folge der Verlockung zur Sinnenlust in der niedern Erdensphäre, ein Herabsinken aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit ganz analog den Mythen von Dionysos. Ohne Zweifel ging der Persephonemythus vom Begriff des Saatkorns aus, welches in die Erde versenkt wird, aber in der agrarischen Mysterienlehre wurde jener tiefere sittliche Sinn hineingelegt. Deswegen nun gedenkt der Mythus unter den Blumen, durch welche Persephone auf den Abweg verlockt wird, ausdrücklich der Narcisse, was auf den verwandten Mythus vom Narcissus hinweist und in der *praeparatio ad Plotin. de pulcrit.* p. 45. besonders betont wird. Die Bespiegelung des Narcissus entspricht dem Schleier der Maya, weshalb bei Porphyrius, de abstinentia IV. 16. die Persephone auch Maya genannt wird. Indess muss unterschieden und darf nicht vergessen werden, dass ursprünglich Persephone mit der Sünde und Busse doch nichts zu schaffen hatte und dass diese Begriffe erst später in die Mysterienlehre eingetragen wurden.

Begreiflicherweise kommt Persephone nun auch in Verbindung mit Dionysos, weil auch dieser von Nysa sich herab

lässt in die irdische Welt, nicht geraubt, sondern freiwillig, um die Menschen aus ihrem irdischen Kerker zu erlösen. Man hat daher die Persephone als Kore oder Libera dem Dionysos als Koros oder Liber zur Seite gestellt und mit der Ariadne identificirt. Andererseits hat man sie auch zur Mutter des Dionysos gemacht, wie denn die Mythendichtung scheinbar widersinnig und doch nicht unconsequent, mit den Begriffen spielt. Zeus soll als Schlange zu der unter einem Felsen verborgenen und von zwei Drachen Bewachten eingeschlichen seyn und mit ihr den Zagreus gezeugt haben. Nonnus V. 570. VI. 114 f. Dieser Zagreus ist Dionysos selbst und wird in Stiergestalt zerrissen. Deshalb sagen andere Quellen auch, Persephone habe einen Stier geboren. Clemens von Alexandrien, admonitio p. 11. Arnobius V. 21. Hierbei muss wieder an die Symbolik der Sonnenwenden erinnert werden. Die Schlange zeugt den Stier, der Stier die Schlange. Der Stier ist die Jahreshälfte, in welcher die Sonne aufsteigt; die Schlange die andere, in welcher sie niedersteigt. Wie nun Persephone als die zur Menschheit erniedrigte Gottheit in der Sommersonnenwende zur Erde niederkommt, so steigt Dionysos als die wieder Gott gewordene Menschheit in der Wintersonnenwende wieder zum Himmel empor.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die uns nur unvollkommen erhaltene altpersische Mysterienlehre auch in die altpersische Symbolik zurückgreift. Dieser letztern zufolge gab sich der gute Stier Kajomorts wie Zagreus oder Dionysos zum Opfer hin, aus seinem Leichnam aber entfaltete sich die Pflanzenwelt und bewahrte die himmlischen Keime des Guten auf Erden. Insofern muss Persephone als die personificirte Pflanzenwelt zur Tochter des Stiers werden, wie sie andererseits dessen Mutter ist. Daraus erklärt sich die spätere persische Lehre der Manichäer, welche glaubten, Christus habe sich für die Menschheit geopfert und sein Geist und Wesen lebe nur noch in den Pflanzen fort. Alles in dieser Welt sey teuflisch, nur die Pflanzenwelt bewahre die himmlischen Lichtkeime und nur durch die Pflanzenkost kämen diese Keime auch in die Menschen. Die ganze Pflanzenwelt galt als der latente Gottessohn, *Jesus patibilis*. In jedem Herbst dachten sich die Manichäer im Welken der Pflanzen den Tod

Jesu, in jedem Frühling im frischen Grün der Pflanzen seine Auferstehung wiederholt. Baur, Manichäer S. 71.

Sehr merkwürdig ist die Beziehung der Persephone auf die Sonne. Die Eingeweihten singen bei den Eleusinien: Uns allein bescheint die Sonne mit Güte! Aristophanes, Frösche 456. Fasst man Persephone auch nur in der Bedeutung der Saat, der in die Erde gelegten Pflanzenkeime auf, so muss, sofern dieselben unter der Sonnenwirkung allein gedeihen, etwas Sonnenhaftes in ihnen seyn. Bei Pausanias VIII. 21. erscheint Persephone als Weberin, was wohl nur auf das Weben des Naturkleids im Frühling und zugleich auf das Anspinnen der Seelen bezogen werden kann, wie bei der deutschen Mutter Bertha. Auch verdient Beachtung, dass auf den zahlreichen Bildwerken, welche den Raub der Persephone durch Pluto darstellen, fast immer eine Iris zugegen ist. Der Regenbogen vermittelt Himmel und Erde, wie die Sonne selbst, die ihm die Farben gibt. Als Spinnerin webt Persephone den Seelen, welche Dionysos zur Erde herabschickt, den Leib als ihr irdisches Kleid. Plato, Gorgias 523. Die Seele hängt sich gleichsam an den zuerst gesponnenen Lebensfaden, dann spinnt die Göttin weiter und webt das Kleid fertig. Das unfertige Gespinnst aber ist der blosse Schattenleib als Gespenst, das eben daher seinen Namen erhalten hat. Von Persephone kommt das Leiblichwerden der Seele, von Dionysos die Beseelung des Leibes. Diese Vorstellung erklärt, warum die Eleusinien in gewisser Beziehung mit den Dionysien zusammenwachsen konnten.

Uebrigens wollen wir nicht unbemerkt lassen, wie bedeutungsvoll es ist, dass grade der Raub der Persephone auf der Aussenseite der Sarkophage so ungewöhnlich oft vorkommt. Man muss daraus schliessen, wie weit die Mysterienlehre verbreitet war und wie der Trost, den sie den Eingeweihten gewährte, hauptsächlich die Verheissung der Auferstehung nach dem Tode war.

Nach Apollodor I. 5. 1. erhielt Persephone die Erlaubniss, nur ein Drittel (nach andern ein halbes) Jahr bei Pluto zu bleiben, das übrige Jahr aber zu ihrer Mutter in den Himmel zurückzukehren, und nach demselben Autor III. 14. 4. theilte sie die Liebe des Adonis mit der Aphrodite, so dass jede den

Liebling ein halbes Jahr behielt. Auch das erklärt sich nur aus dem Verweilen der Sonne bald unter, bald über der Erde und hat auf die Gräbersymbolik nur Bezug wegen des bekannten Parallelismus zwischen Oberwelt und Ewigkeit, Unterwelt und Zeitlichkeit.

Persephone durfte die Unterwelt nicht verlassen, nachdem sie von einer Granate gegessen hatte, Apollodor I. 5. 3. Damit stimmen viele andere Mythen und Sagen vom Genuss verbotener Speisen überein. Auch der mongolische Mythus weiss davon und unsere mosaische Ueberlieferung sagt im Grunde nichts anderes, denn nachdem Adam und Eva vom verbotenen Apfel gegessen hatten, verloren sie das Paradies und wurden in die irdische Welt hinausgestossen. Das Essen der verbotenen Speise bezieht sich nur auf den Hunger oder die Genusssucht, in welche die himmlische Seele fällt, wenn sie in den niedern irdischen Leib eingeht und die Bedürfnisse des Fleisches fühlt. Es ist damit das volle Leben in unserer sichtbaren Natur gemeint und nichts weniger als eine unterirdische Existenz, denn unter der Erde ist das Fleisch todt und isst niemand mehr. Was der Mythus Unterwelt nennt, ist unsere sichtbare mit Menschen und andern Geschöpfen erfüllte Oberwelt und als untere nur deshalb bezeichnet, weil die himmlische Welt über ihr liegt. Das in die Erde begrabene Saatkorn, welches wieder zum Licht emporgrünt, ist nur ein Sinnbild der aus dem Himmel ins irdische Daseyn gefallenen, aber wieder zu ihm zurückkehrenden Seele. Das Bild ist nicht die Sache selbst. Persephone ist nicht das Saatkorn selbst, sondern eine Personification der Menschheit, die vom Himmel herabsank. Man ist soweit verirrt, der Persephone Mutter Demeter für die Erde zu halten. Wäre sie die Erde, so hätte sie die Tochter in sich selbst suchen müssen, sofern dieselbe unter die Erde entrückt war. Demeter ist nichts weniger als die Erde (wie noch E. Gerhard, Vasenbilder I. 158. glaubte, dazu Creuzer, Symb. IV. 4. 37), sondern die himmlische Mutter, welche über ihre in unsere irdische Natur verbannten Kinder wacht, ganz so wie die deutsche Göttin Bertha über ihre Heimchen. Die himmlische Mutter ist kein s. g. chthonisches Wesen, sondern eine von der Höhe des Himmels in die irdische Welt hineinwirkende Macht.

Selbst wenn man annehmen darf, sie sey ursprünglich nur als Ackergöttin verehrt worden, ehe man ihr in der Mysterienlehre eine höhere Bedeutung beilegte, bezeichnet auch die Ackergöttin nur den Segen von oben, der die unfruchtbare Erde fruchtbar macht, den Keim der Saat von oben in sie legt, und auch nur, um ihn wieder ans Licht zu ziehen.

Sito ist ein Beiname der Demeter bei Athenäus X. 416. Sita heist die Gattin des Orion, die in den Hades verbannt wurde, weil sie sich rühmte, so schön wie Hebe zu seyn. Apollodor I. 4. 3. Auch Sita, die Gattin des indischen Rama, wurde von bösen Dämonen in deren Reich entführt. Zwischen diesem altindischen und dem griechischen Mythus waltet ohne Zweifel ein Zusammenhang. Σῖτος ist der griechische Name des Waizens.

Die Mythe des Raubes wiederholt sich auch in einigen nordeuropäischen Märchen, unter andern in der schottischen Ballade von der schönen Margret, welche, Nüsse suchend, vom Hind Etin unter die Erde entführt wird. Sie bekommt sieben Söhne. Der älteste bringt ihr einmal von der Jagd eine Lerche und Ammer, (Frühlingsboten) mit und bewirkt, dass der Vater sie ihren Eltern zurückgibt. Uhland, Sagenforschungen S. 129. Der Mythus vom Raube ist auch in der Erzählung des Kaufmanns bei Chaucer, *Canterbury-tales* enthalten. Und in einem lithauischen Märchen, welches also lautete: Die Königin Krumine in Lithauen hatte eine liebliche Tochter, die einmal von ihrer Burg aus wunderschöne Blumen sah, dadurch ins Freie gelockt wurde und den Blumen nachging, die in einem Flusse zu blühen schienen. Sie legte nun ihr Purpurgewand ab und stieg in den Fluss hinein, um die Blumen zu pflücken. Da wurde sie in die Tiefe hinabgezogen und kam in die Unterwelt, deren König Pokole sie zur Gemahlin nahm. Ihre Mutter war trostlos, dass sie nicht wiederkam, und fuhr durch die ganze Welt, um sie zu suchen; sie fand sie nicht, brachte aber von ihren Reisen die Kunde des Ackerbaues mit, wodurch ihr Land gesegnet wurde. Da las sie einmal in einem Walde auf einem Steine, was ihrer Tochter widerfahren sey, und gelangte zu ihr in die Unterwelt. Hier fand sie die Tochter wieder, schon von Kindern umringt, und war um so glücklicher, als sie die Tochter auf einige Zeit

wieder auf die Oberwelt mitnehmen durfte. Als sie aber dahin zurückkehrte, war wegen ihrer Abwesenheit Misswachs und Hunger eingetreten und erst ihre Wiederkehr brachte den Feldern den Segen zurück. Narbutt I. 63. Hanusch, slaw. Myth. 244.

6.

Der Mythus von Perseus

ist bisher fast überall missverstanden worden. Nur Creuzer, Symbolik II. 343. deutet auf das Richtige hin, ohne den Gedanken durch den ganzen Mythenkreis des Perseus durchzuführen. In der Regel wirft man diesen interessanten Perseus mit einem Dutzend anderer s. g. Sonnenheroen zusammen, ohne die feinen Unterschiede zu beachten, welche die Natursymbolik der Alten machte. Perseus, glaubte man, bedeutete die Sonne, hatte den Winter überwunden in der Medusa und befreite die Frühlingsgöttin oder die Vegetation in der Andromeda. Das war die herkömmliche Ansicht.

Perseus aber steht, wenn auch in Beziehung zum Sonnenprincipe, doch in eben so inniger Beziehung zum Erdprincipe. Mit Recht nimmt ihn Creuzer a. a. O. identisch mit dem h. Georg der christlichen Legende, der eine Jungfrau vor dem Drachen schützt, wie Perseus die Andromeda vor dem Seeungeheuer. Georg, *Γεώργιος*, Erdarbeiter, ist der Ackermann, der die Erde bebaut, Perseus aber ist nicht mit einem Schwert oder einer Lanze, sondern mit der Sichel bewaffnet, wie Demeter, welche der Fruchtbarkeit der Erde und dem Ackerbau vorsteht. Perseus heisst der Perser, wahrscheinlich nur, weil mit dem Ackerbau selbst der agrarische Cultus von Persien aus zu roheren Völkerstämmen im Westen gelangte, namentlich zu den Nomaden der syrischen Wüste, die sich nach und nach dem Ackerbau bequemten. Im Zendavesta der alten Perser wird das fruchtbare, mit Ackerbau gesegnete Iran dem unfruchtbaren, wüsten und nur von Nomaden bewohnten Turan genau so entgegen gesetzt, wie das Lichtreich des guten Gottes Ormuzd dem Nachtreich des bösen Gottes Ahriman. Der Ackerbau in Iran aber war das Werk des göttlichen König Dschemschid, einer Emanation des Ormuzd selbst.

Von diesem Dschemschid heisst es im Zendavesta, er habe mit goldnem Dolche die Erde gespalten. Vendidad I. Unter dem Dolche ist die Pflugschar des Landmanns gemeint. Der Ackerbau war so geheiligt, dass die Perserkönige täglich vor dem Mittagessen wenigstens eine kleine Handarbeit im Garten verrichten mussten. Xenophon, oeconom. IV. 24. Heute noch muss der chinesische Kaiser jährlich einmal eigenhändig den Pflug führen.

Bedeutet nun auch Perseus ursprünglich wie Dschemschid die Sonne, so doch nur in ihrer Eigenschaft, die Erde zu befruchten. Dieser Begriff ist dem Perseus angeboren nach dem bekannten Mythus, der ihn geboren werden lässt von der Danaë, nachdem zu ihr, die in einem finstern Gemach unter der Erde eingesperrt war, Zeus als goldner Regen eingedrungen war. Der Regen des Donnerers bedeutete das Frühlingsgewitter, welches die vorher starre Wintererde wieder fruchtbar macht und die Saat unter der Erde wachsen lässt. Perseus als Sohn der Danaë kann nun die Abstammung nicht verleugnen. Auch er fördert die Saaten. Andromeda, die er befreit, ist eine Aethiopierin und wurde zuweilen als eine Schwarze gedacht. Wenn auch Heliodor IV. 8. von der äthiopischen Königin Persina erzählt, dieselbe sey eine Negerin gewesen, habe aber durch den Anblick einer weissen Statue der Andromeda bewirkt, dass sie ein weisses Kind gebären konnte, so beweist diese Stelle doch grade, dass mit dem Begriff der Andromeda ein Farbenwechsel verbunden war und zwar derselbe Farbenwechsel von Schwarz und Weiss, der in der Symbolik des Frühlingsaequinoctiums eine so bedeutende Rolle spielt. Schwarz war die Winterseite des Jahres, Weiss die Lichtseite, die grade im Frühling wechseln. Man braucht indess diesen Zeitwechsel hier nicht zur Hauptsache zu machen. Die Schwärze der Andromeda und Persina (diese ist schon dem Namen nach die weibliche Ergänzung des Perseus) erklärt sich am einfachsten als dunkle Erde, schwarzes Ackerland, welches die Saat empfängt.

Perseus ist nun weder ganz ein solares, noch auch ein chthonisches Princip, sondern vermittelt beide und hat insofern eine gewisse Aehnlichkeit mit Hermes, denn gleich diesem trägt er Flügel am Hute und vermittelt Ober- und

Unterwelt. Diese Aehnlichkeit markirt sich noch, wenn man den Begriff des Perseus, indem man ihn überhaupt von den Sonnenbegriffen der alten Perser herleitet, nicht blos auf Dschemschid bezieht, sondern auch auf Mithras, der wie Hermes Ober- und Unterwelt, Leben und Tod vermittelt.

Noch bleibt übrig das Verhältniss des Perseus zur Gorgone Medusa zu erklären. Nach dem allbekannten Mythus schnitt Perseus dieser schlangenhaarigen Jungfrau mit seiner Sichel das Haupt ab und nahm es mit sich als Schutz und Waffe, weil sein Anblick jeden versteinerte, dem er es vorhielt. Man hat oft geglaubt, unter dem abgeschlagenen Haupte den Vollmond in der Wintermitte verstehen zu müssen. Allein der Name Gorgo ist dem des Georgios verwandt und man möchte daher eher an die winterliche Versteinerung des Ackerlandes denken.

Die oben erwähnte schwarze Persina, welche die weisse Tochter gebiert, entspricht dem Namen und Begriffe nach der in die Unterwelt entführten Persephone, von der anerkannt ist, dass sie die in die Nacht der Erde versunkene Saat bedeutet. Da sie Tochter der Demeter ist, gehört sie zu Perseus, dem Sohn der Danaë. Beides sind agrarische Gottheiten, Förderer der Saaten. Persephone und Andromeda ergänzen sich. Jene ist das in die Erde verschwindende Saatkorn oder die in der Winternacht begrabene Vegetation; Andromeda ist die wieder befreite, wieder zum Licht geweckte und entfesselte Saat und Vegetation.

Sofern die Wiedergeburt der Saat die Wiedergeburt des Menschen nach seinem irdischen Tode vorbedeutete, gehörten jene agrarischen Gottheiten auch dem Gräbercultus an. Hier berührt sich Perseus abermals mit Hermes, dem Seelenführer aus Nacht in Licht. Ebenso berührt sich Demeter, welche Melaina oder die Schwarze heisst und wie die Saaten so die Todten unter der Erde (ihre Tochter Persephone) hütet, mit der schwarzen Persina. Uebrigens muss bemerkt werden, dass der Raub der Persephone durch Pluto nicht ins Frühjahr, sondern in den Herbst fällt, wie schon die umgestürzten Obstkörbe in den vielen Bildern ihrer Entführung beweisen, die besonders häufig auf antiken Sarkophagen vorkommen. Im Allgemeinen be-

deutet Persephone den in die Erde gesenkten Pflanzensamen, der unter der Erde fortlebt, wenn die Pflanze oben auch abgestorben erscheint, und dieses naürliche Ausstreuen und Versenken des Samens gehört dem Herbst an, wie auch die Wintersaat. Ausschliesslich hier an Frühlingssaat denken zu wollen, wäre unpassend. Allerdings ist es dasselbe Samenkorn, welches eingesenkt wird und welches wieder aufgeht. Und so ist auch Persephone, die Hinabgesunkene, dasselbe Wesen wie Kore, die junge wieder aufsprossende Pflanze.

7.

Orithyia.

Das Gegenbild der Persephone ist die auf Grabvasen oft vorkommende Orithyia. Wie nämlich Persephone zur Unterwelt entführt wurde durch Pluto, ihren finstern Beherrscher, so wurde Orithyia durch Boreas, den Nordwind, aus der irdischen Welt in den Himmel zurückgeführt.

Der Mythus ist folgender. Boreas entführte die schöne Orithyia, Tochter des Erechtheus, als sie eben Blumen pflückte, und brachte sie nach dem Norden, seiner Heimat. Reizend erzählt von Apollonius Rhod. I. 212 f. Ovid, Met. VI. 683 f. Strabo 7. 341. Der Contrast des rauhen Normannen mit dem zarten Kind des Südens ist von Dichtern und Künstlern in ansprechender Weise ausgebeutet worden. Auf antiken Vasen sieht man ihn weit ausschreiten, mit einer Tunika oder langem Mantel bekleidet als weissbärtigen Alten, mit zwei grossen Flügeln an den Schultern und noch zwei kleinen an den Füssen, nach der Jungfrau greifen, welche Blumen in den Händen hält. Gerhard, Vasenbilder, Taf. 152. Dessen neu erworbene Denkmäler I. Nr. 26. R. Rochette, mon. 44. Tischbein, Vasen III. 31 f. Millin, Vasen II. 5.

Nach Apollodor III. 15. 2. erzeugte Boreas mit der Orithyia die Schneejungfrau Chione, was ganz seiner nordischen Heimat entspricht. Aber nach Aelian, Thiergesch. XI. 1. erzeugt er mit der Chione selbst die Boreaden, die Priester des Apollo, die wir früher schon im Lande der Hyperboreer,

im Sonnengarten Apollo's kennen lernten. Der Widerspruch ist mithin nur ein scheinbarer. Boreas kommt nicht blos von den Eisbergen her, sondern vom Naturcentrum am Nordpol.

Nach Porphyrius, de antro nymph. 25. kommt alles Leben in die Welt durch Boreas, den Nordwind, wie aller Tod durch Auster, den Südwind. Die Seelen, die irdischen Leib annehmen sollen, kommen aus dem Himmel im Norden in die Milchstrasse und dann auf der Leiter der Planeten durch die Pforte des Mondes im Zeichen des Krebses auf die Erde herab. Nachdem sie aber auf der Erde gelebt haben, kehren sie, den irdischen Leib verlassend, durch die Pforte des Saturn im Zeichen des Steinbocks auf demselben Wege wieder in den Himmel zurück. Es ist mithin anzunehmen, dass die von Boreas in den Norden entführte Orithyia eine Personification der zum Himmel zurückkehrenden Seelen seyn soll, wie Persephone die aus dem Himmel herabsinkenden Seelen personificirt.

Welker, Vasengemälde S. 157. hält die Orithyia für den im Morgenthau an der Burg von Athen wehenden sanften Wind, in den der Nordwind zuweilen hinein stürme. Auf einer Vase in München sind ihr nämlich die durch Inschriften bezeichneten drei Thauschwestern, Herse, Pandrosos und Aglauros zu Gespielinnen gegeben. Allein die Entführung eines Windes durch den andern scheint mir kein echter Mythengedanke zu seyn.

Die Voraussetzung Gerhard's (Vasenbilder III. 10, Archäolog. Zeitung 1845. S. 97), es handele sich hier nur um die Darstellung einer gewöhnlichen Brautwerbung, einer bei den Hochzeitgebräuchen üblichen Scheinverfolgung und Scheinflucht der Braut, und die Grabvasen, welche Orithyia's Raub darstellen, seyen eben nur Hochzeitsgeschenke, welche man schliesslich den Frauen mit ins Grab gegeben, ist gewiss sehr willkürlich. Man darf nie vergessen, dass es sich bei Grabvasen immer zuerst um etwas sehr Ernstes, um Tod und Unsterblichkeit handelt und dass, wenn auch sinnlich üppige Darstellungen darunter vorkommen, diese sich doch immer nur im Kreise dionysischer Trunkenheit und hyperboreischer oder nysäischer Seligkeit bewegen. Boreas erscheint auf den hier in Rede stehenden Vasen meist schrecklich und

drückt den Todesschrecken aus, von dem auch die Jungfrau sichtbar erfüllt ist. Die grossen Flügel geben ihm etwas Schauerliches und die kleinen Flügel, die er mehrmals auf Vasenbildern an den Füssen trägt, identificiren ihn mit dem Todtenführer Hermes. Das beweist deutlich, dass es sich hier nicht von Hochzeit, sondern vom Tode handelt. Der Tod aber, der wirklich schrecklich ist, verliert wieder das Grauenhafte, indem das symbolische Bild darauf hinweist, dass der unvermeidliche Tod doch nur in die ewige Seligkeit einführt. Denn Boreas ist der Wind vom Nordpol her, der Lebenswind, der Vermittler der Geburt und Wiedergeburt im Gegensatz gegen den Südwind, welcher Tod bringt. Porphyrius, de antro nymph. 21. Macrobius, Traum des Scipio I. 12.

Orithyia gleicht der Persephone darin, dass sie beim Blumenpflücken überrascht worden seyn soll, nach dem Scholiasten des Apollonius I. 211. Eigentlich sind Kräuter, Heilkräuter gemeint, denn sie gehört dem Gebirge an. Sie opferte der jungfräulichen Lichtgöttin Athene auf der Akropolis, als sie entführt wurde. Sie gebar die Chione, welche den Schnee auf den Bergen bedeutet. Apollodor III. 15. 2. Ihre Gespielin, die beim Raube zugegen war, ist Pharmakaia, die kräuterkundige Heilkünstlerin. Das alles weist uns nach der Edda hin, wo Menglöd unter den kräuterkundigen Jungfrauen mit Heilkunde beschäftigt ist, und dabei des Geliebten harrt, der endlich zu ihr wiederkehren soll. Eine Grabvase von Nola, abgebildet bei R. Rochette, mon. ined. pl. 44., stellt auf einer Seite den Raub der Orithyia und auf der andern die Vereinigung des Dionysos mit der Ariadne dar, was ohne Zweifel die Orithyia gleich der Ariadne nach Ueberwindung alles Erdenwehs als glückliche Braut im Himmel bezeichnet. Es liegt ein schöner Sinn darin, dass Persephone durch die Narcisse sich thöricht wie Narcissus und der durch den Spiegel betrogene Dionysos verlocken lässt, während im Gegentheil Orithyia bei der Beschäftigung mit Heilkräutern und Krankenpflege dem Himmel zugeführt wird. Die Strafe der Eitelkeit und die Belohnung der Tugend contrastiren hier sehr gut.

Zweites Buch.

Orphische und pythagoräische Unsterblichkeitslehre.

1.

Uebergang des Pflichtbewusstseyns in die Bussfertigkeit.

Neben den cerealischen Mysterien kamen im alten Griechenland auch noch andere auf, die sich nicht mehr an die agrarischen Feste knüpften, sondern von Anfang an dem sittlichen Gebiet entstammten, namentlich dem apollinischen Kreise der Sänger und Seher. Wie schwer, ja unmöglich es auch ist, jetzt noch alle Spuren aufzufinden, die von Aegypten und Syrien her zu den samothrakischen Weihen führten, oder von den babylonischen Magiern her, oder von den Thrakern und Geten, vielleicht auch von Germanen und Kelten, so lässt sich doch im Allgemeinen ein mehr nordischer Einfluss von einem mehr südlichen und östlichen unterscheiden. Im nordischen herrscht der sittliche Ernst, im südöstlichen mehr die sinnliche Lust vor. Dem erstern stehen die Eleusinien und Thesmophorien nahe, wenn ihnen auch noch der Gedanke der Busse fern bleibt; dem andern stehen dagegen die Dionysien näher. Im nordischen Einfluss macht sich auf besonders charakteristische Weise ein musikalisches Moment bemerklich, was dem Süden und Osten fehlt oder nur durch die verführerischen oder halbthierischen Töne der Flöte und Pfeife vertreten ist. Wie man im Allgemeinen das Saitenspiel der Lyra im Cultus des Apollo dem Flöten- und Pfeifenspiel der Satyrn im Cultus des Dionysos gegenüberstellt, so greift dieser Unterschied auch in die Mysterien ein. Nur darf man die dionysischen Mysterien nicht mit dem gewöhnlichen grobsinnlichen Dionysoscultus verwechseln, denn dieser Cultus hat in den Mysterien das Sinnliche unendlich verfeinert und mit Seele durchdrungen.

Der nordische Einfluss knüpft sich an den Namen des Orpheus an. Orpheus, angeblich ein berühmter Sänger und Priester des Apollo, galt für einen Thrakier und Thrakien lag im Norden Griechenlands. Sein Name aber bedeutet, wie der Europas, die Nacht des Nordens (von *ereb*, finster). Der Sänger weist zu den Hyperboreern hin, wo auch die Heimat des Apollo ist. Orpheus spielt die Lyra des Apollo, gehört also dem Mythenkreise des Siebengestirns und der Sphärenmusik an. Seinen Tönen lauscht die ganze Natur, die Flüsse stehen dabei still, alle Thiere des Waldes, alle Vögel der Luft sammeln sich um ihn und horchen. Orpheus unter den Thieren kommt ausserordentlich oft auf antiken Bildwerken vor. In ihm spiegelt sich aber nur der bekannte Hauptgott der alten heidnischen Finnen, Wäinämöinen ab, dessen wir schon im Anfang dieses Werks im Capitel von der Sphärenmusik gedacht haben. Denn auch dem finnischen Gotte lauschen, wenn er die Harfe spielt, alle Thiere.

Sofern wir uns nun hier im Gebiete der Sphärenmusik befinden, dürfen wir uns auch nicht wundern, dass die Planetenleiter in den Kreis orphischer Vorstellungen hineinragt. Man weiss freilich nicht, inwieweit hier mehr an einen babylonischen und ägyptischen Einfluss gedacht werden muss, als an einen nordischen. Nach Firmicus II. 10. beherrschte jeder Planet, aber auch jedes Zeichen im Thierkreise ein anderes Glied oder Organ des Menschen. Nach Macrobius, Traum des Scipio I. 12. 68. empfing jede Seele, die aus dem Aether auf der Planetenleiter hinunterstieg, von jedem Planeten eine andere Gabe, vom Saturn Einsicht, vom Zeus Willen, vom Mars Leidenschaft, von der Venus Begierde, vom Merkur Urtheil und erst vom Monde den Leib. Nach Servius zur Aeneis VI. 714. kommt vom Merkur die Habgier, vom Zeus die Herrschsucht. Nach Plutarch, vom Mondgesicht 28. trennt sich, wenn der Mensch stirbt, schon auf der Erde der Leib von der Seele, aber erst im Monde trennt sich von der Seele wieder der Geist ab. Auf diesen Luxus von Unterschieden innerhalb eines einzigen Individuums lassen wir uns hier nicht weiter ein, sondern bleiben bei der Einfachheit eines aus dem Aether kommenden Geistes oder, wenn man lieber will, einer Seele, die erst auf der Erde in den Körper eingeht.

Die Seelenwanderung war den alten Griechen ursprünglich fremd. Doch war es natürlich, dass sie das Herabkommen gefallener Geister, die im irdischen Leibe büssen sollten, auf ähnliche Art erklärten, wie die Aegypter und zum Theil die Inder, nämlich aus einem vorweltlichen Kriege der guten Götter gegen die bösen. Wie also bei den Aegyptern die besiegten Schaaren des Seb und bei den Indern die des Mahishasura zur Strafe der Seelenwanderung verurtheilt wurden, so auch bei den Griechen die Titanen, nachdem sie von Zeus bezwungen worden waren. Dio Chrysostomus, orat. 30. 550.

Als einmal die Spekulation in Kosmogonien und Unsterblichkeitslehren von aussen her in Griechenland angeregt und Mode geworden war, trat eine merkwürdige Concurrenz von Systemen ein. So sehen wir fünf verschiedene orphische Kosmogonien neben einander, deren nur in Fragmenten erhaltene Darstellungen bei Creuzer, Symbolik IV. 80 f. zusammengestellt sind. Orphische Vorstellungen mischten sich auch in die eleusinische Mysterienlehre ein, d. h. es wurden solche dem angeblichen Orpheus zugeschrieben, und nach Apollodor I. 3. 2. sollte Orpheus sogar die dionysischen Mysterien erfunden haben. Andererseits war auch der Weise Pythagoras ein Collektivname, wie Orpheus. Dieser räthselhafte Pythagoras soll nämlich weit in der alten Welt herumgereist und von den Priestern in Aegypten, den Magiern in Babylon, von den Priesterschaften in Samos, Kreta, von dem weisen Zamolxis in Thrakien gelernt, zu Kroton in Grossgriechenland altitalische und keltische Weisheit vernommen und gesammelt haben. Zuletzt aber, und das wird von seinem Lebensbeschreiber Jamblichus besonders betont, lernte Pythagoras von dem weisen Abaris, dem Skythen, der vom fernen Norden hergeflogen kam, reitend auf einem Pfeile, dem Geschenk des hyperboreischen Apollo. Der Kern aller Weisheit, welche Pythagoras gesammelt, war nach Jamblichus 20. der Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, die er zuerst nach Griechenland gebracht haben soll, im innigen Zusammenhange mit der Lehre von der Einheit des Weltganzen (im Gegensatz gegen die Vielgötterei). Ganz besonders empfing er von dem nordischen Abaris die Kunde von der Harmonie der Gestirne (*ἀστέρων ἁρμονίας*).

Ist auch Pythagoras eine historische Person, so wurde doch ohne Zweifel aus ihr auch eine Personification der ganzen orientalischen und nordischen Weisheit gemacht, die Einfluss auf die Griechen gewann, und es ist gewiss bedeutungsvoll, dass dabei keineswegs die orientalische, sondern die nordische, keltische und germanische Weisheit die Hauptrolle spielt. Wir dürfen annehmen, dass der Glaube an Unsterblichkeit der Seele, der in den Mysterien der Griechen gepflegt wurde, mehr nach der edlern nordischen Vorstellungsweise, als nach der Seelenwanderungslehre des Orients gemodelt worden ist.

In der zweiten olympischen Ode des Pindar finden wir die Bestätigung dessen, was in der altgriechischen Mysterienlehre, die der Dichter kannte und hochgepriesen hat, von Elysium oder dem Aufenthalt der Seligen nach dem Tode geglaubt wurde. Aufs klarste geht daraus die Beziehung auf die Sonne hervor, doch bleibt noch manches darin räthselhaft, was wir aus den anderweitigen sparsamen Quellen nicht mehr erklären können. Es heisst darin, die Sonne werde jenseits ohne Unterschied von Tag und Nacht beständig leuchten, aber die höchste Seligkeit im Palast des Chronos könne man erst erlangen nach dreimaliger Seelenwanderung auf der Erde. Von dieser Bedingung ist nirgend anders wo bei den alten Griechen die Rede. Die classische Stelle umfasst die vierte Strophe und Gegenstrophe des zweiten olympischen Siegesgesangs, die ich hier nach Donners Uebersetzung wiedergebe.

Doch stets in Nacht gleiche Sonne,
Gleiche stets am Tag geniessend,
Pflücken, die edel hier gelebt,
Ein Leben, stets mühelos,
Nicht furchend das Gefilde
Mit kraftvollem Arm,
Noch der See dunkle Fluth,
Um kärglichen Erwerb: geehrt
Von den Unsterblichen,
Entflieht, weil sie fromm gelebt
Des Eidschwures treu,
Ihr Tag ohne Thränen,
Indess mit Augen nie gesehen,
Unheil die Frevler umfängt.

Doch wer beherzt, unten dreimal
Weilend, dreimal auf der Erde
Sich das Herz rein von Frevel hielt,
Der wandelte den Pfad des Zeus
Zu Chronos hoher Veste,
Wo lind athmend rings
Um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo
Duftig Goldblumen hier
Am Strand leuchten von den Höhn
Glänzender Bäume, dort
Des Quells Fluth entspriessen
Mit deren Kranzgewinde sie
Sich Arm' umflechten und Haupt.

Uebereinstimmend damit heisst es in Pindar's Bruchstücken (Heynesche Ausgabe III. 37), Persephone gewähre den Verstorbenen in der Unterwelt die Auferstehung,

Gibt ihnen im neunten Jahre
Die Seele von neuem
In der obern Sonne zu wallen.
Aus ihm erheben sich edle Fürsten,
Helden beflügelter Mannskraft,
Gewaltige Weise.
In den Tagen der Zukunft
Heissen sie heilige Heroen bei den Menschenkindern.

Das kann sich nur auf die oben erwähnte dreimalige Wiedergeburt auf Erden beziehen und noch nicht auf die letzte Verherrlichung in der hohen Burg des Chronos. Von dieser singt Pindar in den Bruchstücken Seite 31:

Den Seligen glänzen der Sonne Strahlen
Auch die Nächte hindurch.
Purpurrosige Auen
Sind ihr Eingang,
Schattig von Weihrauchgebüsch,
Rauschend von Goldfrucht tragenden Bäumen.
Der ergötzt sich wetteifernd mit Kampfwagen,
Der andere an Würfeln und tönenden Saiten.
Neben ihnen wuchert
Allblühender Segen in Fülle.
Düfte durchströmen
Ewig die lieblichen Auen.
Vielerlei Opferdampf steigt in dem
Weitflammenden Feuer auf dem
Altare vermischt empor.

In dieser Schilderung der Burg des Chronos, wo die Seligen sich ergötzen mit Kampfspiel, Würfeln und Gesang, lässt sich kaum die nordische Walhalla verkennen, während andererseits das weitflammende Feuer an die Waberlohe erinnert. Es ist schwer, aus diesen wenigen Bruchstücken das bestimmte Lehrgebäude zu erkennen, welches dem Dichter ohne Zweifel im Sinne lag, aber alle darin vorkommenden Symbole weisen auf die Uebertragung der seligen Insel des Chronos aus dem äussersten Westen in den Sonnengarten am Nordpol hin.

Alle übrigen, uns nur fragmentarisch erhaltenen Unsterblichkeitslehren der Griechen bieten wenig Interessantes dar. Die Grabschrift von Aix, welche bei Spon, miscell. 374. mitgetheilt wird, unterscheidet zwei Schaaren von Seelen, wovon die eine ruhelos und in Unordnung umherirren, die andere aber den Reigen mit den Gestirnen tanzen soll. Ein bestimmtes Motiv der Bestrafung tritt nicht hervor. Auch die oben erwähnte Nachricht, nach welcher die Seelenwanderung eine Folge des Titanensturzes gewesen seyn soll, scheint nicht ursprünglich griechisch zu seyn. Ungleich mehr Werth müssen wir auf die freiwillig übernommene Busse legen, welche den Mittelpunkt eines Ideenkreises bildet, welcher sich an die Mysterien des Eros knüpft und zunächst dem apollinischen Kreise verwandt ist. Wie dieser selbst ohne Zweifel dem Norden entstammt ist und in vieler Beziehung direkt dem von Süden her nach Griechenland eingedrungenen dionysischen Kreise entgegensteht, verrathen auch in den Mysterien des Eros der tiefe Rechtssinn und das Gewicht, welches auf die Treue gelegt wird, die nordische Abkunft.

2.

Der himmlische Eros.

Der griechische Eros lat. Amor war gleich dem indischen Kama der gemeine Gott aller Verliebten, hatte aber zugleich auch, wie jener Kama, die kosmische Bedeutung der ersten Sehnsucht, des ersten Schöpfungstriebes in der Welt. Brahma spiegelte sich in Maya, seiner Einbildungskraft. Da gebar

sie ihm den Kama, d. h. den Trieb, alle die schönen Dinge, die ihm seine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, nun auch wirklich zu schaffen. Ganz ebenso wird der griechische Eros zum Urtriebe der Schöpfung gemacht. Unter dem Namen Phanes tritt er zuerst aus der Urnacht hervor als Urlicht, nach des Pseudo-Orpheus Argonautenfahrt 12. Nach einem andern Mythus umarmte der Wind die schwarzgeflügelte Nacht, worauf sie ein Ei legte, aus welchem Eros hervorkam. Aristophanes, Vögel 695. Phanes heisst auch Protogonos, der Erstgeborene aus dem Ei der Nacht, der Götter und Menschen erweckte, König der Welt, nach dem orphischen Hymnus 6. Im 58. Hymnus heisst es weiter, Eros spiele mit Göttern und Menschen und beherrsche sie alle, führe den dreifachen Schlüssel zum Aether, zum Meer und zur Erde.

Der älteste Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und später von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefasst, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmlischen Sphären und in die Reiche der irdischen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menschen. So denkt ihn Plato (im Symposion 188) als den Eros, welcher der uranischen Venus identisch ist, setzt demselben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemischen Venus entspricht, und von dem alle Unordnung und Unsitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (*Ennead.* III. im 5. Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt.

Was Plato's bösen Eros anbelangt, so könnte man darunter einfach den Anteros verstehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreise zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Lästerungen an, und scheinen die Dichter und Künstler ihn nicht in Plato's grossartigem philosophischem Sinne aufgefasst zu haben. Plato selbst nähert sich hier auffallend der altpersischen Idee von einem guten und bösen Weltprincipe, von Ormuzd und Ahriman, und sagt von seinem bösen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeschrieben werden müssen, als sie irgend einem der griechischen Eroten angedichtet werden können, die alles Böse, was sie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder ver-

güten. Plato's böser Eros ist der Vater aller Krankheiten, alles Misswachses, alles Unglücks, aller Laster unter dem Monde, und stört, wo er kann, die Gestirne, verdirbt das Thier- und Pflanzenreich etc. In diesem Sinn scheint er mehr persisch, als griechisch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben diesem platonischen Dualismus findet sich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphische Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle spielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in dessen Abhandlungen S. 211.

In der orphischen Hymne an die Rhea wird sogar diese Göttermutter die Tochter des Protogonos genannt. Dieser heisst in derselben Hymne auch Polymorphos, der Verwandler, der die Vielgestaltigkeit der Natur verursacht. Nach einer andern Auffassung wird er zu einem Sohne des Chronos (der Zeit) und der Astarte gemacht, welche hier wohl den Raum oder die sichtbare Natur bedeutet. Eusebius, präp. evang. I. 10.

Die Vorstellung nach welcher der Wind als die bewegende Urkraft mit der Nacht den Eros gezeugt haben soll, kehrt wieder in dem Mythus, nach welchem Zephyr, der sanfte Westwind, sein Vater und Iris, der Regenbogen, seine Mutter seyn soll. Nach Plutarch, von der Liebe 20. Plutarch selbst glaubt, Iris bedeute hier die bunte Abwechslung, aber auch zugleich den leeren Schein und das Vergängliche in der Liebe, Ursprünglich dürfte jedoch dem Mythus der ältere kosmische Begriff zu Grunde liegen. In derselben Weise hat Plato in einer Erzählung der Diotima einen ältern kosmischen Begriff modernisirt, indem er den Eros zum Sohn des Poros (Reichthums) und der Penia (Armuth) macht. Nicht anders verhält es sich mit dem Mythus, nach welchem Hermes oder Ares Väter des Eros seyn sollen. Cicero, de nat. deor. III. 23. Hermes bedeutet den ewigen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten und die Wechselbeziehung zwischen Ober- und Unterwelt, Ares oder Mars den Krieg oder unaufhörlichen Streit in der Welt. Das sind ursprünglich kosmische Begriffe, was man nicht übersehen darf, wenn auch allerdings die gewöhnliche irdische

Liebe viel mit dem Gott der Kaufleute und Spitzbuben, wie mit dem der tapfern Krieger zu thun hat.

Im Eros der irdischen Liebe verschwindet doch der himmlische nicht ganz. Wenn er auch in Schelmereien so weit geht, dass ein wahrer kleiner Teufel aus ihm wird, so bewahrt er doch auch jenen kosmischen Urtrieb der ewigen Sehnsucht, die nicht in der Gemeinheit des Lebens ersticken, noch mit dem irdischen Tode enden kann. Daher seine reizende Verbindung mit der Psyche und seine ernste Bedeutung im Todtencultus.

Dass Eros, der Erstgeborene der Schöpfung, ein Kind bleibt, ist eine Idee von hoher Genialität und zugleich natürlich. Denn die Liebe bleibt ewig ein Kind, denn das Leben in und mit ihr ist das zweite Paradies, das uns wieder zu Kindern macht. Des Eros Kindlichkeit contrastirt überdies wunderbar schön mit seiner Macht und seine Kleinheit und scheinbare Schwäche und Nacktheit erscheinen um so reizender, wenn wir seine Riesenstärke erkennen. Aus demselben Grunde ist in der romantischen Poesie der Elbenkönig Oberon eine so liebliche Gestalt. Nur in alten Tempelbildern und auf Vasen, wo Eros eine ernste und gleichsam heilige Bedeutung hat, kommt er nicht mehr als kleiner muthwilliger Knabe, sondern als ein schon heranwachsender Jüngling (*adolescens*, im Uebergang vom Knaben zum Jüngling) vor.

Wird er von dieser ernsten Seite aufgefasst, so steht er auch dem apollinischen Cultus nahe. Auf antiken Denkmälern spielt er die Lyra, Tassie 6887 f. Das kann sich einfach auf den Gesang beziehen, in dem die Liebe gern Lust und Leid austönt, aber auch auf die Harmonie der Sphären. Oefters sitzt der Lyra spielende Eros auf einem Delphin und dann bedeutet es das liebende Geleit der nach Elysium getragenen Seele. Eines Eros, der den Bogen wegwirft und die Lyra ergreift, gedenkt Pausanias IV. 25. Auf einem Löwen reitet er, indem er zugleich die Lyra spielt, bei Bracci 97. Den Apollo fleht er um die Lyra an auf einer Gemme bei Lippert I. 176. Ein andermal zürnt ihm Apollo und schlägt ihn mit seinem eigenen Bogen. Ovid, Met. I. 456. Auch mit den Musen verkehrt Eros in Ernst und Scherz. In einem Liedchen des Anakreon fesseln ihn die Musen mit Blumenguir-

landen. In einem andern von Bion will dieser Sänger den Eros singen lehren, Eros singt aber nichts als Liebeslieder und nun kann der beschämte Lehrer selber nur noch Liebeslieder singen.

Eros als der Erstgeborene der Schöpfung wohnt deshalb in der höchsten Region des Aethers und zündet an dessen Feuer seine Fackel an. Mit dieser Fackel belebt er dann die Seelen (Psychen). In dieser Handlung begriffen sieht man ihn auf dem berühmten Sarkophag von Puzzuoli, abgebildet bei Gerhard, Antike Bildw. Taf. 61. und Welcker, Denkmäler II. Taf. 14. Einen Commentar dazu hat man mit Recht in Virgil's Aeneis VI. 724 f. finden wollen. Hier nämlich lehrt der alte Anchises, alle Seelen kommen aus dem Aether und müssen im irdischen Daseyn einen Kreislauf von tausend Jahren durchwandern. Jenachdem sie sündigen, fallen sie der Gewalt der Elemente anheim. Die einen werden fest in die Erde eingegraben, andere als flüchtige Schatten vom Winde herumgepeitscht oder von den Wellen fortgeschwemmt, oder im Feuer ausgeglüht, bis aus diesen armen Seelen alle Unreinigkeit, die sie durch eigene Schuld im Verkehr mit der Körperwelt angenommen haben, wieder herausgeputzt ist. Dann erst kehren sie gereinigt wieder zum Aether zurück. Das stimmt nun allerdings mit der Belebung durch Amors Fackel im Aether. Wir besitzen aber noch einen sehr ausführlichen Mythus, in welchem das Verhältniss des Eros zur sündigen Seele aufs klarste dargelegt ist, und aus diesem Mythus lernen wir wieder eine ganz neue Auffassung der Unsterblichkeitslehre kennen. Man muss ihn mit dem Dionysosmythus vergleichen. Ganz anders verhält sich Eros zur Psyche, wie Dionysos zur Ariadne.

3.

Amor und Psyche.

Die Menschheit, welche durch die Herabkunft der Gottheit gerettet und dem Himmel zugeführt werden soll, wurde in der liebenswürdigsten Unschuld als Ariadne aufgefasst. Es war also unumgänglich, dass die altgriechische Mysterien-

lehre die Menschheit auch von ihrer sündigen Seite auffasste. Insofern nun wurde dieselbe personificirt in der berühmten Psyche, welche sich versündigt und erst durch Reue und lange Leiden, Geduld und Treue die Huld verdient, die ihr Eros, der Gott der Liebe, zuwendet. Wie Ariadne vom Dionysos, so wird Psyche vom Eros zuletzt in den Himmel eingeführt, um dort ewig mit ihm vereint zu leben. Sie bedeutet die Seele im irdischen Körper, er die himmlische Liebe.

Das ist der Inhalt des weltberühmten Märchens, welches Appulejus uns aufbewahrt hat, eines der reizendsten, was je gedichtet wurde.

Ein König hatte drei Töchter, von denen Psyche, die jüngste, so schön war, dass man sie als die Liebesgöttin anbetete und der Tempel der Göttin selber leer blieb. Erzürnt darüber bewirkte Aphrodite einen Zauber, dass Psyche trotz ihrer Schönheit keinen Freier finden, sich selber aber in ein hässliches Ungeheuer verlieben sollte. Zugleich befahl sie ihrem Sohn Eros, sie an Psyche zu rächen. Nun heiratheten Psyches Schwestern, sie aber blieb sitzen. Ihr bekümmerter Vater wandte sich an das Orakel des Apollo und dieses befahl ihm, seine Tochter bräutlich zu schmücken und auf einem hohen Felsen auszusetzen, um den Freier zu erwarten, der aber ein Ungeheuer seyn werde. Der jammernde Vater gehorchte und bald sass Psyche im Hochzeitsschmuck allein auf dem hohen Felsen und weinte bitterlich, bis ein Zephyr sie umwehte, sie sanft aufhob und fernhin durch die Lüfte trug. Endlich setzte er sie in einem fremden Palast nieder, wo unsichtbare Dienerinnen sie herrlich bewirtheten. Als sie eben entschlummern wollte, hörte sie neben sich ein leises Geräusch. Es war der Bräutigam. In der Dunkelheit der Nacht konnte sie ihn nicht sehen, aber sie empfand wohl, dass er jung, mild und zärtlich war. Am Morgen war er verschwunden, aber in der nächsten Nacht kam er wieder und so fortan jede Nacht. Sie waren glücklich und er beschwor sie nur, sie solle ihn niemals sehen wollen. Sie versprach es. Da erlaubte er ihr, dass sie von ihren Schwestern besucht wurde und denselben ihren schönen Palast zeigen durfte. Die Schwestern erstaunten über so viele Herrlichkeit, wurden aber neidisch und aus Neid boshaft und überredeten die

arme Schwester, ihr unsichtbarer Bräutigam sey ein scheusslicher Drache. Das beunruhigte, ärgerte und ängstigte sie so sehr, dass sie nicht mehr schlafen konnte und einmal in der Nacht, als der Unsichtbare bei ihr schlief, um jeden Preis Gewissheit haben wollte, uneingedenk ihres Gelöbnisses die Lampe anzündete und einen Dolch ergriff, um ihren Bettgenossen zu durchbohren, wenn es wirklich ein Drache wäre. Als aber das Licht der Lampe auf ihn fiel, war es der jüngste und schönste aller Götter, der Gott der Liebe selbst. Zitternd sank sie in die Kniee und verbarg den Dolch; indem sie aber zum erstenmal den Bogen und Köcher des Gottes sah, die am Fuss des Bettes lehnten, und sich an einem Pfeil ritzte, weil sie zu sehr zitterte, strömte der Pfeil süsses Feuer durch ihre Adern und alles vergessend neigte sie sich über den Schlummernden, um ihn leise zu küssen. Aber ein heisser Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte. Erschrocken sprang er auf, sah voll Unwillen, dass sie ihm die Treue gebrochen habe, und flog auf und von dannen.

Die arme Psyche sank trostlos zu Boden, raffte sich dann aber plötzlich auf, rang die Hände und stürzte sich in den nächsten Fluss, denn sie wollte nicht länger leben. Aber die Welle trug sie sanft zum andern Ufer hinüber; da sass Pan, der Hirtengott, sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zur Reue und Geduld. Hierauf gelangte sie zu einer Stadt, wo eine ihrer Schwestern wohnte, wurde aber von derselben höhnisch abgewiesen. Diese neidische Schwester bildete sich ein, Eros werde jetzt wohl sie zur Frau nehmen, putzte sich, setzte sich auf den Felsen und bat den Zephyr, sie zum Palast des Eros zu bringen. Aber Zephyr kam nicht; sie wollte nun selber hinabsteigen, stürzte und brach den Hals. Der zweiten Schwester ging es ganz ebenso, Psyche aber wanderte in die weite Welt hinaus, um ihren Eros zu suchen. Dieser lag mittlerweile im Bette seiner Mutter an der Brandwunde krank und wurde von seiner Mutter heftig ausgescholten. An allem sey Psyche schuld, sagte sie, und suchte die Frevlerin, um sie grausam zu bestrafen. Die Göttin Demeter, für welche Psyche unterwegs eben Aehren flocht, rieth dieser, schnell zu fliehen. Psyche floh. Die Göttin Here aber ermahnte sie, sich der

zürnenden Liebesgöttin freiwillig zu überliefern und sie durch Demuth zu versöhnen, da sie ihrer Gewalt doch nicht entrinnen könne.

Psyche gehorchte, wurde jedoch schlecht empfangen. Die Liebesgöttin übergab die Unglückliche ihren Dienerinnen, um sie ausgesucht zu quälen, ja sie zerrte sie selbst bei den Haaren herum und riss ihr die Gewande herunter. Hierauf schüttete sie die verschiedensten Arten von Getraidekörnern durcheinander und befahl ihr, jede Gattung besonders wieder auszulesen. Als Psyche nun nicht damit fertig werden konnte und bitterlich weinte, kamen hülfreiche Ameisen und verrichteten für sie die Arbeit. Die Liebesgöttin ärgerte sich darüber, sperrte die Psyche ein, riss aber auch ihrem Sohn Eros die Flügel aus und sperrte ihn ebenfalls ein, damit er nicht etwa aus Mitleid sich der Geliebten annähme. Darauf befahl sie der letztern, ihr Wolle von goldnen Schafen zu bringen. Das waren wilde und grausame Thiere, aber eine Stimme rief ihr zu, die goldne Wolle zu sammeln, die an den Hecken hängen geblieben war. Nun sollte das arme Mädchen Wasser aus einem schwarzen Quell vom Gipfel eines hohen Berges herabholen. Da verirrte Psyche und sah sich plötzlich von scheusslichen Drachen umringt, aber in ihrer höchsten Noth half ihr der Adler des Zeus, verscheuchte die Drachen und füllte ihren Krug aus der schwarzen Quelle. Gleichwohl liess sich Aphrodite noch nicht besänftigen, sondern befahl dem Mädchen, in die Unterwelt hinabzusteigen und ihr die Schminkbüchse der Persephone zu bringen, um ihre am Krankenbett des Eros eingebüsste Schönheit wieder herzustellen. Auch das noch vollbrachte die geduldige Psyche mit Hülfe wohlwollender Wesen, die ihr den Weg wiesen und den Höllenhund beschwichtigten.

Dem Eros wuchsen unterdess seine Flügel wieder und von Mitleid und Sehnsucht getrieben flog er fort, um Psychen zu suchen. Sie war auf dem Rückweg aus der Unterwelt eingeschlafen, er fand und weckte sie, um sie nie wieder zu verlassen. Zeus machte ihren Misshandlungen ein Ende, indem er alle Götter zusammenrief und als höchster Richter der Götter und Menschen dem Eros zur Strafe für seine vielen Liebessünden befahl, sich unter das Joch der Ehe zu beugen

und die Psyche zu heirathen. Damit aber seine Mutter sich der Schwiegertochter nicht zu schämen habe, wurde Psyche zum Range einer Göttin erhoben. Hermes führte die schüchterne Psyche in den Himmel ein und Zeus selbst reichte ihr die Schale der Unsterblichkeit. Alle Götter wohnten ihrer Hochzeit bei und das Brautpaar sass obenan. — Nach der berühmten Erzählung des Appulejus.

Der Reiz des Märchens liegt zunächst in einem naturalistischen Motive, in der naiven Wahrheit, mit der die Schwäche des Weibes aufgefasst ist. Dann aber auch in einem sittlich religiösen Motive, sofern unter der Psyche die menschliche Seele verstanden wird, die in Sünde fällt und durch Busse gereinigt und des Himmels würdig wird. Das alte Märchen ist daher sogar christianisirt worden und man hat an die Stelle des Amor den Heiland selbst treten lassen. Obgleich nun in diesen Beziehungen der Hauptreiz des Märchens liegt, so darf man doch nicht ganz dabei übersehen, dass es ursprünglich am wahrscheinlichsten in einem alten Naturmythus wurzelt.

Das Märchen nämlich, was sich im classischen Alterthum nur einmal bei Appulejus vorfindet, kommt in fast unzähligen Variationen bei andern Völkern und zumal in unserm Norden vor. Die Neugier ist das Motiv in der grossen Märchengruppe von den Blaubärten, in einer zweiten grossen Märchengruppe von den in wilde Thiere verzauberten Königssöhnen und in einer dritten grossen Märchengruppe von den Marienkindern. In allen diesen Gruppen aber ist immer nur das geheimnissvolle Naturcentrum der Gegenstand der Neugier und alle diese Märchen stammen ursprünglich aus Mythen der Wintermitte und Sonnenwende, in welcher das alte Jahr stirbt und das neue entsteht. Das neugierige Mädchen erblickt in dem verbotenen Zimmer die Leichen ihrer Vorgängerinnen, d. h. der verflossenen Jahre, oder sie beleuchtet mit der Lampe gegen das Verbot den schlummernden Bräutigam, in derselben Nacht aber ist sie Mutter geworden.

Die Blaubartmärchen erscheinen in einem neugriechischen Märchen bei v. Hahn Nr. 73. in auffallender Weise mit dem Märchen des Appulejus verschmolzen. Ein armes Mädchen

muss einen schwarzen Mohren heirathen, der sich aber in der Nacht in einen schönen Jüngling verwandelt. Ein goldnes Schloss auf seiner Brust erregt ihre Neugier, sie schliesst es auf und blickt in eine fremde Gegend, wo ein Schwein Weibern, die mit Waschen beschäftigt sind, ein Stück Wäsche rauben will; indem sie den Weibern laut zuruft, sie sollen das Schwein fortjagen, erwacht ihr schöner Gatte, verwünscht sie wegen ihrer Neugier und verlässt sie, indem er ihr sagt, sie solle nicht eher mit dem Kinde niederkommen, welches sie von ihm habe, bis sie ihn wiederfinden werde. Bis dahin aber müsse sie drei Paar Eisenschuhe durchlaufen. Er gab ihr aber drei goldne Aepfel, um sie einen nach dem andern vor sich herzurollen; die würden ihr den Weg zeigen. Sie liess sich nun die Eisenschuhe machen und wanderte. Als sie den ersten Apfel fortgerollt und die ersten Schuhe durchlaufen hatte, fand sie eine Frau, welche goldne Windeln wusch. Dann zum zweitenmal eine Frau, die ein goldnes Kinderkleid nähte. Endlich zum drittenmal eine Frau, die ein Bett für ein Kind zurecht machte, und in diesem Augenblicke, denn die drei Aepfel waren abgerollt und die drei Paar Schuhe durchlaufen, fand ihr schöner Gatte sich ein und gebar sie auch das Kind. In diesem sinnreichen Märchen ist alles Natursymbolik. Die Mohrenverkleidung bedeutet die Winternacht, auch das Schwein ist Wintersymbol. Die Wäsche bedeutet die Reinigung der Natur vom Winterschmutz, die Geburt den neuen Frühling, die drei Aepfel den Sonnenlauf. Nahe verwandt ist das neapolitanische Märchen bei Basile V. 4.

In einem norwegischen Märchen bei Asbjörnsen II. 11. ist der Bräutigam ein Bär, der bei Nacht zum schönen Jüngling wird, die Braut aber wegen ihrer Neugier verlässt und statt ihrer die langnasige Prinzessin heirathen soll. Mit Hülfe eines goldnen Apfels aber und eines Pferdes findet die erste Braut ihn wieder und die Langnasige wird fortgeschickt, weil sie die Oelflecken, welche die neugierige Braut, als sie den Bräutigam bei Nacht zum erstenmal beleuchtete, auf sein Hemd träufelte, nicht wegwaschen kann. Das vermag nur die erste Braut. In einem andern Märchen bei v. Hahn Nr. 100. ist der Bräutigam ein Schlangensohn und die neugierige Braut

wird wieder dadurch gestraft, dass sie nicht gebären kann. Sie kommt aber zum Ziele mittelst einer Nuss. Das ist wieder dasselbe Sinnbild, wie im Mythus von der Befreiung der Iduna. In einem dritten Märchen bei v. Hahn Nr. 70. und in einem serbischen bei Wuk Nr. 10. ist der Bräutigam eine Schlange und die wegen ihrer Neugier bestrafte Braut findet ihn wieder mittelst eines goldnen Spinnrockens. Aehnlich ein wallachisches Märchen bei Schott Nr. 23. Eigenthümlich ist ein indisches Märchen im Anhang zu Somadevas Märchensammlung von Brockhaus II. 189. Hier nämlich ist der Bräutigam Sohn der Schlangenkönigin, seine arme Braut Tulifà soll nie nach seinem Namen fragen; als sie es aber einmal thut, verlässt er sie. Ein dankbares Eichhörnchen jedoch, dem sie einmal das Leben gerettet, ertheilt ihr guten Rath und heisst sie ein Ei in den Busen nehmen, aus diesem aber kommt ein Vogel hervor, der die böse Schlangenkönigin tödtet, wodurch sie mit dem Gatten wieder vereinigt wird. Hier tritt wieder der uralte Gegensatz zwischen Adler und Schlange hervor. Auffallend aber ist, dass in diesem indischen Märchen, soweit vom europäischen Norden entfernt, doch deutlich die Symbolik der Edda wiederkehrt, denn nach der Edda sass oben auf der Weltesche der Adler und nagte unten an ihrer Wurzel die Schlange, das Eichhorn aber lief geschäftig zwischen beiden auf und nieder und stiftete Feindschaft zwischen ihnen.

Im persischen Schanameh von Görres II. 442. und As. res. IX. 149. kommt ein himmlischer Genius zur Erde und bestraft die vorwitzige Neugier seiner Braut einfach, indem er sie verlässt und nicht wiederkommt. In einem buddhistischen Märchen bei Pallas, Hist. Nachrichten II. 416. ist es der höchste Gott Buddha selber, der in der Verkleidung eines ausserordentlich hässlichen Menschen eine Braut gewinnt, ohne dass dieselbe ihn gesehen hat. Als sie ihn nun vorwitzig in der Nacht beleuchtet, erkennt sie seine Hässlichkeit und flieht davon. Der hässliche Bräutigam macht sich aber durch grosse Heldenthaten verdient um ihren Vater, verzeiht ihr und entpuppt sich zum schönsten Mann nicht nur, sondern auch zum höchsten Gotte. Ich glaube nicht, dass dieses Märchen ursprünglich buddhistisch ist, es scheint mir

vielmehr nur aus Persien oder Indien in die mongolische Sphäre hinüber gezogen zu seyn.

In der dritten Märchengruppe, welche sich durch Grimms Märchen Nr. 3. vom Marienkind charakterisirt, kommt ein junges Mädchen in die Dienste der Jungfrau Maria und darf sich an aller Herrlichkeit des Himmels erfreuen, nur eine Thür soll sie nicht öffnen. Als sie es dennoch thut, erblickt sie als im Allerheiligsten des Himmels die h. Dreieinigkeit und obgleich sie schnell zurückbebt, bleibt ihr doch ein Finger vom Glanze des Heiligthums vergoldet. Die Jungfrau Maria bemerkt es, das Mädchen leugnet trotzig und wird verstossen. Ein König findet sie im Walde und heirathet sie. Sie bekommt zwei Kinder, die ihr aber die h. Jungfrau wegnimmt, weil sie immer noch ihre Schuld nicht bekennen will. Ein drittes Kind wird ihr gleichfalls genommen. Man glaubt, sie habe die Kinder umgebracht und sie soll eben auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, als die h. Jungfrau wieder vor ihr steht. Nun erst bekennt sie, da führt ihr die h. Jungfrau die Kinder wieder zu. Das Märchen ist oft wiederholt, in Schönwerth's Oberpfalz III. 311. 317. In einem schwäbischen Märchen bei Meier Nr. 36., in einem böhmischen bei Waldau S. 160, in einem wallachischen bei Schott Nr. 2. In den wendischen Volksliedern von Haupt u. Schmaler II. 179. Bei v. Hahn Nr. 66. Colshorn Nr. 32. 44. Asbjörnsen Nr. 8. Zingerle 1854. S. 193.

4.

Psyche.

Psyche wurde von den Alten gewöhnlich als ein erst heranwachsendes Mädchen dargestellt, theils um sie dem kindlichen Eros zu nähern, theils auch um in ihr die junge noch unerfahrene Seele zu personificiren. Gewöhnlich hält sie das Gewand ein wenig vor sich hin und blickt in den eigenen Busen, d. h. erkenne dich selbst. Unter den von ihr erhaltenen Statuen ist am berühmtesten Psyche mit der Trinkschaale auf dem Capitol. Auch eine schöne Statue in Neapel. Gerhard, Antike Bildwerke 306. Eine der reizendsten Statuen-

gruppen in der Welt bilden Amor und Psyche, welche sich zart umfassen und küssen. Es sind zwei solche schöne Gruppen erhalten, die eine auf dem Capitol, die andere in Florenz. Ausserordentlich liebenswürdig ist auch die kleine als Braut tief verschleierte Psyche auf einer Gemme, Bracci 114. Häufig muss Psyche auf antiken Bildwerken leiden. Sie wird gefesselt. Tölken I. 692. Winckelmann zu Stosch Nr. 877. Zwei Eroten fesseln die Psyche und ein dritter brennt ihr die Brust mit der Fackel, auf einem Wandbilde aus Pompeji, Stosch Nr. 873. Häufig hilft Psyche dem Eros am Pfluge ziehen. Winkelmann IX. 106. sieht darin ein Sinnbild des Ackerbaues und Böttiger, kleine Schriften II. 319. ein Sinnbild der Ehe, weil Plutarch, Ehevorschriften 42. von den Athenern sagt, sie hätten drei Ackerfeste gefeiert, das heiligste aber in der Brautnacht. Auch Nonnus VII. im Eingang fasst den Amor als Ackersmann auf. Oft pflügt er auch allein ohne die Psyche, Bracci I. 33. Tassie Nr. 6996. Tölken III. 647. Man kann indess hier auch an die harte Arbeit der aus dem Paradiese Verstossenen denken, wie bei Adam und Eva. Eins der merkwürdigsten Bilder zeigt die Gemme bei Lippert I. Nr. 783. Hier nämlich wird eine Psyche von zwei Eroten zerrissen, während ein Dritter auf einem Delphin entflieht. Da der Delphin nun gewöhnlich nach Elysium führt, handelt es sich hier vielleicht um eine durch eine treulose Seele betrogene Liebe.

Auf vielen antiken Bildwerken hat Psyche Schmetterlingsflügel, denn der Schmetterling ist uraltes Sinnbild der Seele. Wie er geflügelt in bunter Farbenpracht die enge und hässliche Puppe aufbricht und frei emporschwebt so, dachte man sich, gehe die unsterbliche Seele aus dem sterblichen Leibe hervor. Vergl. Hirt, Bilderbuch 32. 2. Ein Schmetterling sitzt auf Psyches Busen, Tassie Nr. 7033 f. Der Schmetterling kommt auch allein auf Gräbern vor, ohne die Psyche; er bedeutet aber diese selbst. Am häufigsten sieht man, wie Eros den Schmetterling fängt, festhält, neckt, ihn mit einem Pfeil durchbohrt, ihm die Flügel ausreisst, ihn über seine brennende Fackel hält, mit zwei Schmetterlingen pflügt etc. Stosch Nr. 847 f. Lippert I. 823 f. Tassie Nr. 6826 f. 7060 f. Tölken 702 f. Reizend ist ein Bild des gefesselten Eros, auf

dessen zusammengebundenen Händen ein Schmetterling sitzt, sey es aus Mitleid, oder weil eine starke Seele die Liebe überwunden hat. Lippert, Supl. 415. Tassie Nr. 7096.

Der Schmetterling bedeutet vorzugsweise die vom Körper geschiedene Seele und insofern finden wir ihn als vom Körper noch getrennt vor der Geburt und als wieder von ihm getrennt nach dem Tode. In der erstern Beziehung wird er neben die Muschel und den Phallus gestellt. Lippert I. 825. Ein Schmetterling sitzt auf einem Phallus, der dem schiffenden Eros als Mast dient. (Tassie Nr. 5308.) Das scheint das Hineinschiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegensatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausschiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elysium dargestellt ist. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Tassie Nr. 5314) scheint ebenfalls in den Kreis dieser Geburtssymbolik zu gehören.

Die Seele losgetrennt vom Körper nach dem Tode, kommt noch viel häufiger als Schmetterling vor. Auf einem altrömischen Denkmal schwebt ein Schmetterling über einem Todten. Spon, recherches diss. 5. Das. wird noch ein merkwürdiges Bild beschrieben, auf dem ein Vogel den Schmetterling im Schnabel einem Gerippe vorhält. Ein Schmetterling neben dem Gerippe. Borioni, collect. S. 56 und 57. Ueber einem Todtenkopf. Liceti, hierogl. S. 158. Ein Schmetterling kommt aus dem Munde eines Gerippes hervor auf einem antiken Marmorbild in Neapel. Gerhard und Panofka S. 61. Auf einem antiken Aschengefäss (Stephani, der ausruhende Herakles p. 116) versengt Eros einen Schmetterling über der Fackel; auf der andern Seite hält Eros den Schmetterling in der Hand und in der andern einen Krug. Das erste Bild bezeichnet das Leiden im irdischen Daseyn, das zweite den Genuss im Himmel. Dazwischen ein schlafender Eros und eine gesenkte Fackel, was den Todesschlaf oder Uebergang vom irdischen ins himmlische Leben bedeutet.

Oft sieht man den Schmetterling über einer Fackel. Das bedeutet den Tod. Auf einem Basrelief im Vatican halten zwei weinende Genien den Schmetterling über der Fackel. Zur Seite ein Kentaur, auf welchem Apollo reitet und die Lyra spielt, und ein zweiter Kentaur, auf dem wahrscheinlich

seine Schwester Diana sitzt. Visconti, Mus. Pio. Clem. IV. 25. Die Kentauren bedeuten auf Gräbern immer das Körperliche und Irdische. Nach dem für die Seele so prüfungs- und leidesvollen Leben und Tode geht die Seele in die Harmonie der himmlischen Sphären ein. Diesen Trostgedanken scheint das Grabbild ausdrücken zu wollen. Der Schmetterling auf der Lyra kommt öfter vor. Gorlaei dact. II. 496. Liceti hierogl. S. 206. In der griechischen Anthologie wird der Schmetterling auf den sieben Saiten der Lyra mit der Seele verglichen, welche die Welten durchspäht. Vergl. Herder's Werke X. 128.

Der Schmetterling auf einem Delphin bedeutet die Wanderung der Seele ins andere Leben, nach Elysium. Borioni, collect. 43. Winkelmann IX. 202.

Auf einer antiken Gemme in Liceti hierogl. 3. fährt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln auf einem Wagen, den zwei Eroten mit Lorbeerzweigen in den Händen ziehen. Die wunderliche Erklärung des Licetus gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Psycheflügeln für den *Amor rationalis*, und die beiden ihn ziehenden für den *Amor voluptuosus* und *heroicus*, deren niedere Natur von seiner höhern geleitet wird. Wäre diese Erklärung richtig, so müssten die vorgespannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geschmückt erscheinen. Vielleicht ist der psychische Knabe ein Hesperos; wenigstens kommt dieser Genius des Abendsterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Licetus den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichsten Zeit, bedeuten.

5.

Maneros.

Maneros ist der Lieblingsgott der Manen, d. h. der Verstorbenen, die Liebe nach dem Tode. Daher bei Griechen und Römern die vielen Eroten an den Gräbern, Todesgenien mit gesenkter Fackel. Piper I. 347. Bei Bunsen, Beschr. von Rom II. 47. 100. 122. 253. kommen auf Sarkophagen

Eroten vor, in denen man die persönlichen Genien der Verstorbenen und nicht blosse Schutzgeister erkennen will. Gleichwohl ist Maneros ein ganz allgemeiner Begriff und gleichbedeutend mit Phanes, dem aus der Nacht geborenen Licht, den daher Diodor I. 11. dem sterbenden und wiedergeborenen Osiris gleichstellt. Plutarch in der Abhandlung von Isis und Osiris erklärt den Maneros als Liebe im Tode, weil der todte Osiris noch im Sarge mit der Isis den Harpokrates zeugte. Doch ist damit nur unvollkommen der Begriff der Wiedergeburt ausgedrückt. Phanes führt ins Leben ein, Maneros ins neue himmlische Leben, jener aus der Nacht, dieser aus dem Tode. Die beiden geflügelten Knaben, die bei Gerhard, Berlins antike Bildw. S. 54. in den Armen der Venus schlafen und als die Brüder Schlaf und Tod bezeichnet werden, drücken im Grunde denselben Gedanken aus, nur dass die Liebe hier als Mutter wacht, um die Geborenen wie auch die Wiedergeborenen zu wecken.

Sehr häufig sieht man auf Grabdenkmälern der Alten den Eros mit einem Korb, aus welchem Aepfel fallen. Das bedeutet immer den Herbst des Lebens, das Ende der irdischen Lust. Mohn in Verbindung mit dem Eros auf Sarkophagen soll andeuten, dass der Tod nur ein Schlaf ist. Der schlafende Eros kommt überaus oft vor und nicht selten wird ihm eine Eidechse zugesellt. Mon. Matth. I. 106. Zanetti II. 39. Mus. Pio-Clement. III. tab. 44. Die Eidechse liebt die Sonne, schlüpft aus der Erde an die Sonne heraus und bedeutet daher an Gräbern die Auferstehung. Auch die Muschel, die häufig an Gräbern vorkommt, scheint sich mehr auf die Wiedergeburt, zu beziehen wenn sie gleich ursprünglich nur Sinnbild der ersten Geburt ist. Auch der Phallus auf Gräbern hat denselben Sinn. Wenn Eros, in einer Muschel schlafend von einem oder zwei Delphinen durch das Wasser gezogen wird, so weist das sicher auf die Wiedergeburt in Elysium hin. Millin, Mon. ined. I. 18. Tassie Nr. 6830 f.

Eros auf dem Delphin reitend gehört zu den häufigsten Sinnbildern auf den Sarkophagen der Alten. Oft wird er von zwei Delphinen gezogen, wachend oder schlafend. Oft findet man dabei die Inschrift εὔπλοι, d. h. Fahrewohl. Vergl. Creuzer, zur Gemmenkunde S. 54. Tassie Nr. 6814 f. Da

man dieses Sinnbild noch oft auf Gemmen findet, ist es wahrscheinlich, dass es als Amulet gebraucht wurde, von Liebenden, die auf Wiedersehen oder Nimmerwiedersehen von einander Abschied nahmen. Ein griechisches Epigramm gibt dem Eros in eine Hand Blumen, in die andere einen Delphin, als Herrn der Erde und des Meeres. Tzetzes, Chil. V. 500. Der Delphin weist auch auf das Meer, als Heimat der Aphrodite hin. Allein auf Gräbern hat er immer Beziehung zum Tode und zur Wiedergeburt. Eine seltsame Vorstellung ist der auf einem Delphin reitende Eros, der sich noch von zwei Krebsen ziehen lässt, Tassie Nr. 6837. Da die Reise über Meer nach Elysium oder den seligen Inseln nicht blos von Delphinen, sondern auch von allerlei andern Seethieren unterstützt wird, wie denn der Thetis ganzes Gefolge den Achilleus nach der seligen Insel Leuke begleitet, zeigen die Grabbilder den Eros auch reitend auf Seepferden, Seeböcken, Seelöwen, Seegreifen etc. Mon. Matth. III. 10. Auch der Schwan gehört in diese Symbolik als Sinnbild der himmlischen Wiedergeburt. Eros reitet einen Schwan und treibt mit dem Dreizack einen Delphin vor sich her. Gemme des Mus. Cortonense Nr. 29. Eros fährt mit Schwänen, liebkost einen Schwan etc. Philostratos, des ältern, Gemälde I. 9. Tassie Nr. 6767 f.

Sofern die in die dionysischen Mysterien Eingeweihten nach dem Tode in den Himmel ihres Gottes nach Nysa kommen sollten, gehört auch der Eros der Gräber dem bachischen Kreise an. Daher wir ihn so oft auf Sarkophagen Trauben lesen, keltern und den Becher führen sehen. Ein Eros schwimmend oder schlafend auf einem Kruge, kommt öfter auf Gräbern vor. Der Krug scheint hier weniger den auf der Erde zurückbleibenden Aschenkrug, als den im Himmel erst zu füllenden Weinkrug zu bedeuten.

Alle diese griechischen Vorstellungen haben ihre volle Berechtigung, ohne dass deshalb die Erklärung des Namens Maneros aus dem Aegyptischen für unrichtig erkannt werden dürfte. Man hat in einem ägyptischen Grabe eine Papyrusrolle gefunden und entziffert, worin ein Klagelied der Isis auf ihren verlorenen Osiris enthalten ist, übersetzt bei Brugsch, Adonisklage S. 22. Der Refrain des Liedes ist: Kehre wie-

der! kehre wieder! Das lautet im Aegyptischen *maanehra*. Wegen dieses immer wiederkehrenden Wortes soll nun, wie Brugsch glaubt, die Todtenklage überhaupt denselben Namen erhalten haben und so das Wort von den Griechen adoptirt und im Genius Maneros personificirt worden seyn. Ganz auf dieselbe Weise wie man in Griechenland aus dem Wehruf *ai lanu* das Wort Linos bildete und die Todtenklage in einem angeblichen Sänger Linos personificirte, (Movers 246) und wie Adonis selbst, dem die Klagelieder gesungen wurden, seinen Namen vom syrischen Wort *adonai*, Herr, erhielt, weil in der Todtenklage dieses Wort so oft gerufen wurde.

Mit diesen Deutungen steht nun der Begriff des Maneros, als der den Tod überdauernden Liebe in keinem Widerspruch. Vielmehr stimmt hier alles zusammen. Nur die den Tod überdauernde Liebe war es, die dem geliebten Todten das schöne Klagelied der Isis in den Sarkophag legte. Der ganze Mythus von der Göttin, die den liebenswürdigen und gütigen Gott im Tode beklagt, hätte wohl die Aegypter, wie der Mythus von der, den Tod des Adonis beklagenden Aphrodite, gleichgültig gelassen, wenn sie denselben nicht auf ihre eigenen schmerzlichen Lebenserfahrungen bezogen hätten. So konnte die Liebe nach dem Tode als Maneros personificirt und doch zugleich auch als der Hauch, der Seufzer, die Klagestimme gedacht werden.

In Griechenland beweisen die vielen Grabbilder, auf denen Eros und Psyche vorkommen, wie nicht minder die Gemmen und Siegelringe mit denselben Darstellungen, dass der Grundgedanke der Mysterienlehre angehörte und den Eingeweihten zur Aufmunterung und Hoffnung dienen sollte. Denn es lag darin die Mahnung, im Leben Treue zu halten, und gab die Verheissung einer seligen Wiedergeburt.

Drittes Buch.

Die dionysischen Mysterien.

1.

Zusammenhang des dionysischen Cultus mit der Demokratie in Athen.

Die Stadt und Republik Athen kam durch ihren Handel und durch ihre Industrie im Mittelmeer in vielfache Berührung mit andern Völkern und also auch mit ihren religiösen Gebräuchen und Lehren. Je weniger in Athen altes Priesterthum, Königthum und Aristokratie galten, um so weniger verschloss sich auch Athen den fremden Ideen. Die Demokratie war zugänglich und empfänglich, ja sie hatte von dem genialen Demagogen Perikles eine geistige Vornehmigkeit und ein stolzes Bewusstseyn philosophischer und ästhetischer Bildung angenommen, so dass ihr Priesterthum, Königthum und Aristokratie schon als überwundene Standpunkte und als etwas einigermaassen Barbarisches vorkamen. Dennoch behielt Athen die patriotische Eifersucht auf seinen alten Ruhm, und warf sich nicht an etwas Fremdes weg, sondern eignete sich an, was es davon brauchte, und machte es sich dienstbar. So wurde alles was die Athener von fremden Religionsgebräuchen und Glaubenslehren bei sich einführten, doch mit dem griechischen Stempel versehen. Entweder hatte es der weise Grieche Pythagoras wie ein reisender Botaniker auf weit auseinander liegenden Völkergebieten gesammelt, oder schrieb man es dem mythischen Sänger Orpheus zu und gab etwas Neues und Fremdes ungenirt für etwas Altgriechisches aus.

Als eine Hauptsache muss angesehen werden, dass die Göttin Pallas Athene als Schutzpatronin von Athen und zugleich als eine Personification des ganzen atheniensischen

Geistes und Wesens erstens den sämmtlichen Göttern des Olymp übergeordnet wurde und zweitens eine mystische Vermählung mit dem Herakles einging, dem eigentlichen Vertreter des Volks, dem personificirten Demos, der da dient und arbeitet und doch allen Herren überlegen wird. Um die Göttin Athene ihrem Vater Zeus und seinem ganzen Olymp überordnen zu können, wurde die bekannte Fabel erfunden, Zeus habe sie aus seinem Kopfe herausgeboren und sie sey völlig gerüstet und gewaffnet aus seiner Stirn empor gestiegen und habe sich über ihn emporgehoben, als das eigentlich höchste Wesen. Noch weit interessanter und bedeutsamer ist aber, dass dieses höchste Wesen keinen Anstand nimmt, ihre Hand über alle Götter hinweg einem Sterblichen zu reichen. Ihre mystische Vermählung mit Herakles ist durch eine Menge von Vasenbildern bezeugt, worauf wir im letzten Buche dieses Werkes, welches ausschliesslich von der Apotheose handelt, noch näher eingehen werden. Hier mag es genügen, dass ich nur das politische Moment, welches in dieser mystischen Ehe liegt, hervorhebe. Es fällt auf, dass die Vasenbilder allein die Erinnerung jener mystischen Ehe bewahren, während in den schriftlichen Denkmälern, die uns die alten Griechen hinterlassen haben, nichts davon vorkommt. Wir schliessen daraus, dass es sich hier um ein wahres Mysterium handelt, um ein Geheimniss, welches nur den Wissenden vertraut war und mit ihnen ins Grab gesenkt wurde. Man wagte wahrscheinlich nicht, durch eine Ueberordnung neuer Gottheiten das herkömmliche Ansehen der alten herabzuwürdigen. Die Wissenden liessen dem Volke seinen Cultus, seine Orakel, seine olympischen Spiele und wollten wegen des Vorzugs, den sie einem ihrem spezifisch atheniensischen Patriotismus schmeichelnden Mysterium gaben, sich nicht mit den übrigen bei den olympischen Spielen sich zusammen findenden Griechen überwerfen. Das Geheimniss eines ausgedehnten Bundes von Wissenden war die geeignetste Form, einen abweichenden Cultus vor Profanation und orthodoxen Angriffen zu schützen, und die Verehrung der Athene und des Herakles konnte nirgends Anstoss geben, wenn man nur ihre mystische Ehe verschwieg.

Die Mysterien des Dionysos waren ungleich mehr ge-

eignet, populär werden zu können. Erstens knüpften sie sich an die alten heitern Winzerfeste an und zweitens entsprachen sie dem demokratischen Grundbegriff der Freiheit und Gleichheit. Die dionysischen Feste glichen den Saturnalien, sofern in der Lust des Weins nicht nur alle Rangstufen sich ausglichen, sondern auch der Himmel auf die Erde herabgezogen wurde. Auch der Grundgedanke der dionysischen Mysterienlehre war durch und durch demokratisch. Wenn nämlich in den Mysterien der Athene auch der niedere Sterbliche, der Knecht Herakles vergöttert wurde, so war das immerhin noch eine gleichsam aristokratische Auszeichnung eines Einzigen vor allen Andern. In Dionysos dagegen wurde die ganze Menschheit vergöttert, sofern er seinen göttlichen Geist selbst in die Menschheit incarnirt hatte.

Dionysos galt zwar ursprünglich für einen Gott, der sich aber doch ganz in die Menschheit emanirt hatte, um dieselbe in allen ihren Individuen zu erlösen. Ganz dieselbe Bedeutung hatte Buddha, wenn er gleich von der menschlichen Sphäre ausging, denn auch er versprach die ganze Menschheit in allen ihren Individuen zur Gottheit zu erheben, in der Gottheit zu verschlingen. Ich will damit nicht behaupten, dass die Mysterien des Dionysos aus dem Buddhismus entsprungen seyen, den ich im Gegentheil für jünger halte. Gewiss aber ist, dass beide Systeme einer Gesammterhebung der Menschheit zur Gottheit einem demokratischen Gefühl entstammt sind. In Indien war es die strenge Abgeschlossenheit der Kasten und die tyrannische Unterdrückung der niedern Kasten unter die höhern, was die merkwürdige Revolution des Buddhismus veranlasste. Es war ein Kampf der Humanität gegen Priester- und Kriegerkaste, des Liberalismus gegen die Vorrechte, des allgemeinen Stimmrechts gegen den Census. Wenn auch unter ganz andern Umständen nun war es eben so gewiss der demokratische Geist in Athen, der die gleichmässige Apotheose aller Menschen in der Geheimlehre des Dionysos motivirte. Diese Geheimlehre war schwerlich auf griechischem Boden entstanden und in Athen auch schwerlich vor der demokratischen Zeit bekannt. Sie wurde aber adoptirt und antedatirt, für griechisches Eigenthum ausgegeben und dem alten Orpheus zugeschrieben. Die Griechen

durften das thun, denn wenn sie auch den Grundgedanken vielleicht aus dem Orient entlehnten, so verarbeiteten sie ihn doch zu einem echten griechischen Werke, welches seines-gleichen nicht mehr gefunden hat.

Wir zogén vergleichungsweise den Buddhismus herbei. In den dionysischen Mysterien finden sich aber auch Anklänge, welche nach dem Norden und zunächst nach dem Kaukasus hinweisen. Der demokratische Gedanke liegt schon im Mythus von Prometheus, der das Feuer vom Himmel raubte, um damit die Menschen zu beseligen und in den Kampf gegen die alten Götter zu führen, die über die Menschen herrschen wollen, ohne dieser Herrschaft ganz würdig zu seyn.

Mit diesem Prometheustrotze steht die Demuth und Busse der Psyche in einem auffallenden Contraste, allein beide Mythenkreise, der von Prometheus und der von Amor und Psyche, gehören einer spätern höhern Entwicklung und feinern Ausbildung des attischen Geistes an und der Gegensatz, den sie gegen einander bilden, liegt in der menschlichen Natur selbst, in dem menschlichen Herzen, von dem auch die heilige Schrift sagt, es sey trutzig und verzagt zugleich.

2.

Der Spiegelbetrug des Dionysos.

In der griechischen Mythologie findet sich ein Anklang an die Ursünde Brahmas in der merkwürdigen Ueberlieferung, nach welcher Zeus den Phanes, der die Urbilder aller Dinge in sich trug, verschlungen haben soll, wodurch, weil er die Realität war, die Ideen reell, die blossen Spiegelbilder wirklich wurden. Vergl. Lobeck, Aglaoph. p. 519. Creuzer, Symbolik IV. 115. Hier fällt nun der griechische Phanes ganz mit der indischen Maya zusammen. Nur das Bild des Verschlingens erscheint eigenthümlich, erhält aber eine hohe Bedeutung durch das damit correspondirende Bild des gebärenden Gottes, des Zeus, wie die Göttin Athene aus seinem Haupte hervorgeht. Bei der Geburt dieser Athene half Prometheus, der Schutzherr des Menschengeschlechts, und in Athene selbst ist der Inbegriff aller höchten geistigen und

sittlichen Vollkommenheiten personificirt, die irgend zu erkennen und zu erstreben der Menschheit möglich ist. Also liegt auch im griechischen Mythus von dem verschlingenden und wiedergebärenden Zeus das Dogma einer Erniedrigung und Wiedererhöhung.

Wenn nach Apollonius Rhod. IV. 425. die Grazien dem Gotte Dionysos einen Schleier weben, so darf man diesen Schleier wohl mit dem der Maya vergleichen, obgleich nach der gewöhnlichen Vorstellung der griechischen Mysterienlehre nicht die Phantasiegebilde in einem Schleier, sondern im Glanzspiegel eines Bechers die Sünde des Gottes veranlassen. Wie genau das Sinnbild des Schleiers mit dem des Bechers zusammenhängt, erhellt aus der reizenden Schilderung des Apollonius a. a. O., hier nach der Uebersetzung von Willmann:

Wer ihn betastet
Oder beschaut, nie stillet sich der die Sehnsucht des Herzens.
Er auch athmete Duft, ambrosischen, gleich von dem Tag an,
Dass der nysaische Gott auf dem zärtlichen Purpur geschlummert,
Leise von Wein und von Nektar beseliget, als er den schönen
Busen von Minus Tochter berührte.

Den Becherspiegel des Dionysos, welcher dasselbe bedeutet wie der Schleier der Maya, finden wir schon bei den alten Persern im Becher des Dschemschid. Im hell geschliffenen Boden dieses Bechers konnte Dschemschid alles sehen, was in der Welt vorging, und der Becher hatte sieben Gürtel, wie die Erde Zonen. Ja der Name selbst, Dschemschid oder Giamschid, bedeutet Glanzbecher. Herbelot s. v. Giamschid. Wahrscheinlich ist der Name identisch mit dem indischen Yama, dem Gott der Unterwelt. Unter dieser Unterwelt ist nicht die Hölle im Gegensatz gegen die Oberfläche der Erde, sondern die irdische Welt und Zeit, im Gegensatz gegen den Himmel und die Ewigkeit gemeint.

Nach dem zweiten Fargand des Vendidad im altpersischen Avesta gründet Yima (Dschemschid) das paradiesische Vara (Ver, Beroë), als die einzig fruchtbare und schöne Gegend unter der Sonne im Gegensatz gegen die rauhen Wüsten, Gebirge und Meere, oder als Frühling und Sommer im Gegensatz gegen den alles zerstörenden Winter, oder das classische

Reich Iran im Gegensatz gegen das barbarische Turan, den Staat der gebildeten Perser gegenüber den wilden barbarischen Steppenvölkern.

Im neupersischen Schachnameh des Firdusi kommt Dschemschid als einer der ältesten Könige von Iran vor. Nachdem sein Vater Thamureh die bösen Dews besiegt hat, kann Dschemschid sein schönes Friedensreich gründen. Die bezwungenen Dews müssen ihm Palast und Gärten bauen. Er ist der Erfinder des Ackerbaues, der Handwerke und Künste, Ordner der Zeiten, Erfinder des Kalenders, Gründer der verschiedenen Stände und des Staates. Täglich in der Mittagstunde, wenn die Sonne am höchsten steht, besteigt er seinen hohen Thron und hält in der Hand den Becher. Aus diesem aber trinkt er den Trank der Verführung, so dass er, obgleich er nur ein irdischer König ist, sich als der höchste Gott anbeten lässt. Zur Strafe dafür wird Zohak gegen ihn erweckt, der die von seinem Vater besiegten Dews an ihm rächt und ihm eine Grube gräbt, in welche der Hoffährtige hineinstürzt, den Rücken bricht und stirbt.

Weitere Ueberlieferungen von Dschemschid stellt Malcolm in seiner Geschichte Persiens I. 10 f. zusammen. Darnach war der König Gründer der Stadt Persepolis, hatte erstaunliches Glück und zwang aus Uebermuth das Volk seine Bildnisse als die des höchsten Gottes anzubeten. Das Volk aber rebellirte und folgte dem syrischen Fürsten Zohak, welcher ins Land einfiel, den Dschemsehid verjagte, verfolgen und, und als er ihn gefangen bekam, zwischen zwei Bretter legen und zersägen liess. — Von Dschemschid's Becher erzählt Malcolm Folgendes: Der König liebte die Weintrauben und liess sie in einem grossen Gefäss aufbewahren. Später fand er, dass sie in diesem Gefäss gegohren hatten, der Saft aber war so herb, dass er ihn für giftig hielt und in Flaschen füllen liess, auf die er „Gift“ schrieb. Eine Dame seines Harems hatte so unerträgliches Nervenkopfweh; dass sie sich den Tod geben wollte, von jenem vermeinten Gifte trank, aber nur in tiefen Schlaf verfiel und frisch und gesund aufwachte. Auf diese Weise hatte sie den Wein entdeckt, dessen Gebrauch nun Dschemschid einführte und der heute noch in Persien „das ergötzliche Gift“ heisst. Es ist eine Allegorie,

die man erst verstehen lernt, wenn man die Mysterien des griechischen Dionysos kennt. Ariadne's seliges Erwachen bedeutet das nämliche.

Nach der griechischen Mysterienlehre zeugte Zeus als Schlange mit der Persephone den stiergestalteten Zagreus, den die eifersüchtige Here zu verderben trachtete, daher die Titanen aussandte, ihn umzubringen. Zagreus betrachtete sich gerade als Stier in einem Spiegel, als die Titanen kamen, und verwandelte sich vergebens in alle möglichen Gestalten, er wurde dennoch von den Titanen zerrissen. Nur sein Herz rettete Pallas Athene und brachte es dem Vater Zeus, der aus Zorn mit seinen Blitzen die ganze Erde verbrannte, so dass erst die Sündflut das Feuer wieder löschen konnte. Das Herz des Zagreus wurde in einen Becher gelegt und als Semele einmal daraus trank, wurde sie Mutter des Dionysos. Ausführlich bei Nonnus im 6. Buch. Tzetzes zu Lykophron 355. Clemens von Alexandrien, admon. 11. Creuzer, Symb. IV. 97.

Von Dionysos berichtet Proklus in Platons Timäus 163, dass er sich selbst in einem Spiegel angeschaut und darnach alle Dinge geschaffen habe. Ganz so wie Brahma die Bilder auf Maya's Schleier verwirklicht, so machen auch Artemidor II. 37. und Servius zu Virgil's Landbau II. 4. den Dionysos zum Schöpfer überhaupt und zum Schöpfer der Menschen insbesondere. Bei Nonnus XIX. 516. ist es die Liebesgöttin Aphrodite, die dem Dionysos den Becher reicht; ganz so wie im indischen Mythus bei der Selbstbespiegelung des Brahma, welche die Schöpfung motivirt, der Liebesgott Kama nicht fehlen darf. Der Becher ist der Spiegel selbst, wie in der Hand des Dschemschid. Die Alten haben ihn auch als Sternbild an den Himmel versetzt, nahe am Zeichen des Krebses, und einen zweiten Becher erkennen sie in der Urne des Wassermanns am Himmel. Von dem ersten Becher sagt Manilius, astron. V. 116., es sey der Becher der Geburt, aus dem alle Geschlechter hervorkommen. Macrobius, somn. Scip. I. 12. erklärt die beiden Becher näher. Nach ihm ist Dionysos der Inbegriff aller Seelen. Die ursprünglich reine, im Himmel zu ewiger Seligkeit bestimmte Seele trinkt aus dem Becher des *Liber pater*, verliert dadurch die himmlische Erinnerung und sinkt in die Zeitlichkeit hinab, indem sie in einen irdischen

Leib eingeschlossen wird. Somit wird jener Spiegelbecher zum Werkzeug der irdischen Geburt und fällt mit dem Sinnbild der indischen Yoni zusammen. Plotinus sagt in den Enneaden IV. 3. 12. ausdrücklich: Menschliche Seelen dürften sich vor ihrer Geburt im irdischen Leibe im Spiegel des Dionysos betrachten und dadurch das grosse Wunder der Schöpfung, welches Dionysos selbst durch Hineinschauen in den Spiegel vollbrachte, im Kleinen an ihrer Person wiederholen und sich durch Selbstbeschauung selber schaffen. Celsus bei Origenes VIII. 780. fügt hinzu, die himmlische Seele greife zu dem Becher aus Neugier.

Aus dem ersten Becher trinkt man im Himmel die Vergessenheit des Himmlischen und sinkt deshalb ins Irdische hinab. Aus dem zweiten Becher trinkt man die Vergessenheit des Irdischen und findet sich dadurch in der alten Heimath wieder. Plotinus IV. 9. 4. Philostratos, Leben des Apollonius VI. 11. Edlere Seelen nippen nur an dem Kelch der Sinnlichkeit und sinken daher nicht so tief in thierische Gemeinheit herab, wie die meisten andern Menschen. Proclus zu Platons Timäus 17. Auffallenderweise fügt der Grieche hinzu, die edlere Seele thue das nicht aus eigenem Antrieb, sondern werde dabei von einem guten Genius geleitet. Also machte sich schon auch unter den Griechen, die so vielen Sinn für das Natürliche hatten, jene widerwärtige, zunächst aus Aegypten entlehnte Scholastik geltend, die dem Menschen alle Freiheit nimmt, indem sie ihn nicht nur einschachtelt, sondern ihm auch noch rechts und links Wächter setzt.

Wenn die Seele im irdischen Leibe ihr Leben vollendet hat, trinkt sie aus dem zweiten Becher, dem Becher der Reinigung oder Wiedergeburt, von dem Servius zu Virgil's Landbau I. 166. sagt, er reinige die Seelen und befreie sie vom Leibe, woher auch *Liber* den Namen habe. Denn dieses lateinische Wort bezeichnet den Dionysos als Befreier oder Erlöser. Vergl. Macrobius a. a. O. und Philostratos, Leben des Apollonius VI. 11. 1. 8. Der Becher der Wiedergeburt ist als die Urne des Wassermanns an den Himmel versetzt. Wenn die Sonne in dieses Zeichen tritt, wird im Frühling die Natur wiedergeboren und damit wird zugleich die Wiedergeburt der verstorbenen Menschen im Himmel verglichen. Der Vor-

stellung von den beiden Bechern der Geburt und Wiedergeburt entspricht die Mysterienlehre, nach welcher die aus dem Himmel gefallenen Seelen durch die Milchstrasse im Zeichen des Krebses in der Sommersonnenwende zur Erde kommen und in den irdischen Leib eingehen, nach dem Tode aber durch dieselbe Milchstrasse im Zeichen des Steinbocks, dem das Zeichen des Wassermanns zunächst steht, wieder in den Himmel zurückkehren. Macrobius a. a. O.

Damit stimmt ein merkwürdiger Mythus bei Nonnus XXXV. 20. überein. Darnach soll Dionysos von seinem Siechthum einzig durch die Milch der Here geheilt worden seyn und bekanntlich ist diese Milch der Here nichts anderes als die Milchstrasse. Im Heiligthum von Samotrake führte Dionysos den Namen Hades, zum Beweise, dass unter diesem Namen nicht blos die unterirdische Tiefe, sondern die irdische und zeitliche Welt überhaupt im Gegensatz gegen die himmlische und ewige gemeint sey.

Das Symbol des Weltspiegels ist auch ins Christenthum übergegangen. Raymund von Sabunde vergleicht noch im 14. Jahrhundert die Contemplation Gottes mit einem Spiegel, worin er alle Dinge sieht. Gnostiker liessen den Adam in einen Spiegel schauen, in sich selbst verliebt werden und dadurch seine himmlische Natur verlieren. Vergl. meine mythol. Forschungen Seite 27.

Tezcatlipoca ist der mexikanische Dionysos und Apollo zugleich. Dem letztern gleicht er, sofern er den Gesang aus seinem himmlischen Sonnenhause, der Heimat der „Musik und des Gesangs“ holen liess, um ihn den Menschen mitzutheilen. Sonst aber hat er mehr Aehnlichkeit mit Dionysos, erstens wegen seines berühmten Spiegels. In diesem Spiegel sieht er nämlich alle Dinge und obgleich die mexikanische Mythe nicht sagt, dass der Gott darin seine eigene Einbildungskraft und Begierde abgespiegelt habe, wie Brahma im Schleier der Maya oder Dionysos in seinem Becher, so dürfen wir ihm doch diesen Sinn unterlegen, sofern Tezcatlipoca gleich dem Dionysos der sterbende Gott der Mexikaner ist. Es ist wohl kein Zweifel, dass er den Naturtod im Sommer bedeutete, wobei es zweifelhaft ist, welchen Begriff die alten Mexikaner dabei am meisten dem Gotte beilegten, den des Gemordeten oder

den des Mörders. Denn sie nennen ihn Gott der Dürre und des Todes und verehren doch wieder den schönsten jungen Kriegsgefangenen oder Sclaven, den sie an seinem Fest opfern, ein ganzes Jahr lang vorher als den Gott selbst, geben ihm die schönsten Mädchen, bewirthen ihn mit den köstlichsten Mahlzeiten und behandeln ihn wie ihren Gott. Wenn der Unglückliche geschlachtet ist, wird fröhlich getanzt und werden alle Jünglinge und Mädchen noch an demselben Tage miteinander verheirathet. Dabei fleht man den Gott um seine fernere Gnade an und opfert ihm Blumen, Federn, Speisen, Gold und Edelsteine. Müller, Amerik. Urreligionen 613 f. Er ist Bruder des Huitzilopochtli, des kriegerischen und höchsten Gottes der Mexikaner, also der zweite unter ihren höchsten Gottheiten, aber er scheint die passive, nächtliche oder weibliche Seite seines activen, sonnenhaften und männlichen Bruders darzustellen. Er bezeichnet das Herabsinken ins Irdische, der Bruder das Emporsteigen zum Himmlischen. Sein Mythus ist ohne Zweifel der tiefsinnigste, der überhaupt unter den Völkern der neuen Welt vorkommt.

3.

Narcissus.

Die verderbliche Selbstbespiegelung Brahma's wiederholt sich in der griechischen Mythe vom Narcissus.

Als dieses schöne Kind geboren wurde, frug man den weisen Seher Tiresias, ob es lange leben werde? Dieser erwiderte, der Knabe werde lange leben, wenn er sich nicht kennen lerne. Der Knabe wuchs auf, wurde ein Jäger (nach andern ein Hirt) und so schön, dass alle Nymphen sich in ihn verliebten. Er aber blieb kalt und spröde. Als er aber einmal auf der Jagd dürstete und sich an eine Quelle niedersetzte, um zu trinken, erblickte er sein eignes Bild im Wasserspiegel und wurde von seiner eigenen Schönheit so bezaubert, dass er die Augen nicht mehr davon abwenden konnte, die Arme nach dem schönen Bilde ausstreckte und zu ihm niedersinkend im Wasser den Tod fand. Nach der reizenden

Schilderung bei Ovid, Met. III. 342. Schon verderbt ist die Erzählung bei Konon 24. Hier nämlich wird der schöne Knabe nicht von Nymphen, sondern nur von Jünglingen geliebt. Einer davon gibt sich, weil der Knabe ihn verschmäht, aus Verzweiflung den Tod, und um ihn an dem Knaben zu rächen, muss dieser sich in sich selbst verlieben. Nicht zu denken einer andern albernen Mythe, wonach er sich in seine ihm ganz ähnliche Schwester verliebt haben soll.

Der Sinn dieses Mythus ist genau derselbe wie in dem indischen, in welchem Brahma sich in die Vorspiegelung seiner eigenen Einbildungskraft (der Maya), also in sich selbst verliebt, denn er war allein, ausser ihm war gar nichts da. Das nämliche bedeutet der Spiegelbecher des Dionysos. Narcissus bedeutet aber nicht blos den Urgeist, sondern ist auch eine Personification der aus dem Himmel gebannten Menschheit, und das Wasser, in welchem er verschwindet, ist der Milchstrasse zu vergleichen.

Sein Name wird abgeleitet vom indischen Naraka, Finsterniss, Hölle, und vom griechischen νάρκη, Erstarrung, Betäubung, Schlaf. Vergl. Plutarch, Tischreden III. 1. Noch jetzt nennt man narkotisch, was betäubt. Die Narcisse ist nicht nur deshalb dem schönen Jüngling nachbenannt, weil sie nach Eustathius zur Ilias 168. nach seinem Tode am Ufer gewachsen seyn soll und immer noch, wie er selbst gethan, den gesenkten Kopf zum Wasser neigt, sondern auch, weil ihr Duft betäubt. Es ist die Todtenblume. Als Pluto die Persephone raubte und in die Unterwelt entführte, war ihm dies nur möglich, weil sich die Jungfrau durch den Anblick einer Narcisse verlocken liess, dieselbe zu pflücken. Nach dem homerischen Hymnos auf Demeter 8. und Pausanias IX. 31. Narcissenkränze wurden den Todesgöttern geweiht. Sophokles, Oedipus 683. Nun ist aber hier nicht der gemeine Tod und auch nicht die Unterwelt unter der Erde gemeint, sondern nur die irdische und zeitliche Welt im Gegentheil gegen den Himmel und die Ewigkeit. Der Mythus bezieht sich auf das Urdogma vom Sündenfall im Himmel.

Im Mythus vom Narcissus ist auf eine merkwürdige Weise die indische Voraussetzung festgehalten, dass das ganze irdische Daseyn nur Schein, nur eine Einbildung, gleichsam

ein Traum Brahmas sey. Nach Nonnus XLVIII. 637. waren Endymion und Selene die Eltern des Narcissus, jener schöne Endymion, den die keusche Mondgöttin in ewigen Schlaf versenkte, um ihn lieben zu können, ohne sich zu verrathen, und der all sein Glück in den Armen der Göttin ohne Bewusstseyn, nur im Traume genoss. Nach Ovid a. a. O. liebte die Nymphe Echo den schönen Narcissus in solchem Grade, dass sie nach seinem Tode aus Kummer dahin schwand und nichts von ihr übrig blieb als der Widerhall, der heute noch ihren Namen führt. Also wieder nur Schein. Der ganze Mythus ist eine geistreiche Einkleidung des Gedankens: Alles in dieser irdischen Welt ist nur Schein.

Man hat den schönen Mythus nicht immer glücklich erklärt, am besten Creuzer in seiner Symbolik. Wieseler in seinem Narkissos, Göttingen 1856. bildet sich ein, die Griechen hätten eine so geistvolle Dichtung nur ersonnen, um die Blume zu charakterisiren, die den Kopf gesenkt hält. Schwenck, Mythol. der Griechen 452. meint: „Narkissos kann nur sich lieben, eine Liebe, die ohne den Widerhall eines andern Wesens bleibt.“

Die Alten haben wohl ohne Noth den Mythus noch weiter dahin ausgesponnen, dass Echo statt des Narcissus einen Satyr vergeblich liebte, dieser eben so vergebens die Lyda, die hinwiederum vergebens den Pan liebte, der seinerseits wieder die Echo vergebens liebte. Moschus 8. Photius 190.

Ist die Narcisse das Sinnbild der Verlockung in's irdische Leben, so wird dagegen das Veilchen Sinnbild der Wiedergeburt nach dem Tode. Die Narcisse hängt den Kopf, um sich im Wasserspiegel zu besehen, wie der nach ihr benannte Narcissus. Das Veilchen sprosst dagegen aus der finstern Erde schon im ersten Beginn des Frühlings hervor und kündigt, wenn man es noch nicht sehen kann, sein Daseyn durch den Wohlgeruch an, den es weithin verbreitet. Eine Höhle bei Enna in Sicilien wird für die Schlucht gehalten, durch welche Pluto die Persephone in die Erde hinunterführte und zur Erinnerung daran soll dort die ganze Gegend von Veilchen duften, sagt Aristoteles, Wundergeschichten 83. Es war damit wohl nicht die Erinnerung an das Verschwinden, sondern die Hoffnung auf die Wiedererscheinung gemeint.

4.

Phaethon.

Der griechische Mythus von Phaethon lässt nicht den hohen Gott des Himmels, wohl aber den Sohn desselben sündigen. Der Grundgedanke, dass es sich auch hier um einen ersten Sündenfall handle, durch den das Herabsinken ins irdische Daseyn bedingt ist, erscheint hier zwar ein wenig vertuscht, tritt aber doch aus der phantastischen Malerei der griechischen Dichtung deutlich genug hervor.

Wir dürfen den Mythus, wie er am ausführlichsten von Ovid in seinen Verwandlungen I. 755 f. erzählt wird, als bekannt voraussetzen. Der junge Phaethon bittet seinen Vater, den Sonnengott, einmal statt seiner auf dem Sonnenwagen durch den Himmel fahren zu dürfen. Durch eine voreilige Zusage gebunden, musste es der Vater erlauben. Der unerfahrene Jüngling verstand aber die feurigen Rosse nicht zu lenken und fuhr irre. Die Rosse erschracken und gingen durch. Nun überstürzte sich der Wagen, seine Flammen entzündeten die benachbarten Sternbilder und würden die ganze Welt verbrannt haben, wenn nicht Zeus den unbesonnenen Jüngling mit dem Blitze getroffen und in den Fluss Eridanus herabgestürzt hätte, wo singende Schwäne, die Vögel seines Vaters, ihn beklagten.

Nach der 152. Fabel des Hyginus musste eine grosse Sündfluth den Weltbrand löschen und aus dieser Sündfluth blieb Niemand übrig als ein einziges Menschenpaar, Deukalion und Pyrrha, welches die Erde neu bevölkerte *). Der durch Phaethons Sturz bezeichnete verbrannte Weg am Himmel soll aber die Milchstrasse seyn, wie Hygin in derselben Fabel und ausser ihm noch viele andere Alten behauptet haben. Plutarchs Mei-

*) Vom Po in Italien hat sich diese Mythe in der keltischen Welt bis nach Wales in England fortgepflanzt, denn nach den gälischen Triaden gab der keltische Gott Hu (Dionysos Hyes?), der auch den Namen Peryddon führt, diesen letzteren Namen dem Flusse Dee, der aus den beiden Quellen Dwyvan und Dwyvach floss. Diese beiden Quellen dachte sich die gälische Sage aber zugleich als einen Mann und ein Weib, die aus der grossen Sündfluth allein übrig blieben und die Welt neu bevölkerten. In Peryddon ist nun der Eridanus, und in Dwyan Deukalion sehr deutlich wiederzuerkennen. Unter dem Fluss aber ist nichts anderes als der Menschenstrom zu verstehen.

nungen der Philosophen III. 1. Manilius astr. I. 733. Achilles Tatius 24. Also sehen wir in dieser Mythe die Milchstrasse in Verbindung mit einer Verschuldung im Himmel und mit einer neuen Bevölkerung der Erde durch ein erstes Menschenpaar. Der Name des Flusses Eridanus muss uns aber hier von besonderer Wichtigkeit seyn, weil er an den deutschen Ir und Iring erinnert. Servius, der unerschöpflich reiche Scholiast des Virgil, sagt zu dessen Aeneide VI. 659, Phaethon selbst habe Eridanus geheissen und dem Flusse nur seinen Namen gegeben, und VIII. 77., Eridanus sey der Fluss aller Flüsse, was nur vom Himmelsfluss und mythisch zu verstehen ist, da Servius sehr wohl grössere Flüsse auf der Erde kannte. Eridanus kann dasselbe mythische Wesen seyn, was der deutsche Iring, und was der nordische Heimdall ist, als Wächter des gesammten Weltlebens und als Vater aller erschaffenen Wesen, wie ihn die Voluspa gleich im Eingang nennt, da sie alle magir Heimdallar heissen.

Um den Mythus richtig zu verstehen, muss man folgende Merkmale festhalten, einmal die Thatsache, dass die Alten den Weg, auf welchem Phaethon vom Himmel herabstürzte, als die Milchstrasse bezeichnen. Manilii astronomicon I, 733. Zweitens, dass der Fluss Eridanus nur willkürlich auf die Erde versetzt worden ist, da er an den Himmel gehört. Es gibt ein Sternbild Eridanus nach Aratus, phän. 359. Der ganze Mythus geht also nur die Milchstrasse an und bestätigt, was die Pythagoräer und Neuplatoniker von dieser Himmelsstrasse urtheilen. Auf ihr, sagten sie, kommen die Gefallenen, zur Einkerkerung in den irdischen Leib verurtheilten Geister zur Erde herab. Phaeton ist also nichts anders als eine Personification der Menschheit, sofern dieselbe die Warnung ihres himmlischen Vaters verachtet hat und daher aus dem Paradiese verstossen wurde. Es darf hierbei nicht unbeachtet bleiben, dass nach muhamedanischer Legende auch Adam nicht auf ebner Erde aus dem Paradiese fliehen musste, sondern vom Himmel auf die Erde herabstürzte.

Der Mythus vom Tantalus stimmt ganz damit überein. Die gemeine Vorstellung ist, dieser Tantalus steckt in der Unterwelt im Wasser und hat einen Baum voll Aepfel vor sich, muss aber doch ewig dursten und hungern, weil das Wasser, wenn

er sich bückt, und der Baum, wenn er darnach greift, sich zurückziehen. Man lernt aber die Bedeutung dieses Mythus erst verstehen, wenn man erfährt, dass er nach Pindar, Olymp 1. und Philostratos, Leben des Apollonius III. 25. im Flusse Eridanus steht und hier seine Qual leidet, und dass er nach Servius zur Aeneis VI. 603. zu dieser Strafe verdammt ist, weil er einmal im Himmel die Götterspeise, Nektar und Ambrosia gestohlen und den Menschen auf die Erde herab gebracht haben soll. Dieses verbotene Essen erinnert ganz wieder an Adams Fall.

Nahe damit verwandt ist auch der Mythus von Prometheus. Hygin, poet. astr. II. 42. erzählt, als Prometheus Menschen machte, machte er den Phaethon als den schönsten von allen, weshalb ihn Jupiter zum schönsten unter den Planeten machte, nämlich zum Jupiter. Die Hauptsache in diesen kurzen Notizen ist der Zusammenhang mit dem Menschenschöpfer Prometheus und bestätigt unsere Meinung von der Identität des Phaethon mit der Menschheit. Prometheus stahl das Feuer vom Himmel, um die Menschen damit zu beleben. Dieses herabgestohlene Feuer kommt dem herabgefallenen des Phaethon gleich. Auch stimmt dieser Diebstahl des himmlischen Feuers durch Prometheus ganz mit dem der himmlischen Speise durch Tantalus überein.

Der Vorwitz des Phaethon darf nicht blos als die kindische Lust, einmal in einem schönen Wagen zu fahren, aufgefasst werden. Manilius, astr. I. 737. gibt ein tieferes Motiv an, indem er das Erstaunen und die Wonne des Phaethon beim Anblick der ihm bisher unbekannten Welt hervorhebt. Das erinnert an die Lust Brahmas beim Anblick der Welt, die ihm Maya, seine eigene Einbildungskraft, vorspiegelte. Da nun schon der alte Hesiod, Theog. 988. den Fall des Phaethon als eine Entführung desselben durch Aphrodite, die Göttin der Liebe auffasst, so liegt dem Phaethonmythus ohne Zweifel eine alte tiefsinnige Mysterienlehre zu Grunde, die erst von den spätern Dichtern in ein Gebiet kindischer Vorstellungen herabgezogen wurde.

Nicht ohne Bedeutung ist, dass der Fall des Phaethon sich zugetragen haben soll im Hochsommer, beim Aufgange des Sternes Sirius, nach Plinius, Naturgesch. XXXVII. 11. und nach dem dritten vaticanischen Mythographen p. 208. Mit

dem Aufgang des Sirius in der Sommersonnenwende beginnt das Abnehmen der Tage, die Nachtseite des Jahres, wie mit der Wintersonnenwende die Wiedererhebung der Sonne und die Lichtseite des Jahres. Die Alten pflegten nun stets die lichte Oberwelt und den Himmel mit dem Sommer, die dunkle Unterwelt mit dem Winter zu vergleichen. Der Fall des Phaethon beim Aufgang des Sirius kam daher einem Herabsinken aus der Oberwelt in die Unterwelt gleich. Deshalb heisst auch seine Mutter Klymene, weiblich dasselbe, was der männliche Klymenos, ein Beiname des Hades oder Pluto, des Gottes der Unterwelt. Damit wird die Verwandtschaft der Grundbegriffe in den Mythen von Phaethon und Persephone gekennzeichnet.

Auch die klagenden Schwäne sind ein Merkmal. Das Sternbild des Schwanes steht oben an der Milchstrasse. Der Schwan ist Sinnbild der Geburt in's irdische Leben, aber auch der Wiedergeburt oder Rückkehr zum Himmel.

Die Heliaden, Töchter des Helios, Schwestern des Phaethon, die am Eridanus über den Bruder jammern, werden in Pappeln verwandelt. Das Blatt der Silberpappel, wenn es im Winde sich wendet, zeigt unten weisse, oben dunkle Färbung. Plinius II. 41. XVI. 23. sagt, in der Sonnenwende kehre die Pappel ihre Blätter um. Servius aber zur Aeneis VIII. 276. erzählt, als Herkules in die Unterwelt hinabgestiegen sey, habe ihn die Hitze darin so geplagt, dass er einen Pappelzweig abgebrochen, einen Kranz daraus geflochten und sich damit abgekühlt habe. Vom Russ der Hölle aber sey die Oberseite der Pappelblätter schwarz geworden und nur die untere Seite, die auf des Heros Stirn geruht, weiss geblieben. — Die Pappel wird somit zum Sinnbild des Herabsinkens aus der Ober- in die Unterwelt. So ist wohl auch die Pappel zu verstehen, welche zurückbleibt, als Dryope, welche Apollo in Schlangengestalt verführt hat, ihm von den Nymphen wieder entrissen wird, die dafür in Tannen verwandelt werden. Anton. Liberalis 32. Wie sehr die Symbolik der Pappel mit der Sommersonnenwende zusammenhängt, erhellt auch aus einem Gebrauche, der jetzt noch in den Pyrenäen besteht. Dort wird nämlich im Johannesfeuer eine Pappel verbrannt. Grimm, D. Myth. 351.

Dass man mit dem Fluss Eridanus nicht blos vom Himmel herabstürzt, sondern auch auf ihm zum Himmel hinauffährt,

lehrt uns Apollonius Rhodius IV. 627. Er erzählt nämlich, wie die Argonauten auf dem Fluss Eridanus zu den Sirenen, zur Insel der Kirke und zur seligen Insel der Phäaken gekommen seyen. In demselben Sinn heisst bei Servius zur Aeneis VIII. 77. der Fluss Eridanus *Hesperidum regnator aquarum*. Der Himmelsfluss scheint also aus der Quelle im Hesperidengarten, aus dem Jungbrunnen zu fliessen. Auch Herakles schifft in dem Sonnenbecher auf dem Eridanus zu den Hesperiden, wovon er nach Hesychius den Beinamen Eridanatas empfing.

Es darf nicht Wunder nehmen, dass auch der Gott Dionysos mit Phaethon und dem Eridanus in Verbindung kommt. In dem schönen Epos von Nonnus im 23. Buche liest man die reizende Schilderung, wie Dionysos mit seinem fröhlichen Gefolge im indischen Flusse Hydaspes badet, der Flussgott aber es nicht leiden und die ungebetenen Gäste ans Ufer werfen will. Da droht ihm Dionysos, ihn zu verbrennen „wie den Eridanus", und da der Fluss immer wilder tobt, verbrennt er ihn wirklich, indem er seine Fackel hineinsenkt und alles Wasser in Feuer verwandelt. In den Mysterien des Dionysos hat man längst ein Vorbild, wenn auch nur ein mattes, von der Erlösung der Menschen erkannt. Dionysos stirbt jährlich mit der Sonne und dem Sommer, opfert sich insofern freiwillig, wird aber im Frühling wieder verjüngt. Und so wird er einst am Ende der Zeit und alles irdischen Daseyns die erlöste Menschheit als Ariadne zum Himmel zurückführen.

Bei Plutarch in dem verwahrlosten Buch von den Flüssen wird erzählt: Der indische König Hydaspes buhlte unwissend mit seiner Tochter Chrysippe und stürzte sich, nachdem er sie hatte kreuzigen lassen, in den Fluss, der von ihr den Namen erhielt. Der Sinn ist kein anderer als: Der Himmel buhlt mit der Erde oder das Ewige mit dem Endlichen, woraus erst der Strom der Menschheit hervorgeht. Der von seiner Tochter verführte Hydaspes ist dasselbe, was der von Aphroditen entführte Phaethon.

Die gekreuzigte Chrysippe erinnert noch an eine andere ganz hierher gehörige Mythe. Nach Apollodor III. 14. 7. Hygins Fabeln 130. und dessen Astron. II. 4. 25. war Erigone die schöne Tochter des Ikarios. Dionysos verliebte sich in sie, verführte sie in Gestalt einer Traube und liess ihrem Vater ein

Fass Wein zurück. Als aber einmal Bauern hinter das Fass kamen, sich betranken und den Wein wegen seiner starken Wirkung für Gift hielten, erschlugen sie den Ikarius. Vom treuen Hunde Mera geleitet, fand Erigone ihres Vaters Leiche und erhing sich. Da wurde sie zum Sternbild der Jungfrau, ihr Hund der Sirius, ihr Vater das Bärengestirn. Sirius beginnt die Hundstage unmittelbar nach der Sommersonnenwende. Es ist die Zeit, in welcher die lichte Jahreshälfte in die dunkle übergeht. Derselbe Moment, in welchem das Ewige zeitlich wird und nach der neuplatonischen Lehre die gefallenen Geister aus dem Himmel durch die Milchstrasse zur Erde niedersteigen.

Nonnus selbst theilt im 26. Buch seiner Dionysien eine Genealogie des Hydaspes mit, die im Begriffe übereinstimmt. Hydaspes nämlich ist Bruder der Iris (des Regenbogens) und Sohn der Elektra (der Helle, des Glanzes, Aethers). Er kommt also wie die Iris vom Himmel herab und bezeichnet den Sündenfall, während seine Schwester den Himmel oben und die niedere Welt unten vermittelt. Da bekanntlich auch eine der Plejaden Elektra heisst, von der gesagt wird, dass sie aus Verzweiflung über den Brand von Troja sich von ihren Schwestern entfernt habe und als Komet umhergeschweift sey, ist es gewiss merkwürdig, dass auch hier bei Nonnus eine Elektra als Mutter über den verbrannten Sohn weint.

5.

Aphrodite.

Die Aphrodite der Griechen, die Venus der Römer, stand bekanntlich allen Liebeswerken vor, jedoch nicht in dem mütterlichen Sinn einer göttlichen Hausfrau der Natur, die für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts Sorge trägt, sondern nur im Sinn des Liebestriebes, der Begierde, die nach individueller Befriedigung strebt, ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl oder die Rechte anderer. Es war natürlich, dass Griechen und Römer diese Göttin bald edler, bald gemeiner und niedriger auffassten, je nachdem edlere Naturen die Liebe höher auffassten oder der gemeine Haufen nur thierische Lust suchte. Abgesehen vom gewöhnlichen Cultus der Göttin, gewann sie

aber auch noch eine Bedeutung für die Mysterienlehre. Ihr Mythus greift tief in die Schöpfungslehre ein und ihre Attribute, die sich zunächst nur auf Gegenstände der Toilette zu beziehen scheinen, haben noch einen tiefern Sinn.

Die antiken Bildwerke geben der Göttin am häufigsten einen Spiegel zum Attribut, weil sie die Göttin der liebeerweckenden Schönheit und das Ideal des schönen, sich gern selbst bespiegelnden und putzliebenden Geschlechtes ist. Aber man ist berechtigt, in ihrem Spiegel noch mehr zu sehen, nämlich den Spiegel des Dionysos, den Schleier der Maya. Maya war die Einbildungskraft des Urgottes Brahma und spiegelte ihm in ihrem Schleier die Welt vor, die er schaffen sollte. Sie flösste ihm die Begierde, die Lust zum Schaffen ein. Deshalb machen die Inder den kleinen Liebesgott Kama zu ihrem Sohne. Ganz ebenso machten die Griechen den kleinen Liebesgott Eros zum Sohn der Aphrodite, die Römer den kleinen Amor oder Cupido zum Sohne der Venus. Die Griechen gaben der Göttin den Beinamen der Täuschenden, Betrügenden, *Ἀφροδίτης ἀπατούρου*, Strabo XI. 495. Das erklärt sich freilich zunächst aus den vielen Täuschungen, die in gewöhnlichen Liebessachen vorkommen; allein es schliesst nicht aus, dass in der griechischen Mysterienlehre die Täuschung Aphroditens und ihres Spiegels so aufgefasst wurde, wie die der indischen Maya und ihres Schleiers. Ueberall kehrt in der griechischen Symbolik die feine Ironie wieder, derzufolge sehr alltägliche Gegenstände doppelsinnig gefasst werden und neben der gewöhnlichen noch eine geheime Bedeutung haben.

Die Symbolik des Bechers gehört ganz dem dionysischen Kreise an, aber der Becher der Berauschung und Verführung, der dasselbe wie der verführerische Spiegel ist, geht doch auch in den aphroditischen Kreis über. Das ist der Taumelkelch der babylonischen Hure. Verwandt damit ist die Büchse der Pandora, aus der alle Uebel kommen, da doch Pandora selbst eine verführerische Schönheit ist. Hierher gehört ohne Zweifel auch die Schminkbüchse der Persephone, welche die unglückliche Psyche auf Befehl der Aphrodite aus der Unterwelt holen muss. In diesen symbolischen Kreis gehören gewiss auch die Zauberkessel der Kirke, der Medea, der gallischen

Göttin Ceridwen, und so vieler dämonischer Frauen in unserer reichen Märchenwelt.

Nicht ganz darf übersehen werden, dass die Geburt der Aphrodite auch mit einem Fall vom Himmel zusammenhängt. Es ist bekannt, dass ihr Name von ἀφρός, dem Schaum des Meeres, hergeleitet wird, aus welchem sie geboren wurde, nachdem Uranus durch seinen Sohn Chronos unfähig gemacht worden war, in seinem maasslosen Schöpfungsdrange fortzufahren. Das ihm abgeschnittene Zeugungsglied fiel vom Himmel in's Meer, so dass dieses schäumte und die Göttin der Liebe gebar. Hesiod, Theog. 190. In diesem merkwürdigen Schöpfungsmythus ist der Grundgedanke, es sey ursprünglich eine schöpferische Urkraft ohne Maass und ohne Vernunft thätig gewesen, bis ihr durch Chronos, d. h. die Zeit, die Zeitmessung, durch den geordneten Lauf der Gestirne, die Harmonie der Sphären, ein Ziel gesetzt worden sey. Damit wird die Entstehung der organischen Natur, der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, in Verbindung gebracht, die nicht eher vor sich gehen konnte, als bis das Chaos geordnet, der Sturm der rohen Urelemente gebändigt, das Gebirge erstarrt, das Meer geebnet, das unterirdische Feuer gedämpft war. Die Schöpferkraft musste gehindert werden, ferner noch unorganische Massen hervorzubringen. Nur noch in der organischen Natur sollte künftighin fortgezeugt werden. Nun ist Aphrodite die Personification dieses Productionstriebes in der organischen Natur.

Sofern die organische Natur sich in unzählige Gattungen, Arten und Individuen vertheilt und nicht so ungeheure geschlossene Massen bildet, wie die unorganische, vertheilt sich auch jener Liebestrieb und deshalb ist Aphrodite die Allbuhlerin Pandemos, die sich allem Volk hingibt. Wenn man darunter im gemeinen Leben auch nur die göttliche Vorsteherin jener zahllosen Anstalten der Lüderlichkeit verstand, die sich in Vorderasien und im Süden Europas von Babylon bis Gades fortpflanzten, so schliesst das doch nicht aus, dass die Allbuhlerei auch in einem mystischen Sinne verstanden wurde. Der Sinn geht noch deutlicher aus dem nordischen Mythus von der Liebesgöttin Freya hervor, von der nämlich ausgesagt wird, sie habe mit allen Alven gebuhlt. Die Alven oder Elben und Zwerge bedeuten nun im altgermanischen Volksglauben die

Genien der organischen Natur, und nur durch die Verbindung derselben mit der Liebesgöttin wird der Fortzeugungsprozess in der organischen Natur motivirt. Ein ähnlicher Gedanke spricht sich in einem indischen Mythus aus, welcher dem von der Verführung des Brahma durch die Maya parallel läuft. Brahma nämlich, so heisst es, theilte sich in zwei Hälften, eine männliche und weibliche. Da ergriff die männliche Hälfte Begierde nach der weiblichen. Die weibliche war schamhaft und suchte sich seinem Ungestüme zu entziehen, indem sie sich in eine Kuh verwandelte. Er aber wurde nun ein Stier. Sie nahm nacheinander die Gestalt aller Thiere an, bis zur kleinsten Ameise, er aber auch und so erzeugte er mit ihr alle Gattungen von Thieren auf der Welt. Asiat. researches VIII. 441. Im Grunde gehört die Zerstückelung des Osiris und Zagreus derselben Symbolik an. Denn auch sie drückt nur die Vertheilung des organischen Lebens an zahllose Individuen aus.

Man hat die Aphrodite unter dem Namen Urania veredelt und ihr den Charakter reiner und himmlischer Liebe neben dem der gemeinen sinnlichen Liebe beigelegt. Der letztere bleibt bei ihr aber immer der vorherrschende. Sie ist vom Himmel gefallen und gehört mit allem organischen Leben nur unserer irdischen Natur und der Zeitlichkeit an. Sie wirkt nur im Vergänglichen und steht daher der jungfräulichen Göttin Athene gegenüber, in der allein ein Princip des Ewigen liegt. Ein anmuthiger Mythus bei Nonnus XXIV. 237 f. erzählt, Aphrodite habe die Athene beneidet, weil die letztere die vollkommenste Weberin gewesen sey. Sie habe daher auch zu weben angefangen, um es ihr gleichzuthun, und sey dabei so eifrig gewesen, dass sie alles andere darüber vergessen habe. Da sey in der Welt keine Liebe mehr zu finden gewesen, die Fortpflanzung habe still gestanden und Hermes sey abgeschickt worden, die Verlorene zu suchen und dringend um Rückkehr zu bitten. Er habe sie gefunden, sie aber habe ihn nicht beachtet und fort und fort gewebt, bis es ihm gelungen sey, sie durch Spässe zum Lachen zu bringen. Da habe sie den Faden aus den Händen gleiten lassen und das Webegeschäft aufgegeben, um dem Hermes zu folgen. Der Sinn kann hier wohl kein anderer seyn, als dass Athene die ewigen Seelen webt, Aphrodite aber nur den vergänglichen Leib.

Man darf vielleicht die Aphrodite auf die Titanide Dione zurückführen, mit der sie auch identificirt wird, oder der man sie zur Tochter gibt. Indem diese Dione bald zur Gemahlin des Chronos (Eusebius, präp. Evang. I. 10), bald des Tantalus (Hygin, fab. 9) gemacht wird, gehört sie mit dem erstern der Zeitlichkeit an und ihre Verbindung mit dem letztern weist deutlich auf das Unbefriedigende in allem Zeitlichen hin. Wie Tantalus immer nach Genuss schmachtet und ihn doch nicht findet, so bleibt auch die irdische Liebe, die hier in der Dione personificirt erscheint, eben so ungenügend für das ewige Bedürfniss, wie die Weberei der Aphrodite.

Zur weitern Bestätigung unserer Voraussetzungen in Bezug auf die mystische Bedeutung der Aphrodite dient noch, dass sie auch in den Mythus von Phaethon eingreift. Nach Hesiod, Theogonie 975. wurde der junge Phaethon von Aphroditen entführt. Nach dem gewöhnlichen Mythus war es die eigene Eitelkeit, die ihn verlockte, den Sonnenwagen zu besteigen, mit dem er herabstürzte. Hier nun heisst es, die Liebesgöttin habe ihn entführt. Da jedoch diese Göttin die Täuscherin ist, so bleibt der Sinn der nämliche.

Bekanntlich führt der Planet, der in der Richtung zur Sonne uns am nächsten steht und den wir daher vorzugsweise in der Nähe der Sonne vor deren Auf- und nach deren Untergang als Morgen- und Abendstern sehen, den Namen Venus und wird mit der Liebesgöttin identificirt. Auch das hat einen mystischen Sinn. Jener Stern verbindet theils die Sonne mit der Erde, theils Tag und Nacht, an deren Grenze er gesehen wird. Bei den alten Persern heisst der Stern Anahid und nach ihrer im Avesta enthaltenen Lehre war es das Amt dieser Göttin Anahid, die himmlischen Seelen mit dem irdischen Leibe in der Geburtsstunde zu verbinden, in der Todesstunde wieder vom Leibe zu scheiden, dieselben aber in der Wiedergeburt nochmals zu vereinigen. Rhode, die h. Sage S. 276. Die Perser nannten die aus dem Himmel stammende Seele Ferver. Der Glaube an sie ist auch auf die alten Griechen übergegangen. Ihre Grabgenien scheinen darauf Bezug zu haben und nicht immer blos im Allgemeinen den Genius des Todes, dem die Fackel senkenden Hesperos nachgebildet, oder Maneros, die Liebe noch im Tode zu bedeuten, sondern oft

auch der Genius einer bestimmten Person zu seyn. So der Genius Amphidromius, dessen Fest die Griechen je am fünften Tage nach der Geburt eines Menschen feierten. Vergl. Creuzer, Symbolik IV. 449. Indessen haben die Griechen die Genien doch anders aufgefasst als die Perser. Wir finden nie, dass sie die Psyche doppelt gefasst hätten, als die den irdischen Leib belebende Seele und zugleich als den ausserhalb des Leibes fortexistirenden Genius. Die Genienlehre bildete sich erst bei den Römern auf eine luxuriöse Weise aus, aber nicht mehr im Sinn und Geist der alten Mysterien, sondern im Dienst des Despotismus. Die Genien der Kaiser und Kaiserinnen reihten sich unter die Götter ein.

6.

Der Gottmensch.

Nachdem wir die dem dionysischen Spiegelbetrug parallel laufenden Mythen verglichen haben, kehren wir zu Dionysos selbst zurück. Dieser Gott erschien in den Mysterien, die seinen Namen tragen, gereinigt von allem Makel der Sünde dadurch, dass seine Erniedrigung nicht nur als eine freiwillig übernommene Busse, sondern auch als das einzige Mittel gedacht wurde, durch welches er, selber in sie eingehend, die Menschheit erlösen sollte. Dionysos blieb der sündige Gott, wurde aber dadurch Mensch, um die Menschheit zu erlösen und zur Gottheit zu erheben. Der entscheidende Grundgedanke ist hierbei, dass Gott als solcher gar nicht vermocht hätte, was er erst als Mensch vermag, um wie viel höher auch immer die Gottheit steht als die Menschheit. Gott erniedrigt sich zum Menschen durch die Sünde, leidet insofern den Tod als Gott; aber seine Sünde wandelt sich im Leiden in ein Martyrium und heiliges Opfer um, wodurch allein es ihm erst möglich wird, die Menschheit zu erlösen, ja alles in der Sünde Geschaffene, die ganze Natur, jetzt erst ideal zu verklären. Schon in einer gewissen Annäherung an die Grundidee des Christenthums muss Dionysos durch seinen Tod der ewigen Gerechtigkeit Genüge leisten, bevor die ewige Liebe in ihm die freieste Wirksamkeit entfalten kann. Das spezifisch Heid-

nische, was in dieser Mysterienlehre noch zurückbleibt, ist die Sündhaftigkeit Gottes, der Spiegelbetrug des Dionysos.

Im 5. Buch der Dionysiaka des Nonnus heisst es, alle Götter hätten sich in die schöne Persephone verliebt und ihre Mutter Demeter habe sie vor ihren Nachstellungen in eine tiefe Höhle verborgen, Zeus aber sey in Schlangengestalt zu ihr geschlichen und habe mit ihr den Zagreus gezeugt. Dieser sey in der Höhle geblieben und während er sich einmal im Spiegel besah, von den Titanen zerrissen worden. Nur das noch lebendige Herz des Knaben habe Athene dem Zeus gebracht. Zeus, heisst es weiter, schmetterte seine Blitze so wüthend unter die Titanen, um sie für den Mord seines Kindes zu bestrafen, dass die ganze Erde in Brand gerieth. Der Meergott musste die Sündfluth schicken, um das Feuer zu löschen. Nur Deukalion blieb übrig und gründete ein neues Menschengeschlecht. Nach einer andern, aber ganz folgerichtigen Auffassung entstand überhaupt das Menschengeschlecht erst jetzt aus der Asche der verbrannten Titanen. Nach den orphischen Fragmenten.

Zeus gibt das Herz des Zagreus nach denselben Fragmenten (Lobek S. 561), was bei Nonnus fehlt, der schönen Semele zu essen und diese wird davon Mutter des Dionysos. Auf diese Weise erscheint Dionysos nur als der wiedergeborene Zagreus und darum heisst er der zweimal Geborene. Wenn ihm diese Doppelgeburt auch als Weingott zukommt, sofern der Wein einmal in der Traube und dann wieder unter der Kelter erzeugt wird, so ist doch der Wein hier nur symbolisch aufzufassen. Der erste Dionysos oder Zagreus muss sterben und den Titanen, d. h. den chaotischen Elementargewalten sich opfern, damit die neue höhere organische Welt erblühen könne, in der er als Dionysos wiedergeboren wird. In dieser zweiten Geburt heiligt er die Erde zur Fruchtbarkeit und nachdem sie im Wasser untergegangen ist, lebt sie wieder auf und trägt den Weinstock. Nach dem natürlichen Recht musste, nachdem die Titanen durch Zeus und die Götter getödtet waren, dieser Mord auch wieder durch den Tod eines Gottes gesühnt werden und das war Zagreus, nach einer ältern ägyptischen Vorstellung Osiris. Vergl. Creuzer, Symbolik IV. 116. Der Grundgedanke war, der Gott musste in Stücken gerissen und

selbst Materie werden, indem er zur organischen Natur wurde und doch das Wesen der Gottheit insofern behielt, als er in der Menschheit aus der Materie wieder zur Gottheit emporstieg.

Die Doppelseitigkeit des Gottmenschen ist mit bewunderungswürdiger Consequenz im Mythus vom Dionysos durchgeführt. Schon sein Beiname Dithyrambus (der durch zwei Thüren geht) beweist es und zwar in allen den verschiedenen Erklärungen zugleich. Man bezieht das Sinnbild theils auf seine Geburt, theils auf seine Doppelbeziehung zu Materie und Geist, wie zu Ober- und Unterwelt, wie auch zu den beiden Jahreshälften. In Bezug auf seine Geburt fasst man ihn zunächst in profaner Weise als Weingott auf und erklärt die Doppelgeburt aus dem Reifen des Safts in der Traube und dann wieder aus der Geburt des Weins aus dem Fasse, wenn nicht schon aus der Kelterung. In der Mysterienlehre hat die zwiefache Geburt des Gottes natürlicherweise einen viel tiefern Sinn.

Diesen tiefen Sinn versteht man erst, wenn man den Spiegelbetrug des Gottes mit dem Gelüsten seiner Mutter Semele vergleicht. Semele, die irdische Geliebte des höchsten Gottes Zeus, empfand ein unwiderstehliches Gelüsten, ihren Liebhaber einmal in der ganzen Macht und Fülle seiner Göttlichkeit zu sehen. Indem er aber ihren Wunsch erfüllte und im Feuer (als Gott des höchsten Feueräthers, hier nicht als blosser Gott im Donner und Blitz) sie umarmte, musste sie verbrennen und nur ihr erst in Flammen geborenes Kind, den jungen Dionysos, rettete Zeus, indem er es in seiner eignen Hüfte barg. Wie nun aber Semele sich gesehnt hatte die Gottheit zu sehen, so verliebte sich ihr göttlicher Sohn in die Schönheit der irdischen Welt. Sie strebte zum Himmel, der ihr unzugänglich war, wenn sie nicht selbst vernichtet werden sollte, und der göttliche Sohn strebte zum Irdischen und musste ebenfalls vernichtet, d. h. wie wir oben sahen, von den Titanen zerrissen werden.

Aber auch wieder dieser sein Tod wurde doppelseitig aufgefasst. Dionysos als Zagreus muss als ein Geist gedacht werden, der, weil er sich zur Materie herabliess, von der Materie verschlungen wurde. Das täuschende Bild einer idealen, organischen und in ihrer letzten Vollendung mensch-



lichen Natur verführte ihn; aber die wirkliche Natur entsprach diesem schönen Bilde noch nicht, sondern bestand nur aus rohen Massen und Gewalten der Elemente (Titanen) und erst musste er von diesen vernichtet seyn, ehe aus der Mischung des Geistigen oder Göttlichen mit der Materie eine neue höhere Natur, nämlich der Organismus und aus ihm der Mensch hervorgehen konnte.

Zagreus-Dionysos wurde von den Griechen als Stier aufgefasst. Dieses Sinnbild entspricht dem persischen Urstier, aus dessen Tode, wie früher schon gezeigt ist, die Vegetation und überhaupt die organische Natur hervorging. Allein dieser persische Stier ist doppelt und in entgegengesetztem Sinn aufgefasst worden. Im Avesta wird dieser gute und göttliche Stier vom bösen Ahriman umgebracht, wie Zagreus von den Titanen. In den spätern Mithras-Mysterien ist es dagegen der Gott Mithras und in römischer Fassung ein göttlicher geflügelter Genius, der den Stier schlachtet, wie Odin den Riesen, so dass der persische Stier im ersten Falle ein der Materie geopfertes geistiges Princip, im zweiten Falle die dem Geist zum Opfer gebrachte Materie bedeutet.

Damit hängt die zweifache Stierbildung in der griechischen Symbolik zusammen. Der Stier Hebon mit dem Menschengesicht bedeutet die Erhebung des Thierischen zum Menschlichen, der Mensch Minotauros mit dem Stiergesicht dagegen die Erniedrigung des Menschlichen zum Thiere.

Das Doppelwesen in Dionysos bezieht sich auch auf den Dualismus in der Zeit oder auf die beiden Jahreshälften, denn Tod und Wiedergeburt wiederholen sich in jedem Jahre als Vorbilder des künftigen grossen Welttodes und einer neuen Weltgeburt. Deshalb heisst es, Zeus habe in Schlangengestalt mit der Persephone den Stier Zagreus gezeugt. Das ist die bekannte Symbolik, nach welcher die Schlange des Winters den Stier des Sommers zeugt, und umgekehrt. Man verlegte die Geburt des Dionysos in die Wintermitte. Deshalb heisst es, das neugeborene Kind sey von der eifersüchtigen Here im immergrünen Epheu, das Sinnbild des Winters, versteckt worden. Scholiast zu Euripides, Phön. 651., oder das Kind sey in ein Böcklein verwandelt worden. Apollodor III. 4. 3.

Das weist auf das Zeichen des Steinbocks oder der Wintersonnenwende hin.

Es tritt jedoch noch ein neuer, ausschliesslich griechischer Gedanke in die Mysterienlehre ein, nämlich der ästhetische. Die Griechen allein hatten soviel Sinn für Schönheit, um einen so genialen Gedanken fassen zu können. Die Erlösung, die von Dionysos ausgeht, darf sich nach griechischer Ansicht nicht blos auf die Menschen beschränken, welche durch Einweihung in die Mysterien geläutert und nach ihrem Tode ewiger Seligkeit theilhaftig werden sollen, sondern sie erstreckt sich auf alles Geschaffene, über die ganze Natur. Die ganze Erde und alle auf ihr lebenden Kreaturen sollen in der Wiedergeburt verschönert und idealisirt werden. Das Verdienst, diesen Gedanken zuerst erkannt zu haben, gebührt Emil Braun in seiner griechischen Götterlehre S. 487. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird aber überall durch die ungeheure Masse antiker Grabdenkmäler, Basreliefs auf Sarkophagen und gemalten Bildern auf Grabvasen bestätigt, welche durchgängig dem dionysischen Mysterienkreise angehören und die bezeichneten Grundgedanken ausdrücken.

Die Griechen machten aus der Natur und auch aus dem Menschen freilich kein solches Ideal, wie es der moderne Geschmack, der sich mehr an romantische Traumbilder und an die Landschaft hängt, geschaffen haben würde. Sie hielten sich vielmehr an die plastische Form und fühlten ein ästhetisches Gesetz in allen Gestaltungen der organischen Natur mit einem feinen Sinne durch, der uns Neuern fast gänzlich abgegangen ist. Dieses Gesetz aber erkennen wir in der Art, wie überall in den Bildwerken des dionysischen Gräbercultus die Pflanzen- und Thierformen modificirt, veredelt und nicht selten auch scheinbar unnatürlich und doch mit vollkommen richtigem ästhetischen Gefühl componirt sind. Schon vor Braun hat Winckelmann einzelne Züge dieses idealen Organismus in den unvergleichlichen Kunstwerken der alten Hellenen erkannt, wenn auch nicht die strenge innere Consequenz in diesem ganzen Kunstgebiet.

Die griechische Kunst spiegelte genau die Mysterienlehre selbst ab. Pflanze, Thier, Mensch konnten nicht ins Göttliche idealisirt werden, ohne dass auch das Göttliche ins Menschliche,

das Menschliche ins Thierische und Pflanzliche hinabgezogen wurde, daher neben jenen wundervollen Arabesken von phantastischen Blumen und Thieren, aus denen uns ein höherer Genius wie aus einer andern Welt des Geistes entgegen lächelt, wieder die göttliche Gestalt des Dionysos mit thierischen Merkmalen oder pflanzlichen Zügen der Physiognomie, Liniamenten von Weinlaub am Körper oder selbst am Gesicht, ohne dass dadurch sein göttliches Wesen erniedrigt erschiene. Mit einem Wort, Natur und Geist durchdringen sich hier in einer vormals nie dagewesenen Gestaltenwelt.

Bewunderungswürdig ist eine Terracotte bei Braun, Griech. Myth. 482., auf welcher das Bacchuskind aus einem Arabeskenbusch hervorwächst, von knieenden Satyrn mit Jubel begrüsst. Es ist der personificirte Frühling und zugleich das Sinnbild jener geheimnissvollen Zauberei, die aus der anorganischen Natur, aus der finstern und todten Erde alle Wunder der organischen Natur erweckt und zum Himmel wie durch Heimweh emporwachsen lässt. In diese Symbolik gehört auch die reizende Schilderung der Insel, auf welcher schöne Mädchen im Boden wurzeln, aus deren Fingern traubenvolle Reben sprossen und deren Kuss trunken macht, bei Lucian, wahre Geschichten I. 8.

Auch der Missform, die nothwendig ist in der Natur, wird in jener idealen Gestaltenwelt Rechnung getragen und zwar immer unter der Bedingung eines geistreichen Humors. Das ist von der Schulpedanterei am wenigsten verstanden worden, weshalb sich noch bis auf die neueste Zeit der Wahn fortgepflanzt hat, die Silene und Satyrn sollten nur rohe spassmachende Bauern bedeuten, statt jenes seligen Volks von Nysa oder jener langlebenden Hyperboreer, welche sie wirklich darstellen.

Der eigentliche Grundbegriff des Dionysos ist das Wachsthum nicht blos im Sinn des Entstehens aus Nichts, oder der Wiedererneuerung, sondern auch im Sinn der Veredlung und Verschönerung, der Tendenz zum Idealen. Schon Winckelmann ahnte dieses ästhetische Geheimniss in der Plastik des dionysischen Kreises, indem er mit Vorliebe den Ausdruck Gewächs für Gestalt wählte. Die Vegetation bildet die Grundlage alles organischen Lebens, deshalb erscheint Dionysos ganz mit ihr verwachsen. Er heisst *Βάκχος*, der Kranz, *Φιλοστέ-*

φανος, der Kränzeliebende, εὐάνθης, der Schönblühende, δενδρίτης, der Baumgott. Seine Hauptattribute umfassen die ganze Vegetation. Denn der Thyrsus ist die Knospe, vergrössert zum Pinienzapfen, der erste noch verschlossene Keim im Winter, daher auch vom immergrünen Epheu umrankt. Die Weintraube dagegen macht den Schluss der ganzen Vegetation als deren höchste und geistigste Vollendung im Herbste. Sofern auch Demeter und Persephone Gottheiten der Saaten sind, mussten sie dem Dionysos verwandt werden. Demeter galt nach Diodor III. 69. und Persephone nach demselben Autor III. 63. für seine Mutter. Weil ihm die aus der Erde wachsende Vegetation zukommt, zählte man ihn zu den chthonischen Gottheiten, Hesychius III. 1573. und man glaubte ihn als die in der Erde wirksame Sonnenkraft von dem Apollo, als der frei am Himmel schwebenden Sonne unterscheiden zu müssen. Macrobius, Sat. I. 18. Als Gott der Vegetation verlieh Dionysos den Töchtern des Anios, alles, was sie berührten, in Wein, Getreide und Oel zu verwandeln. Tzetzes zu Lykophron 540. Diodor V. 62. Ovid, Met. 13. 640. Nach einem Sohn desselben Anios heisst eine der griechischen Inseln Andros, auf welcher der Gott einen Fluss von lauter Wein entspringen liess. Derselbe quoll aus einer Fülle von Trauben und an seinen Ufern wuchsen statt des Schilfes Thyrsusstäbe. Philostratos, Gemälde I. 25. Ueber die mannigfachen Beziehungen des Gottes zur Pflanzenwelt vergl. noch Braun, Griech. Götterlehre 549 f.

Der Acker- und Gartenbau erhält die höchste Bedeutung in den dionysischen Mysterien auf doppelte Weise. Sofern das in die Erde gesenkte Saatkorn und das Aufsprossen der verjüngten Saat im Frühling den Tod des Leibes und die Wiedergeburt der Seele in einen neuen Leib bedeutete, hängen die Mysterien des Dionysos mit denen der Persephone und der Demeter zusammen. Einen ganz eigenthümlichen Charakter aber behaupten sie, sofern durch den künstlichen Anbau des Menschen wie durch eine göttliche Macht die blos natürliche Vegetation veredelt wird. Die Idealisirung der Natur geht augenscheinlich unter den Händen des Menschen vor sich, wenn durch geschickte Behandlung Blumen und Früchte, welche die Natur selbst nur einfach und roh erzeugt, in wunderbarer Weise vergrössert, verfeinert, verschönert

und sogar vergeistigt werden. Denn was ist das höchste Produkt der Vegetation, die von menschlicher Kunst unterstützt wird, die eigentliche Quintessenz der Vegetation, was ist der Wein anderes als Geist?

Dionysos geht auch in die Thierwelt über, um sie zu veredeln. Die Extreme des Thierischen, die Beschränktheit, die gemeine Sinnlichkeit und die Wuth haben im dionysischen Kreise ihre Vertreter. Neben dem rein Thierischen, welches sogar in den Panen und Papposilenen noch karrikirt erscheint, macht sich überall die Tendenz geltend, das Thier zum Menschen zu erheben, z. B. in den edlern Formen der Satyrn, Silene und Kentaurn. Es kommt dies einer Erlösung der Thierwelt gleich, die sich zur Menschenwelt erhebt, vorbildend die Erlösung der Menschheit, die sich zur Gottheit erheben soll. Es handelt sich um eine Erlösung der ganzen Natur in der Form der Idealisirung. Darin unterscheidet sich das plastische Gefühl der Griechen von der mehr romantischen Gefühlsweise der christlichen Zeiten. Die letztere nämlich lässt gern den seligen Geist über dem todten Körper schweben. Jene vermag keins vom andern zu trennen, sondern lässt beide vereint dem höchsten Ziele zustreben.

Es war einer der sinnigsten Gedanken der Griechen, den Dionysos, nachdem er die ganze organische Natur, die in der schönen Ariadne personificirt ist, erlöst hat, noch einmal in den finstern Hades hinabsteigen zu lassen, um seine Mutter Semele herauszuholen und in den Himmel einzuführen. Pausanias II. 31. 2. Dargestellt auf einem schönen Vasenbilde bei Gerhard, Berlins antike Bildwerke S. 226. Vergl. Böttiger, Kleine Schriften II. 371. Das heisst die Wurzel des irdischen Baumes ausheben, um ihn in den Himmel zu verpflanzen.

Sehr merkwürdig ist auch, dass Dionysos den mürrischen Hephästos trunken macht und sich seiner in diesem Zustand bemächtigt, um ihn in den Himmel, aus dem ihn Here herabgeschleudert hat, wieder einzuführen. Eine Scene, die öfter auf Vasenbildern vorkommt, vergl. Braun, Griech. Myth. 531. Braun sieht darin die „Ausgleichung des grossen Zwiespalts, der die himmelanstrebenden Kräfte des Weltalls und das an die Materie gebannte, ihr mit Leidenschaft ergebene und in

selbstsüchtiger Abgeschiedenheit verharrende Erdenleben ewig auseinander hält.“ Man kann es auch als die endliche Versöhnung des prosaischen Philisterthums mit der Poesie bezeichnen, eine Versöhnung, die leider auf dieser Erde unmöglich ist.

7.

Die hohe Bedeutung des Weins in den dionysischen Mysterien.

Wie in den Eleusinien das Saatkorn die bedeutendste Rolle spielt, so in den Dionysien der Wein. Das ist das äussere Zeichen eines tiefgreifenden Unterschiedes in den Grundbedingungen, welche auf die Mysterien der Hellenen Einfluss übten.

An den Ackerbau knüpfte sich der Sinn für Ordnung und Gesetz, ohne welche die Feldwirthschaft nicht gedeihen kann. Zunächst der Familiensinn, weil er die Menschen an die Scholle bannt. Der herumziehende Nomade mag das Leben eines Don Juan dem geordneten Familienleben vorziehen, weil ihm bei häufiger Ortsveränderung die Familie zur Last fällt; der Ackerbauer schliesst sich gern in einer ihm treuen und hülfreichen Familie ab. Der Besitz des Bodens hat Grenzen, deren Ausmessung ein festes Recht begründet. So keimt aus dem Feldbau nicht nur die dem Menschen nothwendige Nahrung, sondern auch Recht und Gesetz, insbesondere das eheliche Recht- und Pflichtverhältniss, das Ehegesetz, daher in der altdeutschen Sprache Ehe und Gesetz ein Wort waren, zusammenfallend in Echt. In den Eleusinien nun wurde die Erfindung des Ackerbaues und die Heiligung der Ehe zugleich gefeiert, und die Hauptgottheit, der die Huldigungen galten, war Demeter, die Mutter schlechthin, welche erst die Römer einseitiger in der Bedeutung der Getreidegöttin aufgefasst haben. Bachofen hat in seiner schätzbaren Gräbersymbolik, wie auch in seinem noch grössern Werk über das Mutterrecht, den Gesichtspunkt klar bezeichnet, unter welchem man die Alterthümer der Agricultur zugleich als ältesten Rechtsboden zu betrachten hat, und er hebt dabei das Uebergewicht des Mütterlichen und überhaupt weiblichen Princips hervor. Der

Ackerbauer ist zunächst an die Erde gewiesen, als an die grosse Mutter, von deren Geburten seine Existenz abhängt.

Anders die Dionysien. In ihnen lebt der Gedanke der Saturnalien fort, welcher nicht aus der Agricultur, sondern aus der Sternkunde hervorgegangen ist und sich nicht mit weiblicher Resignation an Einschränkung, Pflicht und Gesetz bindet, sondern mit männlicher Lust durch alle Schranken bricht und Freiheit und Gleichheit verkündet. Wir kennen bereits den Grundgedanken der Saturnalien, die zauberische Verwandlung zeitlicher Beschränkung in die ewige Freiheit, das Aufhören aller irdischen und zeitlichen Rangstufen, die Gleichheit aller Wesen. Dieselbe Freiheit und Gleichheit nun herrschte bei der Feier der Dionysien und wurde hauptsächlich durch den Wein vermittelt und versinnbildet. Die geistreichen Griechen gelangten von den rohesten Anfängen des Ackerbaus zur reichen Ideenfülle der Eleusinien, und ebenso von den rohesten Anfängen des Weinbaus zu den Idealen der dionysischen Seligkeit. Der Wein aber wurde hier der Vermittler und das Symbol. Denn der Wein macht selig und auch alle Menschen gleich. In der Trunkenheit wird der Mensch in eine andere Welt versetzt, erhebt er sich über seine gemeine Wirklichkeit, lebt wenigstens auf Augenblicke wieder im goldenen Zeitalter. Es ist freilich nur eine Täuschung, sagt Pindar (Bruchstücke nach Heynes Ausgabe III. 107.):

> Wenn die kummerbelastenden Sorgen
> Fliehen aus der Brust des Menschen,
> Schiffen sie im Meer der goldreichen Fülle
> All' hin zum Strande der Täuschung.
> Der Arme wird reich, der Reiche
> Durch neuen Reichthum bereichert,
> Das Herz von den Pfeilen des Weinstocks gebändigt.

Aber es ist eine erfreuliche, tröstende Täuschung im Gegensatz gegen die erste Täuschung, durch welche Dionysos zum Hinabsinken aus dem Geisterreich in die grobe Materie verführt wurde. Es ist der Becher der Wiedergeburt, aus dem man Vergessenheit der irdischen Wirklichkeit trinkt, um sich zum seligen Himmel zurückzuträumen. In diesem Sinn hatte der Wein bei den Dionysosfesten schon eine sakramentale

Bedeutung, den einer Transsubstantiation aus dem Zeitlichen ins Ewige, aus dem Irdischen ins Himmlische.

Die Dionysien hatten aber auch eine politische Bedeutung. Der Wein macht alles gleich und so war auch das Volk des Dionysos die reine Demokratie. Der Dionysoscultus und die dionysischen Mysterien kamen mit dem Sturz der alten griechischen Aristokratien durch die Tyrannis kühner und schlauer Demagogen in Aufnahme und wurden die Religion der Demokratie. Daraus erklärt sich einigermaassen die Beibehaltung des plebejischen Elementes im Gefolge und bei den Gelagen des Gottes, die bäurischen Satyrn und Silene, die halbthierischen Pane. Dieselben wurzeln allerdings zunächst in den bäurischen Weinlesen und in der Symbolik, die sich an den Gott Pan knüpft, allein ohne Zweifel spielt auch der demokratische Charakter der Dionysien dabei eine Rolle. Mit dem Sturz der althellenischen Aristokratien hing auch die Vernachlässigung der strengern Ehegesetze und das Aufkommen der Hetären zusammen. Dennoch herrschten die edlen Elemente im Dionysoscultus immer über die roheren vor, wie der Gott selbst über seine thierischen Begleiter, und so wurde auch die Heiligkeit der Ehe, nicht in Folge eines Zwangsgesetzes, sondern der freiesten Hingebung im berühmten Kranz der Ariadne gesichert.

Dionysos ist der Gott des Weines, denn wie er in der Rebe den wässrigen Saft in Wein verwandelt, so erhebt er die ganze Menschheit empor zur Gottheit. Er personificirt insofern die Weinseligkeit selbst und wurde auch so von der griechischen Kunst aufgefasst. Die echt dionysische Physiognomie ist die Miene innern Glücks, eine süsse Trunkenheit. Eine jugendliche, aber weniger kriegerische als weichliche und behagliche Gestalt ist er mit Weinlaub bekränzt und hält eine Traube oder einen Becher. Er theilt den Becher mit der schönen Ariadne, auch einmal mit dem vergötterten Herakles. Immer aber behält bei ihm das Göttliche, die Seele die Oberhand über den sinnlichen Trieb und die rohere, wildere Trunkenheit vertheilt sich an sein halbthierisches Gefolge.

Auf der Insel Naxos, wo Dionysos geboren wurde, soll eine ewige Weinquelle fliessen, Photius 72. Naxos ist aber

nur das irdische Nachbild des himmlischen Nysa. Das ist räumlich ungefähr dasselbe, was zeitlich aufgefasst die Verwandlung des Wassers in Wein in der Christnacht ist.

Im Wein ist Feuer, daher der reizende Mythus, wonach Dionysos vom Zeus mit der Semele unter Blitz und Donner gezeugt wurde. Die Blitze des Sommers concentriren sich gleichsam im Wein. Semele wollte mit keinem gemeinen Manne, nicht einmal mit einem gemeinen Gotte zu thun haben; sie verlangte, Zeus solle sich ihr als der Götter höchster in seiner ganzen Machtfülle und Schrecklichkeit offenbaren. Nonnus im 8. Buch schildert anmuthig, wie Semele, bevor sie noch das feurige Kind geboren, wie trunken im göttlichen Wahnsinn umhergetanzt sey.

Als Dionysos geboren war, wuchs Epheu aus dem Boden und verhüllte ihn, weshalb die griechischen Künstler den Gott, wie auch sein Gefolge mit Epheu zu bekränzen pflegen. Zum Weine hat der Epheu keine Beziehung, das Sinnbild des immergrünen Epheu kommt also dem Gotte nur zu, sofern er der Vegetation überhaupt vorsteht, welche trotz ihres scheinbaren Absterbens den Winter überdauert.

Eine merkwürdige Büste im Vatican stellt Bacchus zugleich als Triton dar. Er ist mit Rebenlaub und Trauben bekränzt, auch die Liniamente auf der Stirn und an den Kinnbacken laufen im Zickzack des Weinlaubs. Aus dem Haar quellen ihm satyreske Hörner. Im Bart aber sitzt ihm ein Delphin. Visconti, Mus. Pio. Clem. VI. 5. Man muss hiebei an den Gott der Wiedergeburt denken, der die Seelen über das Wasser nach Elysium führt.

Die verschiedenen Arten und Stadien der Trunkenheit sind von den griechischen Künstlern ungemein sinnreich personificirt worden. So bedeuten rasende Mänaden und Tiger die Wuth, in welche der Wein versetzen kann, Pane, Böcke und Esel die rohe Sinnlichkeit, altkluge Silene, komische Satyrn, muthwillige Faune die Lustigkeit und das Lächerliche in der Trunkenheit. Bachantinnen drücken hauptsächlich die vom Wein erzeugte Tanzlust aus, Najaden im Gefolge des Bacchus beziehen sich auf die Vermischung des Weines mit Wasser. Dagegen bedeutet Akratos (der Unvermischte) die

Glut und Stärke des reinen Weines, ein Genius, der sich zu Bacchus verhält wie Amor zur Venus.

Von der Entstehung der Weinrebe gibt es noch einige besondere Mythen. Bacchus hatte den schönen Jüngling Ampelos, den er einst baden sah, zu seinem Lieblinge gewählt. Derselbe war aber sehr übermüthig und stolz auf seine Reitkunst, dass er die Mondgöttin Selene an Schnelligkeit übertreffen wollte und sie spöttisch aufforderte, ihm ihre Hörner zu leihen. Aber die Göttin rächte sich. Sie liess den Jüngling durch die böse Ate verleiten, einen prächtig mit Blumen und Kräutern geschmückten Stier zu besteigen, um seine Reitkunst an ihm zu erproben. Der Stier warf ihn ab und stiess ihn mit seinen Hörnern todt, der trauernde Bacchus aber verwandelte ihn in eine Weinrebe. Nonnus im zehnten Buch. Derselbe theilt im 21. Buch noch eine andere Mythe vom Ursprung der Rebe mit. Lykurgos nämlich, der grosse Feind des Dionysos, verfolgte die Nymphe Ambrosia (Personification der Götterspeise), und warf sie mit einem Stein. Sie wurde aber von der Erde aufgenommen und in eine Rebe verwandelt, welche fest gewurzelt den Lykurgos mit ihren Ranken umschlang, dass die Bachantinnen herbeikommen und ihn geisseln konnten. Hierher gehören auch die Mythen von den Minyaden, die den Dionysos verschmähten und an seinem Fest arbeiteten, als plötzlich ihre Spindeln und Webestühle mit Reben umrankt waren und von Wein tropften und die Schlangen des Gottes aus allen Körben hervorblickten, wodurch die armen Mädchen bis zum Wahnsinn erschreckt wurden (Aelian, Vermischte Nachrichten III. 42. Anton, Liberalis 10), und von den Prötiden, die wegen Verachtung des Gottes in Kühe verwandelt wurden, Apollodor II. 4. 1. Diodor IV. 68.

Die berechtigte Rache des Gottes geht in sehr vielen Mythen in Muthwillen über, wobei man in Rechnung bringen muss, dass die griechischen Dichter überhaupt, wenigstens in späterer Zeit, die Götterwelt absichtlich profanirten. Wenn nach Nonnus Buch 15 u. 16. die spröde Nikäa, nachdem sie ihren treuen Liebhaber Hymnos herzlos getödtet hatte, unwissend Wein trinkt, berauscht und zur Strafe von Dionysos berückt wird, oder wenn nach demselben Dichter, Buch 48. die spröde Aura, welche sich keuscher zu seyn rühmt als Diana

selbst, durch den Dionysos gleiche Strafe leidet, so lässt das noch eine bessere Deutung zu. Dagegen herrscht in den Mythen von der Alphesiboia, die vom Dionysos in Tigergestalt geschreckt und berückt, in der von der Pallene, mit welcher der Gott ringt und den Kampf, um sie desto mehr zu beschämen, absichtlich verlängert (bei Nonnus 48) nur sinnliches Raffinement vor. Ebenso im Mythus von der spröden Erigone, welche Dionysos in Gestalt einer Weintraube berückt. Ovid, Met. VII. 125. Hygin, fab. 130.

Ungleich edler und namentlich auf Grabdenkmälern dem Ernst der Mysterienlehre angemessener sind die auf antiken Sarkophagen häufig vorkommenden einfach kriegerischen Kämpfe des Dionysos mit den bewaffneten Amazonen. Vergl. Diodor III. 70. 73. Plutarch, griech. Gebräuche 56. Hier ist der Gegensatz des erhaltenden Princips in der Natur mit dem sterilen Tode ganz ohne frivole Nebenbeziehungen ausgedrückt.

In vielen alten Mythen spricht sich derselbe Uebermuth aus, wie noch immer in unsern Trinkliedern, nämlich Spott und Unwille über die Verächter des Weins. Dieselben werden wie Gottesleugner behandelt, sofern Bacchus ein Gott war. Als der schon genannte König Lykurgos in Thrakien den Bacchus nicht verehren wollte, wurden seine Augen zur Strafe so verblendet, dass er sein Weib, seine Kinder und seine eigenen Füsse für Weinreben ansah und mit dem Schwert auf sie einhieb. Servius, zur Aeneis III. 14. Hygin fab. 132. Agave in Theben wurde aus gleichem Grunde so verblendet, dass sie ihren eignen Sohn Pentheus für ein Schwein ansah und zerriss. Ovid, Met. III. 515.

Reizend schildert der homerische Hymnus auf Dionysos 8. (vergl. auch Ovid, Met. III. 660. Philostratos, Gemälde I. 19. Nonnus 45.) die Seefahrt des Gottes. Bacchus schlummert als ein schöner Jüngling auf dem Schiffe. Die Schiffer sind Seeräuber und wollen ihm Gewalt anthun. Da plötzlich lässt er Weinreben um Mast und Segel sich ranken und verwandelt sich selbst in einen grimmigen Löwen, so dass die erschrockenen Schiffer sich ins Meer stürzen und dort zu Delphinen werden. Delphine aber sind bestimmt, die Seele nach dem Tode nach Elysium zu tragen.

In diesen Mythen sollte der doppelte Contrast bezeichnet werden, einmal der bestialischen Wildheit mit der göttlichen Begeisterung und dann der gemeinen Lebens- und Arbeitsprosa mit der Lebenspoesie.

8.

Verhältniss der Dionysien zu den Eleusinien.

Die Geheimlehre der Dionysien wurde mit derjenigen der Eleusinien verbunden, in der Art, wie wir es schon in unsern Betrachtungen über die Persephone erörtert haben. In den Eleusinien wurde Dionysos theils als der Knabe Jakchos aufgefasst, theils als Koros mit der Persephone als Kore verbunden*). Ursprünglich aber war die Feier des Dionysos, wie sie mit dem Weinbau aus Kleinasien nach Griechenland übersiedelte, nur ein Winzerfest, wie die Eleusinien nur ein Ackerfest waren. Die Mysterien beider Gottheiten, des Ackerbaus und des Weinbaus, vermischten sich aber auch in ihrer höchsten Ausbildung nicht so innig, dass man nicht in beiden das Eigenthümliche noch immer hätte unterscheiden müssen.

Der Unterschied bestand in Folgendem. Die Eleusinien hielten Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit scharf auseinander. Sie hatten keinen andern Zweck, als den Eingeweihten die Hoffnung auf Wiedergeburt in einer bessern Welt zu erwecken. Die Welt diesseits, das Leben der Menschen innerhalb der Zeitlichkeit trat hier auffallend in den Schatten, so sehr, dass man sie geradezu als Unterwelt, als Strafort charakterisirte. In den Mysterien des Dionysos machte sich eine ganz andere und höhere Auffassung des irdischen Lebens geltend. Es galt nicht mehr, wie in den Eleusinien, die Seele aus ihrem irdischen Kerker zu befreien, den

*) Auch am Fest der Anthesterien feierte man eine mystische Vermählung zwischen Dionysos und einer nicht genannten Braut in Gegenwart von vierzehn Matronen und eines eleusinischen Mysterienheroldes. K. O. Müller, Kleine Schriften II. 68. vermuthet mit Recht, dass unter der Braut eine Kora oder Libera, nicht aber eine Ariadne gemeint sey, weil nur die erstere als eine Göttin der Vegetation gedacht werden kann, die zweite dagegen eine Personification der Menschheit ist.

Himmel zu erreichen und alles Irdische als abgethan hinter sich zu lassen. Es galt vielmehr, die irdische Welt durch die Menschwerdung Gottes zu verklären, zu idealisiren, mit dem Göttlichen zu durchdringen.

Die ältesten Dionysosfeste, die s. g. Sabazien, die aus Phrygien kamen, waren noch einfache Winzerfeste, die mit tolllustiger Trunkenheit gefeiert wurden, wie es die berauschende Wirkung des Weines mit sich brachte. Dass diese Feste im hochgebildeten Hellas einen edleren Charakter annahmen, und dass aus der Berauschung eine Begeisterung wurde, liess sich von den Griechen erwarten. Unzweifelhaft traten die Dionysien nicht nur mit den Eleusinien, sondern auch mit den apollinischen Culten und mit den Ideen der thrakischen Orphiker in Verbindung und wurden von diesen, von den Pythagoräern und Neuplatonikern geistig verfeinert. Vergl. Creuzer, Symbolik IX. 37. So war es möglich, dass Persephone in die Ariadne übergehen konnte. Im Mythus einer jeden von beiden wird der Unterschied klar. Persephone war ein göttliches Wesen, welches nur auf eine gewisse Zeit in die untere Welt entführt wurde, um vermöge ihrer göttlichen Herkunft wieder zum Himmel emporgehoben zu werden. Ariadne dagegen war menschlicher Natur und wurde erst durch die Gnade des Gottmenschen Dionysos zur Unsterblichkeit erhoben. In ihrem Verhältniss zu Theseus unterliegt sie dem Elend der gemeinen Menschlichkeit; in ihrem Verhältniss zu Dionysos wird sie selbst durch die Entdeckung überrascht, dass im Menschlichen ein höherer Werth liegt, dass unendlich mehr Anlage und Fähigkeit in ihr war, Höheres, ja das Höchste zu erreichen, als sie sich je in ihrer Unschuld und in ihrem Kummer geträumt hatte. Wer sollte nicht begreifen, dass die Auffassung der Menschennatur in Ariadne eine höhere ist, als in Persephone. Aber beide ergänzen sich.

Folgen wir der Schilderung, die uns Aristophanes in seinen Fröschen 154 f. und 326 f. gemacht hat, so waren die grossen Feste der in die Eleusinien Eingeweihten den Saturnalien ähnlich, nämlich ein Nachbild oder vielmehr Vorbild der himmlischen Freuden, an denen jedoch nicht wie bei den

Saturnalien jedermann, sondern nur die Mysten theilnehmen durften. Herakles beschreibt bei Aristophanes a. a. O. die Eleusinien:

> Dann wird ein linder Flötenhauch dich sanft umwehn,
> Dann schaust du, wie hier oben, Licht im schönsten Glanz
> Und Myrtenhaine, wo mit Händeklatschen Fraun
> Und Männer sich im seligen Reigentanz ergehn.

Dann singt der Chor:

> Jacchos, der du weilst hier
> In dem stolz prangenden Wohnsitz,
> O Heil, Heil, Jacchos!
> Komm hierher auf die Bachwiese zum Reih'ntanz
> In die Schaar deiner Geweihten,
> Und im Schwunge walle duftig
> Dir der Myrtenkranz voll Beeren
> Um das lockige Haupt!
> Und kühn stampfe den Takt uns
> Mit dem Fusse zum neckisch
> Sich entfesselnden Lustreih'n.
> Der in holdreizender Anmuth,
> Der in Unschuld dich umhüpft,
> Der Geweihten heil'gem Chortanz!
> Ermuntere dich: naht doch,
> In der Hand schwingend die Fackeln,
> Er naht schon, Jacchos,
> Stern des Lichtes, in Nacht leuchtend zum Feste!
> Von der Flamme glüht die Wiese;
> Ja, das Knie der Greise regt sich,
> Und sie schütteln ab die Sorgen
> Und die Bürde der Zeit,
> Die Last bleichender Haare,
> In der heiligen Festlust.
> Du, Seliger, führe
> Die zum Tanz rüstige Jugend
> Zu des Quells blumigen Au'n
> Mit voranflammender Fackel!

Mit diesen fröhlichen Festreigen stehen die zahllosen bacchischen Tänze und Gelage auf Sarkophagen und Grabvasen im engsten Zusammenhange. Auch sie sind nur Vorbilder der himmlischen Freuden nach dem Tode. Man hat geglaubt, unter solchen Grabbildern seyen Leichenschmäuse und Leichenspiele der Alten zu verstehen. Die einzig richtige Ansicht

ist aber ohne Zweifel die, welche Stephani in seinem ausruhenden Herakles p. 268. ff. ausgesprochen hat, die Ansicht nämlich, dass die Griechen eine sehr sinnliche Seligkeit verlangten, nicht viel anders, wie später die Muhamedaner, und dass wir nicht berechtigt sind, dem lebenslustigen und ästhetischen, in allen Sinnenreizen geübten Griechenvolk christliche Sittenbedenken oder moderne Anstandsbegriffe zuzumuthen. Bei Homer schmausen die Götter den ganzen Tag. Ilias I. 600. XIV. 3. Auch Hesiod, Hauslehren 115. lässt die Seligen im goldnen Zeitalter in nie alternder Jugend und nie ermüdend immerfort essen und trinken. Dasselbe thun die Seligen nach Aeschylos bei Stobäus 275. und bei Empedokles. Steph. Poet. Philos. p. 28. Indem Plutarch den Kimon und Lucullus vergleicht, schildert er den Zustand im Himmel als ein Leben in ewiger seliger Trunkenheit. Stephani p. 310. hat Stellen der alten Autoren wie auch Grabschriften in Menge gesammelt, welche beurkunden, wie völlig epicuräisch die Alten sich das himmlische Leben gedacht haben. Auch die Pferde, Kampfspiele, Jagden auf Grabbildern scheinen sich auf die noch im Himmel zu befriedigenden noblen Passionen zu beziehen.

Von vielen Grabbildern darf zugegeben werden, dass sie in den Mythen, welche sie darstellen, specielle Anspielungen auf Alter und Geschlecht, Stand und Charakter, Lebensschicksale und Thaten des Verstorbenen enthalten. In der weit überwiegenden Mehrzahl aber sind vorzugsweise Mythen dargestellt und Sinnbilder angebracht, die sich auf die Auferstehung, auf die Rettung der Seele aus den irdischen Banden und auf die Freuden des Himmels beziehen. Das ist von den neuern Gelehrten nur zu lange verkannt worden. Viele Hunderte, viele Tausende solcher Grabbilder wurden nach und nach wohlerhalten aus ihren alten Gräbern hervorgezogen und in grossen Sammlungen aufgestellt. Aber die Gelehrten waren blind für deren Verständniss. Man glaubte, die Wahl der Bilder sey eine zufällige gewesen. Man dachte, die schönen Vasen seyen Hochzeits- oder Geburtstagsgeschenke gewesen, die man etwa in den Wohnzimmern unter Glas zur Schau gestellt und dem Besitzer, wenn er starb, mit ins Grab gegeben habe. Ein Gelehrter kam gar auf den Gedanken, die Vasen-

bilder seyen eine Art von *biblia pauperum* gewesen, ein mythologisches Lehrbuch in Bildern.

9.

Verhältniss der Dionysien zur Athene.

Wie weit auch der noch in seiner Verklärung sinnliche und materialistische Dionysos von der rein geistigen und ewig jungfräulichen Athene abzustehen scheint, so ist er doch in der orphischen Speculation mit ihr verbunden worden und das Bindeglied zwischen beiden war Nysa, das Naturcentrum im Nordpol, von wo alle Durchdringung des materiellen Raumes mit Geist und Segen ausgegangen ist.

Wenn der euhemeristische Diodor den Dionysos zum König der Nysäer macht, der sein Volk zum Kriege führt, so sind diese Nysäer nichts anderes, als die lang lebenden, weisen und seligen Hyperboreer, und auch wieder nichts anderes, als das streitbare Gefolge des Gottes, wie es die Dionysiaka des Nonnus ausführlich schildern, genau das nämliche Volk, wie wir es auf allen Grabvasen wiederfinden, das Volk der Silene, Satyrn, Pane, Bachanten und Bachantinnen, Nymphen etc. In ihnen spiegeln sich alle Stufen der Seligkeit ab, von den schönen dionysischen Kindern, Jünglingen und Greisen, den sinnigen Silenen, dem edlen, wenn auch kentaurischen Chiron, dem sokratischen Satyr, den grazienreichen Nymphen und neckenden Eroten bis zu den in der üppigsten Sinnenlust halb thierisch, ja ganz thierisch, oft überthierisch schwelgenden Panen, Panesken, Papposilenen, Hermaphroditen etc.

Das himmlische Nysa, die ursprüngliche Geburts- und Wohnstätte des Gottes, wird von Diodor III. 67. eine gesegnete und reizende Insel genannt, voll Quellen und Gärten, voll fruchtbarer Bäume und wildwachsendem Wein. Den Mittelpunkt bildet eine runde Höhle voll Wohlklang und Wohlgeruch und in allen Farben schimmernd. Hier wurde der junge Dionysos gepflegt. Diodor erwähnt auch daneben einer volkreichen Stadt und lässt (III. 70.) den Gott Dionysos, als er erwachsen ist, mit dem Volk der Nysäer ausziehen, um die

Libyer zu überwältigen. Von diesem interessanten Kriege nun haben unsere grossen Akademiker trotz ihrer weltberühmten Gelehrsamkeit niemals das geringste Verständniss gehabt, ja kaum davon Notiz genommen. Es handelt sich aber grade hier von einem hellen Licht, das in die Grundlehren des classischen Heidenthums fällt. Denn Diodor bringt in der geheimnissvollen Höhle zu Nysa den jungen Gott Dionysos in die engste Verbindung mit der jungfräulichen Pallas Athene (III. 69.), die seine Jugend pflegt und beschützt. Sie ist das ewig jungfräuliche Licht, die reinste und heiligste Auffassung des göttlichen Geistes der hellenischen Gedankenwelt. Sie muss den jungen Dionysos leiten und beschützen, weil er berufen ist, durch Selbstaufopferung dereinst die Menschheit zu erlösen. In demselben Sinne steht bekanntlich Pallas Athene auch dem Herakles und allen Heroen der Humanität bei. Bevor aber Dionysos seine Mission in der Menschheit beginnen kann, müssen erst die bösen Naturgewalten überwunden seyn, muss die Erde erst zur Wohnstätte der Menschen bereitet seyn. Dem sittlichen Kampfe muss ein Kampf mit den rohen Elementen vorangehen. Das ist nun nach Diodor a. a. O. der Kampf der Nysäer gegen die Libyer, dasselbe was der Titanen- und Gigantenkrieg. Libyer aber werden die feindlichen Mächte genannt, weil Libyen für das südlichste Land galt, alles Böse aber vom Südpol herkommen sollte, wie alles Gute vom Nordpol. Nach der pythagoräischen, orphischen und neuplatonischen Lehre brachte der Nordwind Leben, der Südwind Tod, wohnten hinter dem Nordwind die Seligen und die Götter als Schöpfer und Erhalter der Welt, hinter dem Südwind aber die Verdammten und alle bösen zerstörenden Urmächte. Desshalb lässt Diodor den Dionysos und die Nysäer mit Zeus und Pallas Athene zugleich wider die Libyer ausziehen und bei diesem Anlass tödtet Pallas Athene das Ungeheuer des Südens, die schreckliche Aegis, und trägt seitdem deren Schuppenfell als Brustharnisch. Damit ist der Urgegensatz des Guten gegen das Böse ausgedrückt. Leider hat Diodor den grossen Götterkrieg euhemeristisch als einen gewöhnlichen Krieg irdischer Könige und Völker aufgefasst, doch lässt er uns im Volke der Nysäer aufs deutlichste das ganze gewöhnliche Gefolge des Bacchus wieder-

erkennen. So nennt er III. 71. die edelsten Nysäer ausdrücklich Silene und berichtet, Silen sey der erste Beherrscher von Nysa gewesen.

Der Kriegszug des Dionysos nach Indien, den der späte Dichter Nonnus am ausführlichsten beschrieben hat, spiegelt uns wahrscheinlich jenen ältesten Krieg der Nysäer wieder ab, zwar überaus zierlich ausgeschmückt, jedoch ohne den ursprünglichen Sinn wieder erkennen zu lassen. In dem Volk des Dionysos, wie es in Indien auftritt, herrscht das Bewusstseyn himmlischer Lust und Seligkeit im Sinnengenusse vor, wie auch in den meisten griechischen Grabbildern. Dennoch müssen wir auch alle diese trunkenen Silene, muthwilligen Satyrn und üppigen Pane auf das heilige Nysa am Nordpol zurückführen.

Die merkwürdige Wahlverwandtschaft der Dionysien und Saturnalien mit den Maskenzügen und dem Theater lässt sich auch jetzt noch in den Maskeraden, Spielen und Tänzen der Weihnachts- und Neujahrszeit wiedererkennen. Man begreift sie nur einseitig, wenn man sie immer blos aus der Weinlese und deren Lust erklären will. Diese Beziehung darf nicht ausgeschlossen werden, wegen der sakramentalen Bedeutung des Weines in den Dionysosmysterien, aber sie darf auch nicht allein gelten. Die Hauptsache bleibt immer die Vergegenwärtigung des himmlischen Lebens mitten im irdischen. Daher die durchgreifende Uebereinstimmung der altgriechischen Grabbilder mit dem altgriechischen Theater. Die Gelehrten haben sich gewundert, warum die Maler der Grabvasen ihre Satyrkostüme, wie ganz unverkennbar ist, so häufig aus den Satyrspielen der griechischen Bühne entlehnten. Aber nichts war natürlicher, da die Bühne ihre Stoffe ursprünglich aus der Mysterienlehre schöpfte, die den Dionysos- und Demeterfesten zu Grunde lag. Insofern musste das Theater mit dem Grabcultus übereinstimmen. Daher auch der Grundbegriff der Maske bei den Alten die Leiblichkeit, oder die irdische Hülle war, von welcher die Seele frei werden und mit welcher sie wechseln kann. Daher das reizende Spiel der Eroten mit der tragischen Maske, der lächelnde Liebesgott, der sich neckisch hinter der grässlichen Maske verbirgt. Diese Symbolik fand noch eine weitere Ergänzung

in den Miniaturbildern der Grazie, welche die Alten, wie bekannt, im hohlen Innern halbthierischer Satyrn versteckten. Nur so wurde die Bestialität der Panmaske und der ganze grobsinnliche Cultus auf den dionysischen Grabbildern, wie im dionysischen Himmelreich überhaupt, erklärlich und entschuldbar.

10.

Ariadne.

Die irdische Ergänzung des himmlischen Dionysos ist die berühmte Ariadne, die Personification der durch ihn von der Erde zum Himmel erhobenen Menschheit, so weit nämlich diese Menschheit in die Mysterienlehre eingeweiht war. Wer dieses Glückes nicht theilhaftig geworden war, auf den fand auch die Verheissung der Geheimlehre keine Anwendung. Nur wer die Pflichten der Eingeweihten kannte und übte, durfte auch ihre Rechte geniessen.

Die schöne Mythe von der Ariadne ist allgemein bekannt, wir brauchen daher nur das Wichtigste davon in Erinnerung zu bringen. König Minos auf der Insel Kreta liess sich von den Athenern jährlich einen Tribut von Jünglingen und Jungfrauen geben, sperrte dieselben im Labyrinth ein und liess sie hier von dem schrecklichen Minotauros, einem Stier mit Menschenkopf, fressen. Als aber ein edler Jüngling von Athen, Theseus, sich freiwillig unter die zum Tribut bestimmten Jünglinge mischte, um den Minotauros im Kampfe zu bestehen, verliebte sich Ariadne, des Minos schöne Tochter in ihn, gab ihm einen Zwirnknaul, an dessen abgewundenem Faden er den Rückweg aus dem Labyrinth finden konnte, und liess sich von ihm, nachdem er den Minotauros erschlagen hatte, entführen. Auf dem Rückweg aber schämte sich Theseus, ein landfremdes Weib nach seiner Heimat zu bringen, und als er auf der Insel Naxos gelandet war und Ariadne eben schlief, fuhr er davon und liess das arme Mädchen undankbar zurück. Sie schlief fort und wurde erst durch das lärmende Gefolge des Gottes Bacchus geweckt, der sie liebreich tröstete, als Gott ihr den Verlust des sterblichen Liebhabers reichlich

ersetzte und sie selbst zur Göttin erhob. Plutarch, Theseus 23. Hygin, fab. 42. Nonnus 47. 211. Philostratos, Gemälde I. 15.

Unter dem Labyrinth begreift man einen so ineinander verschlungenen Bau, dass niemand den Ausgang findet, dem er nicht besonders gezeigt wird. Vom Labyrinth auf der Insel Kreta glaubt man, es habe nur aus natürlichen Höhlen bestanden. Höck, Kreta I. 60. Von dem berühmten Labyrinth in Aegypten weiss man aber aus Herodot II. 148. Diodor I. 61. etc. und aus den wieder entdeckten Ruinen, dass es ein grosses Bauwerk gewesen ist. Herodot erzählt, es habe 1500 Gemächer über und eben so viele unter der Erde gezählt und sie seyen durch Schlangengänge verbunden gewesen. Sofern Herodot I. 123. erzählt, die Aegypter hätten geglaubt, die Seele des Menschen müsse nach seinem Tode 3000 Jahre lang durch die verschiedenartigsten Körper wandern, hat man die zweimal 1500 Gemächer des Labyrinths auf jene 3000 Wanderjahre bezogen. Plinius, Naturgeschichte XXXVI. 13. sagt dagegen, das ägyptische Labyrinth sey der Sonne heilig gewesen. Es hätte demnach wahrscheinlich den Aufenthalt des Sonnengotts (Adonis) über und unter der Erde bedeutet.

Der Name weist auf die Unterwelt, die Nachtseite der Natur, das Todtenreich hin, denn er kommt her von *λάβρος, λαυρός* (fressend, Höhle, Grab) und hängt zusammen mit Laren, Larven. Sepp, Heidenthum I. 96. Die Larve oder Scheinleib würde am besten die Wanderung der Seele durch viele Leiber ausdrücken.

Man hat den Mythus historisch zu erklären gesucht. Minotauros sollte der phönikische Moloch seyn, dem Kinder geopfert wurden, bis sich Athen von der Herrschaft Kretas befreite. Damit wird aber die Hauptsache gänzlich unerklärt gelassen, nämlich das Verhältniss der Ariadne einerseits zu Theseus, andrerseits zu Dionysos.

Ariadne bedeutet die menschliche Seele im vergänglichen Leibe und innerhalb der Zeitlichkeit. Sie widmet sich hier einem irdischen Manne, aber das ist nicht ihre wahre Bestimmung und jener Mann verdient sie auch nicht. Ohne es in ihrer liebenswürdigen Unschuld selber zu ahnen, hat sie eine

weit höhere Bestimmung. Die Liebe und Treue, die sie dem Theseus widmet, ist der Faden im Labyrinthe des irdischen Daseyns. In dieser ihrer zärtlichen Hingebung und Aufopferung liegt etwas Göttliches, ohne dass sie es selber weiss. Theseus braucht diesen Faden zu seinem Vortheil, ohne den Werth desselben zu begreifen, und benimmt sich als ein gemeiner Gesell, indem er das holde Mädchen verlässt. Nun erst, indem sie sich tiefem Herzeleid hingibt, naht ihr der unsterbliche Gott und erhebt sie aus der niedern Region gemeinen Eigennutzes in den Himmel, wo Liebe allein verstanden und belohnt wird. Theseus ist eine Personification der Menschheit innerhalb der Zeitlichkeit, praktisch, thatkräftig, ein Held, aber ohne Ahnung irgend eines höhern und edlern Daseyns. Ein weisses Segel seines Schiffes sollte, als er nach Athen zurückkehrte, seinem Vater schon von fern seine glückliche Rückkehr verkünden; aus Versehen aber zog er das schwarze Segel nicht ein und sein Vater stürzte sich ins Meer. Das bezeichnet den Wechsel innerhalb der Zeitlichkeit.

Ungemein genial contrastirt der Mythus den reichsstädtischen Zopf des Theseus, jenen dummen Familienstolz, dem die Jungfrau aus der Fremde zu gering erscheint, um sie in die Sippschaft aufzunehmen, mit der reizenden Unschuld des verlassenen Mädchens und ihrer Erhebung zu den Göttern in eine Region, von der aus man auf atheniensische Standesrücksichten herabsieht wie der Adler auf die Kinderstuben der Mäuse. Der Gedanke ist ganz demokratisch.

Bildliche Darstellungen aus dem Mythus kommen ausserordentlich oft auf antiken Grabvasen vor, weil sie den in die dionysischen Mysterien Eingeweihten mit ins Grab gegeben wurden als Verheissung der künftigen Seligkeit. Gewiss trugen diese Weihen sehr viel zur Veredlung Derer bei, die ihrer gewürdigt wurden. In ihnen concentrirte sich alle Geistesfreiheit und aller Seelenadel des Hellenenthums im Gegensatz gegen die Barbarei anderer Völker und des gemeinen Haufens in Hellas selbst. Die Weihung gewährte den Eingeweihten keine äussere, aber eine innere Vornehmigkeit von unschätzbarem Werthe und machte ihnen den Tod leicht und freudenvoll. Denn jede durch die Weihen geläuterte Seele sollte nach dem Tode mit Ariadne selbst identificirt

werden, eine Braut des Dionysos, wie dieselbe Vorstellung sich später in den Bräuten Christi wiederholt hat. Den antiken Sarkophagen, welche den Einzug der Ariadne in den Himmel darstellen, entsprechen die Grabbilder in den Katakomben, auf denen der Einzug Christi in Jerusalem dargestellt ist. Aringhi I. 329. 31.

Ein merkwürdiges Seitenstück zum Mythus von der Ariadne ist der von der Amymone bei Apollodor II. 1. 4. und Hygin, fab. 169. Amymone, die Schwester der Danaiden, wurde von einem Satyr verfolgt, aber vom Meergott Poseidon gegen ihn geschüzt und dieser Gott selbst widmete ihr seine Liebe und zog sie zu seiner Gottheit empor. Denkt man sich den Satyr als Pan oder als den Wintergott im Zeichen des Steinbocks, so kann Poseidon als das Frühlingsgewässer gedacht werden, welches die Erde vom Schmutz des Winters reinigt und den schönen Frühling bringt. Der Mythus hängt aber auf das genaueste mit den dionysischen Mysterien zusammen. Der Ort, wo der Gott die Nymphe umarmte und den Dreizack in die Erde stiess, war Lerna, derselbe, wo Persephone von Pluto in die Unterwelt entführt wurde, und derselbe, wo Herakles die Hydra erschlug, mit einem Wort der Eingang aus der Oberwelt in die Unterwelt. Die Danaiden sündigten und fielen der Pein anheim, in der Unterwelt, d. h. im irdischen Daseyn überhaupt immerfort in ein bodenloses Fass Wasser zu schöpfen, d. h. nutzlos zu leben, während ihre demüthige Schwester Amymone sich der Gottheit hingab und dadurch selig wurde. Vergl. Creuzer, Symbolik III. 495. IV. 144. Amymone bedeutet die in die Mysterien eingeweihte Minderheit vernünftiger Menschen, ihre Schwestern dagegen die Mehrheit der unvernünftig in den Tag hinein lebenden Menschen. Deshalb war der Krug, womit Amymone Wasser schöpft, das Gegenbild des leeren Danaidenfasses und wurde die Nymphe mit dem Kruge ausserordentlich häufig auf Vasen abgebildet, die man als Weihgeschenke den Eingeweihten übergab. Ganz so verhalten sich im Evangelio die Lampen der klugen Jungfrauen zu denen der thörichten.

Nicht übersehen darf man ferner den Contrast, welcher darin liegt, dass die Danaiden, zur Ehe berechtigt, dieselbe durch Mord brechen, die äusserste Hoffart und Unnatur des

Weibes, während Amymone die Tugend der Keuschheit, mit der sie sich gegen den Satyr sträubt, und die der Demuth, mit der sie dem Willen des Gottes gehorcht, vereinigt.

Indem Dionysos die schöne Ariadne in den Himmel einführte, verlieh Zeus ihr ewige Jugend. Hesiod, Theogonie 940. Seitdem heisst sie *Κόρη*, die Junge, und Dionysos selbst *Κόρος*, der Junge, beide ewig und unvergänglich. In ihrer unzertrennlichen Verbindung, er als der Mensch gewordene Gott, der sich opferte, um die Menschheit zu erlösen, und sie als die Gott gewordene Menschheit, heissen sie auf lateinisch *Liber* und *Libera*, was ziemlich auffallend an das nordische Vanenpaar Freyr und Freyja erinnert. Auf griechisch heisst Dionysos auch *Λύσιος*, der Lösende, Befreiende, was man gewöhnlich auf den Weingott bezieht, weil der Wein von Sorgen frei macht. Der Sinn liegt aber tiefer. Auch Servius zur Aeneis IV. 58. fasst die Sache nur gemein auf, wenn er sagt, Liber befreie vom ehelichen Zwange, indem er selbst mit dem Beispiel der Buhlerei vorangehe. Grade das Gegentheil ist das richtige. Ehe wir aber von der mystischen Ehe des Gottes mit der Menschheit, der heiligsten von allen, uns näher unterrichten und von der Krone der Ariadne reden, müssen wir erst ein anderes Attribut derselben, den Becher oder die Trinkschale, erörtern.

Krüge, Becher, Trinkschalen kommen zwar auf allen Bildwerken des dionysischen Kreises vor, weil hier der Wein die grösste Rolle spielt. Aber auch der Wein hat hier einen mystischen Sinn, denn er verhält sich zum Wasser, wie der Himmel zur Erde, wie das Ewige zum Zeitlichen. Dem Dionysos kommen zwei Becher zu, der eine, aus dem er sich berauscht und seiner Unsterblichkeit verlustig, in die irdische Welt hinabsinkt; der andere, aus dem er, zum Himmel zurückkehrend, wieder Unsterblichkeit trinkt. Zum letztern kann er nicht eher gelangen, als bis er, die Leiden der Menschen theilend, die Menschheit erlöst hat, also nur durch die Ariadne. Deshalb sehen wir auf dem merkwürdigen Sarkophag im Palast Casale die Ariadne mit dem Becher neben Dionysos, unter staunenden Satyrn und Bachantinen. Bunsen, Beschr. von Rom III. 1. Dieses Bild ist bedeutungsvoller, als die zahllosen andern, in denen Dionysos und Ariadne theils auf einem

Triumphwagen einherziehen, theils bachischen Gelagen vorsitzen.

Dass unter dem Becher ein Lebens- und Todessymbol verstanden wurde, geht auch aus dem Scholiasten der Ilias XX. 92. hervor, da derselbe bemerkt, Dionysos habe seinen Becher auf der Flucht vor dem Lykurgos verloren und später habe Thetis die Asche des Achilleus hineingethan. Nach Nonnus XIX. 516. gab Aphrodite dem Dionysos den von Hephästos gefertigten Becher. Das heisst, die Liebe gibt das Leben.

Die alten Griechen verbrannten ihre Todten und sammelten die Asche in Grabvasen, welche die Form von Weinkrügen hatten. Schon in dieser Form und nicht blos in den darauf gemalten Bildern, lag die Verheissung der Wiedergeburt.

Das wichtigste Attribut Ariadnens ist ihre Krone. Es ist darunter ein Blumenkranz und zwar als Brautkranz verstanden und derselbe ist das Vorbild aller Brautkränze auf Erden, denn nach Eratosthenes, Kat. 5. bezeichnet er die gesetzlich verlobte Braut und Ariadnens rechtmässiger Gatte Dionysos wird hier dem gesetzlosen Liebhaber Theseus entgegengesetzt. Die Mysterienlehre heiligte dadurch die Ehe im Gegensatz gegen die gemeine Buhlerei. Dadurch gewinnt der Dionysoscultus eine ganz neue edle und gleichsam heilige Seite, da man nur zu geneigt war, in diesem Cultus wegen der berauschten und bestialischen Pane und Mänaden, Böcke und Tiger den Triumph grober Sinnlichkeit zu sehen. Eine solche Auffassung verbot schon das Vorkommen der Bildwerke aus dem dionysischen Kreise an Sarkophagen und Grabvasen und vorzugsweise an diesen.

Bachofen in seiner schönen Abhandlung über die Gräbersymbolik der Alten S. 69 f. contrastirt die Krone der Ariadne mit dem Halsband der Harmonia. Dieses letztere ist Sinnbild der Zwietracht in der Zeit, jene Krone dagegen das Sinnbild der Eintracht in der Ewigkeit. Bachofen geht nicht zu weit, wenn er vermuthet, in den dionysischen Mysterien habe die Krone der Ariadne das Sakrament der Ehe bedeutet und dasselbe sey allen Eingeweihten zur Pflicht gemacht worden, als ausdrückliche Bedingung der künftigen Seligkeit, im Gegensatz

gegen die beiden Extreme, erstens des sterilen und lieblosen Amazonenthums und zweitens der sündhaften und bestialischen Buhlerei.

Unter den antiken Bildwerken nimmt eine der ersten Stellen die schöne Statue der schlafenden Ariadne im Vatican ein, die schon lange Zeit unter dem Namen einer Kleopatra berühmt war. Bunsen, Beschr. von Rom II. 175. Eine der schönsten Büsten der Ariadne von hoher Idealität und zartem Liebreiz befindet sich auf dem Capitol. Das. I. 288. III. 1. 255. Indem sie die vergötterte Menschheit in weiblicher Demuth und doch im Bewusstseyn des höchsten Glückes ausdrückt, nimmt sie unter den griechischen Idealen weiblicher Schönheit die richtige Mitte zwischen Athene und Aphrodite ein.

Ueber das junge Hirschkalb, welches Ariadne oder Libera häufig auf antiken Bildwerken trägt, habe ich mich schon in meinem Literaturblatt von 1845. Nr. 75. in einer Recension von Gerhards antiken Bildwerken ausgesprochen und ich setze die Stelle wörtlich hierher, um damit zugleich den Beweis zu führen, wie lange schon ich in diesen Gebieten der Forschung eingeweiht bin. Herr Gerhard sieht in dem Reh oder Hirschkalb, das sich häufig bei der Göttin Libera, aber auch bei Apollo findet, und dessen Fell die berühmte bacchische Nebris ist, ein Symbol des Sternenhimmels, weil das Thier mehrmals gefleckt vorkommt. Allein das junge Thier kommt noch viel häufiger ungefleckt vor, und da der bezeichnete Begriff auch durch das fleckige Pantherfell, so wie durch die Augen des Pfaus symbolisirt erscheint, so entsteht die Frage, wie unterscheiden sich diese Symbole untereinander? Am unwidersprechlichsten bedeutet der Pfau, dem Juno die Augen des Argus in den Schweif setzte, den nächtlichen Sternhimmel. Die beiden andern Symbole dürften daher, weil die antike Oekonomie jedem Symbol eine andere Bedeutung anweist, auch etwas anderes bedeuten.

Am Reh oder Hirschkalb sind zunächst nicht seine nur selten vorkommenden Flecke in Erwägung zu ziehen. Diese können nur eine Nebenbedeutung haben. Seine Hauptbedeutung liegt in der Hirschnatur. Es ist der junge Hirsch, dem noch keine Hörner gewachsen sind. Was bedeutet aber der

Hirsch? Ohne Zweifel nie etwas anderes als die Zeit, theils wegen seiner Flüchtigkeit, theils weil er alle Jahre seine Hörner abwirft. Diese Hörner verhalten sich genau so wie die Blätter der Palme, von denen Horapollo sagt, der Baum setze alle Jahr zwölf neue Blätter an und werfe zwölf alte ab, weshalb er bei den Aegyptern ein Sinnbild des Jahres sey. Die Palme aber bedeutet die Zeit in ihrer steten Fortdauer, weshalb sie auch mit dem Vogel Phönix sogar dem Namen nach identificirt wird; der Hirsch dagegen bedeutet die Zeit in ihrer Flucht. Der Hirsch mit vollem Geweih ist nun das vollendete Jahr, das Hirschkalb ohne Geweih aber ist das beginnende Jahr. Für die Richtigkeit dieser Erklärung sprechen eine Menge Mythen. Aktäon wird als Hirsch von seinen fünfzig Hunden zerrissen, das ist das Jahr, welches mit Vollendung seiner fünfzig Wochen stirbt. Die Mondgöttin Diana hat mit Hirschen aller Art zu thun, weil der Mond die Zeit bestimmt. Die merkwürdige mythische Hirschkuh Dianens aber, welche der Sonnenheros Herkules bezwingt, scheint ein vollkommenes Bild des ganzen Jahres zu seyn, weil sie eherne Füsse hat (was auf die Starrheit des Winters deutet, mit der das Jahr beginnt) und Hörner wie ein männlicher Hirsch. Hirschtödtungen durch Löwen und andere Sonnenthiere kommen häufig in derselben Bedeutung vor. Die Sonne, die das Jahr durchläuft, besiegt und verzehrt es gleichsam. Des Sonnengottes Liebling Cyparissus wird, weil er einen Hirsch getödtet, in eine Cypresse verwandelt, in den Baum, der die überwinternde Lebenskraft der Natur bedeutet und auf Gräber gepflanzt wurde. — Wenn nun andrerseits der Sonnengott Apollo ein junges Hirschkalb, oder die Mondheroin Atalante ein gleiches (auf dem Kasten des Kypselus) trägt, sollte darunter nicht das junge, neu beginnende Jahr zu verstehen seyn? das junge Thier, dem die Hörner erst noch wachsen sollten? Wenn das Herkuleskind Telephus von einer Hinde gesäugt wird (wie auch unser deutscher Sifrit), sollte das nicht die junge Jahressonne seyn, die von der Zeit gross gezogen wird? Wenn aber das Hirschkalb allein und fleckig erscheint, sollte es dann nicht die junge Frühlingszeit bedeuten können, welche die Erde mit einem Blumenteppich schmückt? Und sollte diesem Sinnbild nicht vielleicht das gefleckte Pantherfell in einer herbstlichen Bedeutung gegen-

überstehen? Wenigstens sind die vier Jahreszeiten auf dem nasonischen Grabmale durch eine Schweinsjagd (Winter), Hirschjagd (Frühling), Löwenjagd (Sommer) und Tigerjagd (Herbst) charakterisirt (Winckelmanns Versuch einer Allegorie §. 195.)

Die Hauptsache ist aber, dass das Hirschkalb nicht selten auf Grabdenkmälern von der Unsterblichkeitsgöttin Libera getragen wird. In dieser Verbindung nun kann es wohl nichts anderes bedeuten, als die junge Zeit nach dem Tode, die Zukunft der abgeschiedenen Seele, indem hier das aus dem gemeinen irdischen Jahresleben entlehnte Bild auf das höhere Leben übertragen wird, wie alle andern in den Mysterien der Unsterblichkeit vorkommenden Naturbilder?

In den Gestis Rom. c. 63. ist der Mythus von dem Faden der Ariadne ein wenig verändert. König Vespasian verspricht seine schöne Tochter Aglaë jedem, der sie haben will, aber wie viele junge Männer auch zu ihr in ihren Garten gehen, keiner kommt zurück. Endlich kommt einer, der ihr gefällt, und diesem sagt sie, es sey ein grimmiger Löwe im Garten, der alle ihre Freier fresse. Wenn er sich aber bewaffne und ihn aufsuche, werde er ihn tödten. Auch gab sie ihm einen Garnknaul mit, den er im Gehen abwickeln sollte, um an dem Faden den Rückweg zu finden. Er folgte ihrem Rath, tödtete den Löwen und bekam die Prinzessin zur Gemahlin. — In einem russischen Märchen gibt die dämonische Jaga-Baba dem Helden Tschurilo, indem er seine verlorene Geliebte sucht, einen Garnknaul mit, der von selbst vor ihm herrollt und dessen Faden ihm den rechten Weg weist. Mone, Heidenthum I. 130.

Noch gar nicht erklärt ist die merkwürdige Mythe von der Erdgöttin Kybele bei Diodor III. 57. 58. Hier wird die junge Kybele in Phrygien im Gebirg erzogen und zuerst mit dem Satyr Marsyas befreundet. Nachher als sie zur Jungfrau erwachsen war, verliebte sie sich in den schönen Jüngling Attis, verlor ihn aber bald durch den Tod und zog wehklagend durch das ganze Land, bis Marsyas sich wieder zu ihr gesellte und sie nach Nysa zum Gott Dionysos führte. Hier lernte sie den Apollo kennen, mit dem sich Marsyas in den bekannten Musikstreit einliess, aber besiegt und von Apollo lebendig

geschunden wurde. Nachher reuete den Apollo seine That und er zerriss seine Lyra, so dass jede Saite derselben von Linus, Orpheus, Thamyris und den Musen wieder hergestellt werden musste. Allein er vergass seinen Kummer, indem er sich in Kybele verliebte und mit ihr zu den Hyperboreern ging. Von da ist sie nicht wiedergekommen. In Phrygien brach unterdess eine Pest aus, die nicht eher endete, als bis nach einem Orakelspruch der Kybele Tempel und Altäre errichtet wurden.

In diesem Mythus, den Diodor nicht nur euhemeristisch auffasst, sondern auch wahrscheinlich nur sehr lückenhaft wiedergibt, lässt sich doch ein Grundgedanke erkennen, der interessant genug ist. Die Liebe der unter wilden Thieren auf den Bergen erzogenen Kybele steigert sich vom niedern Halbthiere Marsyas zum schönen menschlichen Jüngling Attis und von diesem zum hohen Gott des Lichtes und der Geistesschönheit. Oder in anderer Weise, sie steigt von der Erde zur Sonne auf, sofern Attis eine Personification der sterbenden Jahressonne ist, und immer mehr sich läuternd steigt sie noch höher empor zum ewigen Aether in die Heimat des reinsten Lichtes und Geistes, zum Urquell aller Dinge am Nordpol, wohin Nysa und die Hyperboreer weisen.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt man das Verständniss der auf Grabdenkmälern oft im höchsten Grade frivol und obscön aufgefassten Satyrn und Pane. Die schlummernde Bacchantin, die durch den frechen Pan geweckt wird, ist nur ein niederes Spiegelbild der vom Gott geweckten Ariadne.

11.

Das plastische Dionysosideal.

Wir haben erkannt, dass in Dionysos das Göttliche, Menschliche, Thierische und Pflanzliche eine mystische Verbindung eingeht. Daraus erklärt sich auch die grosse Mannigfaltigkeit seiner plastischen Ausgestaltungen in der griechischen Kunst. Da man das Göttliche nur in einer idealen Menschenform

finden konnte, herrscht in den antiken Dionysosbildern das Menschliche in idealer Schönheit vor, doch immer mit einem eigenthümlichen Zuge zur Natur und zum Sinnlichen hin. Was Geist in ihm ist, strebt nie von der Materie loszukommen, sondern ist liebend in die eigene Leiblichkeit versunken. Der süsseste Genuss des Lebens, des Athmens, der Sinne, mit einem Wort die Seligkeit eines schönen körperlichen Daseyns ist der Grundzug der Dionysosbilder. Auch umfassen diese Bilder, wie schon Macrobius, Sat. I. 18. erkennt, die ganze Sphäre des Menschlichen, die zarte Kindheit wie das bärtige Alter. Ja Dionysos ist nicht blos Mann, sondern auch Weib. Er ist jenes elastische Leben, das sich jedem Alter und Geschlecht anschmiegt.

Das schöne, nur zu Glück und Genuss bestimmte Bacchuskind war ein Lieblingsgegenstand für die griechische Kunst. Unzähligemal ist der kleine Gott dargestellt mit lachender Kindeslust, auf seiner heitern Stirn, um seine schwellenden Lippen schon die Ahnung künftiger höherer Genüsse. In der einen Bilderreihe erscheint er mit Epheu oder Weinlaub bekränzt, mit einer Weintraube oder Trinkschale, mit dem Thyrsus, auf dem Panther reitend, unter Nymphen, Bacchanten, Satyrn, Panen etc. In einer andern zeigt er einen mehr apollinischen Charakter. Der weise Kentaur Chiron lehrt ihn die Lyra spielen oder ein geistvoller Silen hebt ihn triumphirend in die Höhe. Man kann nicht immer deutlich unterscheiden, ob der junge Gott selbst, oder ob nur ein bacchischer Eros gemeint ist, oder ein Genius der Mysterien. Aber auch diese Eroten und Genien treten in zwei Richtungen auseinander. Die einen lachen und scherzen mit dem Gefolge des Weingotts und nehmen selbst satyreske Formen an, Spitzohren und Hörnchen; die andern haben mehr Weihe und Würde und gleichsam etwas Heiliges. Als Vorsteher der Mysterien und Genius der Wiedergeburt wird das Bacchuskind Jakchos genannt und bei den Eleusinien mit Myrthen bekränzt und angebetet. Strabo X. 3. Arnobius, deutsch von Besnard 434. Hermann, Feste von Hellas I. 494. Creuzer, Symb. IV. 396.

Dionysos als Jüngling hat immer etwas Weiches, fast Mädchenhaftes, seine Glieder sind gerundet, sein Haar hängt lang herab, ein Hauch der Wollust umgibt ihn. Auch ist eine

süsse Trunkenheit und seliges Sinnen das, was ihn in den Statuen vom jungen Apollo, der viel muthiger und klarer drein blickt, und vom schwermüthigen Antinous unterscheidet. Es sind uns noch sehr schöne Statuen des jugendlichen Gottes erhalten, in den Villen Ludovisi und Albani, in Dresden etc.

Am häufigsten sind die Statuen und Büsten, die den Gott im Uebergange zur reifen Männlichkeit, in der Vollkraft des Lebens zeigen, seltener die des ältern, stark bärtigen oder fälschlich s. g. indischen Bacchus. Im Alterthum war unter seinen Statuen die des Parrhasius am berühmtesten, von welcher das Sprichwort herkommt, „es geht nichts über den Bacchus." Suidas s. v. οὐδεν. Der Gott wurde von den Alten immer blond gemalt, um ihn als Sonnengott zu bezeichnen. Euripides, Bacch. 216. 457. Kyklopen 75. Seneca, Oedipus 421.

Auch als Mann zeigt der Gott in den Bildwerken häufig noch so weibliche Züge, dass man ihn zuweilen sogar mit einer Bacchantin verwechselt hat. Braun, Ruinen Roms S. 205. Andrerseits erscheint er oft so sinnig und geistreich, dass man seine Büste mit der des Plato verwechselt hat. Kunstblatt 1828. S. 142. Eine wahrhaft majestätische Büste des bärtigen Bacchus befindet sich in Paris, Kollof S. 370. Eine andere in Neapel, Gerhard und Panofka S. 113. Eine Statue im Vatikan mit langem weiblichem von Trauben durchflochtenem Haare, geniesst grossen Ruhm. Mus. Pio-Clem. II. 28. Sehr schön ist auch die Doppelbüste des Gottes und der Ariadne im britischen Museum II. 17. Ueber zahlreiche andere, mehr oder minder schöne antike Bacchusbilder mag man die bekannten Lehrbücher von Winckelmann, Hirt, O. Müller, Braun etc. vergleichen.

An einem Bacchuskopf im Vatican besteht der Bart des Gottes nicht aus Haaren, sondern aus Weinlaub. Bunsen, Beschr. von Rom II. 84. An einer Statue, die man bei Aquila fand, sind alle Lineamente im Gesicht und am Körper nur Zikzaklinien des Weinlaubs. Specimens of ancient sculpt. London 1809. I. pl. 55. 56.

Die Attribute des Gottes sind Epheu, Weinlaub, Trauben, eine Trinkschale, der Thyrsus. Niedrig, sinnlich wird er nur sehr selten dargestellt. Creuzer, Symb. IV. 121. Gerhard, Ant. Bildw. 328. Zuweilen kommt er in der Stierform vor

oder hat auch nur Stierhörner, mehr jedoch in Dichtungen, als in Bildwerken. Athenäus XI. 7. Plutarch, Isis 35. und quäst. gr. 36. Euripides, Bacch. 918. Einmal führt er den Blitz, Nonnus X. 185. Winckelmann VII. 272.

Indem Dionysos die ganze Menschheit personificirt, muss er auch Mann und Weib zugleich seyn. Deswegen haben ihn die alten Griechen zuweilen in mannweiblicher Form dargestellt. Die Künstler bemühten sich, diesen Doppelcharakter in einer weichen und träumerischen Jünglingsgestalt auszudrücken, weil das eigentlich Zwitterhafte eine Missform ist. Noch sind Statuen des Gottes erhalten, worin er weibisch gekleidet und der Doppelreiz des Geschlechts verschmolzen erscheint. Museo Pio-Clem. VII. 2. und andere. Vergl. Gerhard und Panofka, Neapel S. 93. Welcker, Trilogie S. 321. Sehr anmuthig ist die Bildung eines wagenlenkenden Zwitters von vorherrschend weiblicher Form auf einer Vase bei Tischbein III. 22.

In Sikyon wurde Dionysos als Weib angebetet. Clemens von Alexandrien, admonit. p. 25. An den Dionysosfesten vertauschten Männer und Weiber ihre Kleider. Lukian, Verleumdung 16. Man kann diese Symbolik auch kalendarisch verstehen, als Wechsel der männlichen und weiblichen Jahreshälfte. Indess ist in Dionysos der Begriff des Jahres nicht der vorherrschende, wohl aber der Begriff der gesammten Menschheit. Wie unbekannt im Alterthum selbst berühmten Mythographen die Mysterienlehre geblieben ist, erhellt aus Eustathius, der zur Ilias VI. 130. die abgeschmackte Bemerkung macht, die Weiblichkeit des Gottes erkläre sich aus seiner weibischen Furcht vor dem Lykurgos.

Einige Mythen beziehen sich ausdrücklich auf die Weiblichkeit des Gottes. Als Mädchen verkleidet kam er zu den Minyiaden, um sie, die ihn verachtet hatten, zu verderben. Da die Griechen, zumal in der spätern üppigen Zeit der Ptolemäer auch die erhabensten und zartesten Mysterienlehren zum Theil in naiver Weise, zum Theil auch absichtlich zu entweihen pflegten und den Olymp zuletzt geradezu in ein Bordell verwandelten, darf es nicht befremden, dass ihre schamlosen Dichter auch vom weiblich aufgefassten Dionysos die scandalösesten Mythen ersannen. Vergl. Servius zur Aeneis I. 67.

Hygin, poeta astr. II. 5. Clemens von Alexandrien, cohortatio ad gentes 22. Arnobius V. 28. Der Scholiast zu Lukians syrischer Göttin 16.

Ein Gegenstand der schwierigsten Untersuchung ist der hermaphroditische Eros oder Genius, der so häufig auf Vasen (Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. I. 118. 286.), in Büsten (Böttiger, Kleine Schriften I. 161.) und auf Gemmen (Tölken II. 110.) vorkommt und sich gewöhnlich durch reiferes Knabenalter, sehr lange und grosse Flügel und durch die Zeichen beider Geschlechter auszeichnet. Tölken hält ihn für den Pothos (das Begehren), einen Diener des Eros. Da er aber auch mit dem Thyrsus vorkommt (Daselbst III. 980. 981.) so gehört er offenbar dem bacchischen Kreise an und bedeutet den Genius der organischen Natur, sofern sie nur durch die Wechselwirkung der beiden Geschlechter bestehen kann.

Dem entsprechen zwei Hauptsymbole des dionysischen Kreises, die in allen Bacchanalien wiederkehren. Einmal der Thyrsusstab, die eigentlich dionysische Waffe, sodann die in mannigfaltiger Abwechslung theils zum Trinken, theils zur Musik dienenden Becken, Schalen und Becher. Jene haben männliche, diese weibliche Bedeutung. Beide vereint sind dasselbe, was die geheimnissvolle Schlange im Korbe, den die geweihten Jungfrauen bei der Mysterienfeier umhertrugen, und wieder dasselbe was die Schlange in der Heilschale der Hygieia. Das älteste Symbol des Weltganzen in seiner aktiven und passiven Bedeutung, die Harmonie von Kraft und Stoff; bei den Indern der Griffel in der Lotosblume, der Mast im Schiff; in der Märchenwelt die Lanze und der Becher auf dem Glasberge oder im Tempel auf Montsalvatsch.

Der Thyrsusstab ist mit Epheu umrankt und trägt an seiner Spitze den Pinienzapfen, die Frucht des auch im Winter grünen Nadelholzes, daher Sinnbild der jährlichen Wiedergeburt der Vegetation, der nie versiegenden Lebenskraft. Man setzte daher solche Pinienzapfen auf die Gräber als Verheissung, der Verstorbene werde wieder aufleben. Was bei den alten Griechen und Römern dieser Pinienzapfen, war bei den noch ältern Aegyptern die Cedernblüthe. In dem ältesten Märchen der Welt nämlich, welches in Hieroglyphenschrift auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Mumiensarge gefunden

wurde, von einer englischen Dame im Jahre 1852 gekauft und zuerst von Rougé in Paris ins Französische, vor einigen Jahren aber aufs neue von Brugsch aus dem Original ins Deutsche übertragen wurde, heisst es von einem gewissen Batau, der von seinem Bruder erschlagen wurde, seine Seele sey in die Blüthe eines Cedernbaumes verschlossen worden und habe darin fortgelebt. Die Ceder gehört zu den immergrünen Coniferen, deren Grün den Winter überdauert, die daher im Süden wie im Norden Sinnbilder des Todes und der dennoch den Tod überdauernden Lebenskraft waren. Die Blüthe der Ceder ist mithin ein höchst passendes Sinnbild für die Seele nach dem Tode des Leibes oder vor der Wiedergeburt.

12.

Der bacchische Triumph.

Die zahlreichen auf Sarkophagen und Grabvasen enthaltenen bacchischen Scenerien culminiren in den Darstellungen des bacchischen Triumphzugs. An demselben unterscheiden wir aber mehrfache Momente.

Einmal den Sieg über die Inder. Man hat das historisch nehmen wollen, es ist aber durchaus nur eine mystische Vorstellung. Unter den Indern ist nur die profane Menschenmenge gemeint, die in die Mysterien nicht eingeweiht ist und denselben widerstrebt. Im weitern Sinne ist unter ihnen überhaupt die Natur zu verstehen, die durch den Messias Dionysos erst vergeistigt, veredelt, idealisirt werden muss. Das hat Nonnus vortrefflich ausgemalt. Im Buch 17. seiner Dionysiaka tritt Orontes an der Spitze der Inder gegen Dionysos auf und ermahnt sein Volk, niemals Wein zu trinken, preist das Wasser als den alleinigen Gott, stürzt sich hinein und wird in einen Fluss verwandelt. Im 22. und den folgenden Büchern kämpft der stolze Inderkönig Deriades gegen Dionysos auf Leben und Tod und will um keinen Preis diesen neuen Gott anerkennen. Dionysos mit seinem lachenden Gefolge von Bacchanten, Satyrn, Panen etc. treibt den prosaischen Feind bis zum grossen Flusse Hydaspes zurück und hier im Wasser entspinnt sich der wüthendste Kampf; der Flussgott selber kämpft mit für die Inder und ruft

die Winde zu Hülfe, um seine Wellen noch höher gegen den Feind aufzuthürmen. Dionysos aber hält seine brennende Fackel in den Fluss und augenblicklich verwandelt sich alles Wasser in Feuer, verbrennt die Inder und flammt hinab zum Ocean, darauf verwandelt der Gott alles Wasser des Flusses in Wein. Ob Feuer, ob Wein, der Sinn ist der nämliche. Wenn wir nun auf Bildwerken den Dionysos auf einem Wagen, den eine Victoria lenkt, mit vielen Gefangenen, worunter auch die fremdartigen Elephanten erblicken, so ist damit immer des Gottes Triumph über die Inder gemeint. Bunsen, Beschr. von Rom II. 77. 150. 164. III. 184. Waagen, England II. 556. Zoëga, bass. 7. 8.

Ein zweites fruchtbares Motiv für die geistreichen Künstler des dionysischen Grabcultus war die Findung der Ariadne. Der Gott ist mit seinem zahlreichen Gefolge unterwegs. Da entdeckt ein Pan oder Silen die schlummernde Schöne und zeigt sie dem Gotte, der vom Wagen herabsteigt um sie zu wecken. Das ist das Erwachen der Seele im Himmel nach dem irdischen Tode. Theseus, der sie verlassen, war nur die Menschheit, Dionysos ist die Gottheit. Schon Philostratos der Aeltere beschreibt in seinen Gemälden I. 15. den der schlafenden Ariadne liebevoll nahenden Gott. „Ihre Brust ist entblöst, ihr Haupt ruht auf dem erhobenen Arm. Welch ein Athemzug und wie süss! Ob er nach Aepfeln oder Trauben duftet, o Bacchus, wirst du nach dem ersten Kusse wissen.“ Dass die Scene auch in lebenden Bildern pantomimisch dargestellt wurde, ersehen wir aus Xenophons Symposium IX. 9. 2. Wie beliebt der Gegenstand seyn musste, erhellt daher, dass unter den Wandbildern von Herkulanum und Pompeji fünfmal die von Theseus verlassene, zweimal die von Bacchus gefundene und noch öfter die im Schlaf von einem Pan belauschte Ariadne vorkommt (nach der Hamburger Ausgabe II. 32—35. 75. 106. 107.). Derselbe Gegenstand kehrt auch auf Basreliefs ausserordentlich oft wieder, die sich an Sarkophagen finden. Mus. Pio-Clem. IV. 29. V. 8. Beschr. von Rom II. 2. 137. d'Agincourt III. 1. Fig. 22. Mus. Worsley IV. I.

Besonders von Interesse ist ein Vasenbild bei Gerhard, Berlins Antike Denkmäler S. 244., weil hier Dionysos die verschämte Ariadne zurückhält, während Pallas Athene den

Theseus vertreibt. Wenn auch die ewig jungfräuliche Athene nicht in den sinnlichen Cultus des Dionysos passt, so ist doch in dem letztern die Sinnlichkeit auch wieder so hoch geadelt, dass beide Gottheiten sich gemeinsam über die niedere Natur erheben. Deshalb scheint ihre Bundesgenossenschaft auf dem alten Vasenbilde der Mysterienlehre mehr getreu geblieben zu seyn, als die Auffassung des viel spätern Dichter Nonnus, der im 26. Buch seines grossen Gedichts die Pallas Athene zu einer Bundesgenossin der Inder gegen den Dionysos macht.

Den Höhenpunkt erreichen die in Rede stehenden Triumphzüge des Bacchus in der Rückkehr zum Himmel, in dem feierlichen Einzug des Dionysos mit der Ariadne in Nysa. Diese Scene kommt überaus oft auf Sarkophagen vor. Man hat häufig in der weiblichen Gefährtin des triumphirenden Gottes ein anderes Wesen als die Ariadne erkennen wollen und gemeint, Ariadne sey immer nur an ihrer Krone oder an ihrem Kranze bestimmt zu erkennen. Allerdings theilt die Mutter Semele die Ehre, von ihrem Sohn in den Himmel eingeführt zu werden; aber Kore, Persephone, Libera und selbst Aphrodite, wenn man lieber diese auf dem Triumphwagen hat sehen wollen, fallen doch mit der Ariadne in einen Grundbegriff zusammen. Man hat auch an die Amme Nysa und an die Methe und Mystis gedacht, doch sind diese dem Gott mehr untergeordnet und gehören nicht unmittelbar an seine Seite. Der Hauptbegriff bleibt immer die durch Liebe zur Gottheit erhobene Menschheit.*) Das ist Ariadne ausschliesslich. Zur Kore oder Libera wird sie erst durch ihre innige Verbindung mit dem Gotte. Den Triumphwagen ziehen am häufigsten Kentaurn, Sinnbilder der besiegten, gezähmten und veredelten Natur. Aber auch Löwen, als Sinnbilder der durch Liebe gezähmten Kraft, Tiger als Sinnbilder der besiegten Leidenschaft. Eine eigenthümliche Symbolik liegt in den trächtigen

*) Es lässt sich kaum leugnen, dass zwischen dieser alten heidnischen Mysterienlehre von der Hochzeit des Dionysos und der Ariadne im Himmel und der christlichen Vorstellung im 19. Capitel der Offenbarung Johannes von der Hochzeit des Lammes ein gewisser Ideenzusammenhang besteht. Die Braut des Lammes ist die Gemeinde der Heiligen, die zur Gottheit erhobene Menschheit.

Pantherinnen, die den Triumphwagen ziehen bei Gerhard, Berlins antike Denkmäler 95.

Eben so häufig, wie die Triumphzüge sind die bacchischen Gelage oder Conversationen. Hier macht es sich der Gott mit seiner himmlischen Geliebten und seinem fröhlichen Gefolge erst eigentlich bequem. Hier umarmt er die schöne Ariadne, setzt ihr den Kranz auf, reicht ihr den Becher. Hier finden wir auch schon in den Armen des glücklichen Paares ihr gemeinschaftliches Kind, den schönen Knaben Staphilos, der den Traubengeist bezeichnet. Braun, Griech. Myth. 554. In ihrer Umgebung finden wir dann zunächst die Grazien, den Eros, nicht selten auch den Herakles, den seine männliche Leibes- und Seelenstärke eben so zum Himmel erhoben hat, wie die Ariadne ihre Liebe. Die weitere Umgebung des göttlichen Paares bildet dann das schon geschilderte Gefolge, mit den dionysischen Thieren. Eins der schönsten Sinnbilder der durch himmlische Liebe gezähmten irdischen Triebe ist der die schöne Ariadne sanft und gehorsam auf seinem Rücken tragende Tiger. Eigenthümlich erscheint das junge Reh oder Hirschkalb, welches Aphrodite an sich drückt, oder auch auf der Schulter trägt. Gerhard, Antik. Bildw. I. 181. 185. Es bedeutet die ewige Jugend in Nysa. Der gehörnte Hirsch ist das Sinnbild der irdischen Zeit, die Hirschkuh mit ihrem Jungen das Sinnbild des neuen Jahres, das Junge allein bedeutet das Ewigneue der Zeit oder die unvergängliche Jugend in der Ewigkeit. Es scheint mir deswegen, die Nebris oder das Hirschfell, welches so oft im Gefolge des Bacchus wiederkehrt, bezeichne dieses Gefolge ausdrücklich als die lang lebenden Hyperboreer, als das eingeborene Volk von Nysa, die Ureinwohner des Himmels. Nach Diodor III. 71. Die Makrobier oder Langlebenden des Orpheus, Arg. 1105 f.

An die Gelage und Conversationen des dionysischen Götterpaares reihen sich nun noch eine Menge Scenerien, in welchen wir Bacchanten und Bacchantinnen, Silene, Satyrn und Pane ihre himmlische Lust geniessen sehen und zwar steigt der Genuss sichtbar vom höchsten Adel des Geistes im seligen Blick des Dionysos und der Ariadne bis zur thierischen Sinnenbefriedigung hinab, oder steigt aus der süssesten Tiefe des Herzens zu einer muthwilligen Efflorescenz

des Scherzes und Witzes empor, ein Urquell, der im schönen Springbrunnen aufjauchzend sich endlich in Schaum und Staub verliert. In den specifisch bacchischen Scenerien wird vorzugsweise der Geschmackssinn befriedigt. Es sind die fröhlichsten Gelage der himmlischen Weinlese und man trinkt in einer reizenden Stufenfolge des Genusses. Der Gott geniesst, indem er den Becher an die Lippen setzt, gleichsam sich selbst. Was Ariadne schlürft, ist der Trank der Unsterblichkeit; der durstige Silen spiegelt sich im Becher der Weisheit. Feuer trinkt die Tigerin und an der sanft entschlummerten Bacchantin trinkt ihr junges Kind mehr Seligkeit als alle andern.

Von den Gelagen unterscheiden sich dann wieder die erotischen Scenerien, in denen die ganze nysaische Gesellschaft sich nur der Liebe erfreut. Eine der reichsten finden wir auf einem Sarkophage im Vatikan. Satyrn werben um Bacchantinnen und fast alle Möglichkeiten der Sprödigkeit wie der Willigkeit sind dabei erschöpft in den mannigfaltigsten Gruppen. Bunsen, Beschreib. von Rom II. 133. Welcker, Zeitschrift I. 391.

Auf vielen antiken Grabdenkmälern machen Genuss und Scherz mehr einem sittlichen Ernste Platz in Darbringung von Opfern und Spenden für den unsterblich machenden Gott. Indessen mischt sich auch hier die liebe Natürlichkeit in einer für moderne Menschen etwas überraschenden Weise ein. Wir Neuern sind zu sehr geneigt, in solchen Darstellungen, z. B. in der Andacht vor dem Lingam, nur Ironie sehen zu wollen, die Alten haben es indess damit wohl ganz ernst gemeint. Ironie und absichtlicher Muthwille gehört einer letzten Gattung von bacchischen Gruppen an, in denen der überlegene Geist auf eine witzige Weise mit den körperlichen Neigungen und Trieben spielt

Es lässt sich wohl nicht leugnen, dass auf die Bildwerke, in denen die dionysische Trunkenheit und Lust allzusehr ausschweift, die Entartung der Dionysien schon im alten Athen (Euripides, bacch. 778.) und der berüchtigten Bacchanalien zu Rom, nicht wenig eingewirkt hat. Die Mysterien selbst konnten trotz ihres ursprünglichen Adels im Verlaufe der Zeit der nämlichen Gemeinmachung nicht entgehen, welche

auch schon die ursprünglich unschuldige Naturreligion entweiht und uralt heilige Symbole in Ovid's Metamorphosen entarten liess.

Nach indischem Mythus feierte Rama, als er seine Geliebte Sita aus der Gewalt der Dämonen befreit hatte, einen ähnlichen Triumph, wie Dionysos mit seiner Ariadne. Auf einem Bilde bei Coleman pl. 10. sieht man sie von den weisen alten Rishis, wie von Silenen, und von Affen wie von Satyrn umgeben. Ein Beweis mehr, dass wir keinen Anstand nehmen dürfen, das selige Volk der Hyperboreer und Makrobier mit dem halbthierischen Gefolge des Dionysos zu identificiren. Silen war nach Diodor III. 71. der erste König von Nysa und die mit Dionysos in Libyen kämpfenden Silene hiessen die edelsten der Nysäer. Das Halbthierische der Himmelsbewohner erklärt sich aus dem unabweislichen Bedürfniss des sinnlichen Griechenvolks, sich nicht mit geistigem Genuss zu begnügen, sondern mit dem feinsten Raffinement den geistigen Genuss zu verbinden.

13.

Die Bienen.

Das fromme Volk der Bienen mit seinem wohlgeordneten Staate und mit seinem süssen Honig bedeutet das Volk der Seligen im Himmel, die in vollkommener Unschuld und Eintracht ewig das süsseste Glück geniessen. So sagt ausdrücklich Porphyrius, de antro nymph. 19.

Die Griechen glaubten, die Bienen seyen aus einem todten Stiere hervorgekommen. Plinius Naturgeschichte XI. 20. Photius 1611. Wenn nun auch Ovid, fasti I. 375 f. vermuthet, die Seele des Stiers gehe, weil er so viele Pflanzen gefressen habe, zur Strafe in unzählige Bienenseelen über, welche die Pflanze nur liebkosen, ohne sie zu verletzen, so ist das doch nur ein guter Witz und die griechische Mysterienlehre nimmt das Sinnbild viel ernsthafter. Aristäus, so sagt die Mythe, der Erzieher des Dionysos, dem alle seine Bienen gestorben waren, begrub nach dem Rathe des Proteus (des Verwandlers) vier Stiere und vier Kühe und aus ihren Leichen flogen un-

zählige Bienen auf, die in reinster Unschuld leben, sich ohne Zeugung fortpflanzen, ihrem Könige wie liebende Kinder gehorchen, in denen ein Theil des göttlichen Geistes lebt und welche Zeugen der goldnen Zeit sind. Virgil, Landbau IV. 220. 550 f. Auffallend ist, dass der römische Name der Biene der des ägyptischen Stieres Apis ist. Dieser Stier bedeutet aber den Gott Osiris, dessen Seele nach seinem Tode in den Stier überging. Damit stimmt die altpersische Lehre, nach welcher am Weltende der Stier Hazaiosch erscheinen wird, der die Keime aller guten Dinge in sich trägt, welche zur Wiedergeburt in der neuen Welt bestimmt sind. Bundehesch 19. Kleuker, Zendavesta III. 92. Auch der persische Mithrasstier der spätern Mysterien starb als Opfer in der Zeitlichkeit, um die Wiedergeburt in der Ewigkeit zu sichern. Bekanntlich wurde der Mithrascultus durch die römischen Garnisonen auch in Gallien und selbst im südlichen Deutschland verbreitet. Dass zu solchen abendländischen Mithras-Mysterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben schon Creuzer und Andere vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeschriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutsch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heisst es, wenn man Melissenkraut bei sich trage, könne man damit die Ochsen locken, wohin man wolle. Unter den geschnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äusserst zierliche Darstellung einer Biene, die mit zwei andern vorgespannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers. Porphyrius, de antro nymph. 20. zählt auch das Sternbild des Stiers hierher und vergleicht die das Stierauge umgebenden Hyaden mit Bienen.

Natürlicherweise wurden die Bienen in der Mysterienlehre der Griechen nun auch von dem in Stierform zerrissenen Dionysos-Zagreus hergeleitet, wobei es einerlei ist, in welchem Volk und Cultus das Symbol zuerst auftauchte. Dionysos, der auch unter dem Namen Zagreus vorkommt, wurde als Stier von den Titanen zerrissen. Diodor III. 61. Mit dem Hervor-

kommen der Bienen aus dem todten Stiere ist ursprünglich nur gemeint, aus der von den anorganischen Elementen zerrissenen Materie geht die kleine, aber lebendige Welt der Organismen hervor; denn die Biene, die aus den Blüthen Honig saugt, ist ein Sinnbild sowohl der Pflanzen- als Thierwelt. Später erst legte man die höhere Bedeutung der wiedergeborenen Seelen in sie hinein.

Dionysos führte den Namen Brisäus von βλίττειν, Honig schneiden. Creuzer II. 487. Das bedeutet die Süssigkeit des himmlischen Lebens. Auch die Perser verglichen ihren Urkönig Dschemschid im goldenen Zeitalter mit dem Könige im Staate der Bienen. Herbelot s. v. Giamschid. Virgil, vom Landbau IV. 220. sagt, alle Thiere kommen von den vier Elementen, nur die Biene allein ist aus dem göttlichen Ingenium entsprungen. Es ist auch ein deutscher Volksglaube, unter allen Thieren stammen die Bienen allein aus dem Paradiese. v. Leoprechting, Lechrain Nr. 20. Nach Plutarch, Ehevorschriften p. 144, sind die Bienen so unschuldig und rein, dass sie, wenn sich Menschen dem Bienenstock nähern, sogleich erkennen, ob dieselben keusch sind oder nicht.

Man konnte in der That für den friedlichen Staat der Seligen im Himmel und für die Süssigkeit ihres Genusses kein passenderes Bild finden, als den Bienenstaat. Und da die Bienen in der Luft herumfliegen, konnte man sich leicht vorstellen, sie kämen vom Himmel. So nennt man den Honig Himmelschweiss. Helmuth, Volksnaturlehre 1812. S. 261. Stöber, Elsässer Sagen Nr. 13.

In den Mithrasmysterien wird die Biene auch mit einem Löwen verbunden. Der Löwe ist Mithras selbst, der starke Gott, der den Stier nur opfert als das irdische Leben, damit in der Wiedergeburt das himmlische Leben daraus entstehe. Dieses Wunder der Erlösung wird nun bezeichnet durch eine Biene im Munde des Löwen. Mus. Flor. II. tab. 78. Nr. 1. 2. Gorläi, dact. II. 228. Tassie Nr. 686 f. Das Sinnbild ist wohl sehr alt. Die Bienen im Rachen des todten Löwen des Simson erinnern daran.

Weil die Bienen dem Weltcentrum angehören, wurden sie auch als die Ammen des höchsten Naturgottes angesehen,

deshalb war Melissa (die Biene) Amme des Zeus. Lactantius de falsa rel. I. 22. Bienen nährten den jungen Zeus mit Nectar, herbeigelockt durch den Erzklang der Kureten, weshalb noch jetzt die Bienen gern dem Erzklange folgen. Virgil, Landbau IV. 151. Vielleicht ist unter dem Erzklang die Sphärenharmonie verstanden, die Harmonie der sieben Planeten, deren jeder einem Metall vorstand. Sofern überhaupt ein Naturgott als Kind aufgefasst werden konnte, gehört er schon ins Gebiet des Zeitenwechsels, die Bienen aber waren schon vor ihm da in der Ewigkeit.

Die Inder sehen in ihrem Gott Wischnu das erhaltende Weltprincip und vorzugsweise den guten, liebenden Gott, im Gegensatz gegen Brahma, die schaffende, aber auch zuweilen fehlgreifende Kraft, und gegen Shiwa, den Zerstörer. Die Inder dachten sich nun den Wischnu personificirt als Biene auf einer Lotosblume ruhend, abgebildet bei Niclas Müller, tab. II. fig. 70. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Krischna (eine Verkörperung Wischnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addison hat uns eine schöne indische Mythe von der Beziehung Krischna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscences, im Auszug in Frorieps neuen Notizen I. S. 103). Krischna verwandelte eine seiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (*ocymum nigrum*) und verordnete, man solle künftig seinen Gottesdienst nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken nehmen, stets diese Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöser Cultus ist, weil der Gott selbst in den Bienen verborgen ist.

Auch die Griechen dachten sich wenigstens, die Biene sey aus einer Blume entstanden. Aristoteles, Thiergesch. V. 18. Zeus selbst kommt als Biene vor, die man aber häufig mit einer Fliege verwechselt hat. Creuzer, Symbolik, zweite Auflage II. 587., abgebildet auf Taf. 5. Nr. 3.

Eine Biene ist die Amme des Zeus, also Honig die erste Götterspeise. Wie Milch die erste Speise für die in den irdischen Leib hinabgesunkenen Seelen ist, so Honig die erste Speise der Wiedergeborenen im Himmel. In dieser Bedeutung der Seelenreinigung erscheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunst, als Gabe des göttlichen Geistes

überhaupt, und die Bienen werden zu Musen. Apollo empfing je am 24. Juli als Bienengott ein Opfer, und zwar nicht blos, weil die Bienen gern in der Sonne ihren Honig sammeln. Musen in Gestalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Asien. Die Bienen werden Vögel der Musen genannt. Varro, de re rustic. III. 16. Bienen, geflügelte Melodien der Musen kennt Athenäus XIV. 8. Melodie heisst wörtlich „der honigsüsse Ton". Platon vergleicht im Jon den Dichter mit einer Biene, dem leichten, geflügelten und heiligen Wesen, der Gottheit voll. Von Platon selbst und von Pindar dichtete man, Bienen hätten sie in ihrer Kindheit mit Honig genährt und ihnen dadurch die Gabe der süssen Rede verliehen. Aelian, Vermischte Geschichten XII. 45. Jamos, ein Sohn des Apollo, wurde als Kind auf Veilchen ruhend von zwei Schlangen mit Honig genährt und später der Stammvater eines berühmten Sehergeschlechts. Pindar, Olymp VI. Zu Delphi, wo das grosse Orakel des Gottes war, bauten ihm die Bienen einen zierlichen kleinen Tempel aus Wachs. Pausanias X. 5. Auch seine berühmte Priesterin Pythia hiess die Biene von Delphi. Pindar, Pyth. 106.

Das Bienensymbol bezieht sich aber hauptsächlich auf die Wiedergeburt. Bellori hat unter den von ihm gesammelten Bienensymbolen tab. VII. aus der Barberinischen Daktyliothek eine Gemme abbilden lassen, welche den Eros auf einem Kruge über Wasser fahrend darstellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber ist auf dem Kruge noch eine Biene dargestellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Asche bestimmt ist.

Der Honig, welcher nach der alten Edda mit Quasirs Blut in Odins Meth gemischt wird, bedeutet die reinste Unschuld, während das Blut, die Gabe des bösen Gottes Locki, die Schuld kennzeichnet. Honig kommt vom Himmel, das Blut gehört der Erde.

In der jüngern Edda geschieht des Honigthaues Erwähnung (in der Uebersetzung von Simrock S. 253), der von der Weltesche Yggdrasill auf die Erde herabfällt und von dem sich die Bienen nähren. Damit wird ausgedrückt, die Bienen können ohne diesen himmlischen Einfluss nicht leben, oder

mit andern Worten, die Bienen stammen selbst aus dem Himmel. Damit stimmt auch ihr Name Immen überein.

Die wunderbare Harmonie, in welcher die Bienen leben, und die Süssigkeit dessen, was sie bereiten, passt ganz zum Leben der Seligen im Himmel. Auch die alten Pythagoräer hielten die Bienen für die Seelen aus der Zeit der ersten Unschuld oder für selige Geister. Porphyrius, de antro nymph. 19.

In deutschen Volkssagen kommt zuweilen die Seele in Bienengestalt aus dem Körper eines Schlafenden heraus. Schreiber, Taschenbuch 1844. S. 308. Noch bestimmter sind dem Namen und dem Wesen nach mit den Bienen die Heimchen (Embryonen) des deutschen Volksglaubens zu vergleichen. Das sind nämlich die Seelen der noch ungeborenen Menschen, welche Mutter Perchta aus ihrer himmlischen Heimat in die irdische Körperwelt einführt und zwar in der Perchtennacht (6. Januar), in der Wintermitte, am Neujahr. Der Name Heimchen ist überhaupt ursprünglich nicht von den hässlichen Grillen, sondern von den Immen zu verstehen. In v. Leoprechtings Lechrain S. 80. heisst es von der Imb, dieses Thier sey das einzige, welches unverwandelt aus dem Paradiese in die irdische Welt herabgekommen sey, also noch seine ganze Unschuld und Heiligkeit bewahre. Das Volk am Lech sagt, alle Thiere crepiren, nur die Biene stirbt. In jedem Dorfe hat man einen Immenvater, der Bienen unterhält, weil die Nähe dieser Thiere dem Menschen heilsam ist.

In Thomassons finnischer Mythologie, deutsch von Petersen S. 56. sind finnische Volksliedchen mitgetheilt, worin die Bienen gebeten werden: „Biene, du Weltvöglein, flieg in die Weite über neun Seen, über den Mond, über die Sonne, hinter des Himmels Sterne, neben der Achse des Wagengestirns, flieg in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorrathskammer, bring Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schnabel für böse Eisenwunden und Feuerwunden.“ Vergl. auch Schröter, finnische Runen S. 25. 41. Man ersieht hieraus auf das allerdeutlichste, die Biene soll zum Siebengestirn am Nordpol fliegen, was auf das glänzendste unsere bisherige Auffassung bestätigt.

Dass auch bei den keltischen Völkern dieselbe Vorstellung geherrscht habe, erhellt aus den wälischen Gesetzbüchern (Dull Gwent II. 27. § 1.). Da heisst es, wie Leo in der „Malbergischen Glosse 1842“ I. 119. übersetzt: „Der Adel der Bienen ist vom Paradies entsprossen und wegen der Sünde des Menschen kamen sie von da heraus und Gott schenkte ihnen seinen Segen und deshalb ist die Messe nicht zu singen ohne Wachs.“

In Virgils Landbau IV. 220. heisst es ausdrücklich, in den Bienen wohne ein Theil des göttlichen Geistes und Hauch des Aethers. Auch in der griechischen Anthologie, übersetzt von Herder, heisst es von den Bienen, aus ihren niedlichen Zellen strömt ein goldner Strom, eine Quelle aus längst vergangener Zeit, wo noch keine Hacke, kein Pflug die Erde verwundete, und der Sänger ruft ihnen zu.

„Fliegt, ihr Nectar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr geniesset und schafft.“

In der Normandie, wo germanischer Einfluss vorherrscht, glaubt man von den Bienen, sie verstünden alles was man sagt, und rächten sich gelegentlich für Beleidigungen, brächten aber dem Hause Heil, wenn man sie gut behandle. De Nore, coutumes de France p. 285.

In einer merkwürdigen tscherkessischen Sage (bei Neumann) heisst es: Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht schützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen abstammte. Vergleiche Dubois de Montpereux, Reise nach dem Kaukasus (deutsche Ausgabe I. 78).

Sofern die Biene die aus der irdischen Hülle befreite Seele bedeutet, erhielt der Honig eine symbolische, man könnte sagen sacramentale Bedeutung im Grabcultus und nicht weniger bei Hochzeiten und Geburten. Das Salben mit Honig, das Geniessen von Honig und endlich sogar das Begraben in Honig kam im irdischen Daseyn einer Anweisung auf den künftigen Himmel gleich. Nach Plinius, Naturg. XXII. 24. kann im Honig das Fleisch nicht verwesen. Da ich mich über diese Symbolik schon in meinen mythologischen Forschungen von 1842. S. 207 f. ausgesprochen habe, weise ich darauf hin und

erinnere nur an den berühmten Mythus vom Glaukos, der in einem Honigfasse sterbend durch eine Schlange mit einem Heilkraute wieder lebendig gemacht wurde. Apollodor III. 3. 1. Hygin, Fab. 251. Auch im alten Babylon wurden vornehme Leichen in Honig begraben. Herodot I. 198. Die Griechen brachten bei Leichenbegängnissen Honigopfer. Homer, Odyssee XI. 27. Noch jetzt wird in Russland neben den Sarg ein Teller mit Honig gesetzt. Kohl, Petersburg I. 198. Alexander der Grosse soll in einem goldenen mit Honig gefüllten Sarge beigesetzt worden seyn, nach einer muhamedanischen Sage des Ebn Batrik bei Herbelot. — Statt des Honig brauchte man auch Wachs. Nach Herodot I. 140. wurden die Leichen der alten Perser, nach demselben IV. 71. auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen. Die Assyrer begruben ihre Todten in Honig, nachdem sie sie erst mit Wachs überzogen hatten. Strabo XIV.

Sofern in der Wintersonnenwende jedes Jahr stirbt und wieder neu geboren wird, wandte man auch auf diese Geburt und diesen Tod die Bienensymbolik an. Daher der allgemeine Gebrauch der Polen, der auch noch in Schlesien herrscht, zu Weihnachten Honigkuchen, oder Karpfen in einer Honigkuchenbrühe zu essen. Paullini, Bauernphysik 85.

Merkwürdig ist ein noch jetzt bei den Abazas im Kaukasus vorkommender Gebrauch. Wenn ihr Bey stirbt, legen sie ihn in einen hölzernen Sarg, an dem eine Oeffnung ist und schieben ihn zwischen die Aeste eines Baumes hinein. Wenn nun die Fäulniss vorüber ist, nisten die Bienen hinein und überziehen den von der Luft ausgetrockneten Leichnam allmälig mit ihren Waben. Morgenblatt 1819. Nr. 299.

Auch der Gebrauch der Wachskerzen wurzelt in dem alten Glauben. In einem vlämischen Volksliede, Gent bei van Pemel Nr. 5. heisst es: die Biene, die angenehme Bestie, dem Menschen so getreu, vertreibt ihm auch noch (durch die von ihrem Wachs geformte Kerze), wenns bei ihm ans Sterben geht, die höllischen Geister.

Viertes Buch.

Die Gräbersymbolik der alten Griechen.

1.

Einige Vorbemerkungen über die Vasenkunde.

Die Vasen in gebranntem Thone, die man zu vielen tausenden in altgriechischen Gräbern gefunden hat und noch findet, sind durchgängig mit symbolischen Darstellungen aus den Mysterien und mit Scenen aus der griechischen Mythologie geschmückt. Man findet darunter vieles, worüber uns die hinterlassenen Schriften der Griechen keinen Aufschluss geben, sie dienen insofern denselben zur Ergänzung und sind für den Alterthumsforscher von der grössten Wichtigkeit. Jedoch ist das Studium derselben noch neu und man muss so billig seyn, über die hin und wieder sehr ungenügenden Deutungen der Vasenbilder und der Vasen überhaupt nach ihrer Bestimmung kein allzu hartes Urtheil zu fällen. Nur muss vor allzu voreiligen Erklärungen gewarnt werden, weil das Material noch lange nicht erschöpft ist, vielmehr fast jährlich in neu entdeckten Gräbern immer neue Funde gemacht werden.

Es war wohl natürlich, dass diejenigen Archäologen, welche sich einmal in die einseitige Ueberschätzung des Hellenenthums verrannt und gegen den Orientalismus verblendet hatten, daher von keinem Einfluss orientalischer, überhaupt barbarischer Ideen auf das in sich abgeschlossene und an sich vollkommene Volk der Hellenen etwas wissen wollten, einen wahren Abscheu gegen die Voraussetzung hegten, wie vieles andere in den classischen Denkmälern, so seyen namentlich auch die Symbole und bildlichen Darstellungen an Sar-

kophagen und Grabvasen aus den Mysterien oder Unsterblichkeitslehren zu erklären, in denen sich ägyptische, asiatische und nordische Ideen mit den griechischen vermischt hätten. Die natürliche Weiterentwickelung der Wissenschaft hat jene einseitige Auffassung überwunden. Doch herrschen noch von Seite bedeutender Alterthumsforscher Zweifel darüber, wie weit die Mysterienlehren berechtigt seyen, die Vasenbilder für sich in Anspruch zu nehmen, da in der ungeheuern Menge derselben so viele Scenen aus Mythen vorkommen, die mit der Mysterienlehre und mit Tod und Unsterblichkeit gar nichts zu schaffen haben, sich vielmehr darunter eine Menge kriegerische, gymnastische oder auch lebenslustige Darstellungen von Gastmälern, Spielen, Liebesscenen und sogar komische Sachen und Karikaturen befinden. Die angesehensten Gelehrten des Faches, wie Eduard Gerhard und Otto Jahn, glaubten daher voraussetzen zu müssen, die Vasen seyen ursprünglich nur zu Geschenken für Lebende bestimmt gewesen, als Geburtstags-, Hochzeits-, Gast-, Preis- und Ehrengeschenke, Schmuckvasen, welche die Tische und Zimmer der Lebenden geziert hätten und womit man dann auch das Grab dessen, dem sie im Leben angehörten, ausgeschmückt habe. Somit ist denn gerade in den vorzüglichsten Vasenwerken eine Erklärungsweise zur Herrschaft gelangt, die bei aller Vortrefflichkeit der Leistung doch die Hauptsache vermissen lässt. Dreierlei herrscht darin vor. Erstens das Studium der Fabriken, in denen die Vasen gebrannt worden sind, der dabei angewandten Technik und der nach lokalen Gruppen und einander folgenden Zeiten verschiedenen Style der Malerei. Zweitens die ästhetische Beurtheilung der einzelnen Malereien und Sculpturen. Drittens die Erforschung und Erklärung der einzelnen Bilder nach ihrem mythologischen oder sonstigen Inhalt. Alles ohne die geringste Beziehung auf den eigentlichen Zweck feierlicher Bestattungen, auf die Liebe und den Kummer der Hinterbliebenen, auf das Schauerliche des Todes und auf den Trost, der allein in der Unsterblichkeitslehre der Mysterien gefunden wurde.

Ich bin der Ansicht, dass eine grosse Anzahl Vasen, die sich in Gräbern finden, ursprünglich allerdings nicht für die Gräber bestimmt waren, denn man findet solche, welche

Spuren eines längeren Gebrauchs, den man ausserhalb des Grabes von ihnen gemacht hatte, an sich tragen, andere, deren Inschrift bezeugt, dass sie bei Lebzeiten gebraucht worden sind, noch andere, die ausdrücklich durch die Inschrift als Preisgeschenke für Wettkämpfer bezeichnet sind, und schon an und für sich kann man es nur natürlich finden, wenn dem Hingeschiedenen Gegenstände, die er im Leben am liebsten um sich gehabt hatte. auch mit ins Grab gegeben wurden. Damit werden aber die Beziehungen unzähliger anderer Vasenbilder auf Tod und Unsterblichkeit nicht ausgeschlossen, und dieselben ausschliessen zu wollen, wäre ebenso einseitig, als wollte man nur sie allein gelten lassen. Auch darf man wohl behaupten, dass die Mehrheit der Grabvasenbilder sich auf Tod und Unsterblichkeit überhaupt, oder auf eleusinische und dionysische Mysterien insbesondere beziehen. Die Inschriften, durch welche einige Vasen als Geschenke an Lebendige bezeugt werden, sind wenig zahlreich. Jahn in seinem neuesten Werke „Aus der Alterthumswissenschaft“ 1868. S. 312 f. hat deren nicht viele beibringen können und von mehreren ist es zweifelhaft, ob sie nicht dennoch der Gräbersymbolik angehören. Wenn z. B. S. 318. auf einem Vasenbilde die erste Schwalbe begrüsst wird, eine Person die Beischrift hat: „sieh da, die Schwalbe!“ und eine andere: „das ist sie, nun ist der Frühling da!“ so dürfte sich das in der That auf die Wiedergeburt nach dem Tode deuten lassen, welche so oft mit der Wiedergeburt im Frühling verglichen zu werden pflegte. Da die Vase in einem Grabe gefunden wurde, welche andere Deutung läge da wohl näher? Dasselbe gilt von dem auf derselben Seite erwähnten Vasenbilde. Es stellt einen Mann dar, welcher Oliven erntet, mit der Beischrift: „O Vater Zeus, lass mich doch reich werden!“ und denselben Mann noch einmal wie er Oel einmisst, mit der Beischrift: „Nun ist es ja voll, voll bis zum überlaufen!“ Das kann allerdings eine Gratulationsvase seyn, welche der Hingeschiedene einmal während seines Lebens erhielt; da jedoch die Vase in einem Grabe gefunden wurde, ist es doch wohl wahrscheinlicher, dass sie sich auf den Reichthum des Lohnes im Himmel beziehen soll, den er sich durch seinen Fleiss in guten Handlungen während seines Lebens verdient

hat. Wenn Jahn S. 320. die Vasen, auf denen die Inschriften vorkommen: „Schön ist N. N.!“ oder „Schön ist der Knabe!“ oder: „Schön ist das Mädchen“ nur auf Liebesgeschenke bezieht, die der Betreffende während seines Lebens erhalten hat, so bleibt es doch auch hier zweifelhaft, ob nicht, weil wir doch auch diese Vasen in den Gräbern finden, die hinterbliebenen Eltern oder Geliebten dem Todten solche Inschriften gewidmet haben, wie wir ja jetzt noch alle Tage in den in Zeitungen abgedruckten Trauerbriefen die Vorzüge des Verstorbenen übertreiben sehen. Jetzt hebt man eben sittliche Eigenschaften hervor, bei den alten Griechen pries man mehr die Schönheit. Jedenfalls herrscht in den sepulcralen Bildern die Beziehung auf Tod und Unsterblichkeit vor. Eine Menge Bilder, fast durchgängig aus der Mythologie geschöpft, spielen auf Leben und Tod dessen an, dem das Grab bestimmt ist. Bachofen hat in seiner Gräbersymbolik Seite 47. gewiss mit dem besten Recht behauptet, das spätere griechische, in die Mysterien eingeweihte Geschlecht habe den alten längst bekannten Mythen einen neuen Sinn untergelegt, indem es sie im Grabcultus verwendet habe. Im Privatleben finden sich je nach Charakter und Schicksal der Individuen überall Anklänge an verwandte Charaktere und Schicksale in der reichen griechischen Mythenwelt, deren Götter und Heroen ja doch eigentlich auch nur das Menschenleben abspiegeln.

Abgesehen von den Bildwerken, welche sich in der bezeichneten Weise auf die Privatstellung, den Privatcharakter, die Privatschicksale des Bestatteten beziehen mögen, enthalten die Bilder der in den Gräbern gefundenen Vasen und anderartigen Geräthe und Gefässe, wie auch der sehr oft kunstreichen Sarkophagdeckel noch eine ausserordentliche Menge Symbole und allegorische Darstellungen, welche sich auf Leben, Tod und Wiedergeburt im Allgemeinen beziehen. Das sind die schon der Zahl nach weit überwiegenden Darstellungen aus den mysteriösen Weihen und aus den Mythen- und Mysterienkreisen des Dionysos, der Demeter und Persephone, des Herakles, Eros, Apollo, Orpheus, Prometheus etc.

Noch ist zu bemerken, dass die Grabvasen in Griechenland und zwar vorzugsweise in Athen und unter dem Einfluss attischer Bildung und Kunstfertigkeit fabricirt und massen-

haft auf die Märkte der weit ausgebreiteten griechischen Welt, namentlich auch nach Grossgriechenland (Unteritalien) gebracht worden sind. Sie wurden wohl nur in seltenen Fällen bei bedeutenden Künstlern besonders bestellt, insgemein aber nach guten Mustern und nach dem Bedürfniss und Geschmack der Käufer fabrikmässig hergestellt und aus grossen Magazinen ausgewählt. Wahrscheinlich standen die Fabriken in enger Verbindung mit den Leitern und Lenkern der Geheimbünde, denn die ungeheure Menge von Grabvasen, die jetzt noch erhalten sind, liefern den augenscheinlichen Beweis, dass in jenen Fabriken nach einem bestimmten System, nach sehr guten und zweckdienlichen Mustern und mit grosser Routine gearbeitet worden ist. Man sieht wohl, aus der Ausstattung der Gräber mit Vasen, wie aus der Theilnahme an Mysterien überhaupt, ist allmälig eine Modesache geworden und wie überall, wo für die Mode fabricirt wird, fehlte es nicht an einer zuweilen stark ausgeprägten Manierirtheit. Aber es war eine Mode für Gräber, die Rücksicht auf Tod und Unsterblichkeit wurde keinen Augenblick vergessen. Wie man jetzt in s. g. Trauerhandlungen Stoffe zu Trauerkleidern und allerlei Schwarzes, was zur Trauer gehört, feilgeboten sieht und doch die Hinterbliebenen, welche dergleichen kaufen, es nur mit tiefem Schmerze thun, so war es sicher auch schon bei den Bestattungen der alten Griechen.

2.

Die Symbole der Wiedergeburt auf den antiken Grabdenkmalen.

Das vornehmste Sinnbild, welches auf Gräbern angebracht das Wiederauferstehen des Todten verbürgen sollte, war irgend eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung des Zeugungsorgans, der indische Lingam, der ägyptische Obelisk, die antike Herme, Grabsäule, Fackel, Schlange. Der indische Makandaya hält sich sterbend an einem Lingam bei Langlès I. 178. Sofern die Tanne oder Pinie, den Winter überdauernd mit ihrem Immergrün, die unzerstörliche Lebenskraft der Natur bedeutet, setzte man insbesondere auch ihren Zapfen in der Be-

deutung des Phallus auf Gräber. So ein colossaler Pinienzapfen prangte auf dem berühmten Grabmal des Hadrian (der Engelsburg in Rom) und ist heute noch das Wappen der Stadt Augsburg, weil man auf einem altrömischen Grabe daselbst einen solchen grossen Zapfen fand. Auch zu Bombay ragt auf einem Tempel des indischen Mahadewa ein riesenhafter Pinienapfel empor. Die ityphallischen Pane haben dieselbe Bedeutung, sofern das im Zeichen des Steinbocks wiedererzeugte Jahr der Wiedergeburt im Himmel zum Vorbild diente.

Sehr oft erscheint das männliche Organ mit dem weiblichen in derselben Bedeutung als Verheissung der Wiedergeburt verbunden, in sehr mannigfaltigen, mehr oder weniger deutlichen Vorstellungen. In Indien meist als ein säulenartiger, aber sehr verzierter Lingam in einer schüssel- oder becherartigen Yoni, ein Bild, dem man in Indien bis zum Eckel häufig begegnet. Bei den Battas auf Sumatra sieht man es auf jedem Grabe. Junghuhn, Battaländer II. 140. Etwas zarter und poetischer wird es aufgefasst als Lotosblume, deren emporstehender Griffel den Lingam, deren breit auseinander liegende Blätter die Yoni bedeuten. Dieses Sinnbild der Lotos war den Aegyptern eben so heilig, wie den Indern. Unter dem Namen Arghanata bedeutet der Mast im Schiff bei den Indern dasselbe. v. Bohlen, das alte Indien I. 109. Ritter, Asien II. 5. Das ist das Schiff Argo der Griechen mit dem sprechenden Kiele. Das nämliche Sinnbild ist die aus der C i s t a, in der sie verborgen ist, hervorblickende S c h l a n g e, die in den dionysischen Mysterien eine grosse Rolle spielt. Eben so der Docht in der L a m p e. Dieses Lampensymbol verbürgt auf Gräbern die Wiedergeburt um so mehr, als es sich dabei nicht um eine gemeine Wiedererzeugung handelt, sondern um den Sieg eines höhern Elementes über das niedere, der Ewigkeit über die Zeit. Das drückt die Lampe aus, mit welcher Psyche den Eros beleuchtet, eine sündhafte Handlung, welche gleichwohl durch Abbüssung zur Seligkeit führt. Der brennende Docht ist hier das männliche und zugleich das ewige Princip, das Oel in der Lampe das weibliche und zugleich das zeitliche und irdische. Wenn das männliche Princip sich zu erniedrigen scheint, indem es in das weibliche,

oder das himmlische und ewige Princip sich versenkt, so bleibt ihm doch immer die höhere Natur getreu und diesem Gedanken der ewigen Herrschaft des Höhern über das Niedere dient die Fackel zum Sinnbild. Die mit Schwefel getränkte Fackel wird von den Bacchantinnen ins Wasser getaucht und kommt dennoch brennend wieder hervor, unauslöschlich. Ovid, fasti IV. 787. Livius XXXIX. 13.

Die einfachste Verbindung beider Geschlechtszeichen war das Kreuz, das Durchschneiden der wagerechten (weiblichen) Linie durch die senkrechte (männliche), was zuerst in der Symbolik der alten Aegypter und hier sehr häufig vorkommt. Man nennt es, wenn nicht irrig, doch einseitig den Nilschlüssel, sofern durch dieses zauberische Zeichen allerdings auch die Wiedergeburt oder Reinigung des Nil verkündet wird, aber diese nicht allein, sondern die allgemeine Wiedergeburt. Die Inder machen aus der wagerechten Linie ein mit der Spitze nach unten, aus der senkrechten ein mit der Spitze nach oben gekehrtes Dreieck. Aus ihrer Ineinanderschiebung entstand der sechseckige Stern, den man durch eine Verschlingung in den fünfeckigen oder das Pentagramm verwandelte, das s. g. heidnische Kreuz, mit dem man nach altem heidnischem Aberglauben alles physische Unheil abwenden zu können glaubte, wie mit dem christlichen Kreuz das sittlich Böse. Dass jenes Pentagramm im deutschen Aberglauben der s. g. Drudenfuss ist, haben wir oben schon bemerkt. Dasselbe Zeichen war auch den Druiden heilig. Eckermann, Kelten 12.

Auf vielen Grabvasen, besonders an Schaalen und Henkeln kommt ein grosses Auge als ein noch wenig oder gar nicht erklärtes Symbol vor. Es bedeutet wohl das Auge der Vorsehung, d. h. derjenigen Gottheit, die den Sterblichen auf seinem gefahrvollen Wege durchs Leben und auch noch nach dem Tode hütet. Gerhard, Neuerworbene antike Denkm. in Berlin S. 15 hat um ein solches Auge leichte Umrisse wahrgenommen, die er in einem Fall für die eines Tigerkopfes, in einem andern für die eines Delphins hält. Der Tiger hat wenig Sinn. Beim Delphin aber muss man an die Ueberfahrt zu den seligen Inseln denken. welche hauptsächlich dieser Fisch vermittelt. Ich beziehe hierauf auch das Auge am Vorder-

theil des Schiffes, welches den Odysseus und seine Gefährten durch alle möglichen Gefahren über Meer trägt, wie man es auf einer Vase in Berlin sieht. Gerhard, Berlins Vasen II. 20.

Ueberaus oft findet man auf Grabdenkmalen die Fackel, wenn sie gesenkt ist, als Sinnbild des Sterbens, wenn sie wieder erhoben wird, als Sinnbild des Wiederauflebens. Zwei Genien oden Eroten, der eine mit gesenkter, der andere mit erhobener Fackel, bilden gleichsam die Wappenhalter der antiken Gräber und man hat sie sogar auf unsern Kirchhöfen wiederholt. Sie sind aus der Symbolik des Abend- und Morgensterns entlehnt.

Auch der Schlaf als Vorbild und Bruder des Todes spielt auf Grabbildern eine grosse Rolle. Das Motiv dabei ist entweder die behagliche und wohlverdiente Ruhe nach schwerer Lebensarbeit oder die Vorbereitung einer lieblichen Ueberraschung beim Erwachen. Als lebensmüder Held, der endlich behaglich ausruht, oder schlummert, oder im bacchischen Kreise sich mit dem Becher labt, kommt auf Grabdenkmälern am häufigsten Herakles vor. Stephani hat darüber in den Memoiren der Petersburger Akademie von 1855 eine sehr gelehrte Abhandlung (der ausruhende Herakles) geschrieben. Die Seligkeit, die den Eingeweihten nach dem Tode erwartet und mit der er lieblich überrascht werden soll, wird auf den Grabbildern angedeutet, nicht bloss durch die schlummernde Ariadne, sondern auch durch den schlummernden Endymion.

Der Medusenkopf bezeichnet auf Gräbern wie überall das Schreckliche des Todes. Dagegen hat die Maske, die sich gleichfalls ausserordentlich oft auf Grabdenkmalen findet, nur die Bedeutung der weggeworfenen Hülle, des abgeschiedenen Lebens. Diese Symbolik wird oft sehr geistreich angewandt. Je nachdem das Leben glücklich oder unglücklich abgelaufen, ist die Maske der Komödie oder Tragödie entlehnt. Zuweilen erblickt man einen zartsinnigen Jüngling ins Anschauen einer grossen Maske vertieft. Man darf wohl Stephanis Vermuthung beipflichten, dass damit der Rückblick eines Seligen auf sein vergangenes Leben gemeint sey. Dagegen ist auf andern Grabbildern der

wiederholt vorkommende kleine Eros, den ein anderer mit einer grossen Maske neckt, wohl nur als die Ironie des Lebens zu verstehen.

Zum Beweise, dass sich bei den Mysterien vorzugsweise die Weiber betheiligten, denen in der heidnischen Zeit, wie später in der christlichen, ein Ueberschuss von Frömmigkeit inwohnte, dienen die unzähligen Bildwerke, in welchen den in die Mysterien eingeweihten Frauen ihr himmlisches Vorrecht gesichert wird im Gegensatz einestheils gegen die gattenlose Sterilität, anderntheils gegen die Profanation und Prostitution. Die Mysterien gebieten dem Weibe, sich in rechter Ehe einem Gatten zu unterwerfen und der Brautkranz, den er ihr auf das Haupt setzt, bedeutet zugleich die Krone der Ariadne, die jeder Braut, gleich dieser, den Himmel öffnet. Gattenlosigkeit galt als ein Unglück oder, wenn sie freiwillig war, als eine Sünde, die vom Himmel ausschloss. Darauf beziehen sich zahllose und mannigfaltige Amazonenbilder. Der andere Irrweg in die Prostitution war noch verächtlicher, wie auch die Sinnbilder des Sumpfs etc. in den Grabdenkmälern beweisen. Bachofen a. a. O. hat dieses Kapitel ausführlich erörtert, weshalb ich es nicht weiter verfolgen will. Auch in andern Beziehungen, die zugleich dem männlichen Geschlechte gelten, nimmt die strenge Sittlichkeit und tiefere Einsicht der Gräbersymbolik die mannigfachste Rücksicht auf das verfehlte, übel und unnütz angewandte zeitliche Leben, welches dem gut und nützlich angewandten zur Folie dient. Die Neuern haben diese interessante Symbolik durchgängig missverstanden. Sie identificirten die Leiden des Tantalus, Sisyphus, Ixion, Tityus, Oknos, der Danaiden etc. mit den Höllenstrafen nach christlicher Vorstellung. Die alten Griechen verstanden aber unter der Unterwelt nur unsere gewöhnliche irdische und zeitliche Welt. Also bedeutete Tantalus die in der Zeitlichkeit vergebens und durch eigene Schuld nach dem Ewigen hungernde Seele; Sisyphus den Thoren, der sich für nichtige irdische Dinge so gar viel Mühe giebt; Ixion den Thoren, der nur immer im Kreise seiner Einbildung sich herumdreht; Tityus das Nachbild des Prometheus, dem Leidenschaft und Sünde das Herz fressen; der greise Oknos den fleissigen, aber beschränkten Arbeiter, der nicht merkt, dass all sein Thun nichtig

ist; desgleichen die Danaiden, die ein durchlöchertes Fass füllen wollen. Dasselbe Sinnbild ist das Sieb, welches Plato, Gorgias p. 493, mit der Seele vergleicht, die nichts festhalten kann, wenn sie nicht der Unersättlichkeit und Ungebundenheit durch Besonnenheit und Genügsamkeit einen Zügel anlegt.

Einen grossen Werth legt die Grabsymbolik dem weiblichen Schmucke bei, denn die Geweihte, die ihre Pflichten erfüllt, die Abwege rechts und links vermieden hat, ahmt der seligen Ariadne nach, empfängt gleich ihr die Krone und erscheint als die gereinigte und vollendete Schönheit, als das Schönste, was das irdische Leben hervorbringen kann.

Ueber das Ei auf antiken Gräbern hat Bachofen in seiner „Gräbersymbolik" so viele Notizen gesammelt, dass sie mehr als die Hälfte eines Bandes anfüllen. Indem ich auf ihn hinweise, will ich nur bemerken, erstens dass das Ei häufig aus gebrannter Erde auf Gräbern und Grabsäulen angebracht ist, dass es häufig auch in Verbindung mit einer Schlange vorkommt und zuweilen auch doppelfarbig erscheint. Die Schlange ist hier nicht im gemeinen phallischen Sinne, sondern als Sinnbild der Wiedergeburt aufzufassen, wie überhaupt das Gräberei nie etwas anderes als die Wiedergeburt bedeuten kann. Wenn der ägyptische Urgeist Kneph sich als Schlange um das Weltei windet, so heisst das: Er beseelt, er belebt die Natur. Die Schlange am Grabei belebt den Todten. Wie noch jetzt bei uns das Osterei nur die Wiedergeburt der Natur im Frühling bedeutet, so hatte das Ei auch schon bei den Alten vorzugsweise die Bedeutung nicht sowohl der Geburt, als vielmehr der Wiedergeburt. Eigentlich bezeichnet es die immerwährende Fortdauer der Geburten, denn die Henne kommt aus dem Ei und das Ei wieder aus der Henne. Daher auf den Grabdenkmalen die Eierketten, die Linien von aneinander gereihten Eiern. Auch von den ausgestreckten Händen der ephesischen Diana laufen solche Ketten zu ihren Füssen hinab und auch an indischen Götterbildern wiederholt sich diese symbolische Zier. Das Ei des Vogels Phönix, aus dem der neue Phönix entsteht, entspricht demselben Grundgedanken.

In ägyptischen Gräbern kommen nicht selten grosse Strausseneier vor, an welche sich noch eine andere Symbolik anknüpft. Man glaubte nämlich vom Vogel Strauss, er brüte

seine Eier nicht sitzend aus, sondern nur durch seinen Blick. So nun glaubte man, werde Osiris mit seinem Sonnenauge das Volk der Mumien wieder beleben.

Das Mondsymbol in antiken Gräbern bezeichnet die Doppelseitigkeit im zeitlichen Leben, den Wechsel von Nacht und Licht, drückt aber immer die Hoffnung aus, wie der Mond selbst nicht immer dunkel bleibt, sondern auch in den vollen Schein der Sonne tritt, so werde auch der Mensch nicht in der Nacht des Grabes bleiben. Der Halbmond aber bedeutet in der Gräbersymbolik entweder die Kuhhörner der Isis, der mütterlichen Göttin, die in der Nacht, im Winter und im Tode immer nur das nur scheinbar erstorbene Leben hütet, oder der Halbmond bedeutet das Seelenschiff, den Nachen, der die auf der Planetenleiter herunter- und hinaufsteigenden Seelen zur Erde hinab und von der Erde wieder hinauf trägt.

Die Schlange bedeutet in der Gräbersymbolik, weil sie unter der Erde lebt, die auch noch unter der Erde wirksame Lebenskraft, und weil sie jährlich ihre Haut ablegt, die Wiedergeburt aus dem Grabe. Als Sinnbild der fortschreitenden Zeit haben wir sie schon früher im Schlangenstabe des Hermes kennen gelernt. Dieser Gott führt nicht nur aus der Nacht- in die Lichtseite des Jahres, sondern auch aus der Unterwelt in die Oberwelt, aus dem Tode ins neue Leben und heisst deshalb Psychopompos, der Seelenführer.

Der Hahn auf Gräbern ist ein Sinnbild und eine Verheissung der Wiedergeburt, weil er den Morgen verkündigt. Deshalb finden wir ihn auf antiken Grabbildern zugleich als Attribut der Göttin Athene, des ewigen Lichts. Gerhard, Antike Bildwerke I. 124. 138. Ebenso auf dem Schlangenstabe des Hermes, der aus der Unterwelt zur Oberwelt zurückführt. Tölken III. Nr. 911. 914. Auch als Attribut des Aesculap, des Heilgotts. Tassie Nr. 4113 f. Auch soll der Hahn der Leto beigestanden haben, als sie Sonne und Mond gebar, und daher immer noch vor Freude krähen, wenn diese Gestirne aufgehen. Ovid, fasti I. 454. Aelian, Thiergeschichte IV. 29. Auf Amuletten kommt der Hahn als Sieger über die Schlange vor. Tassie Nr. 2485. Das bedeutet wohl nicht den Sieg des Tages über die Nacht, sondern des Lebens über den Tod. In Persien wird bei Begräbnissen ein Hahn losgelassen. Berckenmeyer,

Cur. Antiqu. II. 125. Auf Banta wird ein weisser Hahn mit den Leichen begraben. Epp, Holländisch-Ostindien 185. Als Sinnbild der Auferweckung vom Tode kommt der Hahn auch noch auf christlichen Gräbern vor. Aringhi II. 329. Münter, Sinnbilder I. 55.

Als Sinnbild aller Zeugung war der Widder nicht bloss das Frühlingszeichen im Thierkreise, sondern auch auf Grabbildern die Verheissung der Wiedergeburt. Bunsen und Platner, Beschreib. von Rom I. 328. Odysseus opferte, ehe er in die Unterwelt hinab stieg, einen Widder. Auf einer antiken Gemme bei Agostini II. Nr. 16. reitet Venus auf einem Seewidder, den der kleine Eros mit der Peitsche antreibt. Der Seewidder trägt, gleich dem Delphin, die Todten über das Meer nach den seligen Inseln oder Elysium.

Die Tanne, wie die Fichte und italienische Pinie, alle unter dem lat. Namen Pinus begriffen, sind dasselbe Sinnbild. Der Baum mit seinen immergrünen Nadeln bedeutet die auch im Winter ausdauernde Vegetationskraft, das Unzerstörliche in der organischen Natur. Daher wurde bei den grossen Trauerfesten um den schönen Attis, d. h. um den jährlich sterbenden Sonnengott, eine Tanne feierlich in den Tempel der Naturmutter Kybele getragen, unter dem lauten Rufe *arbor intrat*. Plinius XVI. 10. Arnobius V. 72. Dasselbe ist heute noch unser Weihnachtsbaum, immer eine Tanne oder Fichte, die man mit Lichtern besteckt zu Ehren der wiedergeborenen Jahressonne und in dessen Schimmer man den Kindern Esswaaren und andere Geschenke austheilt zur Erinnerung an die Güte der Natur, die auch im neuen Jahr den Menschen ihre reichen Gaben spenden wird.

Die Fichte ist auch dem Dionysos geheiligt, in welchem die ganze organische Natur personificirt erscheint. Der Fichtenzapfen oder Pinienapfel bildet die Spitze des berühmten wein- oder epheuumlaubten Thyrsusstabes, den die Begleiter des Dionysos schwingen. Er hat phallische Bedeutung und bezieht sich wie auf die Geburt, so auch auf die Wiedergeburt, daher er wie zum Hochzeits- so auch zum Grabcultus gehört. Am Blumenfest des Dionysos hing man in Athen einen aus Blumen verfertigten riesenhaften Zapfen an einem Fichtenaste auf. Herrmann, Feste von Hellas I. 561. Mit welchen albernen

Erklärungen schon manche Gelehrte des Alterthums die sinnigsten Symbole und Mythen missdeuteten, beweist Plutarch, der in seinen Tischreden V. 3. die Beziehung der Fichte zum Dionysos-Bacchus nur in dem Fichtenharze finden will, womit man die Weinfässer auspicht.

3.

Der Schwan als Sinnbild der Wiedergeburt.

Brahma, der älteste und erste Gott der Inder, reitet auf einem weissen Schwane, weil er aus der Urnacht Licht und Leben in die Welt hereinbrechen liess. Der griechische Zeus zeugt mit der Leda (Leto, die Verborgene) in Schwanengestalt die Lichtgötter Sonne und Mond. Hier ist also der Schwan Sinnbild des neugeborenen Lichts.

Er drückt aber auch die Verheissung der Wiedergeburt aus. Der Sänger und Seher Orpheus wurde nach seinem Tode in das Sternbild des Schwans versetzt. Platons Republik 10. Theon zu Aratos 33. Dieses Sternbild steht oben an der Milchstrasse zum Zeichen, dass auf dieser Strasse die vom Himmel gefallenen Geister wieder zum Himmel zurückkehren werden. So wurde auch der um Phaethon trauernde Kyknos in einen Schwan verwandelt, und schwimmt auf dem Fluss Eridanos, durch welchen gleichfalls, wie oben gezeigt worden ist, der Strom der vom Himmel kommenden Seelen bezeichnet wird. Virgil, Aeneis X. 189. Ovid, Met. II. 267.

Auf einer schönen Vase bei Dubois II. pl. 54. fahren Aphrodite und Adonis auf einem von Schwänen gezogenen Wagen, d. h. die Liebe führt den todten Geliebten zur ewigen Seligkeit. Auch die s. g. Drachen am Wagen der Demeter sind vorn Schwäne, hinten Schlangen und bedeuten die Wiedergeburt der Saat aus der Erde. Auf Tischbeins Vasen II. 125. sieht man eine Sirene mit Schwanenleib, was wohl die Wiedergeburt nach dem grausamen Tode bezeichnet.

Auch die beiden Schwäne auf dem Urdarbrunnen an den Wurzeln der Weltesche in der alten Edda sind wohl auf Geburt und Wiedergeburt zu deuten.

Auf antiken Grabbildern, wie auch auf antiken Siegelringen und Amuletten bedeutet Eros, der auf einem Schwane reitet, die Liebe, die bis ins Jenseits dauern und sanft hinüberführen soll. Ein sehr beliebtes und oft wiederkehrendes Sinnbild. Plato im Phädon 544. sagt, der Schwanengesang verkünde die künftige Seligkeit. Wenn auf antiken Bildwerken Medusa und der Schwan sich gegenüberstehen, so bedeutet jene den Tod, dieser die Wiedergeburt, und Piper I. 375. hat Unrecht, wenn er dabei an Mond und Sonne denkt. Unter den antiken Bildwerken Neapels, beschrieben von Gerhard und Panofka S. 61. halten zwei Schwäne einen Medusenkopf und daneben sieht man einen Schmetterling und ein Skelett. Das bezieht sich ganz deutlich auf den Tod des Leibes und auf den Aufschwung der Seele zu neuem Leben. Bei Athenäus IX. 49. trägt der Schwan das Kraut Lygeia in sein Nest, ein Sinnbild der Unsterblichkeit. Diese Symbolik hat sich bis tief ins Mittelalter erhalten. Ihr gehört auch der Schwan an, der einen todten Ritter von Glammorgan hinwegführt. Nach der Arthursage von San-Marte.

In der abendländischen Sagenwelt, besonders am Niederrhein und an der Nordsee, spielen die Schwanritter eine bedeutende Rolle. Nach Vincenz von Beauvais, spec. hist. III. 27. schwamm einmal bei dem Palast Juvamen im Erzbisthum Köln ein Schwan heran, der an silberner Kette einen Kahn zog, in welchem ein unbekannter Kriegsmann sass, sich hier niederliess und heirathete, als aber einmal der Schwan mit dem Kahne zurückkehrte, setzte er sich hinein und verschwand für immer. Nach Gerhard van Schuiren landete ein anderer Ritter, vom Schwane gezogen, zu Cleve und heirathete hier die Tochter des Herzogs, als sie ihn aber gegen sein Verbot nach seiner Herkunft frug, verschwand er für immer. In dem Gedicht von Lohengrin, welches zu den Artusromanen gehört, wie auch im Gedicht vom Schwanritter des Conrad von Würzburg landet der Held auf gleiche Weise und verschwindet aus demselben Grunde.

Zusammenstellungen der zahlreichen Schwansagen überhaupt und insbesondere der Märchen vom Schwanritter findet man bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 533—539; bei Görres in der Vorrede zu Lohengrin LIX f.; in v. d. Hagens

Aufsatz über die Schwansage in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1846; in Grässes Sagenkreisen S. 221; in W. Müllers Aufsatz über den Schwanritter in Pfeiffers Germania I. 418. Cassel, der Schwan, Berlin 1861. Hocker, die Stammsagen der Zollern und Welfen S. 37 f.

Das sind alles Stammsagen edler fränkischer, vielleicht noch älterer keltischer Geschlechter, die sich jedoch auf eine mythische Grundlage zurückführen lassen. Schon der indische Brahma reitet als Lichtbringer auf einem Schwane. Zeus zeugte als Schwan mit der Leda den Sonnengott und die Mondgöttin und Schwäne sangen im Kreise, als der erstere geboren wurde. Es ist möglich, dass der Schwanritter an einen Fremdling edler Race erinnert, der einmal an der keltischen oder germanischen Küste landete und sein Geschlecht fortpflanzte. Wenn man aber erwägt, dass so viele nordische Königs- und Adelsgeschlechter den Bär oder Wolf zu ihrem Stammvater machten und damit ihren Ursprung bis zum Anfang aller Dinge zurückführten, so dürfte auch der Schwanritter auf das Urlicht und die Sonnengeburt zurückzuführen seyn. Jedenfalls sollte eine so glanzvolle Geburt dem Ruhme des Geschlechts angemessen seyn und Wilhelm Müller hat sicher nicht Recht, wenn er in seiner Abhandlung vom Schwanritter diesen Ritter auf einem Todtenschiffe aus dem Todtenreich kommen lässt. Allerdings kommen den Schwänen nicht blos Geburts-, sondern auch Sterbegesänge zu, weil die Sonne nicht nur auf-, sondern auch untergeht, und nach Arndts Märchen Nr. 7. lud man auf der Insel Rügen die Todten in schwanförmige Kähne; allein die Schwanform dieser Kähne bezog sich, wie der Schwan auf antiken Grabvasen auf die Wiedergeburt. Edle Geschlechter, die den Schwan zu ihrem Stammvater machten, wollten nicht aus dem Grabe, sondern aus der Quelle des Lichts herkommen.

4.

Der Delphin.

Wie der Löwe Herr der Landthiere, der Adler Herr der Luftthiere, so galt der Delphin bei den Alten als Herr der



Wasserthiere. Aelian, Thiergeschichten 15. 17. Weil das Wasser im Gegensatz gegen das Feuer weiblich gedacht, und wie alle Zeugung aus dem Feuer, so alle Geburt aus dem Wasser hergeleitet wurde, ist δελφύς (matrix) Symbol der Geburt und führt daher auch der Frühlingsmonat April (vom lat. *aperire*) den griechischen Namen Delphinion.

Nun steht aber der Delphin im genauesten Zusammenhange mit dem Gott Apollo, dessen berühmtestes Orakel Delphi war. Man ist also berechtigt, eine Beziehung zwischen diesem Delphi und dem Sonnengarten des Apollo am Nordpol oder der matrix des Lichts zu suchen. Damit stimmt auch überein, dass der Delphin die Musik lieben soll, dass Apollo selbst sich einmal in einen Delphin verwandelte und dass der Delphin den Sänger Arion trägt. Das deutet auf die Harmonie der Sphären hin. Ein sternbesäeter Delphin trägt in der Luft den Wagen des Sonnengotts und der Mondgöttin. Welcker, Vasenbilder Taf. X. 69.

Der Delphin ist auch Attribut der Aphrodite und des Eros. Die berühmte mediceische Venus hat ihn zu ihren Füssen und oft sieht man in antiken Bildwerken den Eros auf ihm reiten. Man hat an die buhlerischen Spiele der Delphine im Wasser gedacht, welche diese Symbolik veranlasst hätten. Allein es handelt sich hier nicht von sinnlicher Liebe, sondern von etwas Geistigem, von der Liebe, die über das Grab hinüberführt.

Der Delphin erscheint als Retter aus dem Meere. Sein Spiel in den Wellen kündigt den Schiffern den Sturm an und warnt sie. Deshalb erscheint er in vielen Mythen als Retter. Am berühmtesten ist die Mythe vom Sänger Arion, den habgierige Schiffer beraubten und der sich ins Meer stürzen musste, den aber ein Delphin auf seinen Rücken nahm und sicher an's Land trug. Ovid, fasti I. 117. Hierbei darf man nicht ausser Acht lassen, dass die griechische Mythologie unter demselben Namen Arion ein vom Meergott Poseidon erzeugtes Ross kennt, Pausanias VIII. 25. 4. Apollodor III. 6. 8. Diese Namensähnlichkeit fällt um so mehr auf, als das gleichfalls von Poseidon gezeugte Flügelpferd Pegasus eine dem Delphin verwandte Bedeutung hat als Sinnbild der Wiedergeburt.

Der hülfreiche Delphin war es, der dem Poseidon die Amphitrite zuführte, Eratosthenes, Cat. 31. Auch rettete er

den Knaben Melikertes, Pausanias II. 1. 3., den Knaben Jasos, Plinius IX. 8., den Enalos, Ikadios, Phalanthos, Telemach. Indessen bleibt es in den Mythen und Bildwerken immer die Hauptaufgabe des Delphin, die Todten über das Wasser nach Elysium zu tragen. Als Sinnbild der Wiedergeburt kommt er am häufigsten vor. Namentlich auf antiken Gräbern ein den Eros tragender Delphin. Delphine begleiteten die Leiche des göttlichen Achilleus nach der seligen Insel Leuke und trugen seine Waffen über das Meer. Philostratos, Heroiden 19. Plinius XXXVI. 4. 7. Delphine trugen auch die Leiche des Hesiod ans Land. Plutarch, Solert. Anim. 36. Vergl. Aelian, Thiergesch. XII. 6. Auf antiken Gemmen findet man öfter einen über dem Delphin schwebenden Schmetterling, der bekanntlich die Seele bedeutet und hier die aus dem irdischen Leben zur himmlischen Heimath zurückkehrende Seele. In einem reizenden Epigramm der griechischen Anthologie, in der Uebersetzung von Jakobs II. 167. trägt der Delphin eine müde Nachtigall. Man wird dabei an den Mythus vom Berge Helikon erinnert. Vergl. das nächste Capitel über Pegasus. Beide Sinnbilder der Wiedergeburt, der Delphin wie Pegasus, erkennen im Gesang das Heimweh nach dem Himmel.

Die Lehre von der Wiedergeburt, die in den Geheimbünden so weite Verbreitung fand, führt zunächst auf Pythagoras zurück. Das pythagoräische Gesetz machte das Glück der Schiffahrt von der Todtenbestattung abhängig, nach dem berühmten Epigramm des Simonides. Wer mitleidig einen unbekannten Leichnam ehrlich bestatten lässt, hat Glück auf Reisen. Vergl. Clausen, Aeneas I. 535. Dieser schöne Glaube kehrt in allen europäischen Märchen wieder, noch im Mittelalter. Gewöhnlich ist es ein fahrender Ritter oder ein Kaufmann, der unterwegs einen unbegrabenen Leichnam findet und auf seine Kosten ehrlich bestatten lässt, oder auch die grossen Schulden des Verstorbenen bezahlt und ihn dadurch nach dem Tod^ vieder ehrlich macht; oder es ist ein armer auswandern- n, der seinen ganzen Reisepfennig hergibt, um den ihm nten Todten ehrlich zu begraben. Indem nun diese ·en Menschen später auf ihrer Seereise oder auch in Gefahr kommen, erscheint ihnen der dankbare et sie und führt sie einem nie geahnten Glück ent-



gegen. So in dem altfranzösischen Heldengedicht vom Herzog Herpin von Bourges. So in der Histoire de Jean de Calais, auch bei Souvestre, le foyer Breton II. 1. Bei Cenac Moncaut, Contes pop. de la Gasgogne p. 5 f. Straparola, Märchen XI. 2. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Nr. 6. Wolf, Deutsche Hausmärchen S. 342. Meier, Schwäbische Volksmärchen Nr. 42. Pröhle, Kindermärchen S. 239. Simrock, Deutsche Märchen Nr. 11. Wolf, Zeitschrift II. 367. III. 46. Gaal, Ungarische Märchen, deutsch von Stier Nr. 15. Woycicki, Polnische Märchen S. 130. Benfey, Orient und Occident II. 174. Dietrich, Russische Märchen Nr. 16. Es gibt noch eine gute Zahl ähnlicher Märchen von dankbaren Todten, worin jedoch die Beziehung auf das Reiseglück fehlt.

Der Delphin, der, wie oben schon erwähnt ist, die Amphitrite zu Poseidon trug, wurde auch oben an den Himmel hoch unter die Sterne versetzt. Die Beziehung auf die Amphitrite galt wohl nur für das profane Publikum. Eine viel tiefere Bedeutung hatte das Sternbild für die, welche in die Mysterien eingeweiht waren, denn das Sternbild befindet sich neben Adler und Schwan hart an der Milchstrasse, die bekanntlich der Weg ist, auf dem die Seelen aus dem Himmel zur Erde niedersteigen zur irdischen Geburt, und auf der sie, wenn der Tod sie vom irdischen Leibe geschieden hat, wieder zum Himmel zurückkehren.

Darauf bezieht sich ohne Zweifel auch die seltsame Fabel, dass der Delphin auf dem Rücken liegend schlafe und langsam untersinkend erst, wenn sein Leib den Meeresboden berühre, wieder erwache und dann rasch sich wieder erhebe. Plinius, Naturgesch. IX. 7. Aelian, Thiergeschichte XI. 22.

5.

Pegasus.

Mit dem Delphin erscheint das Flügelpferd verbunden, als fischgeschwänzter Pegasus, oder als geflügelter Hippokamp. Er verbindet nämlich den Delphin mit dem Pegasus in jener vollendeten Mysterienlehre, welche die Vorstellung einer Ueberfahrt der Todten über Meer zu den seligen Inseln

mit der Vorstellung eines Aufflugs der Seelen durch die Milchstrasse empor zum höchsten Aether, zum Centrum des Himmels im Nordpol, vereinigt. Die erstgenannte Vorstellung gehörte mehr den Küstenvölkern, die zweite mehr den Völkern des Binnenlandes an. Die seligen Inseln gehören dem Chronos, der Himmel im höchsten Aether dem Dionysos, aber die Mysterien beider wurden verschmolzen. Die saturninische Zeit, das goldene Zeitalter des Chronos ist nichts anderes, als das Reich Nysa, von welchem Dionysos den Namen trägt, das selige Reich der Nysäer oder Hyperboreer jenseits des Nordwindes, wovon uns Diodor die ausführlichsten Nachrichten gibt (III. 67. IV. 2.). Dionysos ist die Gottheit, die sich nach der Mysterienlehre in den Tod gibt und zur Menschheit herablässt, um die Menschheit zu erlösen. Naxos ist das irdische Gegenbild des himmlischen Nysa. Zu Naxos als Mensch geboren, erlöst er auch wieder zu Naxos die Menschheit in der Gestalt Ariadnens und führt sie zum Himmel empor.

Dieses Aufsteigen zum Himmel erscheint erhabener, als die Ueberfahrt der Seelen auf dem Rücken des Delphin über das Meer zu den seligen Inseln. Die Vorstellung ist auch wohl älter, denn schon den Indern und Persern waren die Himmelshöhen bekannt. Der Glasberg in unzähligen nordeuropäischen Märchen, zu dem beglückte Helden reiten oder fliegen, bedeutet nichts anderes. Auf den griechischen Grabdenkmälern wird aber das südliche Sinnbild des Delphin mit dem nordischen des Flügelpferdes verbunden, um die Himmelfahrt der Seelen zu bezeichnen.

Pegasus, das berühmte Flügelpferd, hat den Erklärern immer viel Mühe gemacht, da es so oft in den verschiedensten Verbindungen mit Licht- und Wassergöttern, mit Bergen und Musen, mit der Göttin Athene und mit dem Donnergott vorkommt. Als ein Sohn des Poseidon ist er vor den Wagen seines Vaters gespannt. Gerhard, Vasen I. 10. Aber auch vor den der Sonne, R. Rochette 73., oder der Eos, Gerhard, Trinkschalen S. 15, Panofka, Terracotten S. 24; oder vor den Donnerwagen des Zeus, Asklepiades, Schol. zur Ilias VI. 155. Oft springt das Flügelpferd am schönen Helm der Athene hervor, Lippert I. 112. Eros reitet auf ihm, Gerhard, Etrusk. Spiegel tab. 118. Er trinkt aus einer Quelle, R. Rochette

Nr. 10. Nymphen bedienen ihn, bei Bartoli, Pitture de Nasoni 20. Victoria führt ihn am Zügel, Tölken III. 1234. Im Thierkreis kommt er vor bei Tassie Nr. 9067. Mit einem Vogelschwanz das. Nro. 9081. Mit einem Fischschwanz auf Münzen von Syrakus und Tarent, Combe, tab. 54. 55.

Genug der Bildwerke, um zu zeigen, in wie vielerlei Beziehungen Pegasus kommt. Am allgemeinsten ist er bekannt als das Musenpferd, auf welchem die Dichter ihre kühnen Flüge machen. Wie er zu dieser Ehre kam, erzählt eine reizende Mythe bei Ovid Met. V. 256. f. Ant. Liberalis 9. Die Musen sangen einmal so wunderschön, dass der Himmel mit allen seinen Sternen stille stand, auch das Meer unbeweglich zuhörte und die Flüsse ihren Lauf hemmten. Da wuchs auch der Berg Helikon aus Entzücken, und um die himmlische Musik mehr aus der Nähe zu hören, höher und immer höher, bis Poseidon den Pegasus absandte, um ihn niederzuhalten. Pegasus schlug mit dem Hufe auf des Berges Spitze und augenblicklich stand er still. Unter dem Hufschlag aber entsprang die Musenquelle, Hippokrene genannt, die zum Gesang begeistert, wenn man daraus trinkt. Dieselbe Begeisterung soll den Dichter anwandeln, wenn er das Flügelross besteigt.

Diese Bedeutung des Rosses passt aber nicht zu den verschiedenartigen Bildwerken, die wir oben erwähnt haben. Man hat also nach andern Bedeutungen gesucht. Das Pferd kommt aus dem Wasser und fliegt, also wird es wohl, dachte man, der Wasserdunst, der Dampf, die Wolke seyn sollen. Als eine solche würde er auch vor den Wagen der Morgenröthe, der Sonne und des Donnerers passen. Aber was für Sinnbilder hat man nicht schon zu Wolken gemacht! Mit der Wolke lässt sich bei weitem nicht alles erklären, was den Pegasus betrifft. Völker glaubte in ihm ein Sinnbild der Schiffahrt zu finden; das Pferd sollte das schnelle Schiff und seine Flügel sollten die Segel bedeuten. Damit würde jedoch die Tendenz zum Hohen, die dem Pegasus eigen ist, nicht stimmen. Völker, Myth. des Japhet. Geschlechts S. 150.

Um die Bedeutung des Pegasus richtiger zu würdigen, muss man auf seine Geburt zurückgehen. Nach Hesiod, Theogonie 274. war er der Sohn des Poseidon und der Medusa, die ihn aber erst nach ihrem Tode gebar. Als nämlich Perseus

der Medusa das Haupt abgeschlagen hatte, wuchsen aus ihrem blutenden Halse Pegasus, das geflügelte Ross, und Chrysaor, das Goldschwert hervor. Den Letztern haben die Gelehrten in der Regel richtig für das goldene Saatkorn genommen, oder für Dschemschids goldnen Dolch (den Pflug, der die Erde aufritzt und insofern ebenfalls die Saat fördert). Dagegen bedeutet Pegasus ungleich mehr als eine Wolke, wofür man ihn am häufigsten zu halten pflegt. Man muss sich an den tiefen Sinn des Gorgonenmythus erinnern. In Gorgo Medusa liegt der Begriff des absoluten Todes, der Negation alles Geschaffenen. Es ist aber ein blosser Begriff, denn in der Wirklichkeit gibt es keinen absoluten Tod, sondern aus dem Tode geht immer wieder neues Leben hervor und zwar auf zweierlei Art, gleichsam in einem doppelten Rhythmus. Einmal stirbt die Natur jährlich im Winter ab, lebt aber im Frühling wieder auf. Das ist Chrysaor. Zweitens wird einmal die ganze Welt ein Ende nehmen, aber auch wieder nur, um in einer bessern verjüngt zu werden. Und in ihr sollen auch die Menschenseelen, nachdem sie der irdischen Verführung, Sünde und Qual entronnen sind, wieder erwachen, eine Hoffnung, ein Glaube der alten Mysterienlehre. Wenn Chrysaor das Sinnbild der Wiedergeburt nach jedem Wintertode war, so schwang sich dagegen der Glauben an die Unsterblichkeit oder an die Rückkehr der Seelen zur himmlischen Heimath mit den Flügeln des Pegasus auf. Er bedeutete keine Wolke, sondern die Wiedergeburt der Seelen, wie sein Bruder Chrysaor die Wiedergeburt der Leiber.

Nun erklärt sich auch leicht, warum er als Heros der Wiedergeburt den Wagen der Eos, des Helios und des die Erde im Frühlingsgewitter befruchtenden Zeus führt und warum er hoch oben im Aether triumphirend aus dem Helme der Göttin Athene hervorspringt.

Jetzt erst erhält auch der schöne Mythus vom Helikon seine Erklärung. Der Berg, der Sohn der Erde, noch befangen in dieser Zeitlichkeit, wagt es, zum Himmel hinauf wachsen zu wollen, ohne das Ende der Zeiten abzuwarten, eigenmächtig, ohne der Götter Geheiss und dem ewigen Schicksal zuwider. Deshalb wird er mit Gewalt zurückgehalten in der niedern Sphäre; weil es aber kein böser Wille, kein dummer Hochmuth

war, der ihn antrieb, sondern nur eine süsse Bezauberung durch himmlische Töne, so ward ihm vergönnt, dass seine Sehnsucht zum Himmel die Urquelle aller Begeisterung irdischer Dichter in der Musenquelle werden sollte.

Was der Berg Helikon in reiner Unschuld wagte, dasselbe zu thun fiel dem Bellerophon im sträflichen Uebermuth ein. Dieser griechische Heros wollte auf dem Pegasus zum Himmel empor fliegen, aber Zeus schickte eine Bremse ab, die das Flügelpferd plagen und stechen musste, bis es den Heros abwarf, der nun auf die Erde herunterstürzte. Pindar, Isthm. Od. VII. 44. Olymp. XIII. 122. Tarsos, wo er hinfiel und die Beine brach, hat davon den Namen. Stephan, Byz. s. v. *ταρσός*. Wer sollte nicht in diesem Bellerophon das Gegenbild zu Phaethon erkennen. Phaethon verlässt den Himmel aus Uebermuth, Bellerophon will hinauf zum Himmel aus Uebermuth. Im erstern haben wir die Verlockung zum Irdischen erkannt, der letztere strebt umgekehrt, aber eben so vorwitzig zum Himmel auf.

Das vergebliche Himmelanstreben, vor der Zeit und ohne Verdienst, steht in Verbindung mit allem andern vergeblichen Streben auf Erden, daher der Mythus, der Bellerophon zu einem Enkelsohn des Sisyphus macht, Herodot I. 147. Dieser Sisyphus ist bekanntlich verdammt, beständig einen Stein bergan zu wälzen, der ihm immer wieder herunter fällt.

In der Ilias VI. 155. ist vom Herabstürzen vom Pegasus nicht die Rede, sondern es heisst nur, Bellerophon sey nach dem Tode zweier Kinder den Göttern verhasst umhergeirrt. Euripides, der die Liebe der Königin Sthenoböa zu Bellerophon dramatisch behandelt hat, lässt dieselbe mit ihrem Geliebten zugleich den Pegasus besteigen, da aber sie nur ihn und nicht er sie liebt, wirft er sie unbarmherzig herunter. Diese willkürliche Erfindung des Dichters hat wohl schwerlich eine tiefere Bedeutung. Keine dieser Notizen aus dem Alterthum kann uns von der Erklärung abbringen, die wir gegeben haben. Preller in seinem sonst schätzbaren mythologischen Werke II. 54. 61. macht aus Bellerophon einen Sonnenheros, weil die Sonne aus dem Meere aufsteigt, und vergleicht seinen Fall mit scheinbaren Störungen der Sonnenbahn. Das genügt so wenig

zur Erklärung des Heros, als die Vergleichung seines Rosses mit der Wolke.

Ein zweiter Mythus von Bellerophon drückt denselben Grundgedanken aus. Er zieht einmal in Lykien das Meer hinter sich her, tief ins Land hinein, und würde alles überschwemmt haben, wenn ihn nicht die Weiber des Landes zurückgehalten hätten, indem sie ihm mit aufgehobenen Gewanden entgegen kamen, davor schämte er sich und wich zurück. Plutarch, von den Tugenden der Weiber im Abschnitt von den Lykierinnen. Dass er das Meer nach sich ziehen will, hat denselben Sinn, wie das Emporwachsen des Helikon. Was die Weiber betrifft, so scheint es, sie haben ihn daran erinnern wollen, dass es noch nicht Zeit sey, den Strom des Lebens zum Ziele zu führen, sondern dass es noch viel neuer irdischer Geburten bedürfe. Durch dieselbe Pantomime erinnerte bekanntlich Baubo die trauernde Ceres, sie solle der Fruchtbarkeit der Erde wieder vorstehen.

Das Flügelpferd kommt auch bei andern Nationen vor. Auf dem geflügelten Pferde Kalki wird am Ende der Zeiten der gute Gott Wischnu als Messias einreiten. Die vier Füsse dieses Pferdes bedeuten zugleich die Zeitalter. Drei stehn schon, nur der vierte schwebt noch in der Luft. Wenn auch er auftritt, ist die Zeit zu Ende. Abgebildet bei Coleman pl. 13. Vergl. Baldäus, Malabar S. 552. Auch die Chinesen haben einen Pegasus, den Dämon Yngtschao, ein getigertes Ross mit Flügeln und einem Menschenkopf. Journal Asiat. VIII. 346. Desgleichen die Muhamedaner den Alborak, ein geflügeltes Einhorn, auf dem Muhamed zum höchsten Himmel hinauf geflogen seyn soll. Von Hammer, Persiens schöne Redekünste, Seite 18.

In einem Siebenbürgischen Märchen bei Haltrich Nr. 43. suchte die Jungfrau, welche gleich der Psyche durch eigene Schuld den Geliebten verloren hat, diesen durch die ganze Welt mit ausdauernder Treue, bis ihr der Wind ein Flügelross gab, welches sie zum Monde, zur Sonne, zum Abendsterne und zuletzt zum Ende der Welt trug, wo sie den Geliebten wiederfand.

6.

Die Sirenen.

Die Alten wissen von einem Wettstreit zwischen den Sirenen und Musen zu erzählen. Beide zeichneten sich durch ihren Gesang aus, aber die Sirenen unterlagen und die Musen rupften ihnen Federn als Siegeszeichen aus. Pausanias IX. 2. 4. Eustathius zur Ilias I. 85. dargestellt auf einem Sarkophage im Palast Barberini. Winckelmann, Mon. Nr. 46. und in Florenz, Millingen, statues pl. 15. Millin XIX. 63. Mus. Worsley I. 7. Die Emathiden, die gleichfalls mit den Musen wettsangen, besiegt und in Vögel verwandelt wurden, wie Anton. Liberalis 9. erzählt, scheinen dasselbe zu bedeuten.

Der Wettstreit ist zunächst in hohe Regionen zu versetzen. Nach Plutarch Sympos. IX. 14. 6. singen die Musen am Himmel, indem jede eine Sphäre desselben einnimmt, und das ist die berühmte Sphärenmusik Sie werden also mit den Planeten selbst identificirt, denn diese bilden vom Monde bis zum Saturn aufwärts die Sphären und die Sphärenmusik soll nichts anderes bezeichnen, als die ewige Harmonie der Planeten, die schöne unzerstörliche Ordnung unter den Himmelskörpern. Martianus Capella, de nupt. phil. et Merc. I. 27. sagt dasselbe. Dagegen sagt Plato in seiner Republik X. 617., die ganze Welt drehe sich um eine riesenhafte Spindel mit acht Wirteln. Diese seyen die Planetensphären. Auf jedem Wirtel aber stehe eine Sirene, die im Umdrehn des Wirtels jenen Ton erregt, aus dem, indem die andern damit harmoniren, die Sphärenmusik entsteht.

Hier wird also den Sirenen und Musen gleicher Einfluss auf die Sphärenmusik zugeschrieben. Das lässt sich aber wohl nur erklären, wenn man erwägt, dass durch den Umschwung der Planeten die Zeit bestimmt und gemessen, die Jahre und Jahreszeiten eingetheilt werden. Nun beginnt aber in ewigem Wechsel die frohe und freudige Lichtzeit mit der Wintersonnenwende, die traurige Nachtzeit des Jahres mit der Sommersonnenwende. Die Musen gehören der Lichtseite an. Im Lande der Hyperboreer am Nordpol feiert in der

Wintersonnenwende Apollo im Sonnengarten mit den Musen unter Gesang und Tanz die Wiedergeburt des Jahres. Diodor II. 47. Von den Sirenen dagegen wissen wir aus zahllosen Zeugnissen, dass sie selbst in verführerischen Gesängen doch nur Tod hauchen, dass sie wesentlich dem Gräbercultus angehören und dass sie sich dem Begriff und Namen nach auf den Hundsstern Sirius zurückführen lassen, dessen Herrschaft am Himmel mit der Sommersonnenwende beginnt.

Die Sirenen sterben nicht in Folge des Sieges der Musen, sondern erst, nachdem Orpheus sie im Wettgesange besiegt hat. Indem sie sich ins Meer stürzen, versteinern sie und werden zu den felsigen Inseln, welche jetzt noch die Sireneninseln heissen, am äussersten Ende des Vorgebirges von Sorrent. Orpheus, Argon. 1284. Sie liegen so, dass alle Sterne im Westen dahin zu fallen scheinen. Sie weisen also auf den Untergang der Sonne, auf den Tod, aber auch auf das Land der Verheissung hin.

Der Landesname Syrien hängt vielleicht mit dem grade hier vorherrschenden aphroditischen und Todtencultus zusammen. In Makedonien hiess die Aphrodite Zeirene. O. Müller, Wohnsitze der Makedonier. S. 57. Syr war auch ein Beiname der nordischen Liebesgöttin Freyja.

Die Sirenen kommen gewöhnlich in der Dreizahl vor. Ihre Namen werden sehr verschieden angegeben, Strabo p. 246. 252. und Servius zu Virgil's Landbau IV. 562. nennen Parthenope, Ligaia und Leukosia. Tzetzes, Lykophron 712. die Peisinoe, Aglaope, Thelxiepeia. Eustathius p. 179. 45. nennt noch die Aglaopheme. Als ihre Mutter bezeichnet Euripides, Helena 168. die Erde, Apollodor I. 3. 4. die Sterope (den Blitz) und auch die Muse Melpomene. Die Deutung ist nur klar bei Euripides, denn als Todesgenien gehören die Sirenen in der That der Erde an.

Die Musen mit der Lyra stehen auf der Lichtseite, die Sirenen mit der Pansflöte in der Nachtseite. Jene hat der apollinische, diese der dionysische Cult sich angeeignet. Wie die Musen in der Lyra, so sind die Sirenen in der Syrinx oder siebenröhrigen Flöte concentrirt. Syrinx war eine Nymphe am Flusse Ladon, wurde von Pan mit Liebe verfolgt, verbarg sich im Schilf und wurde durch die Mutter Erde, um ihm

zu entgehen, selber in Schilf verwandelt. Pan aber schnitt sich aus dem Schilf die siebenröhrige Flöte zu. Ovid, Met. I. 691 f. Servius zu Virgil's Eklogen II. 31. Das ist das Gegenbild der von Apollo verfolgten Daphne die in den Lorbeer verwandelt wird. Pan ist hier in der Nachtseite des Jahres dasselbe, was Apollo in der Lichtseite. Das wird auch durch den Fluss Ladon angedeutet. Die Sirenen spielen gewöhnlich auf der einfachen, aber auch auf der siebenfachen Pansflöte. Vergl. Euripides a. a. O. und Liceti, hierogl. 291.

Es wäre nicht unmöglich, dass die Sirenen mit ihrem Sehnsuchtsgesange in der Sommersonnenwende im Angesicht des Naturtodes in einem bestimmten Gegensatze stünden zu der halkyonischen Sage in der Wintersonnenwende im Beginn des neuen Lichts und Lebens. Nach Eustathius zur Odyssee XII. 168. stillt der Sirenengesang die Winde, und ebenso herrscht, wenn Alkyone (der Eisvogel) brütet, tiefe Windstille. In beiden Fällen ist die heilige Stille in den Solstitien gemeint. Aber die Stille in der heissen Sonnenglut des Johannitages ist unheimlich. Es geht durch sie eine Todesahnung und sie befördert die Verwesung. Wie zu Weihnachten von Nysa der Lebenswind Boreas herweht, so zu Johanni von Lerna her der Todeswind Auster.

Sirenen waren die Dienerinnen der Persephone und liessen sie im Stich, als sie von Pluto in die Unterwelt entführt wurde. Zur Strafe bekamen sie Vogelgestalt. Hygin, Fab. 141. Ovid, Met. V. 552. Die Entführung der Persephone in die Unterwelt bedeutet zunächst allerdings die Einsenkung der Saat in die Erde, aber zugleich auch das Herabsinken der gefallenen Geister aus dem Himmel in die irdische Körperwelt. Diese Herabkunft der Seele zum Leibe erfolgt auf der Milchstrasse und Planetenleiter im Zeichen des Krebses und beim Aufgang des Hundsstern Sirius. Daraus erklärt sich, warum die Sirenen so verführerisch singen. Sie locken die Seele zur Sinnenwelt hinab und doch ist es nur ein Grabgesang, denn die Erniedrigung der himmlischen Seele, das Eingehen in den irdischen Leib ist doch nur ein Begrabenwerden der himmlischen Seele. Damit ist der scheinbare Widerspruch zwischen dem verführerischen Zaubergesange und dem Verwesungshauche der Sirenen auf das vollkommenste gelöst.

Die Sirenen kündigen aber auch dem menschlichen Leibe seinen Tod an und weisen dadurch auf die Wiedergeburt hin, auf die Rückkehr der Seele zum Himmel. Deshalb heissen sie Kentaurentödterinnen, weil die Kentaurn das niedere irdische Daseyn und den Leib im Gegensatz gegen die Seele bedeuten. Tzetzes zu Lykophron 670. Ptolemäus Hephästos 5. 6. Deswegen kommen die Sirenen auch so häufig auf antiken Grabdenkmälern vor. Ihre Beziehung auf den leiblichen Tod erhellt aus der Odyssee XII. 45., wo sie von den Knochen derer, die sie gefressen haben, umgeben sind und trotz ihrer süss verlockenden Stimmen Verwesungsgeruch verbreiten. So unter Knochen zeigt sie ein pompejanisches Wandbild, Laglandière I. 286. Oft sieht man sie bei Sterbenden oder Todten. So über der sterbenden Prokris, Millingen, ined. mon. pl. XIV. Bei der Leiche Achills, R. Rochette, mon. p. 283. 381. Vergl. Hamilton, Vases II. 126. Hancarville II. tab. 21. de Witte, Cab. Etr. Nr. 139. Caylus, réc. V. 36. Sirenen auf Grabdenkmälern s. Diodor XVII. 115. Auch Alexander der Grosse liess auf dem grossen Scheiterhaufen Hephästions Sirenenstatuen anbringen, worin Sänger versteckt waren, welche Klagelieder sangen. Besonders oft kommen die Sirenen auf Frauengräbern vor. Gerhard, Vasen I. 99. Vergl. Creuzer in den Wiener Jahrb. LXVII. 97.

Eine Grabsirene mit einem Myrthenkranz bei R. Rochette, mon. ined. 381. erinnert an die Myrthen auf den Sireneninseln von Sorrent und an die Myrthen, in denen Aphrodite sich aus Scham versteckte, als sie nackt aus dem Meere ans Ufer trat, die eben Geborene. Servius zur Aeneis V. 72. Man erkennt darin die Beziehung der Sirenen nicht blos auf den Tod, sondern auch auf die Wiedergeburt. Wie der bacchische Grabcult beweist, verband sich mit der Hoffnung der Wiedergeburt auch immer die Hoffnung auf eine neue Liebe im Jenseits und insofern haben Klausen (Aeneas I. 499.) und Gerhard (Vasenbilder I. 98.) nicht unrecht, wenn sie bei den wehmüthigen und doch süss verlockenden Tönen der Sirenen an die Sehnsucht nach der Liebe und Hochzeit im Himmel denken.

Doch geht Gerhard zu weit, wenn er Vasen, auf denen Sirenen vorkommen, nur für Hochzeitsgeschenke und in der

Sirene einen hochzeitlichen Genius sehen will. Allerdings wird die Sirene ebenso, wie der Kentaur und wie der Pan und sogar der grimmige Tiger dem lachenden Gefolge des Dionysos zugesellt, allein sie verliert dadurch keineswegs ihren tragischen Grundzug. Sie wird dadurch kein hochzeitlicher Genius, sondern bleibt ein Todesgenius. Die schöne Vase des Prinzen von Canino (bei Rapp, Volc. not. 608.) spricht keineswegs dagegen, denn indem sie die Hochzeit des Peleus und der Thetis darstellt, erklären sich die darauf befindlichen hühnerartigen Vögel mit einem weiblichen und einem männlichen Kopfe und einer Menge von Augen am Leibe doch wohl nicht als Personificationen von bräutlicher und Bräutigamssehnsucht, sondern vielmehr aus der Symbolik des Sirius und Argus. Ein Hahn mit dem Kopf eines Mannes und mit einer Lyra, über sich einen Stern, kommt auch vor bei Gorläi, Dact. II. Nr. 482. Liceti hierogl. 85. Das ist nun ohne Zweifel der Hundsstern Sirius, Wächter des Himmels, Hirt der Sterne, dasselbe was der hundertäugige Argos. Als Himmelswächter ist er auch der Himmelshahn. Wenn Gerhard sich auch noch auf eine Hochzeitsvase (vasi Feoli Nr. 5.) beruft, auf welcher eine Sirene dem Zeus, Hermes und der Aphrodite voranschreitet, so kann auch hier die Beziehung auf den Tod nicht ausgeschlossen werden, schon weil Hermes, der Todtenführer, dabei ist und Aphrodite durch Wollust in den Tod lockt.

Auf den antiken Bildwerken erkennt man im Vogelleib der Sirenen meist eine Henne, zuweilen aber auch eine Schwanin. Die Henne hat erotische Bedeutung oder bezieht sich auf den Sirius als Himmelshahn. Der Schwan wird wohl gebraucht, weil Schwanengesang den Tod verkündet. Bei Aeschylos, Prometheus 792. und auf einer Vase bei Tischbein hat die Sirene den Leib eines Strausses. Bei Licetus, hierogl. 907. hat eine Sirene Flügel, halb vom Schmetterling, halb von der Fledermaus, was sehr gut ihre doppelte Eigenschaft des verführerischen Reizes und der Todesahnung bezeichnet.

Als Attribut der Sirenen kommt ausser dem Stern die Fackel vor, die auf die Nacht hinweist. Christie, Vases p. 50. Millin, gal. myth. II. tab. 80. Nr. 312. Auch der

Spiegel und ein Halsband. Millin, XIII. 313. Wohl schwerlich blos Hetärenattribute, wofür man sie gehalten hat. Der Spiegel bedeutet die Verführung des Narcissus und das Halsband ist bekanntlich gleichfalls ein Sinnbild des Verderbens für den, der es trägt. Sehr merkwürdig ist ein Vogel mit dem Medusenkopf auf einer Vase bei Gerhard, Berlins antike Bildwerke Nr. 1585. Hier ist der Tod unmittelbar mit dem Sirenensymbol verbunden. Diesem Bilde stehen andere bei Gerhard, Vasenbilder Taf. 95. 96. gegenüber, auf denen die Sirene von Tigern, Schweinen, Widdern, Böcken und Eseln umgeben ist und über sich noch Satyrn hat, welche die unzüchtigsten Possen treiben. Das Hereinziehen des Todtenvogels in die bacchische Verwilderung hat nichts befremdendes, denn Wollust bringt den Tod.

7.

Die Sphinx.

Es ist möglich, dass, wie von Bohlen, das alte Indien II. 205. glaubt, der Name Sphinx vom indischen singha (Löwe) abstammt und aus Indien auf Aegypten übertragen wurde. Allein weder der indische Gott Wischnu als Mannlöwe, noch der männliche Sphinx der Aegypter haben die geringste Begriffsverwandtschaft mit der weiblichen Sphinx der Griechen.

Die Sphinx wurde gewöhnlich als ein ruhender Löwe dargestellt mit einem Menschenkopf, oder mit einem Widderkopf im alten Aegypten, dagegen mit einem Jungfrauenkopfe und mit Flügeln im alten Griechenland. Aus Aegypten ist ein Mythus von der Sphinx nicht bekannt, wohl aber aus Griechenland. Bei Diodor IV. 64. nämlich lesen wir, die Sphinx, ein zweigeflügeltes Ungeheuer, habe sich in der Nähe von Theben niedergelassen und, an einer Strasse lauernd, jedem Wanderer ein Räthsel vorgelegt. Konnte er es nicht errathen, so stürzte sie ihn von einem Felsen hinab. Auf diese Weise tödtete sie viele Menschen, bis einmal der junge Oedipus kam, der das Räthsel löste. Dieses nämlich lautete: Was ist zweifüssig, dreifüssig, vierfüssig und doch dasselbe?

Oedipus antwortete: der Mensch, denn gewöhnlich ist er zweifüssig, als Kind aber kriecht er auf allen vieren und als schwacher Greis stützt er sich ausser auf seine Beine, noch auf seinen Stock. Als Oedipus damit das Räthsel gelöst hatte, stürzte sich die Sphinx selber den Felsen hinab. Oedipus aber hatte von seiner Klugheit schlechten Lohn, denn unwissend heirathete er seine eigene Mutter und kam dadurch mit den Seinigen in grenzenloses Elend.

Schon mehrere altgriechische Schriftsteller selbst waren wie unsere modernen Rationalisten, durch Ueberschätzung ihres abderitischen Verstandes so vernagelt, dass sie den tiefen Sinn eines der am häufigsten vorkommenden religiösen Sinnbilder des Heidenthums nicht mehr begriffen oder — was uns wahrscheinlicher ist — sie wollten ihn nicht mehr begreifen, sie verleugneten ihn in demselben Hochmuth, in welchem unsere liberalen Philister die Mysterien unserer Religion verleugnen. Sogar Pausanias IX. 26. 2. nahm keinen Anstand andern nachzuerzählen, die Sphinx habe, als eine Art von Seeräuberkönigin in der Gegend von Theben geraubt, bis Oedipus sie mit Heeresmacht bezwungen habe. Paläphatus 7. adoptirt diese läppische Erklärung. Der Grammatiker Sokrates in den Scholien zu Euripides, Phön. 45. hält die Sphinx für eine Wahrsagerin, welche für die Thebaner verderblich wurde, weil sie deren Weissagungen nicht verstanden. Nach solchen Vorgängern scheint C. F. Hermann, quaest. Oedip. p. 112. sich für autorisirt gehalten zu haben, die Sphinx gleichfalls auf ein geschichtliches Factum zurückzuführen. Indem man erzähle, sie habe Menschen in den Abgrund gestürzt, seyen darunter nur Menschenopfer eines blutigen Cultus gemeint gewesen, den der menschenfreundliche Oedipus abgeschafft habe.

Johannes Diakonos bei Mützel, de emend. Theog. Hesiod. p. 295. verliess die geschichtliche Erklärungsweise, nahm eine physikalische an und fand in der Sphinx ein Sinnbild der Kälte im Winter, welche die Menschen zusammenzupressen strebe. Dieser geistreichen Erklärung hat unter den Neuern hauptsächlich Forchhammer in seiner Schrift über die Sphinx beigestimmt und in der Sphinx den böotischen Nebel und Sumpf, aber nicht blos in seiner erkältenden Eigenschaft im

Winter, sondern auch in seiner pestartigen Ausdünstung erkannt. Das letztere nimmt auch Jaep in seiner Abhandlung über die griechische Sphinx, Göttingen 1854, als selbstverständlich an. Oedipus, meint er, habe jenen Sumpf ausgetrocknet. Weil die Sphinx in einer Höhle wohnt, zuweilen auch den Modius (das Gedreidemaass), auf dem Kopfe trägt, viele Brüste hat wie die ephesische Diana, und einen Löwenleib, der an die Löwen der Kybele erinnert, glaubte Panofka, Terracotten Taf. 6. Fig. 1. sie für ein Sinnbild der Erde halten zu müssen, weil sie aber auch Jünglinge (die jungen Thebaner) raubt, entschied sich derselbe Gelehrte in demselben Werke S. 22., sie für die Morgenröthe zu halten. Braun in den Annales de l'institut X. 266. erkannte in der Sphinx den Mond, weil sie auf einer Vase mit einem Strahlendiskus gegenüber der Sonne vorkommt. Dagegen hielt sie Welcker, Vasen S. 76. für die Sonne; Gerhard, Lichtgottheiten S. 4. für die Sonnenhöhe im Thierkreis, sofern er im Hinterleib des Löwen und Vorderleib der Jungfrau die gleichnamigen Himmelszeichen sah. Preller, Griechische Myth. II. 240. glaubte, die Sphinx bedeute die Sonne, aber nur in deren tödtlicher Eigenschaft. Welcker, Vasen S. 87. gedenkt noch eines gelehrten Freundes, der die Sphinx für den Hundstern Sirius hält. Winckelmann, Werke IX. 298. dachte sich unter der Sphinx den Nil, weil sie auf einer Glaspaste zwei Mäuse im Munde hat, Mäuse aber nach der jährlichen Nilüberschwemmung in Menge sichtbar werden. Auf einer Gemme bei Tassie Nr. 51. hält ein Affe die Sphinx beim Schwanze und beugt sich über sie, als wolle er ihr etwas sagen oder etwas von ihr hören. In dem Affen will nun Tassie einen Priester sehen, der sich die Nilüberschwemmung voraussagen lässt. Böttiger, Vasen III. 98. hielt die Sphinx für einen liegenden Kentaur.

Clemens von Alexandrien, Strom. V. 8. 47. war der erste Erklärer, der etwas Allgemeineres, wenn auch nur im Raum, im Begriff der Sphinx durchfühlte. Er sah in ihr das Bindende, Allumfassende. Unter den Neuern fasste Creuzer, Symbolik II. 220. zuerst die mannigfaltigen Attribute der Sphinx ins Auge und glaubte daher, ein Pantheon in ihr erkennen zu müssen, eine Vereinigung „der verschiedensten

Eigenschaften der Gottheit, die der Stärke und Weisheit, die des verborgenen Waltens, die Idee der Ewigkeit und die des wohlthätigen Genius. Die Einheit aber, wodurch dieses Verschiedene zu einer Vorstellung zusammenschmelze, dürfte ohne bestimmte Data wohl nicht gefunden werden.“ Grund, Malerei der Griechen I. 57. liess alle Naturbeziehungen fallen und wollte in der Sphinx nur ein Sinnbild des auf sich selbst ruhenden göttlichen Verstandes sehen. Schöll in seinen Mittheilungen aus Griechenland I. 111. meinte gar, die Sphinx sey ein Sinnbild der dramatischen Poesie.

Welche Widersprüche! welcher Unsinn! und das sollte die Ausbeute des archäologischen Studiums seyn? Wahrlich eine Wissenschaft ist noch nicht weit gekommen, die noch so hin- und herrathen und faseln kann.

Bei alledem war die Symbolik der Sphinx nur das Ei des Columbus. Die Sphinx ist nämlich — ihr Räthsel selbst, das ewige Räthsel vom Leben und Sterben des Menschen, vom Entstehen und Vergehen in der Natur und Geschichte, das Räthsel des Weltschicksals. Daher steht die Sphinx vor den Tempeln, vor den Thronen der höchsten Götter und vor den Gräbern. Daher kommen ihr auch die Attribute aller grossen Wechsel in Raum und Zeit zu.

Ich habe schon in einer grossen Recension von Prellers griechischer Mythologie in meinem Literaturblatt von 1854. Nr. 90. gesagt: „Zwischen diesem Räthsel und dem nachherigen Unglück des Oedipus ist ein nothwendiger Zusammenhang. Die Sphinx bedeutet das Räthselhafte und Geheimnissvolle der Natur überhaupt, wie es sich in der schrecklichen und phantastischen Kluft, in der die Sphinx hauste, dem Gemüth des Menschen besonders unheimlich aufdrängen musste. Nun warf aber der Naturdämon dem Neugierigen die Frage ins eigene Herz zurück. Der du die Tiefen der Natur ergründen willst, schien Sphinx zu sagen, kennst du die Tiefe des Menschlichen, deines eigenen Wesens, die Räthsel deiner Gattung? Oedipus löst das Räthsel und löst es doch nicht. Er tödtet die Sphinx und wird doch von ihr besiegt. Er nimmt das Menschliche normal und erklärt es insofern ganz wahr und richtig, in der Lösung seines Räthsels spiegelt sich das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe rein

ab. Aber an sich selbst und seiner Familie muss er, unschuldig und unwissend, die Möglichkeit einer gänzlichen Verkehrung menschlicher Dinge erleben. Der Sinn ist: Menschenwitz ergründet nie den Abgrund der Natur.“

Apollodor III. 5. 8. beschreibt die Sphinx, vor welcher Oedipus steht, als geflügelte Löwin mit einem Jungfrauenkopfe. Dieser Jungfrauenkopf bezeichnet wahrscheinlich die Göttin Pallas Athene, das ewig jungfräuliche Licht, welches die Nacht des Todes überwindet und alles Leben bedingt. Den gleichen Sinn hat wahrscheinlich auch der Sperberkopf, den zuweilen die ägyptische Sphinx trägt. Champollion, Panth. 39. A. Der Sperber ist der Vogel des höchsten Lichtäthers und bedeutet zugleich das geistige Wesen des Lichts. Der Widderkopf der ägyptischen Sphinx bedeutet ohne Zweifel das Widderzeichen im Frühling, den Anfang des Jahres als Sinnbild für den Anfang aller Dinge. Der Löwenleib bedeutet am wahrscheinlichsten die Materie im Raum, den Naturkörper und seine Dauerhaftigkeit, die Flügel aber die Zeit und ihren Wechsel.

Ueberall finden wir die Sphinx als Sinnbild des grossen Welträthsels, welches im ewigen Wechsel von Werden und Untergehen liegt, theils vor den Tempeln der höchsten weltlenkenden Götter, theils in Verbindung mit dem, was man die dunkeln Mächte nennt. Nach Plutarchs Isis p. 354. bedeuten die Sphinggen vor alten ägyptischen Tempeln das Geheimnissvolle der Mysterienräthsel, die dort bewahrt werden. Auf Münzen von Chios hütet die Sphinx eine Lyra, welche hier die Harmonie der Sphären bedeutet. Begeri, thes. I. 419. Drei Sphinggen bilden bei Winckelmann IX. 455. den Dreifuss des Apollo oder das geheimnissvolle Orakel der Pythia. Eine Sphinx findet sich auch bei der Leda (Tassie Nr. 1195.), der Urnacht, welche Sonne und Mond gebar. Auf mehrfachen Bildwerken legt die Sphinx ihre Löwentatze auf das Rad der Nemesis (Tassie Nr. 111.), welches die umrollende Zeit und Sonne und zugleich das rächende Verhängniss bedeutet. Ihr Attribut ist auch der Schlangenstab des Hermes (Tassie Nr. 63. 94.), welcher die Ekliptik oder den Sonnenlauf durch Sommer und Winter, Leben und Tod bedeutet. Die Sphinx wird auch mit allen Attributen des Herakles um-

kleidet (Lippert I. 614., Tassie Nr. 5958 f.), der sich als Sonnenheros durch den Thierkreis kämpft und zugleich die ganze Menschheit in ihrem Ringen und in ihrer Arbeit vorbedeutet.

Daher auch die Verbindung der Sphinx mit der Psyche (Tassie Nr. 7171.). Die Seele steht hier vor dem Geheimniss des Menschenlebens. Damit verwandt ist das Vorkommen des weisen Silen und eines wahrscheinlich weissagenden Vogels neben der Sphinx (Gerhard und Panofka, Neapel S. 267.).

Natürlicherweise kommt die Sphinx überaus häufig auf Grabdenkmälern vor, denn ihr Räthsel weist nicht nur auf Geburt und Tod im Diesseits hin, sondern auch auf die Wiedergeburt. Unter den Vasen Berlins bei Gerhard II. 28. kommen zwei ruhende Sphinggen vor, zwischen denen eine Schlange von zwei Adlern gepackt wird. Der Sieg des Lichts und des Guten über die Nacht und das Böse diesseits und jenseits.

8.

Die Kentauren.

Diese berühmten Pferdemenschen des classischen Alterthums sind bekanntlich sehr verschieden gedeutet worden. Der Schlüssel zu ihrem Verständniss liegt aber ganz allein in der dionysischen Mysterienlehre.

Die Kentauren mit menschlichem Oberleib am Körper eines Pferdes bedeuten die Leiblichkeit des Menschen im Gegensatz gegen sein seelisches Element, dann aber auch die wilde Wald- und Bergnatur im Gegensatz gegen die Cultur im Acker- und Gartenlande. Die einseitigen Erklärungen des Kentaurensymbols, die man früher beliebt hat, rechtfertigen sich zum Theil aus seiner verhältnissmässigen Vielseitigkeit. Wenn man z. B. die Kentauren (weil Kentaur wörtlich ein Stierstecher heisst) für berittene Rinderhirten hielt, so war das ein Irrthum, doch lag ohne Zweifel in ihrem Begriffe das Barbarische, was solchen Hirten und überhaupt Naturmenschen eigen zu seyn pflegt. Wenn andere geglaubt haben, weil Ixion die Kentauren mit einer Wolke erzeugt haben soll,



müssten sie wilde Gebirgsbäche bedeuten, die von den Bergen niederstürzen, so ist das ebenfalls irrig, konnte aber einigermaassen aus dem Begriff ihrer Wildheit abgeleitet werden.

Die Kentauren kommen vorzugsweise im dionysischen und herakleischen Mythenkreise und unzähligemal bildlich auf Sarkophagen und Grabvasen vor, welche in diese Kreise gehören. Dionysos, im himmlischen Feuer geboren, gottentstammt, ja Gott selbst, der sich in die niedere Natur herablässt, um sie mit Geist zu durchdringen, zu veredeln und zu verklären, findet hier eine wilde, ganz uncultivirte, daher zum Theil grausame, zum Theil aber auch gutmüthige Naturwüchsigkeit vor und das ist das Wesen der Kentauren. Daraus erklärt sich zunächst, warum die harttrabenden Wilden so oft roh in die edle und feine Gesellschaft der Helden und Nymphen hineintölpeln, leicht sich betrinken, Händel anfangen und unbarmherzig drein schlagen und doch auch wieder mit ihren Kentauriden und Kindlein ganz idyllische Scenen darstellen, endlich in der Person des weisen Kentaure Chiron sogar einen hohen Rang einnehmen und bei Göttern und Menschen geehrt werden. Der Arzt Chiron nämlich bedeutet die Heilkraft der wilden Waldnatur, das Heilige ihrer Unschuld, den Zauber ihrer noch unverdorbenen Frische. Er kommt bei Catullus, Hochzeit des Peleus 278. vor mit Geschenken des wilden Waldes. Wie nun insofern die Kentauren vor der Cultur da sind und dieselbe theils widerstrebend, theils gutmüthig empfangen, das junge Dionysoskind pflegen, so spielen sie auch eine nicht geringe Rolle beim Tode der schönen Sommernatur und daher auch im Gräbercultus. Aber auch in diesem letztern bedeuten sie niemals den Leichnam, dessen Sinnbild vielmehr die Maske ist, sondern nur die Sinnlichkeit, die Lebenslust im irdischen Körper, den die Seele verlässt, um jenseits eine verklärte Leiblichkeit wiederzufinden.

Dass die Kentauren von Ixion, der sich einbildete die Göttin Here zu umarmen, mit einer Wolke oder einem täuschenden Nebel erzeugt wurden, deutete Eusthatius zur Ilias I. 199. in einem schlechten Witz auf den Namen der Kentauren, der nicht blos Stierstecher, sondern auch Nebelstecher, *κεντήσας αὔραν*, bedeuten kann. Durch den Nebel aber wird die rauhe Jahreszeit des Herbstes bezeichnet, weshalb man

auch dem Schützen im Thierkreise, in dessen Zeichen die Sonne im Spätherbst tritt, die Kentaurengestalt gab. Hygin, poeta astr. II. s. v. Sagittarius. Den rauhen Herbstcharakter, den Herbstwald und die winterliche Erstarrung verrathen auch die ausgerissenen Bäume und Felsstücke, womit die Kentauren gewöhnlich bewaffnet sind. Herbstlich ist auch die Weinlese, daher die Kentauren sich gern betrinken. Bei der Hochzeit des Pirithoos werden sie in der Trunkenheit grob und ersticken den unverwundbaren Lapithen Käneus unter ihren Baumstämmen. Ovid, Met. XII. 459. Apollonius, Rhod. 1. 57 f. Die Lapithen scheinen nicht, wie Buttmann glaubte, Städtebewohner im Gegensatz gegen die bäurischen Kentauren, sondern Personificationen des Sommers zu bedeuten, im Gegensatz gegen die der rauhen Jahreszeit. Auch der Name Stierstecher deutet nur an, dass der Stier im Thierkreise als Sommerzeichen dem Schützen als dem Herbstzeichen erliegen muss. Ebenso besiegt der Schütze das Löwenzeichen. Daher sieht man häufig auf antiken Bildwerken Kentauren mit Löwen kämpfen und Löwenfelle als Siegeszeichen tragen. Daraus erklärt sich ferner auch ihr Kampf mit den Sonnenheroen Herakles und Theseus.

Besonders sinnig sind die Mythen von Herakles. Nach Apollodor II. 4. 4. fand dieser Sonnenheros auf dem Wege zum Eber (Winter) den Kentaur Pholus, der ihm Wein vorsetzte (also im Herbst). Als die andern Kentauren den Wein rochen, trabten sie alle herbei und bald gab es Streit. Sie schlugen mit ihren Baumstämmen auf Herakles los, der aber Feuerbrände vom Herdfeuer nahm und sie verjagte. Das Herdfeuer bedeutet den Winter, in welchem die Sonne angefochten wird und doch nicht unterliegt. Nach demselben Apollodor II. 7. 6. entführte der Kentaur Nessos dem Herakles die schöne Dejanira, wurde aber durch einen nachgesandten Pfeil desselben getödtet und rieth sterbend der Jungfrau, mit seinem Blut des Herakles Kleid zu färben, dann werde ihr der Held immer treu bleiben. Sie that es, aber Herakles starb an dem vergifteten Kleide, denn von dem Pfeil, mit dem Herakles einst die giftigen Stymphaliden getödtet, war auch des Kentauren Blut vergiftet worden. Das bezieht sich wohl auf den abwechselnden Tod hier des Winters, dort des Sommers.

Das Kleid ist das sommerliche Gewand der Natur, aber vergiftet, weil es in jedem Herbst wieder abwelkt.

Weil die Kentauren dem Herbst angehören und die Nachtseite des Jahres eröffnen, sind sie auch zu Hütern der Unterwelt gemacht worden. Virgil, Aeneis VI. 285. Das Herbstzeichen des Schützen, das wir schon als den Kentaure Chiron erkannt haben, steht im Thierkreis dem Frühlingszeichen der Zwillinge gerade gegenüber. In beide fällt die Tag- und Nachtgleiche. Nun hat auf dem berühmten ägyptischen Bilde des Thierkreises zu Tentyra der Kentaur zwei Köpfe und auf einem antiken Bildwerke im Museum Odescalcum I. 25. Inghirami tab. 25. hat ein Kentaur auf der Schulter zwei Körbe hängen, die sich die Wage halten. Die indischen Zwillinge aber, die Aswini, waren von einer Stute geboren, halb Mensch, halb Pferd und zugleich so berühmte Aerzte wie Chiron. Man erkennt daraus, welche weite Verbreitung die Kenntniss des Thierkreises, wie überhaupt des Sonnenjahrs gefunden hat.

Wenn die gewöhnlichen Kentauren mit ihren Weibern und Kindern hauptsächlich auf Bildern des dionysischen Kreises vorkommen, so finden wir dagegen Chiron mehr mit dem apollinischen verbunden. Chiron erscheint als der Pflegevater fast aller Sonnenheroen und edlen Helden, des Achilleus, Odysseus, Theseus, Peleus, Jason, Diomedes, Aeneas etc., d. h. als das gute Princip im rauhen Winter, welches die Sonne in ihrer ersten Kindheit behütet, dass sie im Frühling gleichsam als Jüngling zu voller Kraft heranreift. Die Kunst der Alten machte den reizenden Contrast des zarten Götterknaben mit dem bärtigen Halbthier zu einem ihrer Lieblingsgegenstände. So schildert Philostratus, Gemälde II. 2., wie Chiron den jungen Achilleus im Lyraspiel und im Pfeilschiessen unterrichtet. Vergl. auch Apollonius Rhod. I. 554. Pindar, Pyth. IV. Museum Florent. II. 25. Mus. Capitolinum IV. 17.

Tiefsinnig ist der Mythus, nach welchem Chiron dem Prometheus seine Unsterblichkeit abtritt und freiwillig das Loos der Sterblichen übernimmt. Schon Welcker, Trilogie 266. hat darunter mit Recht die Aufopferung des physischen Daseyns verstanden, welches man dem höheren Daseyn zum Opfer bringen soll.

9.

Die Amazonen.

Die weltberühmten Amazonen gehen in der Mysterienlehre der alten Griechen den Kentauren parallel. Auch sie haben eine doppelte Auslegung erfahren, sofern man glaubte, sie gehörten der Geschichte, oder nur einer priesterlichen Symbolik an. Beides ist richtig. Wie die Vorstellung von den Kentauren einerseits von wirklichen Reitervölkern entlehnt war und andererseits doch nur der religiösen Symbolik angehörte, so ragt auch die Vorstellung von den Amazonen zugleich in das Geschichtliche und in das mysteriöse Gebiet hinein.

Noch jetzt sind die Weiber der nomadisirenden Steppenvölker in Mittelasien kriegerisch, weil sie mit ihren Männern alle Gefahren der Wanderung theilen. Noch jetzt giebt es im afrikanischen Königreich Dahomey eine Garde von mehr als tausend bewaffneten Weibern. Und grade in jene Steppenländer am Thermodon und Thanais und in dieses Afrika haben schon die alten Griechen das kriegerische Weibervolk der Amazonen verlegt. Orosius I. 14. erzählt von den Amazonen am Thermodon, ihre Männer seyen im Kriege erschlagen worden, sie aber hätten an den Feinden blutige Rache genommen und einen reinen Weiberstaat ohne Männer unter einer Königin gegründet. Diodor II. 45. bemerkt, sie hätten alle Knaben verstümmelt, damit die Weiber die Herrschaft behalten sollten, nnd den Mädchen die rechte Brust weggebrannt, damit sie im Bogenschiessen nicht gehindert wären. Strabo XI. 5. fügt hinzu, sie hätten um Kinder zu bekommen und dadurch dem Staate Dauer zu geben, jährlich zwei Monate im Gebirge Kaukasus mit den Gargareern gelebt. Lactantius, orat. fun. im Eingang will wissen, die Amazonen hätten zuerst eiserne Waffen gebraucht und auch zuerst Pferde geritten. Auf den Bildwerken sehen wir sie sehr häufig zu Pferde und ganz nach Art der Skythen in bunten Hosen, mit langen Lanzen, sogar in Pelzen. Herkulanum und Pompeji, Hamburg I. tab. 46. 47.

Minder berühmt sind die Amazonen am Thanais, von

denen Herodot IV. 111. gar naiv erzählt, wie jungfräulich scheu sie anfangs gewesen seyen, bis sie sich nach und nach mit schönen Jünglingen befreundet hätten, die ihnen in den Wald nachgeschlichen.

Am fabelhaftesten ist, was Diodor III. 54. von den Amazonen in Afrika unter ihrer Königin Myrina erzählt. Dieselbe soll nicht nur im Westen bis zu einer vulkanischen Insel vorgedrungen seyn, die sich so ziemlich als Teneriffa zu erkennen gibt, sondern auch nach Osten und Norden bis zum schwarzen Meere. Mordtmann vermuthet, man habe auf diese Weise die Amazonen in Libyen nur mit denen am Thermodon in Verbindung bringen wollen. Es lässt sich indessen noch eine ganz andere Erklärung finden. Die Amazonen gehören dem Nachtgebiet an, der nächtlichen, der Todesseite der Natur. In der Mysterienlehre der Alten wenigstens wird ihre Sterilität hauptsächlich dadurch motivirt. Wie der böse Todeswind Auster oder Typhon von Süden her weht, so geht auch der Kampf der Titanen und Giganten, aller Kinder der schrecklichen Gäa, der Widerstand der Aegis und Gorgo vom Erd- und Nachtcentrum im Süden aus. In der Schilderung des Diodor kommt ein eigenthümlich poetischer Zug vor. Myrina ruht nach einem heissen Kampfe mit ihren Heldinnen aus. Sie haben eine Menge Männer erschlagen, deren Weiber aber kommen über Nacht und richten ein schreckliches Blutbad unter den Amazonen an, um ihre Männer zu rächen. Ein origineller Kampf der männerliebenden und männerhassenden Frauen.

Hat es nun auch in Afrika, wie am Thermodon wirklich kriegerische Weiber gegeben und hat man diese auf die Symbolik und den Mythus der Amazonen bezogen, so sind doch gewiss die Amazonen, von denen uns noch so zahlreiche schriftliche Notizen und Bildwerke der Alten übrig sind, nur personificirte Begriffe der dionysischen Mysterienlehre. Die weiblichen, aber unfruchtbaren Amazonen in ihrer stets kriegerischen und feindseligen Haltung, gehören dem Nachtgebiet an, das dem Sonnenlicht und der Liebe feindselig ist. Als Nachtwesen kennzeichnet sie die Tracht, denn ihre Kleider sind in der Regel mit Sternen besäet. Tischbein, Vasen I. 12. II. 58. Millingen, vases II. pl. 37. Böttiger, Kleine Schrif-

ten III. 6. Daher gehören sie auch dem Monde an, weil die Mondgöttin Herrin der Nacht ist. Das ist die keusche, amazonenhafte Artemis, oder auch der männliche Mondgott, Deus Lunus, den die phrygische, nach vorn gekrümmte Mütze kenntlich macht, die auch fast immer die Amazonen tragen. Dieser Mondsymbolik entspricht auch das Doppelbeil der Amazonen und ihr mondförmiger Schild, pelta lunata. Die Amazonen führen zu Ehren der Mondgöttin Waffentänze auf. Kallimachos, Hymnen III. 237. Man hat auch die Einbrustigkeit der Amazonen auf den Mond bezogen, wohl mit Unrecht, da wenigstens auf den zahllosen antiken Bildwerken den Amazonen niemals eine Brust fehlt. Man hat aus der Einbrustigkeit auch den Namen der Amazonen erklären wollen, vom *α* privativum und *μαζός*, Brustwarze, oder von *ἄνευ μαζοῦ*, Servius zur Aeneis I. 490. Derselbe führt noch ein anderes Namensspiel *ἅμα ζῶσαι*, *quod simul vivunt sine viris* an. Uebrigens heisst bei den Kalmucken Aëmetzaina eine gesunde starke Frau, maza bei den Tscherkessen der Mond. Sprengel, Hippokrates II. 597.

Als Nachtwesen kämpfen die Amazonen mit den Sonnenheroen. Auf den Bildwerken herrscht ihr Kampf mit Theseus vor. Wahrscheinlich um schöne Männer und schöne Frauen im Kampfe zu contrastiren. Nach Diodor IV. 28. hatte Theseus schon unter Herakles gegen die Amazonen gefochten und musste später noch grimmige Kämpfe mit ihnen bestehen. Vergl. Pausanias I. 15. 2. und 41. 7. Tzetzes zu Lykophron 1332. Ueber die Bildwerke vergl. O. Müller, Archaeologie 119. Böttiger, Ideen zur Archaeologie 255. Man findet solche Kämpfe des Theseus mit den Amazonen in allen Sammlungen antiker Bildwerke. Auch Achilleus kämpft mit den Amazonen und verliebt sich in ihre schöne Königin Penthesileia erst, nachdem er sie getödtet hat. Eine der zartesten Dichtungen der Homeriden. Vergl. Eustathius zur Ilias I. 115. Quintus Calaber I. 37. Der Letztere vergleicht die Penthesileia mit dem Monde unter den Sternen. Das Gegenbild zur Liebe nach dem Tode von Seite des Sonnenheros ist der Hass nach dem Tode von Seite der Mond- und Nachtgenien in der schönen Dichtung, in welcher die Amazonen, um ihre Königin zu rächen, noch das Grab des Achilleus bestürmen. Aber sein Geist steigt aus dem Grabe empor und

wirft einen so schrecklichen Blick auf die Schaar, dass die Rosse der Amazonen scheuen und sich bäumen, ihre schönen Reiterinnen abwerfen und alle zerstampfen, zerbeissen und auffressen, Philostratos, Heldengeschichten S. 20.

Auch Dionysos, Gott der Sonne und insbesondere der durch die Sonne bewirkten Naturfruchtbarkeit, wird von den lieblosen Amazonen angefeindet. Davon sind uns viele weniger bekannte, aber reizende Mythen erhalten, in denen der üppige aber liebenswürdige Gott nicht ohne feine Ironie mit der trotzigen Jungfräulichkeit spielt, bevor er sie überwindet. Wenn die Mythe massenhafte Vertilgungen der Amazonen durch Dionysos erwähnt (Plutarch, Griech. Gebräuche 56.), so kann damit das Verschwinden des Nachthimmels beim Aufgang der Sonne gemeint seyn. Wenn dagegen die Amazonen demselben Dionysos wieder gegen die Titanen beistehen (Diodor III. 70. 73.), so müssen sie als lunarische Wesen gedacht werden, denn Mond und Sterne bleiben immerhin natürliche Verbündete der Sonne gegen die lichtlose Urnacht. Die geistreichsten Mythen sind die, in welchen Dionysos einzelne Amazonen von besonders übermüthiger Sprödigkeit beschämt.

Nikäa, eine spröde Jägerin, wurde einst vom Hirten Hymnos erblickt, wie der Wind in ihrem Gewande spielte. Er bewarb sich aufs zärtlichste um ihre Liebe, wurde aber von der Uebermüthigen mit einem Pfeile getödtet. Da beschloss Eros sie zu bestrafen. Bald darauf kam der Weingott Dionysos dazu, wie sie eben badete, entbrannte in ihren Liebreiz und überlistete die Spröde, indem er das Wasser einer Quelle, aus welcher sie ihren Durst löschte, in Wein verwandelte; sie wusste nicht, was das für eine ganz neue Art von Wasser sey, es dünkte ihr aber lieblich, sie trank zu viel und fiel in einen tiefen Schlaf, in welchem der Gott seinen Zweck erreichte. Als sie erwachte und das Unglück inne wurde, kam all ihr Zorn zu spät. Sie gebar eine Tochter, Namens Teleta, von ihr selbst aber erhielt die berühmte Stadt Nikäa in Kleinasien den Namen. Nonnus, Dionysiaka im 15. und 16. Buch.

Aura, die kühne Jägerin und Nymphe der Diana, hatte einst wider Willen einen unkeuschen Traum und wurde aus

Zorn darüber nur der Liebe um so unzugänglicher. Allzu stolz vermass sie sich einst im Bade, noch jungfräulicher zu seyn, als Diana selbst und dies durch eine Vergleichung ihrer beiderseitigen Brüste zu erproben. Da ergrimmte Diana und beschloss sie zu bestrafen. Nemesis, die Göttin der gerechten Vergeltung, bei der sie ihre Klagen anbrachte, lud den Amor ein, die Strafe zu vollziehen, und dieser macht den Gott des Weines (Dionysos) in die Aura verliebt. Der nun berührte mit seinem Thyrsusstab den Fels, und statt des Wassers strömte ein Quell süssen Weines hervor. Aura, von der Jagd ermüdet, wollte ihren Durst löschen, trank und trank und fiel in süssen tiefen Schlaf. Da nahte ihr der Gott. Als sie endlich erwachte, gerieth sie in grenzenlose Verzweiflung, tobte umher und liess ihre Wuth an den Statuen der Venus und des Amor aus, und in Verwünschungen gegen alle Götter. Aber ihr Jammer wurde noch vermehrt durch den Spott der Diana, die nun schadenfroh herbeikam, sie an das Gespräch im Bade zu erinnern und ihr (jetzt in ihrer Eigenschaft als Lucina und Vorsteherin der Geburten) auseinander zu setzen, welche Veränderung die Brüste, auf die sie so stolz gewesen, erleiden würden. Zugleich kündigte sie ihr an, dass sie mit Zwillingen niederkommen würde, wie auch geschah. Die unglückliche Mutter tödtete aber eins der Kinder im Wahnsinn. Eine mit grösster Lebendigkeit ausgemalte Mythe, die das 48. Buch der Dionysiaka von Nonnus enthält. In dem Zank der beiden Jungfrauen im Bade liegt eine leise Erinnerung an die nordische Sage von der Brunhild.

Auch Pallene, die schöne Tochter des König Sithon in Phrygien, eine amazonenhafte Jungfrau, widerstand dem Dionysos, als er in ihr Land kam, im Ringkampf und besiegte ihn, weil er über dem Vergnügen, das ihm das Ringen mit dem Mädchen gewährte, gerne die Ringkunst selbst vergass. Noch angenehmer als ihr Kampf war nachher ihre Versöhnung, indem der Gott die Schöne feierlich zur Gemahlin nahm. Nonnus, Dionysiaka 48, 1691. Conon 10 bei Photius 430.

Auch die antiken Bildwerke enthalten nicht selten ironische Auffassungen des Amazonenthums. So die vor einer bacchischen Flötenbläserin lustig tanzenden zwei Amazonen. Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. Nr. 1377. So die auf einem

ityphallischen Maulthiere reitende Amazone bei Gerhard, neu erworbene Denkm. des Berliner Museums I. 15.

Wie mit den Sonnenheroen, so kämpfen die Amazonen auch mit den Greifen oder Adlerlöwen, welche gleichfalls als Sinnbilder der Sonnenkraft zu betrachten sind. Man hat an die Gold hütenden Greifen gedacht und darunter die Bergwerke am Altai verstanden, mit denen die Amazonen am Thermodon könnten in Verbindung gekommen seyn; indess scheint es doch einfacher, sich unter den Greifen Genien der Sonne in ihrem höchsten Stande zu denken, also zu Johanni, in dem Zeitpunkt, in welchem die Nacht wieder den Kampf mit dem Licht beginnt, also ein Angriff der Amazonen gerechtfertigt erscheint. Ihr Kampf mit den Greifen kommt ausserordentlich oft auf Vasenbildern vor und man findet sie in allen Sammlungen. Die antiken Künstler haben das malerische Motiv im Kampf der schönen Jungfrauen mit den furchtbaren Thieren geliebt.

Die idealste Amazone der Alten war Atalante, als Kind ausgesetzt und im wilden Wald von einer Bärin gesäugt, aufwachsend in unvergleichlicher Schönheit und zugleich stark wie eine Bärin. Jäger nahmen sie als Kind zu sich, als sie aber zu ihren jungfräulichen Jahren kam, floh sie die Männer und lebte im Wald allein als Jägerin mit blondem wallenden Haare „schrecklich schön". Einst wurde sie von lärmenden Kentauren überfallen, tödtete sie aber mit ihren Pfeilen. Aelian, vermischte Nachrichten XIII. 1. Eine ungewöhnlich reizende Beschreibung, die der sonst wenig poetische Aelian wahrscheinlich aus einem alten Dichter entlehnt hat.

Amazonen- und Kentaurenkämpfe kommen auf Sarkophagen neben einander in Parallele vor. So auf einem reichen Flies von Phigalia, jetzt im britischen Museum. Auch auf einer Vase. Gerhard, Berlins antike Bildwerke 314. In wiefern die naturwüchsigen Kentauren und die sterilen Amazonen theils einander entgegen, theils auch auf einer Linie stehen können, ist in der Erklärung des Kentaurensymbols schon bemerkt.

Ein ausgezeichnetes Amazonenbild ist in des ältern Philostratos Gemälde II. 32 Palästra, die Tochter Merkurs, der weibliche Genius aller Ring- und Turnkünste. Sie erscheint gleichsam als negativer Hermaphrodit; während nämlich dieser das Verführerische beider Geschlechter in sich vereint, so ist

Palästra gegen beide Lockungen gleich abstossend. Ihr Haar ist so kurz, dass sie es nicht aufflechten kann, denn sie verschmäht die weibliche Eitelkeit. Aber wie sie das Weibliche verachtet, so versteht sie auch den Jünglingen zu trotzen und noch ist keiner, der ihre jungfräuliche Brust jemals im Ringkampf berührt hat, weil ihr gewandter und kräftiger Arm ihn abwehrte.

Wenn wir auf einer Vase bei Gerhard (Berlins neuerworbne Denkmale S. 15) eine Amazone auf einem ityphallischen Maulthiere reiten sehen, so bedeutet das wohl die Bezwingung und Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Keuschheit.

10.

Von der Illustrirung vielartiger Mythen in den Grabbildern.

In den antiken Grabbildern, hauptsächlich an gemalten Vasen und an den Deckeln und Wänden der Sarkophage kommen allerdings Scenen aus so vielerlei Mythen vor, die zunächst auf Tod und Bestattung keinen Bezug zu haben scheinen, dass man leicht auf die Vermuthung kommen konnte, es seyen nur Gast-, Hochzeits-, Preisgeschenke, Andenken oder Lieblingsgefässe, die man dem Hingeschiedenen ins Grab mitgegeben habe, ohne dass sie im Todtencultus irgend eine Bedeutung hätten. Diese Vermuthung ist aber zu gewagt und man hat sich damit zu leicht begnügt, denn der Ort, wo jene Bildwerke gefunden werden: in Sarkophagen und im Innern der Grabstätten, darf um so weniger ausser Acht gelassen werden, als ohne Zweifel eine ungeheure Menge, ja die Mehrheit jener Bilder auf die bekannten Unsterblichkeitslehren der Mysterien, auf die Einweihung zu diesen Mysterien Bezug haben und ihre Symbolik enthalten, gleichsam in einer Menge von Photographien, das „mystische Drama", wie es Clemens von Alexandrien in der oben angeführten Stelle genannt hat, vor unsern Augen abspiegeln, und andere unschwer auf einen Todesfall und auf die Klage der Hinterbliebenen gedeutet werden können.

Die breite Mitte dieses Bildercyklus nehmen Scenen aus dem dionysischen Kreise ein, alle möglichen Darstellungen des Dionysos vom kindlichen bis zum bärtigen, desgleichen

seines zahlreichen Gefolges, des seligen Volks von Nysa, der Silene, Satyrn, Pane, Nymphen und Mänaden, der mit ihm vermählten Libera und Ariadne, seiner Mutter Semele, seiner Lieblinge unter den Bacchanten, Scenen aus allen seinen Mythen, unzählige andere, worin die Einweihungen in seine Mysterien, wie auch die Beziehungen derselben zum cerealischen, orphischen, herakleischen, apollinischen, erotischen Kreise zur Schau liegen. Daran schliessen sich die fast eben so zahlreichen Darstellungen der eleusinischen Weihen, aller Mythen von der Demeter und Persephone.

Sofern Persephone die Unterwelt zum Hintergrunde hat, kehren in den Grabbildern auch sehr häufig die bekannten Scenen wieder, welche Strafen in der Unterwelt darstellen. Die Strafe des Tantalus, der ewig hungernd und durstend doch die vor ihm schwebenden Aepfel, das vor ihm fliessende Wasser nicht erreichen kann; Sisyphus, der den schweren Stein nur auf den Berg hinauf wälzt, um ihn wieder hinabrollen zu sehen und die Arbeit von neuem anfangen zu müssen; Ixion, der in rastloser Bewegung auf dem Rade herumgedreht wird; Oknos, der fleissig am Seil dreht, welches aber ein Esel hinter ihm immer wieder abfrisst; die Danaiden, die immerfort Wasser in ein bodenloses Fass schütten, das nie voll wird etc. Das sind nun nicht wirkliche Höllenstrafen, sondern es wird darin nur die Eitelkeit alles menschlichen Strebens versinnbildet und ironisirt. Das Sinnbild hat man unter die Erde verlegt, aber die Sache selbst geht über der Erde vor. Nur deshalb eignen sich diese Bilder in Gräber. Die Hinterbliebenen, die einem geliebten Verwandten sinnvolle Bilder mit ins Grab gaben, wollten ihm nicht die Strafen vormalen, die ihn nach dem Tode treffen sollten, sondern sie wollten im Gegentheil nur ausdrücken, er sey jetzt durch den Tod über alles vergebliche Sinnen und Trachten, über alle Entbehrungen in dieser Welt glücklich hinübergekommen in eine bessere Welt, wo nicht mehr vergebens gearbeitet, nicht mehr vergebens geschmachtet wird.

Die Ergänzung dieses Bildercyklus tritt uns in erfreulicher Weise in den überaus zahlreichen Darstellungen des Herakles und seiner berühmten Kämpfe und Arbeiten entgegen. Herakles muss als Knecht einem unwürdigen König dienen, Mühsale

aller Art erdulden und verdient sich doch zuletzt durch seine Thätigkeit und Ausdauer den Himmel und sogar die Ehre eines Gottes. Was konnte man Schöneres einem würdigen Manne ins Grab mitgeben als die Erinnerungen an diesen bescheidenen und doch so ruhmvollen Herakles. Ihm reihen sich dann noch viele andere edle Helden des griechischen Mythus an, die häufig auf Grabvasen vorkommen, wo sie fast immer von der Göttin Athene begleitet und geschützt werden. So Theseus, Jason, Achilleus. Das ist die jungfräuliche Göttin des reinen Lichtes, des Rechts, der Ehre, des Seelenadels, und nur deshalb schützt sie die Helden und vermählt sich zuletzt mit Herakles. Alles Darstellungen, die sich häufig in den Grabvasenbildern wiederholen. Daran reihen sich auch Scenen aus den Mythen der Argonauten, des vielumfahrenden Odysseus, des Phrixos etc., solcher Helden, in deren weiten und gefährlichen Reisen die Reise durchs Leben versinnbildet ist. Hier liegen überall Vergleichungen der Bilder mit dem Schicksal des Hingeschiedenen nahe, dessen Grab sie zieren.

Auch die häufige Wiederkehr der grossen Hochzeit des Peleus und der Thetis auf Grabvasen hat ohne Zweifel eine tiefere Bedeutung, als dass man glauben sollte, solche Vasen seyen nur Hochzeitsgeschenke gewesen, die man dem Besitzer oder der Besitzerin noch am Lebensende mit ins Grab gegeben hätte. Jene mythische Hochzeit zwischen einem sterblichen Menschen und einer unsterblichen Göttin, aus welcher der edle Achilleus hervorgeht, war nur ein Sinnbild für die Doppelnatur des Menschen, in welchem die niedere irdische Eigenschaft durch eine höhere himmlische veredelt wird, und sofern aus jener Vermählung Achilleus entsprang, welchem nach dem ruhmvollsten irdischen Leben die Apotheose zu Theil wurde, eignete sich auch diese Darstellung in vorzüglichem Grade für ein Grabbild. Die schönste unter den vielen Vasen, auf denen jene Hochzeit abgebildet ist, trägt den Namen der Francois-Vase. Vergl. Jahn, Vasen CLII. Die ebenfalls sehr häufig auf Vasen vorkommende Scene des durch Iphigenias plötzliche Entrückung unterbrochenen Opfers eignete sich nicht minder glücklich für die Gräbersymbolik, denn jene Entrückung der Jungfrau unter dem sichern Schutz der Göttin, deren Priesterin sie wurde, während nur eine Hirschkuh statt ihrer geopfert

wird, lässt sich unschwer auf den Tod deuten, aus dem der unsterbliche Geist gerettet und gesichert wird, indess nur der Leib wirklich stirbt. Vergl. Raoul Rochette, Mon. ined. pl. 26. 27. O. Müller, Archäologie 574.

Hierbei ist an den berühmten Sarkophag von Santa Chiara zu erinnern, auf welchem Protesilaos, das erste Opfer des trojanischen Krieges, als junger Held in voller Kraft und Schönheit und zugleich als Schattenbild dargestellt ist. Ebenso auf einem Sarkophage bei Winckelmann, mon. ined. Taf. 123. und bei Visconti Mus. Pio-Clement. V. 18. Diese Darstellung erklärt sich zwar aus dem Mythus, nach welchem Laodamia, die Geliebte des Protesilaos, ihn nur auf drei Stunden aus dem Todtenreiche wieder losbat, nichts destoweniger drückt das Bild den Hauptgedanken des Wiederauferstehens vom Tode und des Wiedersehens der Geliebten aus und erscheint also höchst passend für ein Grabbild.

So müssen auch die häufig auf Grabvasen vorkommenden Entführungen, Rettungen, Erweckungen verstanden werden. Die Entführungen durch die Eos hat man bisher gewöhnlich auf junge Leute bezogen, welche schon in ihrem Lebensmorgen vom Tode hingerafft wurden. Es ist aber viel wahrscheinlicher, dass diese oft vorkommenden Eosbilder Glück verheissen und sich auf den Morgen und das Erwachen in einer bessern Welt beziehen sollten. Bei den gleichfalls oft vorkommenden Bildern des schlafenden Endymion und der schlafenden Ariadne, welche durch liebende Gottheiten geweckt werden, versteht sich das von selbst.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Bilder auf Grabvasen und die Basreliefs der Sarkophage, welche Müttern gewidmet sind. Denn die Mütterlichkeit ist das tiefste Motiv der Mysterienlehre, wie wir bereits bei den Eleusinien und Thesmophorien nachgewiesen haben. Es ist das Mutterrecht, was hier in strengster Folgerichtigkeit durchgeführt wird. Der gesetzlichen, durch das Recht d. h. durch die Ehe geheiligten Geburt entspricht die eben so rechtmässige und durch die Einweihung in die Mysterien sanctionirte Wiedergeburt. Man muss sich erinnern, wie wichtig dieses Frauen- und Mutterrecht im demokratischen Athen genommen wurde, und da die ungeheuere Mehrheit der Grabvasen, auch die zahlreichen,

die man in Unteritalien gefunden hat, aus den Fabriken Athens stammen, darf man sich auch nicht darüber wundern, dass Scenen aus dem Mythus der Demeter und Persephone ausserordentlich häufig in Vasenbildern vorkommen.

Das häufige Vorkommen der Mutter Leto mit ihren Kindern auf Grabvasen findet eben darin seine Erklärung, wie überhaupt die erste Geburt des Lichts aus der Nacht als das älteste und einfachste Sinnbild auch für die Wiedergeburt angesehen werden muss. Es versteht sich von selbst, dass diese Grabbilder der Leto nicht verwechselt werden dürfen mit den zahlreichen noch auf uns gekommenen antiken Gemmen, welche die Leda in der Umarmung des Schwanes darstellen.

Eine der interessantesten Darstellungen auf Grabvasen des dionysischen Kreises ist die Mutter Semele, z. B. bei Jahn, Vasenbilder Tafel 3 und öfter. Man hat die Symbolik, die in der Verbrennung der Semele liegt, noch nicht gewürdigt. Bekanntlich war sie nach dem Mythus die Geliebte des Zeus und lockte ihm das Versprechen ab, sich ihr einmal in seiner ganzen Machtfülle zu offenbaren. Da er das nun unter Donner und Blitz that, verbrannte sie in seinen Armen. Nur das Kind in ihrem Leibe rettete er und das war der junge Dionysos. Man hat den Mythus so gedeutet, als bezeichne der blitzende Zeus die Gewitter, die das Wachsthum und die Güte des Weins in der Rebe befördern sollen. Das lässt sich wohl hören, hat aber sicher der Mysterienlehre nicht genügt und liesse sich daraus auch nicht erklären, warum auf den Grabvasen vorzugsweise Semeles Apotheose dargestellt ist, d. h. die Scene, wie ihr Sohn Dionysos sie triumphirend in den Himmel einführt. Diese Scenerie beweist, dass Semele nicht weniger als Ariadne eine hohe Bedeutung in der Mysterienlehre hatte, eine Bedeutung, an welche die Erklärung der vom Gewitter gereiften Traube nicht hinanreicht. Ich vermuthe, unter Zeus ist hier gar nicht der Donnerer, sondern der Gott des ewigen Aethers gemeint und unter dem brennenden Bette der Semele das flammende Nest des Phönix, das Nordlicht in der Wintersonnenwende, in welcher die neue Zeit anfängt, Erde und Himmel, Menschheit und oGttheit sich paaren. Die griechische Symbolik begegnet sich hier mit der nordischen der Edda, denn sowohl Nanna auf dem Scheiterhaufen des Baldur, als Brynhilldur auf

dem Scheiterhaufen des Sigurd, als auch Menglöd, die endlich von ihrem langersehnten Erlöser in der Waberlohe wieder gefunden wird, entsprechen der im Flammenbett sterbenden Semele.

Merkwürdig oft kommt der Kampf und Tod des Memnon und die Trauer seiner Mutter Eos um ihn auf Grabvasen vor. Das mag für Gräber passen, in denen eine Mutter die Asche ihres frühe dahingeschiedenen geliebten Sohnes bestattete. Quintus Smyrnäus hat im zweiten Gesang seiner Fortsetzung der Ilias die Klage der Eos um Memnon ergreifend geschildert. Sie hüllt sich tief in Wolken ein, dass der Himmel schwarz wird und statt des Tages eine zweite Nacht zu kommen scheint. Doch liegt in ihrem Begriff als Morgenröthe schon der ewige Sieg über die Nacht und über den Tod. Das ist bei Servius, zur Aeneis I. 492. durch den schönen Gedanken ausgedrückt, dass ihre Thränen um Memnon die Thautropfen des Morgens sind, in denen die neue Sonne sich spiegelt. Auch Niobe, die den Tod aller ihrer Kinder beweint, kehrt oft (vergl. Welker Zeitschrift S. 591.) auf antiken Grabbildern wieder; aber auch ihre Thränen verwandelten sich nach dem Mythus in einen Fluss. Zu diesen Trauerbildern gehört auch der Tod des kleinen Astyanax, den seine Mutter Andromache aus den Händen des grimmigen Mörders nicht mehr retten kann. Auch dieses Bild kommt oft auf Vasen vor.

Eins der sinnigsten Grabbilder findet sich auf einer Vase, die in den Annalen des archäologischen Instituts 1830. II. 245. abgebildet ist. Sie stellt die Nymphe Aetna dar, von welcher der Mythus sagt, sie sey von Zeus verführt worden und habe aus Angst vor der Here gewünscht, von der Erde verschlungen zu werden. Sie verschwand unter der Erde, als sie aber zwei Knaben gebar, wuchsen diese, welche nicht in die Verwünschung eingeschlossen waren, aus der Erde hervor und wurden deshalb Paliken (die Wiedergekommenen) genannt. Macrobius, Sat. V. 19. Lactantius zu des Statius Tebais XII. 156. Auf der Vase nun sehen wir, wie die beiden Knaben mit Hämmern den Kopf der Mutter aus der Erde herausarbeiten. Welcker, Vasenbilder 201 f. hält die Hammerschläge für Feuerausbrüche, die, indem glühende Steine auf den Berg fallen, gleichsam die eigene Mutter schlagen. Der richtige Sinn des Mythus ist aber, die

Söhne fördern die Mutter zur Geburt, indem sie selbst von ihr geboren werden, weil jeder Vulkan, indem er Steine und Lava auswirft, selber erst zu einem Berge wird. Hier aber handelt es sich um etwas anderes. Das Vasenbild kommt aus einem Grabe und ohne Zweifel liegt darin eine sinnige Beziehung auf das Verhältniss einer verstorbenen Mutter zu ihren Söhnen, auf deren Pietät und Dankbarkeit.

Ungewöhnlich oft kommen Scenen aus dem Muttermorde des Orestes auf Grabvasen vor. Man braucht dabei nicht zu glauben, dass der im Grabe Bestattete auch ein Muttermörder gewesen sey. Es ist erlaubt, jeden mit einer namhaften Sünde behafteten Sterblichen sich als eine Art Muttermörder zu denken, denn was kann einer Mutter schmerzlicher seyn, als ein sündiger Sohn? Aber Orestes fand Sühne im Heiligthum des Lichtgottes Apollon. Deswegen sind Bilder seiner Entsühnung durchaus passend für Grabvasen. So finden wir den Orest, wie er von den Furien verfolgt zum Tempel des Apollo oder zum Dreifuss der Pythia flieht, auf Grabvasen bei Raoul Rochette, Monum. ined. pl. 32. 35. 37. 38. Vergl. Kunstblatt 1841. Nr. 84.

Vierte Abtheilung.

Die Unsterblichkeitslehre der alten Deutschen.

Erstes Buch.

Das Rechtsverhältniss zwischen Zeit und Ewigkeit.

1.

Der Grundgedanke des deutschen Heidenthums.

Wir kennen die Grundgedanken des nordischen Heidenthums nur aus den vielfach dunklen Liedern der Skalden. Die sinnbildliche Sprache in diesen Liedern und nicht selten die Betonung des Geheimnissvollen, was der profane Haufen nicht begreift und nicht begreifen soll, mahnen an Mysterien der Religion, die nur in einem genossenschaftlichen Kreise von Priestern, Barden, Skalden oder in aristokratischen Familien fortgepflanzt wurden. Eine eigentliche Priesterschaft, gleich den gallischen Druiden, kommt im Norden nicht vor. Wir sind hier ausschliesslich auf die Skalden angewiesen, die obligaten Sänger an den Höfen und in den Trinkhallen der Könige und Helden. Diese Sänger aber werden ohne Zweifel einander mit der Kunst des Gesanges auch den Inhalt der Gesänge mitgetheilt haben. An den Höfen solcher Dynastien, die von Odin abzustammen sich rühmten, musste natürlich der göttliche Stammvater am meisten verherrlicht werden. Gleichwohl geht neben dem Respect eine merkwürdige Naivetät einher, welche die Frevel und Treulosigkeiten des höchsten Gottes unverblümt erzählt. Daraus schliessen wir zweierlei. Einmal, dass jene Frevel allgemein bekannt, allgemeiner Volksglaube und daher auch gar nicht zu bemänteln waren, und zweitens, dass es den heroischen Dynasten des Nordens, jenen schrecklichen, trotzigen, erbarmungslosen Heer- und Seekönigen, die schon in der Völkerwanderung und nachher noch in der Normannenzeit alles ausraubten, ausmordeten oder ihrer Herrschaft bleibend unterwarfen, auf irgend welche

Beschönigung der Gewaltthaten und Verräthereien Odins gar nicht ankam, weil sie ihm selber nachahmten und stolz darauf waren. Zwischen jenem alten Trotz des Nordens und unserer heutigen Humanität und Empfindsamkeit ist eben ein himmelweiter Unterschied.

Dem offenherzigen Eingestehen aller Immoralitäten des Odin in unsern nordischen Quellen verdanken wir nun eine einigermaassen klare Einsicht in das Verhältniss dieses absolut allmächtigen, aber auch absolut rücksichtslosen Hauptgottes zu den edlern Tendenzen, zum Rechtsgefühl, zum ritterlichen Ehrgefühl, zum weiblichen Zartgefühl, kurz zu dem, was germanischer Seelenadel damals schon in beiden Geschlechtern als sittliches Bedürfniss erkannte. Ausser jenen nordischen Aufzeichnungen aber, die uns auf der fernen Insel Island aus dem alten Heidenthum erhalten sind, fliesst in den deutschen Volkssagen von den norwegischen Gebirgen bis zu den Alpen und von Siebenbürgen bis tief in das germanisirte Frankreich noch eine reiche Quelle von Erinnerungen an heidnische Vorstellungen, Gebräuche und Mythen, welche jene schriftlichen Denkmäler vielfach ergänzen.

Ich stelle nun hier kurz die aus allen jenen Erinnerungen hervortretenden Hauptgedanken zusammen.

Die germanische Glaubenslehre schliesst sich in ihren Grundzügen zunächst an die altpersische an. Mit dem persischen Urgeist Zaruana akarana, der nie handelnd hervortritt, sondern die Weltlenkung zwischen dem guten und bösen Princip, Ormuzd und Ahriman theilt, und dem Allvater der nordischen Edda, der eben so indifferent bleibt und für sich erst den bösen Odin, nach diesem aber den guten Baldur die Welt regieren lässt, besteht eine auffallende Uebereinstimmung. Man findet aber auch eine Anlehnung der nordischen Glaubenslehre an die altägyptische, wenigstens insofern als Seb, wie wir oben sahen, den Aegyptern zugleich als das böse Prinzip und als die personificirte Zeit galt. Diese Vorstellung kehrt im nordischen Heidenglauben wieder, denn auch Odin ist die personificirte Zeit. In der weitern Ausführung der Grundgedanken weicht aber der Norden von Persien wie von Aegypten ab und nähert sich der griechisch-römischen

Vorstellungsweise. Als die Römer nämlich mit den Deutschen bekannt wurden, glaubten sie in deren Hauptgott Odin ihren Mercurius wiederzuerkennen und ihre Geschichtschreiber haben ihn auch nie anders genannt. Im Mercur aber liegt wieder deutlich der Zeitbegriff des Fortschreitens der Zeit im ewigen Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter. Von besonderm Interesse ist hier, dass sich die Griechen und Römer ihren Hermes und Mercur ebenso vorzugsweise schlau und rücksichtslos gedacht haben, wie die Deutschen ihren Odin, nur mit dem Unterschiede, dass sie ihn nicht zu ihrem höchsten Gott machten und auch nicht vorzugsweise zum Heerführer und Kriegsgott.

Ist auch der Grundbegriff des Mercur in Odin nicht erloschen, so bezeichnet er doch nicht wie der ägyptische Thaut, griechische Hermes und römische Mercur gleichsam den regelmässigen Postdienst im Zeitwechsel, sondern den Sturm und Drang der eilenden Zeit. Nur insofern konnte er der Nationalgott der in der Völkerwanderung vorstürmenden und alles vor sich niederwerfenden Deutschen werden, der Gott des unbändigsten und kriegerischesten Volkes, welches je in die Weltgeschichte eingetreten ist. Genau in der Zeit seines wildesten Vorstürmens, in welcher sich der Odinscultus erst recht ausgebildet zu haben scheint, im zweiten Jahrhundert nach Christo, kam in der damals noch jungen und von Persern und Deutschen schwer bedrängten griechischen Christenheit der Gnosticismus auf, in welchem der Odinismus sich abspiegelte. Jene geängstigten Christen, in denen christliche Wahrheit und christlicher Muth die heidnische Grundstimmung und die Gewohnheit der Sclavenfurcht unter der Tyrannei des römischen Imperiums noch nicht überwunden hatten, glaubten nämlich, der urspüngliche wahre Gott habe sich gänzlich ins Verborgene zurückgezogen und nicht von ihm werde die gegenwärtige Welt regiert, sondern vom Demiurg, dem bösen Princip. Man erkennt darin unschwer die altpersische Lehre wieder, nach welcher die Weltherrschaft eine Zeitlang dem Ahriman preisgegeben ist, so dass Ormuzd oder das gute Princip in dieser Periode wie verschwunden ist. Deutsche und Griechen glaubten im Grunde dasselbe. Nur dass die Deutschen auf der Seite ihres schrecklichen Gottes standen, als das erste und mäch-

tigste Volk in der Welt, stolz und übermüthig, jene Griechen aber vor dem fremden Gott in Angst zitterten.

Von der grössten Wichtigkeit für das Verständniss des altdeutschen Heidenthums ist die Thatsache, dass Odin zwar als der höchste und mächtigste Gott verehrt wurde, aber keineswegs als ein ewiges Wesen, sondern nur als der Herrscher in einer gewissen Zeit, die ein Ende nehmen sollte. Von ihm selbst glaubte man, er werde im s. g. Götterrauch, oder im allgemeinen Weltbrande an der Spitze aller seiner lebenden und todten Kampfgenossen in einer letzten grossen Weltschlacht von dem Riesenwolf der Tiefe verschlungen werden. Dann werde Allvater einen ganz neuen Himmel und eine ganz neue Erde schaffen und den guten Baldur wieder erwecken, um sie in ewigem Frieden mit einer Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, welche Odin niemals geübt hatte.

Unsere heidnischen Vorfahren hatten also ein klares Bewusstseyn davon, dass Odin nur die Praxis des jeweiligen Stärkern und Klügern ausdrücke, nicht aber die Güte, Gerechtigkeit und Weisheit, deren Herrschaft erst in einer andern bessern Welt möglich sey. Da sie trotz der Willkür, die ihnen an ihrem Odin so wohl gefiel, dass sie dieselbe in ihrem weltgeschichtlichen Auftreten nur zu übermüthig und unbarmherzig bewährten, ein sehr feines Rechtsgefühl besassen und dasselbe in der Theorie in den Friedenszeiten, wie ihre alten Gesetzbücher beweisen, auch geltend machten, unterwarfen sie auch ihre Götter dem Gesetz, das für jede Missethat Rache verlangt. Sie glaubten daher auch, der Untergang ihres Odin sey verdient und darin werde nur die Blutrache vollzogen, für den Urriesen Ymir, den Odin umgebracht hatte. Das Bild ist kolossal. Ymir bedeutet die Materie im Raum, Odin die Kraft und Bewegung in der Zeit. Indem Odin den Ymir tödtete, zerfiel dessen ungeheurer Leib in Himmel und Erde, Berge, Länder und Meer, kurz in die heutige Gestaltung der Welt, und die Materie war hinfort todt, der blosse Schauplatz und das Werkzeug für das Leben, was sich ihr aufdrang und die Zeit hindurch herrschte. So nach der Edda.

Odin ist demnach von Anfang an als Eroberer und Usurpator zu betrachten und das bleibt er innerhalb der ganzen von ihm regierten Zeitlichkeit.



Für die Charakteristik des nordischen Odin ist sein Verhältniss zu einigen andern Gottheiten, wie es in den alten Liedern der Edda aufgefasst wird, maassgebend. Zunächst sein Verhältniss zum Donnergott Thor. Dieser war in einer frühern Zeit, wie oben im Capitel vom Bärengestirn bereits gesagt ist, der älteste und vornehmste Gott, musste aber seinen Platz dem Odin einräumen und während Odin die Herrn und freien Männer in seinen Himmel aufnahm, blieben dem Thor nur die Knechte übrig. Die Skalden, welche die alten Eddalieder verfasst haben, die in den Hallen der herrschenden Geschlechter gesungen wurden, fassen nun den alten ehrwürdigen Gott Thor ein wenig ironisch auf. Odin reitet stolz zu Ross, Thor fährt bäuerisch auf dem Wagen. Im Harbartsliede ergiesst sich Odin in Spott über Thor. Noch mehr darüber habe ich in meinem Odin Seite 133. verzeichnet. Schon Uhland, Sagenforschungen 89. erkannte darin den Uebermuth kriegerischer Eroberer gegen friedliche Ackerbauer.

Nicht günstiger erscheint Odin in seinem Verhältniss zu seiner Gemahlin Frigga. Die Skaldenlieder sagen ihm, wie die griechischen Dichter dem Zeus eine Menge Buhlereien, Verführungen und Gewaltthaten nach, die er immer lachend begeht, und lassen ihn über seine arme Gemahlin spotten, die immer Recht und Sitte vertritt, aber zu ohnmächtig ist, um sie geltend zu machen, ausser zuweilen mittelst einer kleinen List. Ausführlicher in meinem Odin S. 139.

Noch wichtiger erscheint Odin's Verhältniss zur Walkyrie Brynhilldur, von der ich in einem besondern Kapitel handeln muss. Ich begnüge mich, hier nur auf Odins Runenlied im Havamal hinzuweisen. Odin schneidet Runen und entfaltet darin einen förmlichen Codex des unsittlichsten Egoismus nach dem Recht des Stärkern und nach dem Nützlichkeitsprincipe. Im Lied Sigurdrifa schneidet Brynhilldur ebenfalls Runen, welche jenen entgegengesetzt ein Codex alles Ehrenhaften und Sittlichschönen sind.

Der Gegensatz, in welchem Frigg und Brynhilldur sich mit Odin befinden, der Gegensatz einer rechtschaffenen Frau und edlen Jungfrau gegen den Egoismus und die rücksichtslose Willkür des Mannes, entspricht auf merkwürdige Weise dem in den griechischen Mysterien, besonders in den Eleusi-

nien vorherrschenden Gedanken, das Recht wurzle im weiblichen Principe, Freiheit und Willkür dagegen im männlichen. Ich habe darauf bei Betrachtung des Mythus von Demeter und Persephone aufmerksam gemacht, im deutschen Heidenglauben tritt aber der Gegensatz noch deutlicher und schärfer hervor.

Nach der ältern Edda 61. trank Odin mit Locki, der nicht nur Gott des Feuers, sondern auch das Urböse ist, Blutsbrüderschaft.

Derselbe Gegensatz wiederholt sich im Verhältniss Odins zu Baldur. Wenn der letztere ein Sohn Odins genannt wird, so wird dadurch nur angedeutet, dass wir uns Baldurs Tod als einen Vorgang innerhalb der Zeitlichkeit unter Odin's Herrschaft denken sollen. Beide Götter sind einander so im Princip entgegengesetzt, dass sie wie Ormuzd und Ahriman jeder seinen besondern Zeitraum beherrschen sollten. Man liess aber den Baldur noch in Odins Zeit leben und sterben, um seinen Tod durch die Nichtswürdigkeit der odinischen Weltherrschaft zu motiviren. Denn Baldur starb aus keinem andern Grunde, als weil er zu gut für diese Welt Odins war. Deshalb nun soll er auch wieder aufleben und die Welt dauernd beherrschen, wenn erst Odin todt seyn wird.

Da Odin die ganze Zeitlichkeit beherrscht, so lange sie dauert, innerhalb dieser Zeit aber die Geschlechter der Menschen eins nach dem andern hinsterben, hat Odin seinen Himmel so eingerichtet, dass darin eine ungeheuer grosse Todtenhalle (Walhalla) alle Könige, Helden und zur Waffenehre berechtigte freie Männer nach ihrem Tode aufnehmen kann. Das sind die Einheriar (Genossen eines Heeres, Waffenbrüder). Sie werden an der Tafel, an der Odin allein Wein trinkt, sie aber Bier, von schönen Walkyrien (Todtenwählerinnen, Wunschmädchen) bedient, woraus man erkennt, wie uralt die deutsche Sitte fröhlicher Gelage ist. Nach dem Wafthrudnismal 41. und der jüngern Edda 38. Die Einheriar ziehen abwechselnd hinaus auf die Ebene Ida, um männliche Spiele zu treiben und hauptsächlich miteinander zu kämpfen, weil ihnen schon im Leben Kampf immer das liebste gewesen war. Deshalb heisst Odin auch Herr der Todten und das wilde Heer, welches in unzähligen deutschen Volkssagen vor-

kommt, bedeutet den jährlichen Auszug der Todten von der Erde durch die Lüfte, wie das Muotisheer oder die Mutter Perchta mit ihren zahllosen Heimchen den Einzug der noch Ungeborenen auf der Erde bezeichnet.

Ausser der Walhalla gab es nach der Edda auch noch andere Himmel, einen der Frauen, der Jungfrauen und einen sehr grossen für das gemeine Volk. Odins Walhalla war ganz allein den Helden vorbehalten und auch nur solchen, die im Kampf gefallen waren oder sich auf dem Sterbebette wenigstens noch mit einer Lanze verwundet hatten. Vergl. Ynglingasaga 11. Odin selbst zeichnete sich mit dem Speer, Havamal 139.

Nichts kennzeichnet die alten Germanen besser, als diese Kampflust und die Vorstellung, sie würden auch nach dem Tode noch fortkämpfen. Das unterscheidet sie von den kleinmüthigen Orientalen, die sich einbilden, nach dem Tode niedere Thiere werden zu müssen, und auch von den alten Griechen, die nach der dionysischen Mysterienlehre doch im Himmel vorzugsweise sinnliche Wollust erwarteten, obgleich auch bei ihnen, wie die vielen Kampfspiele auf ihren Grabdenkmälern beweisen, Sport, Jagd, Wettkampf von ihren himmlischen Freuden nicht ausgeschlossen waren. Man hat die Kampfspiele auf Grabdenkmälern übel verstanden, wenn man meinte, sie sollten nur die bei Begräbnissen üblichen Wettkämpfe darstellen. Diese Wettkämpfe bei Begräbnissen selbst, die freilich nur bei vornehmen Personen vorkamen, sollten nur Vorbilder der himmlischen Ergötzungen seyn, die den Verstorbenen erwarteten.

Der grösste Unterschied zwischen der germanischen und griechischen Anschauung bestand aber darin, dass nach der erstern die Freuden in Walhalla keineswegs ewig dauern, dass vielmehr alle seine Genossen mit Odin selbst im letzten grossen Weltkampfe untergehen sollten. „Alle waffnen sich zum letzten Kampfe, sagt die jüngere Edda 51., und eilen zur Wahlstatt. Voran reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und Speer.“ Aber alle kommen mit ihm um und Allvater schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Diese Bescheidenheit des nordischen Kraftgefühls ist ein schöner Charakterzug des Germanismus. Man unterschied

die Lust des Kampfes, die einen ewigen Werth nicht anzusprechen hat, von dem sittlichen Adel des Helden. Nur diesem letztern kommt der ewige Werth zu und zwar um so gewisser, als er im irdischen Leben unter der Herrschaft Odins von diesem selbst mit Hass verfolgt und mit Gefahren umringt wurde. Indem am Ende der Zeit der allherrschende böse Odin untergehen muss, steht der durch den Adel der Seele über das Gemeine erhabene Held in Baldur wieder auf und nur deshalb tritt er auch schon im irdischen Daseyn in innige Verbindung mit der Göttin, welche ewigen Ursprungs und berufen ist, die Zeit und Odins Herrschaft zu überdauern, doch, so lange dieselbe währt, unter ihr leiden muss.

2.

Odins Pfand und der Zaubertrank.

Unter dem nämlichen Weltbaum, der Esche Yggdrasill, von welchem Iduna herunterfiel, befand sich nach der Edda Mimirs Brunnen, der Quell aller Weisheit. Odin, begierig nach der Weltherrschaft, wollte durchaus aus demselben schöpfen, vermochte es aber nur, indem er ein Auge darin als Pfand zurückliess. Deshalb ist er seitdem einäugig geblieben. Man hat den Sinn dieses dunkeln Mythus nicht begriffen, im Zusammenhange mit andern Mythen scheint er aber zu bedeuten, dass Odin sein besseres Selbst opfern musste, um die Klugheit zu erlangen, mit der man die Welt regiert, und dass er, was ewig in ihm war oder hätte bleiben können, wenn er nicht ausschliesslich Herr der Zeit hätte werden wollen, um dieser Herrschaft willen hergab. Was anders aber kann das verpfändete Auge bedeuten als das in die Zeitlichkeit gebannte Princip des Ewigen, die Sonne?

In einem zweiten verwandten Mythus ist der Gedanke ausgedrückt, Odin habe sich mit Unrecht und Arglist in den alleinigen Besitz der über der Natur waltenden Allmacht gesetzt. Die zwei nordischen Götterreihen, Asen und Vanen, d. h. sittliche und physische Mächte, hatten sich nach der Edda anfangs bekämpft, nachher aber versöhnt und ihre vereinigte Macht und Harmonie war concentrirt in dem von

Honig und Blut gemischten Meth, welcher in dem Gefäss Odhrörir (*ingenium movens*) geheimnissvoll verschlossen tief im Berge lag, und von der Jungfrau Gunnlöd gehütet wurde. Odin aber nahm die Gestalt einer Schlange an, kroch durch einen Ritz in den tiefen Berg hinein, verführte die Jungfrau und verschlang den kostbaren Trank. In meinem Odin S. 50. habe ich diesen Raub ausführlich geschildert und erörtert und will hier nur auf das Triumphlied aufmerksam machen, welches Odin im Havamal 105 f. anstimmt, nachdem ihm der Raub glücklich gelungen ist. Das Sinnbild der Schlange charakterisirt ihn als den Gott der Zeit. In den meisten Mythen auch der südlichen Völker bedeutet die Schlangenzeugung den Anfang des Jahres, die Wiedergeburt des Jahres in der längsten Winternacht. Die tiefe Nacht im Berge bedeutet wohl dasselbe, hier aber dürfte nicht der Wiederanfang eines Jahres, sondern der Anfang der Zeit überhaupt gemeint seyn.

Gunnlöd wird in der Edda eine Riesentochter genannt, könnte aber wohl auf Iduna bezogen werden, sofern Iduna ebenfalls kostbare Dinge hütet, nämlich nicht nur die unsterblich machenden Aepfel, sondern auch das heilige Quellwasser, womit sie täglich die Esche Yggdrasill besprengt, um dieselbe immer gleich jung und frisch zu erhalten. Nur die Verführung widerstrebt der reinen Jungfräulichkeit Idunas. Indessen haben die Mythenbildner mit den verschiedenen Beziehungen der Sonne gespielt und wenn die eine Beziehung in eine bestimmte Personification gefasst war, die Nebenbeziehung in einer andern Personification anders benannt.

Da nach der Edda die Sonne von einem Wolfe verfolgt wird, der sie beständig zu verschlingen droht, wie denn Odin selbst als die personificirte Zeitlichkeit überhaupt zuletzt vom Wolfe verschlungen wird, d. h. ein Ende nehmen muss, erscheint es nur natürlich, dass es bei allen germanischen Völkern allgemeiner Glaube war, die Sonne müsse immerfort gegen ihren Willen wandern und dürfe einzig in den heiligen Stunden der Solstitien und Aequinoctien ausruhen, um dann von neuem ihren Lauf wieder zu beginnen. Wer treibt sie aber? Der Wolf nicht allein, denn er will sie nur einholen, und wenn sie

ruht, hat er keine Macht mehr über sie, weil in diesen wenigen heiligen Stunden, wie oben im Buch von den Sonnenwenden ausführlich erörtert ist, der Zauber der Verwünschung, der sie in die Zeitlichkeit gebannt hat, gelöst ist und der Charakter des Ewigen wieder in ihr hervortritt. Würde sie in dieser Ruhe verharren, so müsste die Zeit aufhören. Das kann aber Odin nicht wollen, denn dann müsste er selber aufhören. Es muss also einen Mythus gegeben haben, welcher davon handelte, dass die Sonne durch Odin aus ihrer Ruhe gestört und gewaltsam wieder fortgetrieben wird. Die nordischen Denkmäler haben uns keinen solchen Mythus hinterlassen.

Nur in Volkssagen findet sich eine dunkle Spur und zwar in den oben schon erörterten vom Schuss in die Sonne zu Johanni und in denen, die vom wilden Jäger und von der Verfolgung der Moosweibchen durch denselben handeln. Es sind alte Herbstmythen, in denen die verfolgten Moosweibchen das von den Stürmen abgerissene Laub, die von der Erde gleichsam weggefegte Vegetation bedeuten. Daran schliessen sich aber mehrere Volkssagen, in denen der wilde Jäger nur eine einzige schöne nackte Frau verfolgt, die Jammervolle einholt und quer über sein Pferd wirft oder in zwei Stücke bricht. Ein Köhler, der dazu kommt, beschwört ihn, zu sagen, wer er sey. Da antwortet er, er habe den Mann jenes Weibes umgebracht und mit ihr gebuhlt, weshalb sie beide diese Strafe leiden und beständig wiederholen müssten. Nach Vincenz von Beauvais, spec. histor. 29. 120., wiederholt bei Boccaccio V. 8. Auch bei Hans Sachs und in Paulis Schimpf und Ernst Nr. 210. Horst, Zauberbibliothek II. 289. Die mythische Grundlage ist hier schwer wiederzuerkennen. Man wird versucht, im wilden Jäger auch hier wie überall Odin, den bösen Gott der Zeitlichkeit, zu erkennen, in dem verfolgten Weibe aber die in die Zeitlichkeit nur verwünschte Göttin zu vermuthen, oder ist vielleicht unter ihrem ermordeten Gatten der todte Baldur oder Odur und unter der Frau Nanna oder Freyja zu verstehen. Andere ganz ähnliche Sagen von ihr bei Cäsarius von Heisterbach XII. 20. Del Rio 930. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 258. In einer französischen Sage bei Bosquet, la Normandie 81. tritt an die Stelle der Frau eine weisse Hirschkuh. In einer Sage heisst es, die Frau werde auf ihrer Flucht immer

kleiner. Das könnte sich auf das Kürzerwerden der Tage im Winter beziehen. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 115.

Der wilde Jäger, der immer Odin ist, fängt erst nach Johanni an, durch die Welt zu stürmen, und hat etwas so Feindseliges und Usurpatorisches, dass wir versucht seyn möchten, ihn für den Gott der Nacht und des Mondes zu halten, wenn nicht der Begriff des Zeitlichen überhaupt in ihm vorherrschte. Indess spricht vieles dafür, dass er mit Attributen des nächtlichen Princips und des Mondes bekleidet worden ist. Er erscheint fast immer verhüllt im unsichtbar machenden Hut, im weit wallenden Mantel. In ihm herrscht das männliche Princip, wie im Monde. Denn Mane, Mann war der deutsche Name des Mondes, Neu- und Vollmond waren die Versammlungs- und Gerichtstage der deutschen Männer, während die Sonne immer nur weiblich gedacht wurde. Man wird versucht, dabei die Natur des Nordens mit in Anschlag zu bringen. Im Norden herrschen Nebel, umwölkte Tage, lange Nächte in viel höherm Grade vor als im Süden. Die Regel ist dort mehr der Winter, der Sommer nur eine freundliche Ausnahme. Es lässt sich also denken, dass man den Herrscher dieses Nibelungenlandes für mächtiger hielt, als die Sonne, die nur im Süden ihre ganze Macht entfalten kann. Der goldne Nibelungenhort in der Gewalt der bösen Macht ist das richtige Sinnbild für das Verhältniss Odins zur Sonne. Hagen nämlich, der böse Hüter des Hortes, ist identisch mit Odin, im Heldengedicht dasselbe, was Odin im Mythus.

3.

Der schlafende Kaiser der deutschen Volkssage.

Man ist berechtigt, die im ganzen germanischen Gebiete häufig vorkommenden Sagen von einem im Berge schlafenden Kaiser, der einst erwachen und der Nation goldne Tage der Herrlichkeit zurückbringen soll, aus einer heidnischen Erinnerung herzuleiten und entweder auf den Allvater, den während der Zeitlichkeit latenten Gott der Ewigkeit, oder auf den guten Gott Baldur zu beziehen, der am Ende der bösen Zeit wieder erwachen und die neue bessere Welt beherrschen soll.

Wer sollte dabei nicht auch an den in einer Höhle auf der seligen Insel im Westen schlafenden Chronos der alten Griechen und an den König Artus denken, welcher nach gälischer Sage in einem frei in der Luft schwebenden Glaspalaste schläft und am Ende der Zeit wieder erwachen soll? Von Baldur sagt die Edda, er sitze in der Unterwelt an einem Tisch und vor ihm stehe ein Becher mit Meth, Vegtamsquida 12. Von dem Gotte wurde die Situation schon im Norden auf einen alten König übertragen. So glaubt das Volk, König Dan, der erste Dänenkönig, schlafe, um einst wieder zu erwachen, in einem Felsengrabe bei Schleswig. Ich habe in meinem Odin S. 328 f. alle verwandten Sagen zusammengestellt, weise darauf hin und beschränke mich hier nur auf die wichtigsten Punkte, welche die Beziehungen der Zeit zur Ewigkeit im altdeutschen Heidenglauben erklären helfen.

In vielen Sagen heisst es nämlich, der Kaiser schlafe in der Mitte seiner Waffengenossen und werde einst erwachen, wenn Deutschland in der tiefsten Noth sey, es dann in einer letzten grossen Schlacht erretten und für immer frei und glücklich machen. Das erste passt auf Odin und seine Walhalla, das zweite passt aber nicht auf ihn, denn nach der Voluspa und Edda wird Odin zwar in der letzten Weltschlacht mit allen seinen Walhallagenossen kämpfen, aber unterliegen und für immer untergehen. Baldur schläft im Todtenreich allein und wird auch nach der Edda, wenn er wieder auflebt, nicht zu kämpfen haben, denn alles wird vorbei, die ganze Zeitlichkeit schon zu Ende seyn. Wohl aber passt auf ihn die Erneuerung des Rechts, des Friedens und des dauerhaften Glücks. Wie man also in der spätern christlichen Zeit, was früher von jenen beiden heidnischen Göttern gegolten hat, auf alte deutsche Kaiser, namentlich auf Karl den Grossen und Friedrich den Rothbart übertragen hat, so haben sich auch in denselben Volkssagen, wie es scheint, die dunklen Erinnerungen einerseits an die letzte Weltschlacht Odins und andererseits die Verjüngung der Welt unter dem guten Baldur vermischt. Sofern das deutsche Reich durch die Missregierung der spätern Karolinger und durch den Untergang der Hohenstaufen in grosse Noth und Bedrängniss kam, erscheint es begreiflich, dass gute Patrioten sich schmerzlich nach so grossen Kaisern

zurücksehnten, wie jener Karl und jener Friedrich, und dass die patriotische Hoffnung die alte noch im Volke lebende heidnische Erinnerung wieder aufnahm und an die Namen jener Kaiser knüpfte.

Hier noch einige Zusätze zu meinem Odin, S. 336. Zu den Sagen vom Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuserberge in Thüringen schlafen soll, ist noch hinzuzufügen, dass auch Kornmann, mons Veneris p. 376. den schlafenden Friedrich kennt, der einst aus dem Berge hervorkommen, das h. Grab erobern und den Frieden in der ganzen Christenheit herstellen wird. In v. Rohrs Unterharz S. 254. heisst es, wenn die Spitze des Kyffhäuserberges in Nebel gehüllt ist, sage man, Kaiser Friedrich hat einen Hut auf. Ehemals soll sich in der Nähe ein uralter, gänzlich versteinerter Birnbaum befunden haben, der aber in v. Rohrs Zeit nicht mehr existirte. Bei Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. 23. kommt im Kyffhäuserberge auch ein goldner Kelch vor, der auf den Zusammenhang dieses Sagenkreises mit dem h. Graal hinweist. Daselbst S. 37. wird auch als kecker Schelmenstreich erzählt, dass einer dem schlafenden Kaiser drei Haare aus dem Barte ausgerissen habe. In Sommers Sächs. Sagen S. 6. wird dem Kaiser Rothbart im Kyffhäuserberge die Frau Holle als Hausfrau beigegeben, wie dem schlafenden König Artus die Fee Morgana.

Kaiser Friedrich soll auch im Untersberge bei Salzburg schlafen, Panzer 15. Sonst wird in diesem Berge insgemein Kaiser Karl genannt. Ein Jäger gerieth einmal in den Berg und glaubte nur wenige Stunden darin zu verweilen. Als er wieder herauskam, hörte er läuten und erblickte eine Prozession, die für einen Verstorbenen betete. Aber er selbst war es, für den man betete, denn man hatte ihn schon lange für todt gehalten. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande 168. Schöppner I. Nr. 12. Ein andermal gerieth ein Brautpaar in den Untersberg und als es wieder herauskam, waren hundert Jahre vergangen. Vernaleken, Alpensagen S. 62.

Auch in der Schweiz heisst es, Prinz Karli schlafe im Rothhorn und werde erst aufwachen, wenn der Antichrist komme. Lütolf, Sagen aus den fünf Orten S. 93. Kaiser Karl soll auch im Lauenburger Berge sitzen und lesen. Grimm,

D. Sagen Nr. 291. Ebenso im Fichtelgebirge und im Berge Sion, Schönwerth, Oberpfalz 353. König Salomon im Ochsenkopfe und im Steinwalde. Daselbst S. 354. Desgleichen ein ungenannter Kaiser im Frauenberge, das. 356.

In altdeutschen Gedichten kommen Anspielungen vor auf den alten Kaiser, der einst wiederkommen und das h. Land erobern werde. Haupt, Zeitschrift V. 252.

Dass Wilhelm Tell als Erlöser des Volks in der Schweiz gegolten und dass man sogar drei Tellen daraus gemacht hat, habe ich schon im Odin Seite 340 berichtet. Die Sage vom Erwachen des Riesen Töll ist neu bestätigt durch Russwurm, Sagen aus Hapsal S. 14. Bei Lütolf, Sagen aus den fünf Orten 1862. findet sich die schöne Sage von einem Riesen, der in dem Domililoch auf dem Pilatusberge schläft, wo auch die drei Tellen schlafen sollen. Er wurde, als er zum erstenmal Schweizer gegen Schweizer fechten sah, in Stein verwandelt und soll erst wieder erwachen, wenn kein Streit mehr unter ihnen seyn wird.

Nach bulgarischer Sage ist der Nationalheld König Marko nicht gestorben, sondern über Meer gefahren und auf einer Insel gelandet, wo er schöne Paläste fand, in denen er noch fortlebt. Nach serbischer Sage wohnt dieser Marko im Innern eines Berges und antwortet im Echo. Sein Schwert wächst langsam aus dem Berge und wenn es ganz herausgewachsen ist, wird Marko auferstehen und sein Volk befreien. Grohmann, Sagen aus Böhmen S. 10. In Böhmen schläft König Wenzel. Dunlop, Gesch. der Dichtungen 473. Auch der Prophet Muhammed Abulcassem schläft in einer Höhle und wird am Weltende erwachen. Herbelot s. v. Muhammed. Desgleichen der maurische Held Alfatimi, der auf einem grünen Rosse wiederkehren und Spanien wieder erobern soll. Bory de St. Vincent, Gemälde der iberischen Halbinsel I. 234.

Nach Müllenhoff, Holstein. Sagen Nr. 509. steht östlich von der Nortorfer Kirche ein Hollunder, an den das Schicksal des Landes geknüpft ist. Wenn er so hoch gewachsen seyn wird, dass man ein Pferd darunter anbinden kann, wird ein fürchterlicher Krieg ausbrechen und ein König aus Süden auf einem weissen Pferde den Sieg erringen. Nach Nr. 510 und 511. wird die letzte Entscheidungsschlacht und Befreiung des

Landes in der Nähe von zwei andern Hollundern stattfinden, bei Schneefeld und Süderhastede. Beiläufig sey bemerkt, dass die alten Slaven unter einem Hollunderstrauch dem Gott der Unterwelt Opfer brachten und dabei aus Hollundermark die s. g. Stehaufmännchen machten, die, wenn man etwas Blei daran klebt, elastisch aufspringen und das Auferstehen nach dem Tode bedeuten. Hanusch, Slav. Myth. 229. 328.

Sogar die alten Mexikaner erzählten von ihrem guten König Quetzalcoatl, der das alte Reich der Tolteken ihrer Sünden wegen verliess und nach Cholula auszog, wo er vortrefflich regierte. Doch zog er auch von hier weiter, versprach aber, einmal wieder zu kommen, und so wartet man noch immer auf ihn. Prescott, Eroberung von Mexiko I. 48. Müller, Amerik. Urreligion 578. In Brasilien gibt es jetzt noch eine Sekte der s. g. Sebastianos, welche an die einstige Wiederkehr des von Mauren gefangenen König Sebastian glauben.

4.

Baldur.

Sofern der Name Baldur auffallend an Baal, Belus, Apollo und den gallischen Belenus erinnert und *bel* keltisch, *biala* slavisch schön und weiss bedeutet, ist er vielleicht ein Sonnengott nach südlicher Vorstellungsweise gewesen und hat sein Tod ursprünglich wie der des Osiris, Adonis, Dionysos den Sonnentod in der Sommersonnenwende bedeutet. Indessen, wenn er auch etwa aus einem südlichen Cultus aufgenommen worden ist, hat sein Mythus doch im Norden einen andern Charakter angenommen und ihm selbst ist hier eine weit höhere Bedeutung beigelegt worden als sie den sterbenden Sonnengöttern im Süden zukommt.

Die nordischen Quellen geben Folgendes. Nach der j. Edda 22. ist er ein Sohn des Odin und der Frigg, der Beste unter den Asen (Göttern), schön von Angesicht und so glänzend, dass ein Schein von ihm ausgeht. Das lichteste aller Kräuter heisst daher Baldurs Augenbraue. Auch ist er der weiseste und sanfteste aller Asen, sein Urtheil überall tadellos. Im Himmel bewohnt er die Stätte, welche Breidablick (weite

Umschau) heisst. Bei Saxo Gram. III. 42. lässt Baldur nach einem Siege, in dem sein Heer vor Durst verschmachten will, durch den Hufschlag seines Rosses eine Quelle aus der Erde stampfen. Ganz dasselbe wird von Karl dem Grossen erzählt, der mit seinem siegreichen Heere noch jetzt im Odenberge hausen soll. Grimm, D. Myth. 890. In dem bekannten Merseburger Segensspruche erlahmt Baldurs Pferd.

In der j. Edda 24. wird Skadi, die Tochter des Riesen Thiassi, als sie ihren Vater an den Asen rächen will, von diesen beruhigt, indem sie ihr anbieten, einen von ihnen zu heirathen. Sie soll einen wählen, aber von jedem nur die Füsse sehen. Angelockt durch die schönen Füsse des Njördr wählte sie diesen, hoffend, es werde der schöne Baldur seyn, musste aber nachher den Njördr behalten.

In der j. Edda 49. wird sodann Baldurs Tod geschildert. Baldur, der Gute, hatte schwere Träume, sein Leben sey in Gefahr. Da hielten die Asen Rath, um ihn zu schützen, und Frigg, seine Mutter, nahm Eide von allen Elementen, Steinen, Pflanzen, Thieren, Krankheiten und Giften, dass sie Baldur verschonen wollten. Darauf stellten die Asen den Baldur in die Mitte, warfen und schlugen nach ihm mit allen möglichen Werkzeugen und konnten ihn nicht verletzen. Locki aber, als altes Weib verzaubert, lockte der Frigg das Geheimniss ab, ob ihrem Sohn doch vielleicht etwas schaden könne? Und da sie ihn nicht erkannte, vertraute sie unvorsichtig, von einer Mistel allein, die auf einem gewissen Baume wachse, habe sie keinen Eid genommen, weil ihr dieselbe zu jung vorgekommen sey. Da pflückte Locki die Mistel ab und gab sie dem Hödur, der ein Bruder des Baldur und von grosser Stärke, aber blind war. Als nun alle Asen schon versucht hatten, den Baldur zu verletzen, sollte es auch der blinde Hödur versuchen; kaum aber berührte dieser ihn mit der Mistel, so fiel der schöne Bruder todt zu Boden. Seine Leiche wurde von den Asen in ein grosses Schiff gebracht und verbrannt. Baldurs treue Gattin Nanna starb vor Jammer und wurde mit ihm verbrannt. Thor aber weihte das brennende Schiff mit seinem Hammer und warf den Zwerg Litr ins Feuer. Odin legte den Ring Draupnir ebenfalls ins Feuer und der Ring erhielt davon die Eigenschaft, dass je am neunten Tage acht gleich schöne Ringe

von ihm abtropften. Nach Vegtamsquida 6. der alten Edda ritt der Ase Hermodur, ein anderer Bruder Baldurs, zubenannt der Schnelle, auf Odins achtfüssigem Rosse in die Unterwelt, fand hier den Baldur in Hels (der Todesgöttin) Halle auf dem Ehrenplatze sitzen und forderte ihn zurück. Hel wollte ihn ausliefern, wenn jedes Ding in der Welt um ihn weinen würde. Das thaten nun auch alle Dinge, nur das Riesenweib Tök nicht und somit konnte Baldur nicht mehr zur Welt zurückkehren. Mit ihm verschwand das Gute aus der Welt. Locki aber, das personificirte Böse, sollte nun gleichfalls entfernt werden und zur Strafe für seine Bosheit, durch welche der gute Baldur hatte umkommen müssen, fesselten sie ihn unter der Erde in einer Schlangenhöhle, in der die Schlangen unaufhörlich ihr Gift auf ihn herabträufelten.

In diesem Mythus ist sehr vieles dunkel. Uhland in seinen Sagenforschungen I. 144 f. sieht in Baldur das Licht und den Sommer, im blinden Hödur die Nacht und den Winter, in der Mistel, die auf andern Bäumen schmarotzert, im Winter ihr Grün behält, die Waffe des Winters, in Baldurs Tode die Schwächung der Sonne in der Sommermitte, in der Nanna die Pflanzenwelt, die mit dem Sommer stirbt, im Zwerge Litr die Farbe, den Blumenflor. Auch im Merseburger Spruche, glaubt Grimm, D. Myth. 205. bedeute die Erlahmung des Pferdes die Schwächung der Sonnenkraft. Da nun aber in dem Merseburger Spruche ausdrücklich von der Sunna gesagt ist, sie habe das kranke Pferd heilen wollen, aber nicht können, kann das Pferd wohl nicht selber die Sonne bedeuten. Vor allem muss hier festgehalten werden, dass Baldur das gute Princip des Ewigen bedeutet. Das Pferd ist das allgemeinste Sinnbild der eilenden Zeit, deshalb muss Baldur es verlieren, denn er passt als der Ewige nicht ins Zeitliche. Der auf der vorigen Seite erwähnte Mythus von Skadi drückt denselben Gegensatz aus. Njördr, der Gott der Fruchtbarkeit, beherrscht nur die irdische Natur im Wechsel der Jahreszeiten, Baldur aber gehört dem ewigen Himmel an. Es wird allerdings ein Versuch gemacht, dieser irdischen Natur den schönen und weisen Baldur zu erhalten, aber der Versuch misslingt, denn obgleich fast alle Kreaturen bereit sind, ihre Eide der Treue zu schwören, so verbirgt sich doch in den Kreaturen

das böse Princip und eine einzige Kreatur, die den Eid nicht schwört, hindert Baldur, auf der Erde zu weilen. Im Mythus von Baldurs Tode bedeutet übrigens sein Bruder Hödur, der Blinde, der ihn durch blosse Berührung mit einer Mistel tödtet, nicht das böse Princip, sondern nur das unvermeidliche Schicksal, die Naturnothwendigkeit einer Scheidung des Ewigen vom Zeitlichen. Die Mistel ist das bekannte Sinnbild der Wintersonnenwende, des Jahresanfangs. Indem die Zeit begann, trat das Ewige von ihr zurück. Das Ewige musste sich gleichsam opfern, damit das Zeitliche werden konnte; diesem Opfer ging aber ein noch älteres vorher und nach dem tiefen Rechtssinn germanischer Anschauung musste ein Opfer das andere sühnen.

Von grosser Wichtigkeit für die Erklärung ist daher, was im Vafthrudnismal 54. Odin seinem sterbenden Sohne Baldur ins Ohr raunt. Die Antwort ist: Das weiss keiner. In Mones Heidenthum I. 421. ist darauf aufmerksam gemacht, dass jene geheimnissvollen Worte bedeutet haben möchten, Baldurs Mord sey die Blutrache für Ymirs Mord. Indessen dürfte für Ymirs Mord doch wohl der Untergang Odins die passendste Sühne seyn und Baldurs Tod ist keine Rache, sondern ein Opfer.

Im dritten Buche des Saxo Gram. findet man eine ganz abweichende Erzählung vom Tode Baldurs. Hier heisst es nämlich: Hother, König von Dänemark und Schweden, war der grösste Sänger und Held, so dass sich Nanna, des Königs von Norwegen Tochter in ihn verliebte. Aber Balder, Odins Sohn, der hier nicht Hothers Bruder ist, sah sie einmal im Bade und stellte, um sie gewinnen zu können, dem Hother nach dem Leben. Gewarnt durch drei Waldjungfrauen und bewaffnet mit einem Zauberschwert und Zauberringe zog Hother aus, um Nanna zu freien. Unterdess hatte sich auch Balder um Nanna beworben, sie hatte ihn aber abgewiesen, weil er ein Gott und sie nur vom Menschengeschlechte sey. Darauf begann der grosse Krieg zwischen Hother und Balder. Dem erstern standen die Menschen, dem andern die Götter bei, und nachdem Hother mit seinem Zauberschwert den Hammer des Thor durchschnitten hatte, flohen die Götter und Hother heirathete die Nanna. Balder wurde seitdem jede Nacht von einem täuschenden Bilde der Nanna umgaukelt, was ihn gänzlich

entkräftete. Durch eine süsse Speise aber hergestellt griff er den Hother von neuem an, siegte diesmal und trieb ihn in die Wildniss. Hier fand Hother die Waldfrauen wieder, die ihm riethen, dem Balder seine süsse Speisse zu rauben, wodurch er seine Kraft wieder verlieren würde. Da ging Hother als Harfner verkleidet zu den drei Jungfrauen, die für Balder das heilende Kraut sammelten, gewann sie durch seinen lieblichen Gesang und erhielt von ihnen einen siegbringenden Gürtel. Als er nun dem Balder wieder begegnete, brachte er ihm eine Wunde bei, woran derselbe sterben musste.

Ich verzichte darauf, diesen ganz abweichenden dänischen Mythus zu erklären. Der gute Baldur erscheint hier sündhaft und fast lächerlich, so dass man geneigt wird, den Mythus für einen Versuch zu halten, die Verehrer Baldurs zu verspotten. Saxo schöpfte wahrscheinlich aus alten Liedern, und Spottlieder auf einzelne Götter kommen in der Edda mehrfach vor. In dem einen Liede wird Thor von Odin, in einem andern werden alle Götter von Locki verspottet. In der j. Edda wird Thor vom Udgardalocki mit Ironie behandelt.

Auf der nordfriesischen Insel Sylt an der Westküste von Schleswig hat sich eine merkwürdige Volkssage erhalten, die der dänischen Sage bei Saxo am nächsten verwandt und doch ganz eigenthümlich ist. In Hansens Buch über die Insel Sylt, Leipzig 1859. S. 82 f. heisst es: Zwei mächtige Brüder, Hather und Hother, geriethen in Streit. Der letztere wurde verjagt, verliebte sich in die schöne Nanna, eine Nordfriesin, und wollte sie verführen. Allein sie war bereits mit Balder, dem weisesten aller Riesen, vermählt. Da schenkte die Zauberin Hel (die bekannte Todesgöttin) dem Hother ein gefeites Kleid und belehrte ihn, wie er den guten Balder tödten könne. Hierauf überfiel er denselben, brachte ihn um und raubte ihm die schöne Nanna.

Jener dänische Spottmythus kann uns in keinem Falle verleiten, an der Reinheit, Güte, ja wir dürfen wohl sagen Heiligkeit Baldurs zu zweifeln, welche sich auch darin kund gibt, dass nach der j. Edda 53, wenn Odin mit allen Göttern und Menschen und die ganze Welt am Ende der Zeit vernichtet seyn werden, Allvater einen neuen Himmel und eine

neue Erde schaffen und deren Herrschaft der vom Tode erstandene Baldur übernehmen wird. In der Zeitlichkeit muss der gute Baldur sterben, und ehe er in der Ewigkeit herrschen kann, muss Odin sterben. Darin ist am schärfsten der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit ausgedrückt.

Zum Ersatz für das Ideal von Recht, Tugend, Wahrheit, Reinheit und Güte, welches Baldur in die Ewigkeit mit hinüber nimmt, weil die Zeit dessen nicht würdig ist, hinterlässt Baldur den Menschen seinen Sohn Forseti (den Vorsitzenden) als Gott der strengen Gerechtigkeit. Er selbst war die Liebe gewesen. Forseti ist unter den Asen der Richter, er schlichtet allen Streit. Grimnismal 15. J. Edda 32.

Einen zweiten Ersatz für den verlorenen Baldur bietet dessen jüngerer Bruder Wali, der Frühlingsgott dar, sofern in jedem Frühling gleichsam das mit Baldur verlorene Paradies in der Schönheit und Fülle der Natur wiedergefunden wird, wenn auch nur, um wieder zu vergehen.

Im Eddamythus von Baldur tritt dessen Verhältniss zur Sonne nirgends klar hervor, wenn wir auch nicht zweifeln dürfen, dass seine Geliebte Nanna die Sonne bedeutet und sein Scheiterhaufen, auf dem sie sich mit ihm verbrannte, die Waberlohe. Wir müssen uns in der nordischen Mythenbildung wie in der griechischen nicht etwas Einförmiges und aus gleicher Wurzel Hervorgegangenes denken, sondern eine allmälige, zuweilen sogar sprungweise Entwicklung, je nachdem fremder Einfluss hinzutrat. Der fremde Einfluss war bei den germanischen Stämmen durch die Eroberungen bedingt, welche sie auf ihren Wanderungen machten. Sie unterjochten fremde Stämme, lernten deren fremden Glauben kennen und fanden Cultusstätten und Traditionen derselben vor, wovon sie mehr oder weniger in ihre eigenen religiösen Vorstellungen aufnahmen. Ausserdem schritt auch die innere Entwicklung ihres nationalen Glaubens durch Impulse fort, die in ihrem eigenen Geist und Gemüth lagen. Der Odinscultus z. B. konnte sich wohl nur in dem Maass höher ausbilden, als die germanischen Heldenstämme von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung durch ganz Europa vorstürmten.

Es ist nun wohl sehr möglich, dass Baldur, der ohnehin

im Namen und Begriff mit dem griechischen Apollo Aehnlichkeit hat und mit ihm zugleich auf den noch ältern Belus oder Baal in Babylon zurückweist, gleich dem gallischen Belenus, einem ältern europäischen Götterkreise als Sonnengott angehört hat und dass er von den Odins-Verehrern nur in den Kreis der Asen aufgenommen wurde, und zwar noch vor den Vanen, deren Adoption ich für eine spätere halte. Denken wir uns Baldur als den höchsten Gott der ältern keltischen Bevölkerung Europas gleich dem ägyptischen Osiris, dem babylonischen Belus, als Beherrscher eines friedlichen ackerbauenden Volkes, in welches ein fremdes Kriegervolk erobernd eindringt, so lässt sich daraus am einfachsten erklären, warum sich an den Namen Baldur die Erinnerung eines frühern glücklichern Zustandes und die Hoffnung seiner Wiederkehr knüpfte. Wenn in allem, was wir von Odin wissen, der ganze Trotz und Uebermuth germanischer Eroberer sich spiegelt, so in den Mythen vom Baldur die Wehmuth und Klage der unterworfenen, der den Germanen hörig gewordenen Völker.

War Baldur ursprünglich ein Sonnengott nicht germanischer Völker, so passte er allerdings nicht zu der echt germanischen Vorstellung, nach welcher die Sonne stets nur ein weibliches Wesen ist. Doch scheint Nanna das mythische Mittelglied zu seyn, welches seinen Cultus mit dem der deutschen Sonnengöttin verbinden sollte.

Als Hauptsache, auf die es hier ankommt, indem wir von der Unsterblichkeitslehre der alten Deutschen reden, halten wir fest, dass Baldur, wie er mit dem längst vergangenen goldnen Zeitalter verschwunden ist, am Ende der Zeit wiederkehren und das goldene Zeitalter zurückbringen wird. Denn nach der nordischen Voluspa wird die Zeit selbst und Odin ihr Gott, im Götterrauch, im grossen Weltbrande untergehen und in der von Allvater neugeschaffenen Welt wird Baldur herrschen. Man hatte davon zweierlei Vorstellungen. Nach der einen nämlich sollte alles Alte verschwinden und ein vollkommen neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden. Aus der alten untergegangenen Welt sollten nur wenige gute Gottheiten in die neue aufgenommen werden, wie Baldur selbst, aber nicht einmal die Sonne sollte mehr die alte seyn dürfen, sondern nur in einer schönen Tochter fortleben. Auch das

Menschengeschlecht sollte erst wieder aus einem neuen Paar entstehen. Diese Vorstellung entsprach dem einmal festgestellten Gegensatz zwischen dem bösen Princip in der vergänglichen Zeitlichkeit und dem guten Princip in der unvergänglichen Ewigkeit, war also ganz folgerichtig.

Allein das Bedürfniss persönlicher Fortdauer liess sich mit dieser Consequenz nicht befriedigen. Der Odinscultus gab allen edlen Helden die Versicherung, dass sie nach ihrem Tode mit Odin in der herrlichen Walhalla fortleben würden, und eben so wohl sollten sich edle Frauen im Himmel der Freyja und edle Jungfrauen noch speciell im kleinen reizenden Himmel der Gefyon befinden. Aber beide nur bis zum Götterrauch; dann sollten auch sie aufhören zu seyn. Dem widerstrebte nun der natürliche Wunsch ewiger Fortdauer und zum Theil das Rechtsgefühl, welches einen ewigen Lohn ansprach. Oder mischten sich schon fremde Vorstellungen ein, war das harte Metall germanischer Charakterstärke und Todesverachtung durch die Vorstellungen südlicher Völker schon ein wenig aufgeweicht, genug — in der jüngern Edda 18. wird gesagt, dass keineswegs blos neue Menschen in Baldurs Reich leben, sondern dass dahin auch alle guten redlichen Menschen, die auf der gegenwärtigen Erde gelebt hätten und zwar aus allen Zeiten unter Odins Herrschaft vor dem Ragnarok, den Gimil d. h. den Himmel des Baldur bevölkern würden.

5.

Von der Sonnenanbetung der alten Deutschen.

Indem ich in diesem Werke den Cultus der Sonne als der höchsten weiblichen Gottheit im deutschen Heidenthum aus einer ungeheuren Menge von übereinstimmenden Zeugnissen nachweisen will, kann ich nicht umhin, der recherches sur la dénomination allemande du soleil eines gewissen Herrn Auguis in den Mémoires de la société des antiquaires V. Paris 1823. p. 364 f. zu erwähnen. Dass bei den Deutschen im Widerspruch mit allen andern Völkern die Sonne weiblich gedacht werde, schien Herrn Auguis *une singularité, qui est vraiment*

une tache d'après les idées mythologiques universellement reçues. On est fâché d'apercevoir cette petite trace de barbarie dans une langue que tant d'excellents ésprits cultivent et qui s'enrichit et s'embellit tous les jours. Aber auch deutsche Gelehrte haben bis auf die neueste Zeit den tiefgreifenden Unterschied nicht begriffen und suchen immer noch männliche Sonnengötter in den altnordischen Edden und Sagaen und in den heidnischen Erinnerungen des deutschen Volks.

Der Grund, warum man im Süden die Sonne männlich, im Norden weiblich dachte, lag nahe. Im Süden übt die Sonne eine überwältigende Macht und erscheinen der Norden und die Nacht mit ihrer Kühle und ihrem Monde zwar untergeordnet, aber wohlthätig und erfrischend. Im Norden haben umgekehrt Nacht und Kälte das Uebergewicht und erscheint ihnen die Sonne mit ihrer Wärme und Fruchtbarkeit untergeordnet, aber wohlthätig und in hohem Grade anziehend. Die Macht wird im Manne, der Liebreiz im Weibe verehrt.

Nach den ältesten Quellen nahmen Sonne und Mond den höchsten Rang in der germanischen Götterwelt ein. Cäsar de bello Gallico VI. 21. sagt, die Germanen hätten die Sonne, das Feuer und den Mond am höchsten geehrt. Strabo XI. 7. berichtet von den Massageten, die wahrscheinlich den Geten verwandt waren, sie hätten ausschliesslich die Sonne angebetet und derselben Pferde geopfert. In Cnut's Gesetzen I. 5. stehen unter den heidnischen Götzen des Volks wieder wie bei Cäsar Sonne, Mond und Feuer voran. Schmid, Gesetze der Angelsachsen I. 150. Merkwürdig ist eine alte Handschrift mit einem angelsächsischen Gebete an Phöbus und den Mercurius nach Matthaeus Paris 1644. p. 25. vgl. Gräter, Iduna und Hermode 1816. Nr. 20. Grimm, D. M. 110. Der Mönch hat ohne Zweifel, weil die lateinische Sprache kein weibliches Wort für die Sonne hat, den Namen Phöbus gewählt, ohne dass damit die Weiblichkeit der deutschen Gottheit geleugnet werden sollte. Unter Mercurius ist immer Odin zu verstehen. In einer alten Basler Handschrift kommt vor *„Solem esse deam, vocans eam sanctam dominam"* mitgetheilt von Wackernagel in Grimm's Abergl. XLIV. In der Oberpfalz nimmt das Landvolk heute noch vor der „Frau Sonne" den Hut ab. Schönwerth, Oberpfalz II. 51. Macht man einen Nadelstich

durch ein Papier, so kann man dadurch die Frau in der Sonne sitzen sehen, daselbst III. 362. In der Gothaer Handschrift von Vintlers Blume der Tugend vom Jahr 1411 ist erwähnt, dass man zu seiner Zeit noch die Sonne angebetet habe. Grimm, Abergl. LII. In einem alten Segen in Hoffmanns Fundgruben I. 343. heisst es: „Daz mir holt sî diu sunne und der mâne.“

Dass in der Sonne das Princip der ewigen Gerechtigkeit anerkannt wurde, erhellt aus dem altdeutschen Rechtsgebrauch, wonach der Richter auf seinem Sitz sein Angesicht gegen Osten kehrte. Jedes Gericht wurde mit blossem Schwert und gegen die Sonne gewendetem Antlitz eröffnet. So in Deutschland und so auch in Scandinavien. Vergl. Grimm, Rechtsalterthümer. S. 807. Auch durfte nur bei scheinender Sonne Gericht gehalten werden, nie vorher und nachher. Das. 814. In einem alten Buch, „Rare auserlesene Historien und Kuriositäten von Tranquillo, Köln 1705“. S. 16. finde ich die merkwürdige Notiz, dass es ein alter Gebrauch sey, wenn man schwer und böse geträumt habe, am Morgen das Fenster zu öffnen, der aufgehenden Sonne den ganzen bösen Traum zu erzählen und sie zu bitten, sie möge, wie sie die Nacht und die Wolken vertreibe, so auch jene Schrecken des Traumgesichts zu nichte machen. Dann schliesse man das Fenster wieder zu und sey vollkommen beruhigt. In einem Segen bei Mone, Anz. 6. 461. wird der heilige Sonntag angerufen, ein krankes Kind zu heilen. Diesen Segen soll man bei Sonnenaufgang des Sonntags dreimal sprechen. In einem zweiten das. 462. wird ein Wurm beschworen beim heiligen Sonnenschein. In Hanover wird Kranken, damit sie nicht durchliegen, „sonnenklares Regenwasser“ unter das Bett gestellt. Pfannenschmid, das Weihwasser 113. Bei Grimm, Anh. vom Aberglauben CXLII. wird der Kopf eines kranken Pferdes gegen die Sonne gerichtet, damit sie ihn heile, und wird der Sonne zugerufen: „gang auf durch die Wolken, bring mir Schmalz, Milch und Molken“. Das. LXIII. wird aus einer Pfälzer Handschrift von Hartliebs Buch aller verbotnen Kunst der Zauber des Sonnenspiegels gedacht. Ein reiner Knabe soll seine Hand mit Oel und Russ salben und gegen die Sonne heben, dann sieht er darin, was er will. In demselben Sinne

muss man sich auch das Schauen in die Sonnenbrunnen und das Prophezeihen aus ihnen erklären. Die allsehende Sonne spiegelt in engem Raum ab, was man eigentlich unmittelbar von ihr allein erfahren sollte. Auf Island betet Thorkell Mani in einem Volksthing zu dem Gott, der die Sonne erschaffen Landnamabok I. 9. Die grosse Seeschlange in Norwegen kann die Sonne nicht erblicken, man rettet sich daher vor ihr, wenn man gegen die Sonne flieht, gleichsam in den Schutz der Sonne. Pantoppidan, natürl. Hist. von Norw. 2. 383. Weiber wälzen sich nackt im Weizen, wenden ihn dann gegen die Sonne und backen daraus ein Brod, das als Liebeszauber wirkt: Burchard von Worms, decr. Colon. 1548. p. 201.

Grimm D. M. 702 f. macht darauf aufmerksam, dass das Wort Gnade, kinada, ursprünglich die Senkung, Herablassung der Sonne bedeute. Nach Aventins bair. Chronik von 1580. p. 19ᵇ. hält es das Volk für unschicklich zu sagen, die Sonne geht unter; man solle sagen, die Sonne geht zu Gnaden. Schon Tacitus Germ. 45. schreibt, die Aestyer hätten beim Sonnenuntergang Töne zu hören und Göttergestalten mit einem Strahlenhaupte zu sehen vermeint. Albrecht aber sagt in seinem Titurel:

> ich wæn, die süeze nieman möht erlîden
> mit dône dô diu sunne ir zirkel ruorte.

Das scheint Erinnernng an den schönen altdeutschen Glauben zu seyn. Handelte es sich um die Vorstellung von der Sphärenmusik, so würde nicht ausschliesslich von der Sonne die Rede seyn. Unmittelbar nach den Worten, in denen Tacitus jene Visionen in der Sonne schildert, berichtet er, die Aestyer hätten eine grosse Göttermutter verehrt, die wir für die Sonne selbst zu halten wohl berechtigt sind.

In vielen alten Schriftdenkmalen wird die Sonne Frau genannt: Grimm, D. M. 668. In der christlichen Vorstellungsweise ging das Sonnensymbol auf die heilige Jungfrau über. Unsre Liebe Frau wurde aufs ausführlichste mit der Sonne verglichen, z. B. in Konrad von Megenbergs Buch der Natur, Pfeiffers Ausg. 58 ff. Scheint die Sonne am Sonnabend, so sagt man zu Ramlohe häufig: „die Mutter Gottes will ihr Hemd trocken haben“. Kuhn, nordd. Sagen 458.

Die sehr seltenen Fälle, in welchen auch in der deutschen Sprache die Sonne männlich und der Mond weiblich gebraucht wird, kommen erst in christlicher Zeit und da vor, wo man die römische Anschauung genau übertragen wollte, vgl. Grimm, Gramm. 3. 350. Mone, Anz. 8, 134. Es wäre lächerlich, diese mit grösster Mühe aufzutreibenden Ausnahmen gegen die Regel geltend zu machen.

Wie die Sonne selbst, so war auch der ihr geweihte Sonntag heilig. Doch muss ich hierbei bemerken, dass diese Heiligkeit zur alten Heidenzeit dem Freitage zukam und erst in der christlichen Zeit auf den Sonntag übertragen wurde. Der Freitag oder Frauentag war der heiligste, auch der Name der Göttin Freyja bedeutete nur die Frau, die Herrin der Natur, die Sonne. Der christliche Sonntag wurde aus dem griechisch-römischen Heidenthum herübergenommen, zunächst aus dem Mithracultus, der im ganzen römischen Reich verbreitet war. Die christliche Sonntagsfeier stand schon fest, ehe die Germanen bekehrt waren. Ebendesshalb aber war ihnen die Sonntagsfeier zuwider und sie musste wiederholt bei schweren Strafen geboten werden (vergl. Mone, Heidenthum II. 169.), während der Freitag ihnen noch lange heilig blieb und jetzt noch mancher Aberglaube an ihn geknüpft ist. Nach der Rockenphilosophie II. 98. soll man am Freitag ein neues Hemd anziehen und nach III. 59. sich an diesem Tage nicht die Haare flechten, was sich wohl auf die Symbolik der Sonnenstrahlen bezieht. Da inzwischen Name und Begriff der Sonne auf den christlichen Sonntag übertragen waren, so ging auch im Aberglauben des Volks vieles von der altheidnischen Sonnenverehrung vom Freitag auf den Sonntag über.

So auch der Aberglaube von den Sonntagskindern. Ohne Zweifel glaubte man schon zur Heidenzeit, wer an dem der Sonne heiligen Tage geboren sey, stehe unter dem besonderen Schutz der Sonnengöttin und nehme sogar etwas Sonnenhaftes von ihr an. Denn wie die Sonne allsehend ist, so sehen auch die Sonntagskinder mehr als andere Menschen. Sie sind Geisterseher und Glückskinder. Macht des Aberglaubens IV. 240. Buch vom Aberglauben, Hannover 1793. II. 264. Wolf, Zeitschrift I. 235. Panzer, Beitrag II. 295. Zingerle,

Sitten der Tiroler S. 75. E. Meier, S. 507. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 137. Seifart, Sagen aus Hildesheim S. 39.

6.

Die Bedeutung der Sonne im deutschen Heidenglauben.

Unter wie vielen ausserordentlich verschiedenen Gestaltungen und Namen in den uns erhaltenen schriftlichen Denkmälern, in den mündlichen Volkssagen und im Aberglauben die altdeutsche Sonnengöttin auch vorkommt, so lassen sie sich doch alle auf eine einzige ursprüngliche Bedeutung zurückführen. Sie vertritt nämlich überall nur das Ewige innerhalb der Zeitlichkeit oder das Himmlische im Irdischen. Alle anderen Gottheiten des deutschen Heidenthums (der unsichtbare Allvater und der todte Baldur allein ausgenommen, die gar nicht mehr als vorhanden angesehen werden) gehören ausschliesslich der vergänglichen Zeit und dem vergänglichen Raum der gegenwärtigen Welt an und beherrschen sie; nur die Sonne allein gehört der Ewigkeit und einer höheren besseren Welt im Jenseits an, welche jetzt mit Allvater und Baldur verschwunden erscheint und aus der sie aus einer Verwünschung in die niedere Welt und in die böse Zeit hineingebannt ist, um in aller Noth derselben doch den Menschen Trost und Hülfe zu bringen und sie stets daran zu erinnern, dass es noch eine höhere und bessere Welt gibt.

Vermöge ihrer Verwünschung muss die Sonne, so lange die Zeit dauert, ihren Kreislauf beständig wiederholen, gleichsam eine Gefangne innerhalb der Zeit und unterworfen dem allmächtigen Zeitgott Odin, der jetzt unumschränkt allein herrscht, der aber einst untergehen muss, wenn die Zeit aufhört. Nur in den h. Stunden der Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen ist es der Sonne vergönnt, von ihrem mühevollen Laufe ein wenig auszuruhen, und dann steht auch die Zeit stille oder ist gar nicht mehr vorhanden, sondern an ihre Stelle tritt die Ewigkeit und Allgegenwart des Vergangnen und Künftigen, wie wir das schon im dritten Buch der ersten Abtheilung auseinandergesetzt haben.

Wie die Sonne aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herab-gekommen, ist dargestellt im nordischen Mythus von der Iduna, der Göttin der Unsterblichkeit, die vom Gipfel der Weltesche herabfiel und in einen Wolfspelz gehüllt die grosse Kälte und den Schmerz der Verbannung aushielt. Das ist die Sonne, die in der kältesten und dunkelsten Winternacht ihren Jahreslauf beginnt.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zum ewigen, aber ganz passiven Allvater ist ausgedrückt in der Legende von der heil. Lufthildis, in welcher uns ein verloren gegangener Mythus erhalten ist. Karl der Grosse schläft nach der Legende, nachdem er der h. Lufthildis so viel Land bewilligt hat, als sie während seines Schlafes mit einem Faden würde umspinnen können. Sie aber setzt sich zu Ross, schleift den Faden mit der Spindel hinter sich her, und umreitet ein weites Gebiet, welches der Kaiser ihr zum Lehen ertheilt. Das bedeutet den Kreislauf der Sonne während der Abwesenheit Allvaters. Das Umkreisen der spinnenden Göttin wiederholt sich in unseren Volkssagen von der Spinnerin Bertha, die auch Perchta mit dem Pfluge genannt wird, weil sie in der Wintersonnenwende mit dem goldnen Pfluge erblickt wird, mit dem sie um die ganze Erde fährt.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zum todten Baldur ist in dem nordischen Mythus von der Nanna ausgedrückt. Nanna, die treue Gattin Baldur's, stürzt sich in seinen Scheiterhaufen und verbrennt mit ihm, aber nur, um unter einem anderen Namen wieder aufzuleben und als Sonne ein Trost der Welt zu werden, bis Baldur wieder erwachen wird. Dasselbe Wesen harrt unter dem Namen Menglöd auf die Rückkehr des Geliebten, nach dem gleichfalls nordischen Mythus, kehrt aber auch häufig in deutschen Volkssagen wieder, namentlich als die treue, trostreiche und heilkundige Hildegard, die verstossene Gattin Karls des Grossen.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zu Odin, dem bösen Gott der Zeitlichkeit, ist ein ziemlich mannigfaltiges, weil die Sonne mit ihm zugleich den ganzen Zeitverlauf aushalten muss. Ich will hier nur einige Hauptgedanken kennzeichnen. Die Zeit wird von der Sonne gemessen und könnte nicht fortdauern, wenn die Sonne aufhörte. Sie selbst, ein der Zeit

fremdes ewiges Wesen, möchte die Zeit gern endigen, sobald sie ihren Lauf von einer Wintersonnenwende zur andern vollendet hat, oder sie möchte immerfort steigen, um die Erde zu verlassen nnd wieder im höchsten Aetherhimmel zu verschwinden. Da nun aber Odin im Gegentheil die Zeit, in der er allein herrscht, verlängern oder nach jedem Abschnitt wieder erneuern will, so zwingt er die Sonne, wenn sie nach vollbrachtem Jahreslauf ausruhen will, ihren Lauf fortzusetzen. Das wird bewirkt durch den Winterwolf, der sie aus jeder Wintersonnenwende wieder aufjagt, wie es in der jüngern Edda 12. heisst: Die Sonne fährt schnell, als wenn ihr bange wäre, und das ist nicht zu verwundern, denn der Wolf Sköll geht hinter ihr und will sie immer fressen. Sköll heisst aber auch die jüngste der drei Nornen in der Doppelbedeutung der Schuld und der Zukunft (dessen, was noch werden soll), also des bösen Grundtriebes in der Zeit überhaupt, wodurch sich diese von der ruhigen und seligen Ewigkeit unterscheidet.

Wenn andrerseits die Sonne im Hochsommer immer höher am Himmel aufsteigt und zu ihm zurückfliegen zu wollen scheint, zwingt Odin sie zurückzubleiben und zwar in der Sommersonnenwende als wilder Jäger durch einen Schuss in die Sonne, der sie fallen macht, so dass sie jährlich den ersten Fall von der Weltesche herab wiederholen muss.

Besonders merkwürdig ist das Verhältniss des übermüthigen Zeitgottes zu dem innerhalb der Zeitlichkeit gleichsam wehrlos gemachten Princip des Ewigen aufgefasst in dem tiefsinnigen Mythus von der Brynhilldur. Er hat sie in Schlaf versenkt, wie auch Allvater oder Baldur während der Zeitlichkeit schlafen müssen, und er hält die Schlafende in der Waberlohe gefangen, d. h. im Sonnenfeuer des Nordlichts, der Phönixflammen, in welchem die Sonne beständig ihren Jahreslauf beginnt und wieder endet. In Brynhilldur tritt aber die mütterliche Beziehung der Sonne zur Natur ganz zurück und in ihr ist ausschliesslich ihre über allem Irdischen erhabene Bedeutung als der Vertreterin des ewigen Rechts und des reinsten Seelenadels betont. Ich werde in einem besonderen Kapitel von ihr handeln.

Sofern die Sonne während der Zeitlichkeit in ein mütterliches Verhältniss zur Natur und zu den Menschen tritt,

deren Herr und Gebieter Odin ist, musste man sie sich als dessen Gemahlin denken, als seine Mitregentin, ihm an Güte weit überlegen und doch ihm untergeordnet. In diesem Verhältniss ist die Sonne als Göttin Frigg in ihrem Ehestand mit Odin in den nordischen Edden mit der äussersten Feinheit und Ironie geschildert. Treffend heisst es in der jüngern Edda 20. von ihr, „sie weiss alles, aber sie sagt es nicht". Sofern aber Odin als Gott der mit dem Himmel oben contrastirenden niederen Welt, gleichsam als Gott der Nachtseite der Welt, deren Lichtseite der ewige Himmel ist, der Mondgott oder Beherrscher der Nachtwelt wird, fasste man die Sonne, welche den aus dem Winter hervorgehenden warmen und lichten Frühling beherrscht, auch als Odins Tochter auf. Odin wird zwar als solcher unter diesem Namen nirgends genannt, wohl aber unter dem Namen Högni oder Hagen, den die Mantelverhüllung und die Einäugigkeit charakterisiren, daher deutlich als einen Nacht- und Wintergott mit dem Mondauge kennzeichnen. Högnis Tochter Hilde haben wir bereits kennen gelernt, als eine in der Zeit wirksame aber ihrem bösen Vater entgegengesetzte gute Göttin.

Sofern die Sonne in ihrem Lauf in den verschiedenen Jahreszeiten in verschiedener Weise für die Natur sorgt, finden wir sie zunächst im Winter als die gute Mutter Gans, welche die unter der Schneedecke verborgnen Saaten pflegt, als die gute Mutter Perchta, welche alle neue Lebenskeime (die Heimchen) in's neue Jahr einführt, oder als Frau Holle. Die beiden letztgenannten, Bertha und Hulda, die prächtige und die holde, sind dasselbe Wesen, jene mehr im südlichen, diese mehr im nördlichen Deutschland verehrt, beides gute, aber auch strenge Hausmütter, welche die winterliche Arbeit überwachen, faule und unartige Mägde strafen, die guten aber belohnen. Dieselbe Göttin ist im Norden Frigg. Da die Sonne im Winter geschwächt erscheint, nur noch in kurzen Tagen leuchtet und wärmt, der Finsterniss und Kälte aber die Oberherrschaft lassen muss, wurde sie als eine Jungfrau gedacht, welche vieles leiden und dulden muss, gefangen und eingesperrt ist oder als arme Magd dienen muss, zuletzt aber, d. h. wenn der Frühling kommt, zu königlichem Glanz erhoben wird. Oder die von einem bösen Drachen, einem bösen Riesen etc. gefangen

gehalten und erst vom jungen Gott des Frühlings befreit wird.

Im Frühling erscheint die Sonnengöttin abermals in doppelter Weise. Einmal als die grosse Herrin und Gebieterin der Natur. In dieser Bedeutung heisst sie Ostara und wird zu Ostern von den Bergen aus begrüsst und jeder freie Mann lässt sich von ihr auf's neue seinen Erbbesitz als s. g. Sonnenlehen bestätigen, die Jünglinge aber fordern von ihr den künftigen Besitz des Mädchens, welches sie lieben, ebenfalls als Sonnenlehen. Ich habe das alles in einem ausführlichen Aufsatz in Pfeifers Germania mit reichen Belegen nachgewiesen. — Zu dieser stolzen Herrin wurde aber die Ostersonne erst, nachdem sie als Weihnachtssonne hatte dienen und leiden müssen. Sie erscheint daher zur Osterzeit auch jungfräulich als die aus der Gefangenschaft des Winters durch den Frühlingsgott, zuweilen auch durch den Donnergott befreiete Königstochter in unsern Märchen.

Im hohen Sommer tritt zum ersten Mal wieder etwas Böses an die Sonnengöttin heran. In dieser Periode dachten sich auch die alten Völker des Südens den Sonnengott theils leidend und sterbend, weil die Sonne von ihrem höchsten Stande im Zeichen des Krebses wieder erniedrigt wird, oder auch als bösartig und verderblich wegen der tödtlichen Hitze. So haben wir als sterbenden Sonnengott den Osiris und Adonis erkannt. Als verderblich fassen aber die Griechen ihren sonst so geheiligten Apollo auf, weil er in der Sommerhitze von seinem Bogen tödtliche Pfeile entsendete. Aus den gleichen natürlichen Ursachen wurde nun auch unsere deutsche Sonnengöttin in der heissen Sommerzeit theils als die von ihrer Höhe durch einen Schuss Odins Herabgestürzte und als die von ihm, dem wilden Jäger, Verfolgte, theils aber auch als selber sündigend und verderblich aufgefasst. Sündig als buhlerische Elbenkönigin und Liebesgöttin Freyja, verderblich als die in der Mittagsstille der heissesten Sommertage herumschleichende s. g. Kornmuhme.

Im Herbst erscheint die altdeutsche Sonnengöttin wiederum in doppelter Weise, theils als mütterliches Wesen, welche unschuldigerweise verlassen und verbannt, bis ihre Schuldlosigkeit erkannt und sie mit ihrem Gatten wieder vereinigt

wird, in Geduld und Treue aushält und Arme und Kranke pflegt (die h. Hildegard), oder die klagend durch die Welt zieht und (wie Demeter ihre Tochter) als Freyja ihren geliebten Odur sucht.

Endlich kennt unsere Sagen- und Märchenwelt die Sonnengöttin auch als ein ganz freies Wesen, in der Ewigkeit über allem Irdischen und Zeitlichen erhaben, von keinem bösen Zeitgott mehr abhängig. Wenn sie sich noch um die Menschheit bekümmert, so ist es nur um die edelsten Helden zu beschirmen und zu sich in ihren Himmel zu ziehen. Das ist die s. g. Fee Morgane, entsprechend der griechischen Athene, die in gleicher Weise edlen Helden ihre Huld zuwendet.

7.

Die göttliche Hausfrau und Mutter.

Bei den germanischen Völkern tritt eine göttliche Hausfrau und Mutter der Natur ganz deutlich hervor. Es ist die einfache deutsche Hausfrau, die samt ihrem Spinnrocken an den Himmel versetzt worden ist. Im Norden unter dem Namen Frigg, in Norddeutschland unter dem Namen Frau Holle, (Hulda), in Süddeutschland unter dem Namen Frau Perchta (Bertha) steht sie dem Hauswesen in der ganzen Natur und allen Geburten vor und kommt in den h. Nächten der Wintersonnenwende in alle Häuser, um zu sehen, ob die Frauen und Mägde ihre Schuldigkeit gethan haben. In Grimms berühmter deutscher Mythologie ist schon alles, was diese Göttin betrifft, aus dem Volksglauben und der Volkssage sorgfältig zusammengestellt.

Ganz wie eine echt deutsche Hausfrau ist diese Göttin dem Manne untergeordnet. Das tritt am deutlichsten hervor in der Edda und andern nordischen Ueberlieferungen. Hier nämlich ist Frigg die Gattin des höchsten Gottes Odin, der aber nur die Zeitlichkeit beherrscht und am Ende der Zeit untergehen muss. In den deutschen Sagen von der Frau Holle und Perchta erscheinen diese Göttinnen fast immer allein, oder nur unter ihren Kindern. Frau Holle wohnt mit ihren Kindern in einem unterirdischen Garten, zuweilen unter Wasser. Frau

Perchta führt, wie wir oben schon nachgewiesen haben, in der ihr geheiligten Nacht eine unzählbare Heerde der noch nicht geborenen Kinder über die Erde. Ihr Gemahl aber verbirgt sich in der Volkssage. Der Bertha erscheint zuweilen der Knecht Rupprecht gesellt, unter welchem möglicherweise Odin verstanden seyn könnte. Dagegen kommt Frau Holle einmal als Hausfrau im Kyffhäuserberge neben dem schlafenden Kaiser vor. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. Sommer, Sächs. Sagen Nr. 2. Da nun der schlafende Kaiser nur dem schlafenden Chronos oder dem latenten Allvater entspricht, steht Frau Holle hier offenbar in Beziehung zur Ewigkeit und nicht mehr blos zur Zeitlichkeit. Indem die Sage sie neben den schlafenden Kaiser stellt, kann sie auch nur dasselbe Wesen bedeuten, wie die Fee Morgane neben dem schlafenden Arthur.

Man erkennt daraus ein Doppelverhältniss der Göttin. Sie gehört nach der einen Seite hin der Zeitlichkeit an, wie sich das von selbst versteht, wenn sie ausschliesslich nach der nordischen Vorstellung unter dem Namen Frigg als die Gemahlin Odins aufgefasst wird. Sie gehört aber auch der Ewigkeit an, wenn sie neben dem schlafenden Kaiser wacht. Sie bezeichnet dann wenigstens, wenn sie auch während jenes Schlafes in die Zeitlichkeit gebannt ist, doch die Hinweisung auf die Ewigkeit und erscheint als eine Vertreterin der latenten Ewigkeit, als eine Bewahrerin und Hüterin der Idee des Ewigen mitten in der Zeitlichkeit. Diese Doppelnatur kommt allein der Sonnengöttin zu, welche einerseits ganz in der Zeitlichkeit befangen und gebannt ist, andrerseits aber ein Princip des Ewigen in sich trägt, welche sich wieder einerseits in Zeit und Raum als ordnende Hausfrau und Mutter offenbart, andrerseits aber auch als das reine und ewig jungfräuliche Licht einen höhern Ursprung beurkundet und einer höhern ewigen Heimath angehört, aus welcher sie sich nur in die beschränkte Zeit und den beschränkten Raum gleichsam herabgelassen hat.

Allerdings scheint die Göttin nach einer Seite hin ganz mit der irdischen und zeitlichen Natur verwachsen zu seyn. Als Frigg ist sie nur das Weib dessen, der die Zeitlichkeit regiert und einst wegen seiner Frevel untergehen muss, um niemals wiederzukehren. Andrerseits ist sie aber als Nanna

eben so gewiss die Gemahlin des in der Zeitlichkeit schlummernden, latenten Gottes der Ewigkeit, der als Baldur erwachen und einst die Ewigkeit allein beherrschen wird, wie Odin allein die Zeitlichkeit beherrscht hat. Beide getrennte Seiten ein und desselben Begriffs concentriren sich in der Göttin Iduna, welche gleich der griechischen Athene, unabhängig von jeglicher ehelichen Verbindung sey es mit dem Gott der Zeitlichkeit oder der Ewigkeit, einzig das reine jungfräuliche Licht, den reinen Geist, das unabänderliche Recht, den sittlichen Charakter des Weltalls bewahrt. Die germanische Auffassung, welche dieses allerheiligste Urwesen des Weltalls in der Sonne erkannte, steht ohne Zweifel noch höher, als die altgriechische Auffassung, die in der Athene die Abstraction doch zu weit treibt, so dass ihr Lichtwesen am Ende in eine Oellampe und in Eulenaugen zusammenschrumpft. Liess sich der Begriff des ewigen jungfräulichen Lichtgeistes nicht ganz verflüchtigen und musste er immer noch in der Natur einen Anhaltspunkt oder Ausdruck finden, so kann kaum ein Zweifel entstehen, dass die Sonne sich dazu am meisten eignete, wenn es auch nöthig wurde, eine ewige und zeitliche Bestimmung in der Sonne zu unterscheiden.

Wir wollen hier zunächst nur auf den Punkt aufmerksam machen, wo der altdeutsche Heidenglaube sich mit der Seelenwanderungslehre der Morgenländer berührt. Die altdeutsche Sonnengöttin ist Hausfrau und Mutter der Natur; als die grosse Spinnerin am Himmel spinnt sie alle Lebensfäden der Pflanzen, Thiere und Menschen an und webt in jedem Jahre der Erde ein neues Kleid der Vegetation. So mitten in Raum und Zeit hineingebannt gehört sie doch ursprünglich dieser Beschränkung nicht an, sondern sie führt die Seelen, die im irdischen Raum und in der irdischen Zeit einen Körper beleben sollen, aus einer andern Welt, aus einer himmlischen und ewigen Heimath herbei. Das ist Perchta mit ihren Heimchen, die wir schon kennen. Ganz dasselbe Doppelwesen als Hausmutter der Natur und zugleich als Pflegerin der Seelen, ehe sie in Raum und Zeit eintreten, ist die norddeutsche Frau Holle, denn ihr schreibt die Volkssage nicht blos an allen Orten die s. g. Kinderbrunnen, die sehr häufig auch gradezu

Sonnenbrunnen heissen, sondern auch einen geheimnissvollen Kindergarten zu, wo die Kinder leben, die noch nicht geboren sind, und wohin sie kommen, wenn sie gestorben sind. Wahrscheinlich ist damit jener Limbus von Kinderseelen gemeint, die nicht erwachsen, und die auch die christliche Tradition kennt, ein ausschliesslicher Kinderhimmel. Diese Vorstellung ist im Volksglauben sehr poetisch ausgebildet.

In den Sagen vom unsichtbaren Garten, in dem die gute Mutter die ungeborenen Kinder hütet, wo sie zuweilen auch geborene arme Kinder aufnimmt, spielen die Erdbeeren eine merkwürdige Rolle. Mannhardt hat sich das Verdienst erworben, diese lieblichen Sagen in seinen germanischen Mythen S. 428. f. zu sammeln. Am bedeutsamsten ist die von Panzer II. 13. aus Bayern mitgetheilte Sage, wonach Mütter, denen schon Kinder gestorben sind, vor dem Johannistage (dem höchsten Sonnenstande) keine Erdbeeren essen sollen, denn erst am Johannistage führt die Mutter Gottes in ihrem Paradiese die kleinen Kinder in die Erdbeeren. In Tirol helfen die seligen Fräulein, deren Königin Holda ist, guten Kindern Erdbeeren pflücken und füllen ihnen die Körbchen schnell mit den schönsten Beeren. Zingerle, Kindermärchen S. 59. Ein armes Mädchen in Bayern wird von einem alten Moosweibchen mit Erdbeeren beschenkt, die sich in Gold verwandeln. Schöppner III. S. 134. Ein Mädchen findet Erdbeeren, wo sonst alles dürr war und die verwünschte Jungfrau zupft sie beim Rock und will erlöst seyn. Schambach und Müller S. 87. Ein anderes wurde von ihrer bösen Stiefmutter mitten im Winter nach Erdbeeren ausgeschickt und fand sie wirklich unter dem Schnee. Grimm, Märchen Nr. 13. Pröhle, Kindermärchen 13. Einem Erdbeeren suchenden Mädchen erscheint ein Engel in Meiers Märchen Nr. 77. Vergl. Zingerle, Kindermärchen S. 39. Einem Erdbeeren suchenden Mädchen begegnet die Mutter Gottes als eine hohe hellleuchtende Frau. Firmenich II. 45. Ein Storch, der kinderbringende Vogel, bringt einem Kinde Erdbeeren, ohne Zweifel aus Frau Hollens Garten. Schöppner III. 79.

In vielen Volkssagen ist Frau Hollens Garten ganz wie das Jenseits aufgefasst, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. Solche Sagen wurden den Kindern erzählt, um

ihre Herzen zum Guten zu lenken. Von einem guten Mädchen heisst es z. B., die Spindel sey ihr in den Brunnen gefallen, sie sey, um diesselbe zu suchen, hinuntergestiegen und in den Garten der Frau Holle gekommen, der sie als Magd dienen musste und nachher reich beschenkt durch das goldne Thor entlassen wurde. Ihre Schwester, ein böses Mädchen, beneidete sie und stieg ebenfalls in den Brunnen hinab, diente aber der Frau Holle schlecht und wurde von ihr nicht beschenkt, sondern durch das Pechthor heimgeschickt, wovon sie ganz schwarz wurde. Vergl. Grimms Hausmärchen Nr. 24, die Anmerkungen dazu III. 42. Reynitzsch, Ueber Truhten 128. Panzer, Beitrag I. 190. Stöber, Elsäss. Volksbüchlein S. 113. Bechstein, Märchenbuch S. 62. Schambach u. Müller S. 276. Firmenich, Völkerstimmen II. 510.

8.

Die Spinnerin am Himmel.

Die ältern Völker machten sich die Vorstellung, aus dem Naturcentrum im Nordpol sey die ganze sichtbare Welt herausgesponnen worden.

Das bestimmteste Zeugniss finden wir im Glauben der Neuseeländer. Sie nennen den Polarstern Taki und glauben, er habe seinem Bruder Mave, dem höchsten Gotte, so fleissig geholfen, dass er als eine mitten in ihrem Gewebe sitzende Spinne in den Mittelpunkt des Himmels versetzt worden sey und aus dem Polarstern, der sein rechtes Auge seyn soll, herausblicke. Klemm, Culturgeschichte IV. 356. Auch nach dem Glauben der Neger in Guinea soll eine grosse Spinne die ersten Menschen aus sich herausgesponnen haben. Sie heisst Ananse in Bossmanns Reise S. 383, Nanny bei Römer, Guinea S. 43. Mehr über sie in Petermanns Mittheilungen 1856. S. 465.

Die alten Lithauer glaubten, ganz oben am Himmel sitze die Werpeja und spinne die Lebensfäden der Menschen. Jeder Faden endet in einem Sterne und wird so lang als des Menschen Leben. Die ältesten Menschen haben die längsten Fäden. Stirbt der Mensch, so reisst der Faden und der Stern fällt her-

unter. Das sind die Sternschnuppen. Narbutt I. 71. Hanusch 272.

Im germanischen Norden herrschte ebenfalls der Glaube an eine riesenhafte Spinnerin am Himmel. Man nannte die drei in einer Linie stehenden Sterne im Sternbild des Orion Friggjar rockr oder Friggerock, d. h. Spinnrocken der Göttin Frigg, später Marierock, weil man vieles von der alten guten Göttermutter später auf die christliche Mutter Gottes übertrug. Ihre, gloss. s. v. Vergl. Grimm, Deutsche Myth. 248. 689. Dabei ist zu erinnern, dass in der deutschen Sprache das Wort Gespenst mit Gespinnst zusammenhängt, also der Glaube, die Seelen werden gesponnen, sich im Sprachgebrauch erhalten hat. Daher auch Spünne, Spunne im Bayrischen die Muttermilch heisst, woraus sich auch der Name Spanferkel erklärt. Schmeller, Bayr. Wörterbuch III. 570. Ein Mythus vom Friggerock hat sich nur in einer schwedischen Volkssage erhalten, die ziemlich räthselhaft klingt. Frigg, heisst es, wurde von ihrer strengen Stiefmutter einmal mit ihrem Spinnrocken in den Brunnen geworfen, als aber der Nix begehrlich die Arme nach ihr ausstreckte, rettete sie der Donnergott Thor, indem er sie beim Haare rasch und mit solcher Gewalt herauszog, dass der Spinnrocken weit weg an den Himmel flog und dort hängen blieb. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 279.

Die herumfliegenden Spinneweben im Herbst heissen in Deutschland Marienfäden, Mariengarn und Mariensommer. Grimm, D. M. 440. 744. Nach einer zarten Legende, die uns die Breslauer Sammlungen I. 211. aufbewahrt haben, sind es die abgerissenen Fäden vom Leichentuch der h. Jungfrau, die in der Luft zurückblieben, als sie gen Himmel fuhr. In Bayern glaubt man, U. L. Frau ziehe zuweilen mit den elftausend Jungfrauen durch die Luft. Jeder von ihnen fliege ein Engel mit einem Spinnrocken voran, an dem sie spinne; wenn aber ein Wind wehe, zerreisse das zarte Gespinnst und das seyen die Marienfäden. Schöppner, Nr. 1127.

Auch den Griechen war die Vorstellung einer Spinnerin am Himmel nicht fremd. Nach dem Scholiasten des Aratus 145. galt das Sternbild, welches höfische Schmeichelei in Alexandria später „das Haar der Berenike“ genannt hat, früher für einen Spinnrocken. Nach Platos Republik X. 617.

bildete die Weltachse eine riesenhafte Spindel, um die sich die ganze Natur im Kreise dreht. Vom Spinnen der Persephone war früher schon die Rede. Nach Tzetzes zu Lykophron 772. buhlte Penelope mit allen Freiern und wurde dadurch Mutter des Pan, der das Weltall bedeutet. Eine ganz ähnliche Buhlerei der Frigg mit dem Volk der Zwerge kennt auch die nordische Ueberlieferung. Olaf Tryggwasonssaga Cap. 17. Bei Homer ist Penelope eine irdische Königin, zugleich aber auch eine berühmte Weberin. Indem sie bei Tage webt und bei Nacht das Gewebte wieder auflöst, um am andern Morgen wieder von vorn anzufangen, liegt etwas Sonnenhaftes in ihr, denn die Sonne webt den Teppich der Natur, der in der Nacht des Winters wieder zerreisst. Nach Pausanias II. 22. 10. heisst die Göttin Athene als die Weberin Pania, was mit Penelope zusammenfällt und mit Pan, dem Allgott, dem Anfänger des Jahres im Zeichen des Steinbocks.

Die Weberin am Himmel ist auch in China nicht unbekannt. Die Chinesen glauben, das Sternbild der Lyra, *Chih-nen*, sey einst ein schönes Mädchen, die Tochter der Sternkönigin und besonders geschickt im Weben gewesen. Nachdem sie den *Keen-new*, das Sternbild des Steinbocks (in welches jeder Jahresanfang fällt), geheirathet hatte, versäumte sie die Weberei, die daher auch auf Erden von allen Weibern vernachlässigt wurde. Da erzürnte ihre Mutter und versetzte sie wieder an ihren alten Ort zurück, wo sie nun, durch die Milchstrasse von ihrem Gatten getrennt, das ganze Jahr spinnen und weben muss und nur einmal im Jahr, am siebenten Tage des siebenten Monats mit ihm vereinigt wird. Alle Mädchen beten sie als Göttin der Weberei an. Note zu der chinesischen Erzählung „Die blutige Rache einer jungen Frau", Leipzig 1846. S. 90.

Auch in den indischen Oupnekhats III. 67. IV. 80. wird das höchste Wesen einer Spinne verglichen, die alles aus sich herausspinnt.

Obgleich die Athene der Griechen kein mütterliches Wesen ist, kennzeichnet man doch auch sie unter dem Namen Ergane als Spinnerin und Weberin. Nach Pausanias I. 19. war die älteste Parze, die den Spinnrocken führt und die Lebensfäden spinnt, Aphrodite, die Göttin der Liebe selbst.

Sofern die Göttin das Kleid der Vegetation in jedem neuen Frühjahr spinnt und webt, wird sie als Spinnerin auf einem Baum sitzend gedacht. Zu diesem Bilde veranlasste wohl zunächst in unserm waldreichen Lande die über dem Walde aufgehende und ihn mit ihren Strahlen überspinnende Sonne. Man darf indess auch an den Gipfel des Weltbaumes denken und an das goldne Vliess, in welchen die Begriffe der Sonne und des Wollespinnens verbunden sind. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 61. kommt ein Spinnweibchen (zu Wasselaere in den Niederlanden) vor, die auf einer kleinen Linde sitzt, welche selbst wieder aus einer grössern Linde hervorsprosst; umher tanzen allerlei Thiere. Damit ist ausgedrückt, wie die spinnende Naturmutter das Grün der Pflanzen und zugleich die Lebensfäden der Thiere anspinnt. Unter der kleinen Linde war wohl ursprünglich eine Mistel gemeint. In Grimms Hausmärchen Nr. 9. erlöst ein Mädchen ihre zwölf in Raben verwandelten Brüder dadurch, dass sie stumm auf einem Baume sitzt; das bedeutet die Erneuerung der zwölf Monate im wiederbeginnenden Jahre. Das Märchen ist ausserordentlich verbreitet, aber bisher hat man noch wenig auf den mythischen Sinn geachtet, der in diesem, wie in so vielen andern unserer alten Volksmärchen liegt. In Sommers sächs. Sagen I. 142. spinnt die erlösende Jungfrau ein Hemde, womit wohl das neue Frühlingskleid der Erde gemeint ist. Im Winter ist die Natur verzaubert oder todt. Aber die unsterbliche Naturmutter, die zugleich ewige Jungfrau ist, weckt sie in jeder Wintersonnenwende wieder zum Leben. Davon hat sich auch eine Erinnerung im Titurel des Wolfram v. Eschenbach erhalten. Nachdem Sigune ihren Geliebten Schionatulander verloren hat, lässt sie seine Leiche auf eine Linde heben und setzt sich zu ihm, betend, er möge wieder aufleben, wie der Phönix aus der Asche; flehend, ihre Thränen möchten ihn wecken, wie das Blut des Pelikan seine todten Jungen; ihre Klagen möchten ihn wecken, wie der Gesang der Nachtigal ihre Eier ausbrütet und des Löwen Brüllen seine todtgebornen Jungen lebendig macht; ihr Blick möge ihn wecken, wie der Blick des Vogels Galadrat alle Verderbniss aus dem Kranken sauge, den er ansieht. Alles Sinnbilder, welche den Zweck erklären, zu welchem Sigune

die Leiche ihres Geliebten auf die Linde, den altheidnischen Auferstehungsbaum gebracht hat.

Auf Bäumen sitzende Spinnerinnen kommen noch vor bei Schmidt, Reichenfels S. 140. Eine mit einem grünen Hut geschmückt im Walde bei Freckenhorst (dem Horste der Frigg), die Spinnerin selbst heisst hier Eli. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 121. Auch Pharaildis (Frau Hilde oder Holle) sitzt auf einem Eichbaum, Rainardus I. 161. Auf einer alten Föhre in Oesterreich sitzt eine stolze Fee von Zwergen umgeben, Ziska 38. In einer spanischen Romanze bedeckt eine auf dem Baum sitzende Prinzessin den ganzen Baum mit ihren lang herabwallenden Haaren. Taschenbuch von Prutz 1846. S. 241. Die heidnische Jungfrau zu Glatz weissagt in der Fülle ihrer goldnen Locken auf einer Linde. Aelurius, Glatzer Chronick 125.

Wenn im deutschen Heidenthum Götterbilder auf Bäumen vorkommen (Grimm, D. M. 66), wie denn auch noch in der christlichen Zeit eine Menge Marienbilder auf Bäumen gefunden werden, so folgt doch die Sage nicht dem Cultus, sondern im Gegentheil der Cultus richtet sich nach der ursprünglichen mythischen Vorstellung. Der Baum bedeutet hier überhaupt die Vegetation und die auf dem Baum sitzende Spinnerin die in der Pflanzenwelt waltende Göttin, die Sonne.

9.

Berthas Tisch.

Am Perchtentage wurde ein Festmahl zu Ehren der Göttin gehalten. Dasselbe bestand aus einem Brei mit Fischen oder aus Klössen mit Heringen. Wer an diesem Tage etwas anderes ass, dem erschien Bertha bei Nacht, schnitt ihm den Bauch auf, füllte denselben mit Hechsel an und nähte ihn mit einer Pflugschaar und mit einer Eisenkette als Faden wieder zu. Grimm, D. Myth. 251. Der Pflug ist Attribut der Sonnengöttin, die Sonne ist Geberin der Nahrung; Früchte der Erde und Fische des Meeres bezeichnen sie als Königin der

Natur. Vom Volksglauben an das Bauchaufschneiden spricht auch Börner, Sagen aus dem Orlagau 153. und nennt das Essen ein Gebäck aus Mehl und Milch, Zimmede genannt. Man hat unter diesem Namen Heimchenessen verstehen wollen, gleichsam die erste Muttermilch der mit der Mutter Perchta einziehenden Heimchen. Panzer S. 214. leitet den Namen aber richtiger von Sunwent- oder Sonnenwendessen her, wie man auch das Sunwentfeuer Zimmetfeuer nennt.

Nicht nur zur Erinnerung an die gute Naturmutter, die für alle sorgt, sondern auch, weil in der Sonnenwende der Arme dem Reichen, der Diener dem Herrn gleich seyn sollte, wurden am Perchtentage, mit welchem die Feier der Sonnenwende schloss, die Armen gespeist. Maassgebend ist desfalls die unter dem Namen des „süssen Breies" bekannte Speisung der Armen, welche die „weisse Frau", Bertha von Rosenberg auf Neuhaus stiftete. Die Mahlzeit bestand aus einem Brei von Hülsenfrüchten mit Honig, wozu Karpfen und Brezeln, Brod und Bier gereicht wurden. Zuweilen kamen zehntausend Arme zusammen und jeder durfte sich satt essen und noch in seinem Sack mitnehmen, soviel er wollte. In dieser Speise gesellen sich zu den Produkten der Erde und des Meeres noch die der Luft, weil die Biene den Honig im Fluge sammelt.

Eine jährliche Speisung der Armen kommt auch in andern Gegenden vor und die Stifterin heisst gleichfalls Bertha. Ueberall waltet hier noch die heidnische Erinnerung an die Göttin Bertha. In Münsters Kosmographie 599. wird von der Aebtissin Bertha von Thierstein erzählt, sie habe befohlen, dass Niemand von ihr gehen dürfe mit leerer Hand. Diese Grossmuth wird aber näher motivirt durch ihren Unwillen über ihren Verwalter. Ein Bettler, welcher von diesem ohne Gabe fortgejagt worden war, hatte nämlich seine leere Hand zum ewigen Andenken in einen Stein abgedrückt. „Frau Berthas Mal" kommt auch in Schwaben vor. In Crusius Schwäb. Chronik II. 418. und in der O. A. Beschr. von Göppingen 166. wird davon folgende interessante Sage mitgetheilt, deren Grundzüge offenbar mythisch sind. Auf der Burg Hohenlandsehr sass die Herrin der Gegend, die letzte ihres Stammes, Frau Bertha, bereits Wittwe dreier

Männer, des Hans von Ravenstein, des Albrecht von Klingenstein und Heinrich von Irrenberg. Der Welt entsagend wurde sie eine Heilige, riss ihr herrliches Schloss nieder und baute davon, angeblich im Jahre 730, die Kirche zu Boll, dem berühmten Badeort an der rauhen Alb, gegenüber dem Hohenstaufen. Hier stiftete sie zugleich eine grosse Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt wurde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrats von Boll an die herzoglich württembergische Regierung vom Jahr 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten.

Der berühmte Bauhin erwähnt in seiner Beschreibung des Bades Boll S. 25. eines in der Kirche hängenden Bildes, welches den Tod darstellt mit der Beischrift:

Schawen an Arm und Reich
Ihr werdend all mir gleich.

Darin liegt vielleicht noch die Erinnerung an die bei dem altheidnischen Festmahl herrschende Gleichheit. Auch die Beziehung auf den Tod ist der heidnischen Göttin nicht fremd, da sie über Geburt und Tod zugleich waltet. Es ist gewiss bedeutsam, dass sich diese Bertha an eine berühmte Heilquelle anknüpft. Eine halbe Stunde vom Wunderbrunnen in Boll befindet sich nach Bauhin eine nicht minder berühmte Quelle, welche der Rappensegen heisst, weil kranke Pferde von dem Wasser gesund werden, das. 34. Die Pferde aber sind Diener der Sonne und Sinnbild ihres schnellen Laufes. *)

In Schwaben kommt eine Bertha, als Letzte ihres Geschlechts, noch zweimal vor. So Bertha, Erbin von Buchhorn und Stifterin des Klosters Hofen. O. A. Beschr. von Tettnang 169. Desgleichen Bertha, letzte Erbin von Seeburg bei Urach, nach welcher eine Höhle im Seeburger Thale noch jetzt die Berthahöhle heisst. Schwab, Alb. 317. O. A. Beschr. von Urach. 28. Hieher gehört auch wohl „die gute Beta“ die

*) Kranke Rosse soll man an die Sonne führen, so werden sie gesund. Grimm. Abergl. Nr. CXLII. In der Krankheit überhaupt wird der Tagschein angerufen. Mone, Anz. VI. 459. 462.

Heilige von Waldsee in Oberschwaben. Eine Bertha war auch Stifterin der Kirche St. Amandi zu Kannstadt, einer andern zu Maulbronn. Walz, Würtemb. Stammquellen S. 75. 82. Eine Mutter Bertha war es auch, die das Kloster Neuenstadt am Main stiftete und demselben den Reichswald Spessart und Homburg am Rothenfels schenkte. Diese Stiftung wurde später noch vermehrt durch eine gewisse Gertraud und noch einmal durch drei Schwestern Vielmuth, Helburg und Adelgard, angeblich im achten und neunten Jahrhundert. Koch-Sternfeld, Beiträge I. 151. Ich möchte zu diesen mythischen Stifterinnen auch die zu Artois hochverehrte S. Berthilia rechnen, die als Wittwe ihr reiches Erbe den Armen und der Kirche schenkte. Nicht nur ihr Name, sondern auch ihr Gedächtnisstag im Kalender, der 7. Januar, bringt sie in Beziehung zum Berchtentage (6. Januar).

Sofern übrigens Bertha die Sonne bedeutet, wurde sie nicht blos unmittelbar nach der Wintersonnenwende am Berchtentage, sondern auch bei zunehmendem Licht gefeiert. Daher der Donnerstag vor Fasten noch jetzt in der Grafschaft Mark der Zimbertstag heisst. Wöste, Volksüberl. 23. Man isst an diesem Tage nur Klösse und Fische. Um sich diese Gerichte bereiten zu können, sammeln die Kinder für den armen Zimbert *), d. h. für diesen Tag. Hierher gehört wahrscheinlich auch das Luciämahl in Schweinfurt zu Ehren der Frau Lucia, welche die Stadt einmal soll gerettet haben. Bechstein, Fränk. S. 176. Lucia ist die Leuchtende, wie Bertha.

Für den Namen Bertha tritt öfter Anna ein. Eine ganz ähnliche Stiftung wie die zu Boll machte die Gräfin Anna von Helfenstein zu Königsbronn. Als der Geistliche einmal den Tag vergass, an welchem die Armen gespeist werden sollten, tönte um Mitternacht die Glocke von selbst, ihn daran zu mahnen. Magenau, der Güssenberg 99. Dieselbe Anna von Helfenstein stiftete auch auf dem Frauenberge bei Gerhausen und zwar am Johannistage eine Weinaustheilung, wobei ein

*) Wolf, Beitr. 78. macht daraus unbegreiflicherweise einen Gott, den er mit Dunar identificirt.

Feuer auf dem Berge angezündet wurde. O. A. Beschr. von Württemberg VII. 155. Dass unter ihr nicht eine locale Gräfin, sondern auch ein anderwärts verehrtes göttliches Wesen verstanden werden müsse, erhellt auch aus dem Vorkommen einer grossen Brodaustheilung an die Armen am s. g. Gerstentage, am Montag nach St. Annentag im Thurgau. Puppikofer, Thurgau 149. Anna erinnert an die römische *Anna Perenna*, *annona* (Getreide) *annus* (Jahr) *annulus* (Ring der Zeit), *janua* (Pforte) und Januar, an Diana, aber auch an die nordische Nanna. Dass Anna dasselbe Wesen sey wie Bertha, die Stifterin des süssen Breies, dafür giebt es noch eine andere merkwürdige Andeutung. Die auf der Hohenlandsehr thronende Bertha nämlich, von der oben die Rede war, hatte drei Männer und ebensoviele legt die spätere, erst im Mittelalter unter deutschem Einfluss entstandene Legende der h. Anna, Mutter der Jungfrau Maria bei. Gerson, sermo de natu Virg. Mariae. III. 59. ed. Dupin. P. Sutor, de triplici connubio d. Annae. Hofmann, Leben Jesu nach den Apokryphen 8. Hierzu muss erwähnt werden, dass in der Edda Odin's Gemahlin Frigg vorgeworfen wird, sie habe in Abwesenheit ihres Gatten mit dessen beiden Brüdern Vile und Ve, gebuhlt. Oegisdrecka 26. Ynglingasaga 3. In der Huldasaga finden wir, dass Hulda doppelt vermählt wird, in der Riesen- und in der Zwergenwelt, um dann beide Reiche zu beherrschen. Sollten sich obige drei Männer nicht auch auf dreierlei Naturreiche beziehen? — In den Sagenkreis der Anna gehört auch vielleicht eine Anna in der Schweiz, die letzte Erbin von der Teufelsburg. Jahn, Canton Bern 105.

Ich zähle hieher auch die Feier der angeblichen Königin Elisabeth zu Fienstädt, Gödwig und andern Dörfern in Sachsen, die vor 600 Jahren einmal hier von den Einwohnern feierlich empfangen und bewirthet wurde und zum Andenken die Stiftung machte, dass an jedem Himmelfahrtstage am Gemeindebrunnen sieben Eimer Bier ausgeschenkt und umhergetanzt werden sollte. Sommer, Sächs. S. I. 149. Der Umzug mahnt an den der Nerthus bei Tacitus, sowie der Name der Königin an die Else und Ilse, von der wir so viele deutsche Sagen haben.

Zu der Weinaustheilung in Gerhausen am Johannistage

erwähne ich noch den s.g. Johanniszizer im Berner Oberland. Am Johannistage nämlich bringen Töchter und Weiber der wohlhabenden Sennen Körbe voll Käse und einen Ziegenrumpf und theilen dieselben unter die Armen aus. Wyss, Reise I. 315. Da der Johannistag die Sommersonnenwende bezeichnet, bezieht sich auch dieses Almosen auf die Sonne als Geberin der Nahrung.

Zweites Buch.

Sehnen und Suchen des Ewigen in der Zeit.

1.

Idunas Fall vom Himmel.

Das alte Eddalied von Odins Rabenzauber, welches nächst der Voluspa das tiefsinnigste, aber auch dunkelste aller jener altnordischen Lieder ist, hat den Namen von dem Raben Hugin, den Odin aussendet, um den Himmel zu suchen. Unter dem verlorenen Himmel kann nichts anderes verstanden werden, als die erste Unschuld, die Welt vor Odin, vor der Zeitlichkeit überhaupt, die Ewigkeit. Das Lied beginnt mit angstvoller Klage über das eingerissene Verderben. Iduna, „die vorwissende Göttin", ist von der Esche Yggdrasill, die sie mit ihrem heiligen Wasser zu bethauen pflegte, herab gesunken.

Schwer erträgt sie
Dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums
Stamm gebannt.
Nicht behagt es ihr
Bei Nörvis Tochter (der Nacht),
So lange gewöhnt
An heit're Wohnung.

Im folgenden Verse wird sie Nanna genannt und heisst es, die Asen hätten ihr aus Mitleid einen Wolfspelz gegeben. Das ist dasselbe Sinnbild, welches die griechische Leto als Mutter des Sonnengottes charakterisirt, die Wolfszeit der Wintermitte, in welcher die neue Jahressonne geboren wird.

Iduna aber ist selber die Sonne. Nachdem, sagt das Rabenlied weiter, die Asen vergebens alle Mühe erschöpft haben, Iduna zum Himmel zurückzurufen, will Odin die Asen nicht schlafen lassen, sondern versammelt sie noch in der Nacht zu neuer Berathung. Aber Nörvi, der Vater der Nacht, schlägt mit dorniger Ruthe (dem Schlafdorn) die Völker ringsumher und auch die Asen nicken unwillkürlich ein, selbst der nie ermüdende, nie schlafende Wächter des Himmels, Heimdallr, wankt schlaftrunken. Am Morgen aber geht die Sonne prächtig am Himmel auf, die Nacht entflieht und froh und erfrischt steigt Heimdallr wieder zu den Himmelsbergen. Darin ist deutlich ein Zusammenhang zwischen Idunas trostlosem Fall aus dem Himmel und der Sonne trostreichem Wandel ausgedrückt. Die vom Himmel Verstossene wird für die Erde eine hilfreiche Göttin. Dass so unmittelbar auf die Erzählung des Falls die prächtige Beschreibung des Morgens und des segnenden Sonnenaufgangs folgt, ist nicht zufällig. Auch heisst es in dem Gedicht Strophe 6, Iduna sey der Name, den die Göttin bei den Alven führe, und Strophe 26 wird die aufgehende Sonne wieder ausdrücklich die Alvenbestrahlerin genannt.

Die drei Boten, welche die Asen zur Iduna schicken, sind Heimdallr, Locki und Bragi (Gott der Dichtkunst). Sie reiten auf Wölfen zu der Verbannten und sollen von ihr das letzte Schicksal der Asen erforschen. Trotz ihrer Verbannung also erkennen die Asen sie als ein eigentlich über ihnen stehendes Wesen an. Aber sie antwortet den Boten nicht und vergiesst nur Thränen. Da kehren die beiden erstgenannten Asen heim, Bragi aber bleibt bei ihr zurück, um sie zu trösten. Das ist überaus sinnig ausgedacht, denn wo findet man für den verlorenen Himmel einen anderen Trost als in der Dichtkunst?

Rupp in Pfeiffers Germania XI. 319. ist geneigt, jene verhängnissvolle Nacht der Asen nur auf die Winternacht zu beziehen. Es ist nun ganz richtig, dass die Wintermitte in den kalendarischen Mythen ihre richtige und berechtigte Stellung einnimmt, als der Naturtod, als lichtfressende Nacht, als lebenvertilgende Kälte etc. Allein diese Wintermitte hat in unserm alten Volksglauben stets eine doppelte Bedeutung, und die zweite Bedeutung geht über die Schranken eines

Jahres weit hinaus und bezieht sich auf den Zeitverlauf im Ganzen. In dieser Bedeutung nun gilt sie als der erste Winter in der Welt, aus dem die erste Sonne hervortrat, als den Anfang der Zeit und mithin auch als die Grenzscheide zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit.

Iduna wird Sonne, die jungfräuliche Göttin, ganz der Pallas Athene ähnlich, steht über allen Göttern, wird daher von allen wie fremd betrachtet. Bei ihr allein hat sich die Unschuld des goldnen Zeitalters erhalten, bei ihr allein das Recht, die Tugend und mit der sittlichen Reinheit auch die vollkommenste Intelligenz und Allwissenheit, während die Asen durch ihre Versündigung in Unverstand gefallen sind. Sie kommen nach der Edda in grosse Noth und Angst und wissen nicht, was sie thun sollen, indess Iduna sich für sie opfert und von der Weltesche niedersteigt, um die Welt zu segnen, welche durch die Sünde der Asen verdorben wurde. Sie allein weiss und thut alles, während die Asen zagen. Da fühlen sie sich plötzlich von höherer Macht ergriffen und fallen in tiefen Schlaf, und als sie wieder erwachen, sehen sie staunend die Sonne aufgehen, deren Entstehung und Bedeutung sie nicht kennen.

Die Verehrung der Sonne auf Bergen und das ehrfurchtsvolle Erwarten ihres Aufgangs galt also nicht blos der Jahressonne und der Fruchtbarkeit der Erde, die durch sie bewirkt wird, sondern ohne Zweifel auch der Stellvertreterin des ewig Guten während der ganzen Zeitlichkeit, der Vermittlerin zwischen Himmel und Erde. Das Wiedererwachen des Naturlebens in jedem neuen Jahre galt in der Mysterienlehre nur als Vorbild der grossen Auferstehung am Ende der Zeit. Die Sonne allein bewahrt innerhalb der Zeitlichkeit das Geheimniss des Ewigen, mitten in der Vergänglichkeit die Bürgschaft der künftigen Verjüngung. Deshalb glaubt das Landvolk in der Oberpfalz jetzt noch, wer in die Sonne blicke, sehe den Himmel offen. Schönwerth II. 51. In Schwaben glaubt man, am Perchtentage könne man einen Augenblick in den Himmel hineinsehen und darin die h. Dreifaltigkeit als im Allerheiligsten erblicken. Birlinger I. 469. Auch in der Schweiz glaubt man, auf dem berühmten Uetliberge bei Zürich, auf dem man den Sonnenaufgang erwartet, sehe man den Himmel offen und

könne Jesum und die Seligen unterscheiden. v. Reinsberg, das festliche Jahr S. 147.

Hier ist noch zu erwähnen, dass Chronos von Manetho bei Eusebius chron. ed. May p. 39. mit der Sonne identificirt wird, weil er die Zeit ist und die Sonne die Zeit eintheilt. Das stimmt mit der oben bemerkten Gebundenheit des Saturn überein, der seiner ursprünglichen ewigen Freiheit im goldnen Zeitalter verlustig ging, um die Zeit zu messen und Vergangenes vom Künftigen zu scheiden. Das ewige Wesen des Chronos ging in die Sonne über, aber nur, um darin gebunden zu seyn.

Das Herabfallen Idunas wiederholt sich in deutschen Volkssagen. Ida, Gräfin von Toggenburg, wurde fälschlich der Untreue beschuldigt und auf Befehl ihres strengen Gemahls aus dem Fenster der Burg in den Abgrund gestürzt, aber von Engeln aufgefangen und in einen Wald gebracht, wo der Graf sie wiederfand und ihre Unschuld erkannte. Sie blieb aber im Walde und besuchte nur täglich die Frühmesse in der Kirche, wobei ein Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih ihr voranging. Murer, Helvetia sacra 262. Ida klingt an Iduna an, der Hirsch ist das bekannte Zeitsymbol. Dasselbe wird von einer Ida von Braunsberg erzählt. Weber, Meran 316. Schaubach, Alpen IV. 84. Dasselbe von einer Ida von Hohenfels, Verhandlungen d. hist. Vereins d. Oberpfalz 1850. 193. und von der frommen Ruchtrud (rauhe Trude) von Almanshofen, der ebenfalls ein Hirsch voranleuchtete, wenn sie nach Mistelbronn ging. Schnezler, Bad. Sagen I. 454.

Der Name Mistelbronn ist hier bedeutsam, denn die Mistel heisst in der Volkssprache Affalter, Affolter, weil sie vom Himmel herabgefallen ist auf den Gipfel der Eiche oder Hasel. Wir kennen bereits die Symbolik der Mistel, worin das Hereinragen der Ewigkeit in die Zeitlichkeit bezeichnet und an die Solstitien geknüpft ist. Die auf christliche Kirchen und Legenden übergetragenen Namen sind oft heidnischen Ursprungs.

Die rauhe Trude scheint dasselbe Wesen, wie die rauhe Else und ist insofern mit Iduna identisch, als auch diese im rauhen Kleide, im Wolfpelz eingehüllt ist, nachdem sie vom Himmel herabgefallen. Im Wolfpelz erkennen wir die Wolfs-

gestalt wieder, welche Leto, die Urnacht, annahm, als sie aus dem Lande der Hyperboreer, jenseits des Nordwinds flüchten musste, um im Osten die Lichtgötter, Sonne und Mond zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichten VI. 37. Derselbe Mythus sogar mit demselben Namen kehrt wieder in einem böhmischen Märchen bei Waldau S. 502. Lada mit dem goldnen Stern auf der Stirn wird frevelhaft von ihrem eigenen Vater geliebt, vermummt sich in ein Kleid von Mäusefellen und entflieht. Aehnlich ein Volksmärchen aus Tirol bei Zingerle S. 231., ein lithauisches bei Schleicher S. 16. Ein wallachisches bei Schott Nr. 3. Aehnlich auch Grimms Märchen Nr. 65., worin die Jungfrau Allerleirauh heisst und deren Pelz aus den Fellen von allerlei Thieren zusammengesetzt ist.

Hierher gehören auch die Volkssagen von Jungfrauen, deren Kleid halb aus Zotten, halb aus den feinsten und edelsten Stoffen besteht, die rauhe Else und schöne Sigeminne in einer Personification. Dasselbe Wesen ist die Göttin Hulda oder Holle, von vorn wunderschön, von hinten rauh wie Rinde. Wolf, Zeitschrift I. 23. Merkwürdig ist in den niederländischen Sagen von Wolf Nr. 66. die schöne Idonea, eine Königstochter, die aber als Magd dient und, als ein Graf sie heirathet, ihre Kinder halb in Goldstoff und halb in rauhe Loden kleidet. Auch hier klingt wieder der Name Iduna vor.

2.

Lufthildis.

Karl der Grosse, heisst es in einer Volkssage, war auf der Jagd von einem Hirsch verwundet worden. Da heilte ihn die h. Lufthildis durch blosse Berührung mit dem Finger. Um sie zu belohnen, und da sie sehr mild gegen die Armen war, ihr mehr Mittel zum Wohlthun zu verschaffen, versprach er ihr so viel Land, als sie, während er schliefe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Da setzte sie sich zu Ross, schleifte die Spindel an einem Faden hinter sich her, jagte blitzschnell voran und umritzte durch diese Art ein weites Gebiet, welches noch jetzt der Liftelberg heisst. Simrock, Rheinsagen S. 146.

Heydinger, Eifel S. 513 f. Ich halte diese Legende unbedenklich für einen alten heidnischen Mythus. Der schlafende Kaiser bedeutet wie der im Kyffhäusser- und im Untersberge nichts anderes als den schlafenden Chronos, den nordischen Allvater, den in der Zeitlichkeit latenten Gott der Ewigkeit. Lufthildis, deren Namen eine Hilde oder Kämpferin der Luft bedeutet, ist die Sonne, welche während der Zeitlichkeit umläuft und den umlaufenem Raum beherrscht. Als Spinnerin spinnt sie alle Lebensfäden an und webt der Erde ihr Kleid. Ihre Spindel, mit der sie Furchen zieht, ist der Pflug, den die Mutter Perchta um die Erde zieht mit dem unzähligen Volke der Heimchen, d. h. der Keime und Saaten. Der Hirsch ist Sinnbild der Zeit. Nun wird auch das Sinnbild des grossen Spinnrockens am Himmel (der Rocken der Freyja, Friggerock, das Sternbild des Orion) deutlicher. Vergl. Grimm, D. Myth. 248. 689. Während im Nordpol am Himmel Allvater schläft, bewegt sich jener himmlische Spinnrocken in weitem Kreise um ihn her. Während die Ewigkeit in einem Punkte ruht, umschreibt die Sonne die Kreislinie der Zeit. Beachtenswerth dabei ist die Güte Lufthildens, ihre Sorge für die Armen und ihre Heilkunde. Das stimmt auf das genaueste mit allen unsern zahlreichen Volkssagen von der in der Verbannung lebenden Sonnengöttin, der guten Spinnerin Bertha, der heilkundigen Hildegard etc. zusammen. In Heydingers oben angeführtem Buche findet sich ein Lied aus der Eifel, welches von der h. Lufthildis erzählt, sie habe den Armen einmal Brod bringen wollen, da habe der harte Schaffner ihr statt des Brodes glühende Kohlen in die weisse Schürze geschüttet, aber die Schürze sey nicht verbrannt, denn die Kohlen hätten sich in Rosen verwandelt.

Wir halten hier zunächst noch das Bild der Spinnerin am Himmel fest und verbinden es mit den vielen Spindel- und Rockensteinen, die in Deutschland und Frankreich häufig Grenzsteine sind. Der spitze Fels bei Dachsburg, welcher Lothringen und Elsass trennt, heisst „die Kunkel". Schöpflin, Alsatia illustr. I. 503. Auf der Grenze zwischen Hochburg und Arles heisst der Grenzfelsen die Feenspindel. Mémoires de l'Acad. celtique IV. 478. Ein „Kunkelberg" bildet die Grenze zwischen Glarus und Graubündten. Reisen in

Helvetien 1778. II. 211. Ein Fels in den Ardennen heisst die Chrimhildenspindel. Kremer, dipl. dom. Ardenn. 484. Mémoires de l'Acad. celt. V. 346. Ein Kriemhildenstein bei Kehl in der Ortenau. Leichtlen, Forschungen II. 54. Ein Spindelstein kommt vor auf den Vogesen bei Lichtenberg: Mém. des antiqu. de France XII. 3; ein Spindel- oder Goldenstein bei Bliesscastel und ein Spielstein bei Rendrisch, beide in der Pfalz: Schreiber, die Feen S. 20. Dasselbe sind der Rockenstein bei Alling in Oberbayern, Rockenstein bei Wetterhausen, die Rockingstones in England, Rokkestene in Dänemark: Panzer 375; Rokkenberg am Schliersee: Schaubach II. 272; Roggenstock am Mythenstein: Meyer v. Knonau, Schwyz 57; der Berg Roggen bei Holderbank: Strohmayer, Solothurn 34; ein Spilberg am Main, wo das wilde Heer übersetzt: Panzer 176; ein Rockenberg in der Wetterau: Dieffenbach, die Urgesch. der W. 237. Ueber die sehr häufigen Rockingstones in England vgl. Archaeol. Britt. VII. 175. — Man wird versucht hierbei an die Sonnenlehen zu denken. Die Sonne theilt, indem sie spinnend über die Erde schwebt, die Länder aus und steckt die Grenzen gleichsam mit ihrer Spindel ab.

Die Vorstellung eines raschen Umlaufs um einen Schlafenden kehrt sehr oft in deutschen Sagen und Legenden wieder und immer im Sinne der Belehnung. Der Grundgedanke ist, wie die Sonne selbst vom Gott der Ewigkeit mit ihrer milden Herrschaft über die Erde innerhalb der Zeitlichkeit belehnt wurde, so darf sie wieder die Menschen, denen sie wohl will, belehnen.

Eticho, der stolze Welf am Bodensee, hatte einen Sohn Heinrich, der sich wider des Vaters Willen von Kaiser Ludwig dem Frommen ein grosses Lehen geben liess, und zwar sollte er so viel Land erhalten, als er, so lange der Kaiser schliefe, mit einem goldnen Pfluge würde umackern können. Heinrich aber nahm untergelegte Pferde und umritt, einen goldnen Pflug im Arme, ein weites Gebiet. Sein Vater aber ging aus Unwillen mit zwölf Edeln in den Scherenzer oder Scherendenwald und kam nicht wieder: Reineccii, de Welforum prosapia 22. Grimm, D. S. Nr. 519. Nach einer andern Sage war es statt des Pflugs ein kleiner goldner Wagen: Annalista Saxo 660. Botho, Sachsenchronik S. 814. Ludwig reliqu. VIII.

150. Bange, Thür. Chronik 30. Aventin, Bayr. Chron. 304. 363. Grimm d. S. Nr. 518. Der heilige Lienhart erwarb gleichfalls ein grosses Stück Boden durch Umreitung zum Lohn, weil er einer fränkischen Königin die schwere Geburt erleichtert hatte, nach Hermann von Fritzlar in Pfeiffers deutschen Mystikern I. 236. Der eigenthümliche Cultus dieses Heiligen fällt in dieselben oberbayrischen und oberschwäbischen Gegenden, in denen die Welfen zu Hause sind. Zu Aigen am Inn liegt er begraben, wo an drei Sonntagen im Juli, also beim höchsten Sonnenstande, zu ihm gewalfahrtet wird. Das Landvolk fährt auf buntbemalten Wagen, s. g. Lienhartstruhen in vollem Rennen dreimal um die Kirche. Dasselbe geschieht um alle Lienhartskirchen am Inn und an der obern Isar. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II. 473. Am Schliersee reiten die jungen Bursche dreimal um die St. Leonhardskapelle. Kunstblatt 1826. Nr. 2. (gemalt von Peter Hess). In Lothringen heisst der Regenbogen die Krone des h. Lienhart. Auch er ist ein Abbild des Sonnenumlaufs und der Sonnenwirksamkeit. Vergl. noch Rochholz, Kinderlieder S. 141. 144. wo drei Marien Fäden als Grenzen spinnen.

Wir müssen aber als reine Sonnenmythen diejenigen Sagen festhalten, worin die Umkreisung durch ein göttliches Wesen nur mit dem Pfluge vollzogen wird. So umritt eine Mutter Gertrud mit einem kleinen goldnen Pfluge das Gebiet, auf dem sie das Kloster Wettenhausen baute: Crusius, annal. Suev. II. 148. oder Schwäb. Chron. I. 403. Grimm, D. S. Nr. 526. Gertrud ist ein bedeutsamer mythischer Name. Wettenhausen erinnert an die Wätlinge oder Wichte, die Elben oder Genien des organischen Lebens. — In Dänemark erhielt die Magd Metta, weil sie die Hufe des Pferdes, auf dem König Johann entfloh, zur bessern Sicherung seiner Flucht mit Stücken ihrer Kleidung umwickelt hatte, zum Danke so viel Land, als sie umpflügen konnte. Nach einer andern Sage soll sie ihn bei Wiedingharde aus dem Wasser gerettet haben: Müllenhoff Nr. 70. Auch Wiedingharde erinnert an die Wätlinge. Die Kleiderfetzen können sich auf das Pflanzenkleid der Erde beziehen, das im Herbst zerrissen, aber durch die Frühlingssonne wieder erneuert wird.

Noch öfter kommt das Umreiten vor ohne Pflug, vergl.

Grimm. Rechtsalt. 86. Zuerst in einer freilich angefochtenen Urkunde des grossen Frankenkönigs Chlodwig vom Jahr 496, in der ein burgundischer Abt mit so viel Land belehnt wird, als er auf einem Esel umreiten kann. Auch dem heiligen Andreas wurde von dem König Waldemar so viel Land geschenkt, als er, während der König im Bade sass, auf einem neuntägigen Füllen umreiten konnte: Thiele, Dän. S. I. 75. S. Florencius heilte die blinde und stumme Tochter des Königs Dagobert, wofür auch er so viel Land erhielt, als er mit seinem Esel umreiten konnte, dieweil der König badete. Der Esel aber lief ungeheuer schnell: Königshoven, Elsäss. Chron. 235. Den Wald Eilbirken bei Kelheim erwarb ein treuer Knecht durch Umreiten zum Besten von drei Schwestern: Panzer 74. Vom Umreiten einer Landstrecke auf einem Esel erhielt der Stammvater des Hauses Riedesel seinen Namen: Wolf, hess. Sagen Nr. 250.

Der heilige Remigius von Rheims erhielt so viel Land, als er, während König Chlodwig schlief, umgehen konnte: Frodoardi hist. Rem. I. 14. Ein Jäger umlief das davon genannte Land Paralé (pour aller): Wolf, niederl. Sagen Nr. 339. Grimm hat in den Rechtsalt. a. a. O. nachgewiesen, dass auch im gemeinen Leben der Gebrauch herrschte, bei Belehnung mit Grund und Boden denselben umschreiten zu lassen. Daher die humoristischen Züge, die nicht aus der Mythe entlehnt sind, z. B. dass zu Gezard im Canton Neuenburg ein altes Weib das Land, indem sie es umläuft, vom Zehnten befreit: Schwab, Ritterb. d. Schweiz II. 45; dass ein Krüppel der Stadt Bremen die Bürgerwiese erwirbt, indem er sie umkriecht: Wagenfeld, Bremens Volkss. I. 3. Harrys I. 46; dass ein überaus dickes Weib vom Herzog von Braunschweig einen Wald gewinnt, indem sie ihn umläuft: Delius, Harzburg 287. Gar abenteuerlich ist eine fränkische Sage bei Bechstein I. 175. Da heisst es nämlich von Schweinfurt, ein Verbrecher habe alle seine Güter verloren, sich aber ausgebeten, seinen Erben noch so viel Land hinterlassen zu dürfen, als er noch würde umlaufen können, wenn ihm schon der Kopf abgeschlagen seyn würde. Er soll nun wirklich eine gute Strecke gelaufen seyn. Der berühmte Stammvater der Grafen von Schafgotsch in Schlesien tödtete einen landverderbenden Greifen und erhielt

zum Lohne dafür so viel Land, als er mit seiner Schafheerde umtreiben konnte, Gödsche 230.

Die jährlichen Processionen um die Felder mit Heiligenbildern und Reliquien stammen ohne Zweifel auch aus dem Heidenthum, und wenn sie auch nur die Einsegnung der Felder, ihre Behütung vor Schaden u. s. w. zum Zwecke haben, so lag ihnen doch wohl eine Erinnerung an die Urweihung des Erdenrundes durch den Umlauf der Sonne zu Grunde. Im indiculus paganorum 28. ist noch die Rede „*de simulacro, quod per campos portant*", als von einer heidnischen Sitte, die aber in eine christliche überging, indem man statt der heidnischen Symbole und Heiligthümer nachher christliche um die Felder trug. Vergl. Grimm, D. M. 1202, der auch an die Mai- und Pfingstumritte erinnert, welche jedoch einer andern Symbolik angehören, sofern es kriegerische Züge des Maikönigs sind, der das Reich des Winters erobert hat. Inzwischen steht beides in einem natürlichen Zusammenhang und von vorzüglicher Bedeutung erscheint insofern der berühmte Blutritt zu Weingarten am Bodensee, in derselben Gegend, in welcher die reiche und für den in Rede stehenden Mythenkreis so bedeutsame Welfensage zu Hause ist. Hier wurde nämlich ehemals je am Tage nach Himmelfahrt das heilige Blut Christi um die Felder getragen, um dieselben einzusegnen. Das geschah aber zu Pferde. Alle Mannschaft der Umgegend wohnte zu Ross und bewaffnet dem feierlichen Zuge bei: Schwab, Bodensee 153. Nach einer langen Unterbrechung ist die Feier in diesem Jahrhundert wieder erneuert worden.

Dem Sagenkreise der Lufthildis gehören endlich auch wohl noch die Seidenfäden an, mit denen im alten Rechtsgebrauch wie in Sagen und Legenden ein gewisses Gebiet umzogen wird, um es dadurch zu weihen. So umzieht im deutschen Heldenbuche Chriemhild ihren Rosengarten mit einem Seidenfaden. So Unsere Liebe Frau die Plätze zu Lebbeke und Läken, wo man ihr Kirchen bauen sollte: Wolf, Beiträge 174. Auch bei altdeutschen Gerichten genügte ein Faden, die Menge von der Gerichtsstätte abzuhalten: Grimm, Rechtsalt. 183. Mit einem Seidenfaden nimmt die Gottesmutter das Maass einer Kirche: Wolf, Niederl. Sagen 685. Der Faden ist aus der Symbolik des Spinnens entlehnt.

3.

Perchta mit dem Pfluge.

In den vielen Sagen von der Göttin Perchta, die in der Perchtennacht mit einem goldnen Pfluge umherzieht, scheint die Erinnerung an die furchenziehende Lufthildis enthalten zu seyn. Nach Schmellers bayr. Wörterbuch III. 258. IV. 41. hiess ehemals die Pflugschaar Pflueg-sun, Vagnsun oder Vagnsol (Sonnenwagen). Das entspricht der uralten persischen Vorstellung, wonach Dschemschid die Erde mit einem goldnen Dolche aufpflügte.

Der Umzug der Perchta mit dem Pfluge am Perchtentage, am Schluss der Rauhnächte und im Beginn des neuen Jahrs, muss als ein symbolischer Umzug um die ganze im Winter unfruchtbar gebliebene Erde betrachtet werden, als ein Vorbild des Sonnenlaufs im ganzen neuen Jahre. Derselben Symbolik entspricht der Pflug, den ehemals in Sachsen und Thüringen die alten Jungfern umherziehen mussten. Grimm, Deutsche Myth. 242. Der goldne Pflug bedeutet die Sonne, durch welche die Erde fruchtbar ist. Daher bei Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 114. der schöne Volksglauben, wonach, so oft die Menschen oben pflügen, die Perchta unsichtbar unter der Erde mitpflüge. Ohne ihre Hülfe würde alles menschliche Bemühen umsonst seyn. Feierliche Umzüge mit dem Pfluge ahmten den heiligen Zug der Perchta nach. Das war das s. g. Berchtenlaufen. Weber, Tirol II. 174. Solche Umzüge gab es auch in England nach v. Reinsberg, das festliche Jahr S. 27. Auch in der Lombardei, wo man statt des Pfluges einen grossen Wagen umherführte. Derselbe hiess *berteciola* zu Ehren der Perchta.

Bei Börner a. a. O. S. 113., 126., 133., 153., 159., 167., 173., 183. findet man die schönsten Sagen von der Mutter Perchta. Sie lässt sich beim Ausbessern ihres Pfluges unterwegs von Bauern helfen und die abgefallnen Späne werden zu Gold. Das Ausbessern des Pfluges ist nöthig, weil der Sonnenwagen im Beginn des Jahres für den weiten Lauf hergestellt seyn muss. In Norddeutschland fährt Frau Holle mit dem Pfluge

umher. Grimm, Deutsche Myth. 246. Sie heisst auch Frau Werre und Gode, Kuhn Nordd. Sagen Nr. 2. Schmidt, Reichenfels S. 152.

Das zahllose Heimchenvolk, das mit der Perchta kommt, wird vom Pflug als Saat in den Acker gesäet, besteht überhaupt aus allen Keimen des noch Ungeborenen, auch aus menschlichen. Wie sie nun alle aus der Milchstrasse kommen und bei der Geburt der Muttermilch bedürfen, spielt die Milch eine grosse Rolle beim Festmahl, welches in der Perchtennacht abgehalten werden musste. Die Mutter Perchta selbst zürnt über die, welche dieses Fest nicht feiern, schneidet ihnen den Bauch auf etc. Grimm, D. M. 251. Schmeller, bayr. Wörterbuch S. 194. 251. Börner 153. Die Speise wurde aus Milch und Mehl bereitet, sollte aber nicht blos ein Kinderbrei für die Heimchen seyn, sondern bedeutete die Hauptnahrung der Menschen, die Milch als animalische, das Mehl als vegetabilische Nahrung. Die Speisse hiess Zemmede, wobei man an Heimchen denken kann. Wahrscheinlicher aber kommt der Name von Sonnenwende, Sunwend her. Simentsfeuer hiess das Sunwendfeuer in Augsburg. Birlinger II. 97.

Nach Börner S. 208. hört einmal ein Bauer unsichtbare Stimmen vom Kuchenbacken sprechen und bittet sich auch einen aus. Da wird ihm ein schöner Kuchen auf den Pflug gelegt. Er fürchtet die gespenstische Speise und wirft sie herab. Da liegt gleich ein neuer Kuchen da, als er aber auch diesen wegwirft, wird er siech und stirbt. Auch dieses Kuchenbacken weist auf die Spenderin aller Nahrung hin. Nach S. 134. beobachtete einmal eine Magd am Perchtentage, wie die Heimchen mühsam an ihrem kleinen Pfluge schleppten, und lachte darüber. Da blies Perchta sie an, dass sie erblindete, erbarmte sich aber, als sie sie das Jahr darauf als blinde Bettlerin am Wege sitzen sah, und gab ihr das Gesicht wieder.

Der Pflug war, als Sinnbild des menschenernährenden Ackerbau's ein grosses Heiligthum. Schon Herodot IV. 5. kennt einen goldnen Pflug, den die Skythen verehrten und der vom Himmel herabgefallen seyn soll. Damit stimmt eine vom Himmel gefallene goldne Egge in Sommers sächs. Sagen Nr. 65. merkwürdig überein. Bei Landsberg liegt ein See, worin

ein versunkenes Schloss und zugleich ein goldner Pflug. Panzer, Beitrag S. 52. Nach Sebastian Frank's Weltbuch 51. wurde zur Fastnachtszeit in Franken ein Spielmann auf dem Pfluge sitzend von Jungfrauen und Junggesellen, indem sie zu seinem Spiele tanzten, ins Wasser gezogen, oder ein feuriger Pflug umhergezogen so lange bis das Feuer ihn verzehrt hatte. Ein Pflugrad über der Thür des Stalles aufgehangen, schützt das Vieh. Kuhn, Märk. Sag. S. 369. Auch im Gebrauch der glühenden Pflugscharen bei der Feuerprobe erkennen wir die alte Heiligkeit des Pfluges wieder. Segen bringen sollte der Pflug, mit dem man neugebaute Städte oder neuerworbenes Land umfuhr. Daher schon im indiculus paganorum das Capitel se sulcis circa villas. Vergl. Falkenstein Nordg. Alterth. S. 291. Grimm, D. M. 1097. Dessen Rechtsalterthümer I. 186. 914. D. Sprache S. 58. Dessen D. Sagen 526. Wilhelm Müller, Altd. Religion 134. Wie die herumziehende Mutter Perchta mit der Mutter Gans zusammenfällt, zeigt eine Volkssage aus dem Vintschgau. Ein Weib sah unvorsichtig, ohne ein Kreuz zu machen, in der Martinsnacht dem Geisterheere zu, dem ein stumpfer Besen voranzog, hinter dem zwei leere Schuhe liefen. Den Zug beschloss, mühevoll wackelnd, eine krumme Gans, pickte aber auf die Seite und verursachte dadurch dem vorwitzigen Weibe einen brennenden Schmerz im Fusse, an dem sie ein ganzes Jahr zu leiden hatte, bis in der nächsten Martinsnacht die krumme Gans wiederkam und ihr den Schmerz wieder wegpickte, jedoch den Fluch auf sie legte, dass sie selbst und für alle Zeiten immer einer aus ihrer Familie krumm gehen müsse. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 9.

4.

Freyja.

Das gothische Wort Frauja bedeutet die Frau überhaupt, die Herrin, der man frohnt oder dient. Insofern fällt die nordische Liebesgöttin Freyja mit der Frigg, der Gemahlin Odins, zusammen. Sie sind beide Herrinnen, aber in verschiedenen Gebieten. Indem man sie mit einander verwechselt hat, ist

viele Verwirrung in die Erklärung ihrer Mythen gekommen, hauptsächlich dadurch, dass man geglaubt hat in ihrem Geliebten Odur oder Ottar sey Odin versteckt und insofern Freyja auch mit der Frigg ursprünglich identisch. Das ist eine falsche Auffassung. Man muss das Götterpaar Odin-Frigg ganz bei Seite lassen, wenn man den Begriff der Freyja richtig fassen will. Der Umstand, dass in nordischen Quellen einigemal von der Frigg und Freyja dasselbe erzählt wird, obgleich es nur auf eine passt, ist durchaus nicht maassgebend.

Vor allem gehört Freyja einem ganz andern Götterkreise an, als Frigg. Ja es ist sogar wahrscheinlich, dass sie einer südlichen Religion entstammend später erst vom Norden adoptirt und nach nordischen Begriffen umgemodelt worden ist. Die Edda selbst unterscheidet die höchsten Götter des Nordens als die allmächtigen Asen von einem schwächern und weichlichern Göttergeschlecht, den s. g. Vanen. Diese Vanen sind Njördr, der Gott der fruchtbaren Erde (übereinstimmend mit der Göttin Nerthus des Tacitus) und dessen beide Kinder Freyr oder Fro, der Gott der Fruchtbarkeit und des Sommers, und Freyja, die Göttin der Liebe. Es sind also agrarische Gottheiten und die Vermuthung liegt nahe, dass sie erst mit dem Ackerbau selbst von Süden her den germanischen Hirten- und Jägervölkern bekannt geworden sind. Auch wurde Freyr vorzugsweise auf den fruchtbaren Inseln Dänemarks verehrt, im Gegensatz gegen das rauhe und steinige Schweden und Norwegen, wo der Cultus des Odin und des Thor vorherrschte. Der Gegensatz wird ausgedrückt durch die Vermählung des Njördr mit Skadi, der Schneejungfrau. Sie können es nicht lange bei einander aushalten, denn er will in der fruchtbaren Ebene bleiben, sie aber will wieder in ihren Schneegebirgen jagen. Jüngere Edda 24.

Das Verhältniss der Vanen zu den Asen lässt sich nicht deutlich mehr ermitteln. Auch ihr Kampf bleibt unklar, da der friedliche Ackergott, der weiche, ausdrücklich als waffenlos bezeichnete Sommergott und die Liebesgöttin doch keine ebenbürtigen Kämpfer sind, um es mit den mächtigen Asen aufnehmen zu können. Beide Götterreihen versöhnen sich und stellen sich gegenseitig Geisseln. Die Asen geben den Vanen einen gewissen Hönir, diese jenen ihren Vater Njördr

zur Geissel. Ynglingasaga IV. Nirgends ist uns gesagt, wer Hönir ist. Er kommt in der Edda öfters in einer nordischen Trimurti zwischen Odin und Locki vor, also gleichsam als das erhaltende Princip zwischen dem schaffenden und zerstörenden. Deswegen soll er auch das Weltende überleben und, wie es in der Voluspa 62. heisst, sich dann sein Loos selber wählen. Während der Zeitlichkeit hat er diese Freiheit nicht. Als Geissel bei den Vanen erscheint er wie ein an die Materie gebannter höherer Geist. Ausdrücklich nennt ihn die Ynglingasaga schön und schon in seinem Namen dürfte der Grundbegriff des Schönen liegen.

Als Liebesgöttin gehört Freyja, wie sich von selbst versteht, neben dem Gott der Fruchtbarkeit und des Sommers, ganz in den materiellen Kreis der Vanen und Freyr und Freyja verhalten sich so sehr wie Koros und Kore, Liber und Libera, dass sie wahrscheinlich von diesen entlehnte, von Süden nach Norden eingedrungene Begriffe sind. Dennoch hat die Liebesgöttin, wenn sie auch nach der einen Seite hin der südlichen Allbuhlerin verwandt blieb, nach der andern Seite hin viel von dem edleren und namentlich von dem kriegerischen Wesen des Nordens annehmen müssen.

Die Aphrodite Pandemos lässt sich kaum verkennen in jener Freyja, die sich dem ganzen Volke der Zwerge preisgibt, damit sie ihr den kostbaren Halsschmuck Brisingamen schmieden. Olaf Tryggvasons Saga II. 17. Dasselbe wird bei Saxo V. 13. auch von der Frigg gesagt, passt aber weniger auf diese rechtschaffene Hausfrau und Mutter, als auf die Liebesgöttin. Der Sinn des Mythus ist, es bedarf der gemeinschaftlichen Arbeit der Zwerge und Elben, aller Genien der Natur, um den Ring der Zeit, den ununterbrochenen Zusammenhang des Verderbens und Vergehens in der Natur bis zu Ende zu führen und in sich abzuschliessen. Insofern kann man Freyja unbedenklich auch als Elbenkönigin auffassen. Die Allbuhlerei der Freyja wird im ältern Eddaliede Oegisdreka noch dahin ausgedehnt, dass sie, wie Locki höhnt, nicht nur mit allen Alfen, sondern auch mit allen Asen gebuhlt habe.

Eine ziemlich passive Rolle spielt die Göttin, sofern sie nach der Voluspa 29. einmal den Riesen soll ausgeliefert worden seyn. Was ihr dabei widerfahren sey, wird nicht gesagt. Ein

andermal verlangt der Riese, der Mitgard baut, die Freyja zum Lohn, wird aber durch Locki als Windross betrogen. In der Gewalt der Riesen könnte Freyja wohl nichts anderes bedeuten als die Gefangenschaft der organischen Natur im Winter. In einem andern Mythus leiht Locki das Falkenkleid der Freyja, um unter dieser Verkleidung die Iduna mit ihren unsterblich machenden Aepfeln aus der Gewalt der Winterriesen zu befreien. Jüngere Edda 56. Als Frühlingsgöttin steht Freyja der grossen Maifeier vor, denn in den Niederlanden heisst der Mai Vrymänd. Compte rendu, Bruxelles 1843. VII. I. 29.

Freyr, ihr Bruder, ist nur der vergängliche Sommer. Sie aber ist die unvergängliche Sonne. In einem schwedischen Volkslied heisst Froyenborg „die schöne Sonne". Grimm, D. Myth. 279. Freyr stirbt als König und wird begraben, Ynglingasaga 12. Also wie Osiris und Adonis. Freyja dagegen kann gar nicht sterben. Es heisst vielmehr, sie wird alle Götter überleben. Ynglingasaga 13. Das kann nur von der Sonne gelten, welche nach dem Weltende wieder scheinen soll, also in Ewigkeit fortdauert, wenn Odin mit allen seinen Asen längst todt und verschwunden ist. Freyja ist einmal gefangen bei den Riesen, buhlt mit allen Zwergen und soll doch alle Götter überleben, sie umspannt aber das All, vermittelt alle Gegensätze in der Welt, ist allen Mächten der Welt untergeordnet und unterworfen und doch zugleich wieder erhaben über alle. Es ist erlaubt, unter allen Naturwesen einzig der Sonne eine so merkwürdige Rolle zuzuschreiben, sofern sie als die Herrin der Natur hoch oben thront, dann wieder in tiefe Nacht hinab sinkt.

In dem Werke des Bischof Olaus Magnus de gentibus septentr. III. 14. heisst es, die Zauberin Hacberta, Tochter des Riesen Vagnost, habe sich in jede Gestalt und Grösse verwandeln können. Bald sey sie himmelhoch, bald klein und niedrig, bald hart, bald fliessend gewesen. Wasser habe sie können fest machen und Berge schmelzen; den Himmel habe sie niederziehen, die Erde erheben und Schiffe durch die Luft fliegen machen können. Die Götter habe sie stürzen, die Lichter des Himmels auslöschen und dagegen die Finsternisse der Tiefe erleuchten können. Diese Wunderkräfte sind zu gewaltig und allumfassend, als dass sie nur einer gemeinen

Zauberin zugeschrieben werden könnten. Sie passen nur auf die Freyja. Im Namen Hacberta bedeutet Hac oder Hag das Eingehegte, Verborgene und Bertha das Geoffenbarte, Hervorbrechende. Der weibliche Gegensatz zu Hakelberend, dem wilden Jäger oder Odin. Vergl. Grimm, D. Myth. 857. Odin ist der grosse Zauberer innerhalb der Zeitlichkeit, die Zaubermacht Hacbertas dagegen reicht darüber hinaus in die Ewigkeit. Beiläufig sey bemerkt, dass der Name in dem der Hexen und im englischen *hag* (Hexe) wiederkehrt. Bertha aber ist der Sonnenname. Saxo Grammatikus I. 9. kennt einen Riesen Vagnoft, dessen Tochter Hartgrepe gleichfalls eine mächtige Zauberin ist. Der Name bedeutet Wagenhaupt und darunter ist wahrscheinlich der Himmelswagen oder das Bärengestirn zu verstehen. Man darf bei Hacberta an das weibliche Naturcentrum der Inder, die vielgestaltige Bhawani denken.

Das Endergebniss ist folgendes. Freyja, eine Vanin, ursprünglich den nordischen Asen fremd, neben Freyr wie Kore neben Koros von südlichen und ackerbauenden Völkern verehrt, wurde in einer unbekannten Zeit von den nordischen Völkern adoptirt und auf die Sonnengöttin übertragen. Sie brachte Eigenschaften der südlichen Liebesgöttin mit, die nun auf die Sonnengöttin um so leichter übergehen konnten, als die Sonne die Vegetation beherrscht und insofern im nordischen Glauben als Königin der Alfen oder Elben gilt, welches die Genien zunächst der Vegetation, dann überhaupt der organischen Natur waren. In dieser Eigenschaft konnte nun die Sonnengöttin in der organischen Liebeslust des Mai und in der Glut des Hochsommers in eine gewisse Wildheit entarten, die dem Grundcharakter der jungfräulichen Iduna und der mütterlichen Frigg oder Bertha nicht mehr ähnlich ist, doch aber aus dem Sonnenbegriff abgeleitet werden darf. Das ewige Wesen in der Sonne verliert von seiner Reinheit und nimmt einigermassen zeitlichen Charakter an, indem sie grade im höchsten Sonnenstande ihre meiste Gewalt in der Natur ausübt.

Das hindert aber nicht, dass in Freyja auch wieder jener ewige Charakter festgehalten wird. Ihr Verhältniss zum verlorenen Odur ist unter anderm Namen nur ganz dasselbe, wie das der Nanna zum verlorenen Baldur.

Endlich geht Freyja aus ihrer ursprünglich untergeordneten

Stellung als Vanin weit heraus und wird unter dem Namen Hacberta die höchste Gottheit selbst, über allen andern Göttern erhaben und unter dem Namen Valfreya als Königin der Walkyrien oder als die Fee Morgane die von allen andern Göttern unabhängige Beschützerin der edelsten menschlichen Helden, wie Pallas Athene bei den Griechen.

Dieses Ineinanderschieben so vieler Namen und Begriffe darf nicht befremden, denn es sind doch nur alles Nebenbegriffe, abgeleitet aus dem alleinigen Begriff der Sonne.

5.

Freyja's Wanderungen.

In der jüngern Edda 35. steht ein kleiner Mythus von der nordischen Liebesgöttin Freyja, welcher wahrscheinlich im System der altnordischen Heidenreligion eine grosse Bedeutung hatte. Aber alles ist in wenigen Worten zusammen gedrängt. Nach Simrocks Uebersetzung der Edda heisst es: „Freyja ist die vornehmste Göttin nach Frigg (der Gemahlin des höchsten Gottes Odin). Sie ist einem Manne vermählt, der Odr (Odur) heisst. Deren Tochter heisst Hnoss (Genuss). Die ist so schön, dass nach ihrem Namen alles genannt wird, was schön und kostbar ist. Odr zog fort auf ferne Wege und Freyja weint ihm nach und ihre Zähren sind rothes Gold. Freyja hat viele Namen. Die Ursache ist, dass sie sich oft andere Namen gab, als sie, Odr zu suchen, zu unbekannten Völkern fuhr. Sie heisst Mardöll, Hörn, Gefn und Syr." Nach der Ynglingasaga 13. hatte Freyja vom Odr zwei Kinder, nämlich ausser der Hnoss noch die Gersini (Kostbarkeit.)

Simrock hat in seinem Handbuch S. 375. gute Gründe angeführt, die auf eine Uebereinstimmung Odrs mit Odin hinweisen, wie auch zwischen Freyja und Frigg eine gewisse Uebereinstimmung herrscht. Indessen sind ihre Begriffe und Namen schon in den alten Edden selbst auseinander gehalten und wir sind nicht mehr berechtigt, sie zu identificiren. Im günstigsten Falle kann die Kritik ermitteln, dass in einem ältern Zeitraume, bevor die Lehre von Odin sich in ihrer ganzen

Schärfe ausbildete, Odr und Odin noch im Begriff und Namen eines Naturgottes zusammen fielen. So wie uns aber in den Edden die beiden Namen und Begriffe vorliegen, sind sie einander nicht nur unähnlich, sondern bilden sie sogar einen Gegensatz. Odin ist zwar der höchste der Götter, aber ein böser Gott, weil er nur in der bösen Zeitlichkeit herrscht und zur Strafe seiner Sünden im grossen Weltbrande mit untergehen muss. Odr dagegen, der Verlorene, der gesucht, aber nicht wiedergefunden wird, ist das gute Princip, welches eben durch das böse in Odin während der Zeitlichkeit vertrieben worden ist. Gott ist gut, das Gute. Vergl. meinen Odin S. 113. Dasselbe ist auch wohl Otur, den nach der jüngern Edda 39. die Götter ermorden, indem er die Gestalt einer Fischotter angenommen hat, und dessen Mord sie dadurch sühnen müssen, dass sie sein Otterfell ganz mit Gold füllen. Dieses Gold ist der berühmte Nibelungenhort, der Güter höchstes, aber auch er muss in Folge der Sünden aller derer, die ihn besitzen, für immer verschwinden.

Es liegt nun nahe, hier auch an den guten Gott Baldur zu denken, der zwar für einen Sohn Odins gilt, aber den schroffsten Gegensatz zu ihm bildet, indem bei ihm nur Reinheit und Gerechtigkeit ist, weshalb er auch die böse Zeitlichkeit frühe verlassen muss und durch heimtückischen Mord hingerafft wird, wogegen ihm aber verheissen ist, er werde, wenn erst die böse Zeitlichkeit ihr Ende erreicht habe und Odin selbst vernichtet sey, aus seinem Todesschlafe wieder erwachen und, wie bisher der böse Odin eine böse Welt regiert habe, als guter Gott künftig eine gute Welt und einen neuen Himmel regieren.

Jedenfalls ist der Sinn des räthselhaften Mythus von Freyja und Odr kein anderer als: die Göttin sucht das während der Zeitlichkeit für immer verlorene Gute, was erst nach dem Untergange der Welt wiederkommen kann. Wahrscheinlich trägt sie selber Schuld an diesem Verlust und in die Sehnsucht ihres unermüdeten Suchens mischt sich Reue. Dass ihre Thränen zu Golde werden, scheint darauf hinzudeuten, sie sey vielleicht die rings um die Erde wandelnde Sonne. Sollte man nicht Odr mit dem räthselhaften Glenur identificiren dürfen, der die Freude (vielleicht die Seligkeit in der ersten

Unschuldszeit) bedeutet und mit dem nach der jüngern Edda 11. die Sonne vermählt wurde? Seiner wird nicht weiter gedacht, aber von der Sonne heisst es, sie sey wegen ihres Hochmuths zum Wandel um die Erde verurtheilt worden.

Von einer Schuld der Sonnengöttin selbst finden sich noch Spuren im deutschen Märchen, denn wahrscheinlich ein Mythus von der Freyja verbirgt sich in der Oberpfälzer Volkssage von der Königin Freid, Schönwerth II. 313. Ihr Gemahl heisst Woud, das weist auf Odur hin. Die Königin Freid soll der Frauen schönste gewesen seyn. Besonders werden ihre reichen und langen Haare gepriesen. Um die Hüften trug sie den „endlosen Gürtel", gewiss eine sehr merkwürdige Vorstellung, welche vielleicht auf den Lauf, wie das Haar auf die Strahlen der Sonne Bezug hat. Trotz ihrer Schönheit fürchtete sie ihrem Gatten noch nicht zu genügen und bestellte sich bei den kunstreichen Zwergen ein Halsband, dem die Kraft innwohnte, alle Herzen zu bezaubern. Zum Lohn aber musste sie allen Zwergen ihre Gunst gewähren. Durch den neuen Schmuck fesselte sie nun ihren Gatten ganz an sich, bis er einmal erfuhr, um welchen Preis sie denselben erlangt habe, worauf er entrüstet sie verliess. Als sie erwachte, fand sie ihn nicht mehr, aber auch ihr Halsschmuck war verschwunden und im tiefsten Jammer eilte sie dem entflohenen Gatten durch alle Länder nach, ohne ihn zu erreichen. Die Thränen, welche sie vergoss, wurden zu Perlen. Endlich nach langen Jahren fand sie den Gatten wieder, er gab ihr den Schmuck zurück und nahm sie wieder zu sich, weil er in der ganzen Welt keine Schönere gefunden hatte als sie.

Hier ist in dem Halsschmuck Brisingamen und in dem Perlen weinen das Gold weinen der Freyja unverkennbar.

Freyja's Thränen wurden zu Gold. Dieser mythische Zug findet sich oft in deutschen Volksmärchen wieder, wenigstens annähernd. Wie Freyja die Goldthränen weint, indem sie in traurigem Zustande durch die Welt irrt, so ist es auch eine im Verbannungszustande als arme Gänsehirtin lebende Königstochter mit leuchtenden Augen und goldnem Haar, welche nach Grimms Märchen Nr. 79. Perlen weint. Man muss sich unter ihr die schöne Sonne im winterlichen Banne denken als Mutter Gans. Perlen weint auch das arme Fischermädchen,

die zuletzt Königin wird, in einem Märchen bei Curtze, Volksüberlieferungen S. 113. Sie weint nicht nur Perlen, sondern mit jedem Worte fallen ihr auch Blumen aus dem Munde und wohin sie immer auch tritt, steht sie auf grünem Rasen. Das scheint sich auf die Sonnenwirkung in der Vegetation zu beziehen. Perlen weint auch ein Mädchen in Ziskas Volkssagen 38. Dem guten Mädchen fällt Gold, dem bösen fallen Kröten aus dem Munde in einem Märchen bei Grimm Nr. 13. In einem andern Nr. 55. spinnt eine arme Müllerstochter lauter Gold. Das kommt auch in einem schwedischen Märchen vor bei Cavallius S. 120.

Das schöne Hyndlulied der alten Edda charakterisirt uns die Göttin Freyja am besten, indem sie, die Liebesgöttin, echt weiblich mit ihrer ganzen zärtlichen Sorge und zugleich mit einer durch die Furcht gebotenen List und Verschlagenheit der unbestechlichen Hyndla gegenüber gestellt wird, einer urweltlichen und allwissenden Riesin. Freyja wünscht von derselben zu erfahren, wer ihres Lieblings Ottar Vorfahren sind, angeblich wegen eines Rechtsstreites. Die Riesin lässt ihr aber Verachtung blicken und gibt ihr zu verstehen, sie wisse wohl, dass Ottar ihr Buhler sey. Freyja entschuldigt sich, es handle sich gewiss nur um ein Erbe und sie verwende sich für den jungen Mann auch nur, weil er ihr immer so fleissig geopfert habe. Die Riesin willfahrt ihr nun und gibt ihr das lange Register der Ahnen Ottars, eine ganze Kosmogonie und schliesst mit einem Seherblick über die Zeitlichkeit hinaus, hinweisend auf einen andern Gott, mächtiger als der höchste ein der Zeitlichkeit, den sie aber zu nennen nicht wagt und von dem sie nur sagt, man werde ihn erst erkennen, wenn Odin mit dem Wolfe kämpfe, d. h. am Ende der Zeit. Nachdem die Prophetin das alles verkündet hat, ist sie matt, will schlafen, und sagt der Göttin böse Worte, indem sie sie verwünscht, in thierischer Liebesbrunst einherzulaufen. Nun wird auch Freyja böse, gebraucht plötzlich ihre Macht, lässt Feuer rings um die Höhle der Riesin lodern und verwünscht sie zu gleicher Liebesgluth, wenn sie ihr nicht den Trank der Erinnerung für ihren Ottar gäbe, damit derselbe die lange Ahnenreihe im Gedächtniss behalte. Durch die grosse Hitze aber sieht die Riesin sich gezwungen ihr den Trank zu geben.

In sehr interessanten Volksmärchen auf der Insel Island, welche Maurer in seinen isländischen Volkssagen an Ort und Stelle aufgezeichnet hat, sind uns bedeutsame Mythen von der Freyja und Odur erhalten.

Es war einmal ein Königssohn, welcher Linus hiess, von grosser Schönheit. Als er aber zwanzig Jahre alt war, verschwand er und wurde nicht mehr gefunden. Nun wohnte unfern von der Königsburg ein unschuldiges Mädchen in einer armen Hütte, des verlorenen Prinzen Milchschwester als Tochter seiner Amme. Das Mädchen trauerte nicht nur um ihn, sondern war auch muthig genug, ihm zu folgen, um ihn überall zu suchen. Ihre Mutter gab ihr einen Garnknaul mit, den sie vor sich herrollen solle und der ihr den Weg zeigen würde. Da blieb der Knaul endlich vor einer rauhen Felsenwand liegen, das Mädchen suchte und suchte, bis sie einen Eingang fand, und siehe, drinnen im Berge lag der schöne Linus in tiefen Schlaf versunken. Da sie ihn nicht wecken konnte, lauschte sie lange, bis ein unholdes Riesenweib daherfuhr und zwei Schwäne herbeirief, deren Gesang den schönen Linus weckte. Darauf frug ihn die Unholdin, ob er ihr seine Liebe zuwenden wolle? und liess ihn, als er sich weigerte, wieder in Schlaf sinken. Als die Alte fort war, blieben die Schwäne zurück und das Mädchen bewog sie, den Linus wieder zu wecken. Er erwachte und war hoch erfreut, seine liebe Milchschwester wiederzusehen. Um mit ihr aus dem Berge zu entkommen ersann nun Linus eine List, stellte sich zärtlich gegen die Unholdin, entlockte ihr das Geheimniss ihrer Macht, vernichtete dadurch sie und ihren noch furchtbareren Riesenbruder und entkam mit dem geliebten Mädchen auf einem Zauberbette, das mit ihnen durch die Luft in die Heimat flog. Maurer S. 277. Dass die Liebende den verlorenen Geliebten sucht, passt auf Freyja. Der Garnknaul mahnt an die spinnende Göttin. Der Name Linus überrascht hier. Ist er aus dem deutschen Worte Glen, Glanz entstellt, oder sollte man gar an einen Nachklang des Linos denken müssen?

Ein anderes isländisches Märchen bei Maurer S. 284. enthält noch mehr von Freyja. Eine Herzogin, die lange kinderlos blieb, wurde von drei schwarzen Schwestern (den Nornen) angewiesen, einen Fisch zu essen. Hierauf bekam sie eine

Tochter, der jene Schwestern den Namen Mardöll (ein Beiname der Freyja) gaben, die sie so schön wie die Sonne machten und deren Thränen zu Golde wurden. Aber der Tisch war nur für zwei Schwestern gedeckt worden, die dritte musste stehen und fluchte daher dem neugeborenen Mädchen, dass sie an ihrer Hochzeit in einen Sperling verwandelt werden und nur je eine Stunde das Sperlingskleid ablegen sollte. Als sie heran gewachsen ist und heirathen soll, wird ihrem Bräutigam eine falsche Braut untergeschoben und sie selbst in einen Sperling verwandelt. Der Bräutigam ist aber misstrauisch und gibt der falschen Braut eine Ohrfeige. Da weint sie, aber nur Wasser, kein Gold. Daran erkennt der Bräutigam vollends den Betrug. Aber die falsche Braut bittet Mardöll um Hülfe und diese ist so mitleidig, in der Stunde, in der sie wieder Mensch wird, für sie Gold zu weinen. Der Bräutigam aber belauscht sie, verbrennt das Sperlingskleid und kommt nun in den Besitz der rechtmässigen Braut. Der Fisch und der Sperling sind Attribute der Liebesgöttin und Freyja's Goldthränen aus der Edda bekannt.

Ein Beiname der wandernden Freyja ist Syr. Das ist das altindische Surya, die Sonne. Darnach ist auch Syrien, (das Land der Sonne) benannt. Vgl. Humboldts Kosmos III. 207.

Bei Saxo Gramm. VII. 125. hat sich eine Sage erhalten, in deren keuscher Heldin Syritha vielleicht Freyja unter dem Namen Syr wieder zu erkennen ist, um so mehr als bei Saxo Syritha's Freier Othar heisst, was ganz derselbe Name ist, wie nach der Edda der von Syr gesuchte Odur. Nur tritt bei Saxo nicht die Treue des Weibes, sondern vielmehr die Keuschheit der Jungfrau an's Licht. Syritha ist so männerscheu und zugleich so stolz, dass sie sich vermisst, nur den zu heirathen, der sie bewegen würde ihn anzusehen. Sie sieht aber niemals einen Mann an, sondern schlägt die Augen beständig in strenger Zucht und Scham zu Boden. Der Jüngling Othar bemüht sich vergebens um sie und muss sie endlich verlassen. Nun aber wird sie von einem Riesen gefangen, der ihr das Haar zu einem gordischen Knoten verwirrt. Othar befreit sie, aber sie sieht ihn immer noch nicht an. Er muss sie abermals verlassen. Sie geräth in die Gewalt einer Riesin, deren Ziegen sie hüten

muss. Othar befreit sie wieder, erhält aber immer noch keinen Blick von ihr. Sie trennen sich von Neuem; durch Zufall aber kommt Syritha zu Othars Mutter und tritt bei ihr als Magd in Dienste. Da stellt sich Othar, als wolle er eine andere heirathen, veranstaltet die Hochzeit und lässt sich beim Schlafengehen mit der angeblichen Braut von Syritha leuchten. Es ist gar keine Braut da, was aber die Jungfrau nicht merkt, weil sie kein Auge vom Boden erhebt. Sie bleibt nun so lange mit dem Lichte stehen, bis es ihr auf die Finger brennt. Da wird sie von Othar ermahnt, auf ihre Hand Acht zu haben, und jetzt erst wirft sie ihm den ersten Blick zu, erkennt dass sie mit ihm allein ist und entschliesst sich, nun selbst seine Braut zu werden. Wilhelm Müller erinnert in Haupts Zeitschrift III. 51. mit Recht an die Symbolik des Haares, dessen Verwirrung auch in den Sagen von Frau Holle vorkommt und die Zerstörung der Vegetation durch die herbstlichen Stürme, sowie das Abschneiden des Haares die Ernte bedeutet. Auch Syritha's niederer Magddienst deutet auf die Knechtschaft der Natur im Winter und das Niederschlagen der Augen bezieht sich deutlich auf den tiefen Sonnenstand im Winter. Neben dieser schönen Mythe von der jungfräulichen Syritha gab es wohl noch eine andere von der verwittweten Syr, die ihren verlorenen Gatten sucht. Vielleicht ist hier auch an die verlassene Sydrat im deutschen Heldenbuch zu denken, deren Gemahl Otnit im Berge vom Drachen umgebracht ist.

6.

Die ruhelos wandernde Bertha.

Hermann Harrys hat in seinen Niedersächsischen Sagen Nr. 1. 3. 4. 5. sehr merkwürdige Volksüberlieferungen von den drei Schweckhäuser Bergen und vom Seeburger See bei Göttingen mitgetheilt. An diese drei Berge knüpft sich uralter heidnischer Cultus. Es soll einst hier ein riesenhaftes hohles Götzenbild gestanden haben, welches dem Volk orakelte. Dem sey wie ihm wolle, so wird noch jetzt am ersten Oster-

tage aus den umliegenden Dörfern zu den drei Bergen gewallfahrtet. Innerhalb der Berge wimmelt es von Zwergen, von deren friedlichem und humoristischem Verkehr mit den Menschen mehrere Sagen mitgetheilt werden. Auch voller Schätze sind die Berge. Desgleichen blüht auf ihnen eine purpurrothe Glücksblume. Natürlicherweise darf da auch die verwünschte Jungfrau nicht fehlen. Das alles deutet darauf hin, dass hier einst die Sonnengöttin verehrt wurde.

Die Sage meldet, die verwünschte Jungfrau heisse Bertha und sey die Tochter des letzten Herrn von Schweckhausen gewesen, dessen Burg auf dem langen Berge gestanden habe. Um diese wegen ihrer Schönheit berühmte Bertha, heisst es weiter, warb der böse Graf Isang. Sie wies ihn ab, aber seine Mutter, die eine grosse Zauberin war, verwünschte die Jungfrau, dass sie niemals einen andern Mann heirathen solle, und bannte sie in den nahen Wald, um darin alle Nächte ruhelos zu wandern. Nur am Tage war es ihr vergönnt, auf einer Steinklippe auszuruhen. Während sie dieser schweren Busse unterworfen wurde, führte Graf Isang ein wüstes Leben und verführte eine Nonne, ohne zu wissen, dass es seine eigene Schwester sey. Da setzte ihm einmal sein Koch einen silberweissen Aal vor und als er davon gegessen hatte, verstand er die Sprache aller Thiere. Die Hühner und Gänse im Hofe und die Spatzen und Tauben auf dem Dache redeten aber von nichts als von seinen Freveln und wie seine Burg noch vor Sonnenuntergang zusammenstürzen werde. Da bestieg er sein Ross und floh davon. Der Koch, der ohne Erlaubniss auch von dem Aal gegessen, also auch der Thiere Reden gehört hatte, entfloh mit, wurde aber vom zornigen Grafen erschlagen. Am Abend sah Isang aus der Ferne zu, wie sein Schloss im Seeburger See unterging, beschloss hinfort Busse zu thun und ging in das Kloster Gieboldehausen. Lange nach seinem Tode, ein Jahrhundert nach dem andern wanderte Bertha noch immer fort, alle Nächte vergebens ihre Arme nach Hülfe und einem Erlöser ausstreckend. Einmal erbarmte sich ihrer ein Ritter und nahm sie mit auf sein Pferd. Den brachte sie dahin, dass er auszog, um den Tod zu suchen, der die ruhelose Bertha erlösen könne. Der Ritter fand auch den Tod, der ihn zur Bertha zurückschickte und ihr ankündigen liess, ein noch

lebender Mann werde bald sterben, dessen Wittwe aber einen andern heirathen und einen Sohn bekommen, welcher Priester werden und sie durch seine erste Predigt erlösen würde. Als nun die Zeit gekommen war, hörte wirklich ihr Bann auf und sie kehrte unter die Menschen zurück, denen sie aber gänzlich fremd geworden war. Sie lebte nur noch ein Jahr und wurde unter der Steinklippe begraben, auf der sie sonst den Tag über geruht hatte.

In dieser Sage hat sich wahrscheinlich ein sehr alter Mythus von der Göttin Perchta erhalten, wenn auch entstellt.

Die umherirrende Bertha findet sich noch in andern deutschen Sagen. Auf der Hasenburg bei Tergelow geht um Mitternacht das Fräulein Bertha um, klagend um ihren Geliebten, den sie selbst unwissend durch einen von ihrem bösen Vater bereiteten Trunk vergiftet hatte. Freyberg, Pommerns Sagen Nr. 18. In Tirol glaubt man, die Perchtel sey die Frau des Pilatus und müsse bis zum jüngsten Tage umgehen. Zingerle, Sitten aus Tirol S. 51. Im Spessart glaubt man, der Köniğinbrunnen zwischen Eschau und Wildensee sey aus den Thränen einer Königin entstanden, die allein und mit zerrissenen Kleidern im Walde umhergeirrt sey, nachdem ihr Gatte im Kriege gefallen und ihre Kinder gefangen worden seyen. v. Herrlein, Spessart 212. Im Walde bei Fulda liegt ein Stein, den Frau Holle mit ihren Thränen um den verlorenen Mann erweicht haben soll. Wolf, Hess. Sagen Nr. 12. v. Herrlein, Spessart 182. Ein eben solcher Stein auf der Brauburg, Rochholz, I. S. 242. und bei Bechstein, Thüringer Sagen IV. 98.

7.

Rückblick auf die Klage der Ceres, Isis und Venus.

In den Mysterien der Griechen und Aegypter, wie auch der vorderasiatischen Völker spielt die Wehklage um den sterbenden Gott, wie wir früher schon erkannt haben, eine Hauptrolle, ja das grosse Todtenfest wurde vorzugsweise durch die Klage charakterisirt. Mit der Klage verband sich aber

die Sehnsucht nach dem Verlorenen und die Begierde, ihn wiederzufinden.

Das Suchen des geliebten Todten kommt in zweierlei Formen vor, die aber in einander übergehen. In den cerealischen Mysterien, in der Symbolik der Eleusinien ist es die Mutter Demeter oder Ceres, die ihre verlorene Tochter Persephone sucht. Ich wiederhole hier kurz den bekannten Mythus, damit man ihn mit dem von der Isis bequemer vergleichen kann.

Persephone (lat. Proserpina), die liebliche Tochter der Ackergöttin Demeter (Kore, Ceres) war mit ihren Gespielinnen im Freien und pflückte Blumen. Da wurde sie durch eine blendende Narcisse verlockt und als sie darnach greifen wollte, öffnete sich vor ihren Füssen die Erde und Pluto fuhr auf seinem Wagen mit vier schwarzen Rossen herauf, raubte sie und verschwand mit ihr. Ihre Gespielinnen blieben jammernd zurück. Am meisten aber jammerte die Mutter Demeter und durchirrte die ganze Erde, um ihre Tochter zu suchen. Um auch bei Nacht zu sehen zündete sie sich zwei Fichten am Feuer des Aetna an. Endlich wendet sie sich zum allsehenden Sonnengott und dieser verkündet ihr, wo ihre Tochter sey und dass dieselbe nach der Götter Rathschluss nie zurückkehren dürfe. Da will die trostlose Mutter von den Göttern nichts mehr wissen und geht unerkannt unter die Menschen. Freundliche Mädchen in Eleusis laden sie zu sich ein und die Mutter derselben, Metaneira, nimmt sie gütig auf. Aber sie bleibt stumm und trostlos, bis Jambe (die auch Baubo heisst) sie durch possenhaftes Aufheben ihres Gewandes unwillkürlich lachen macht. Dabei aber wird ihr mütterliches Gefühl so lebendig, dass sie, anstatt der verlorenen Tochter das jüngste Kind ihrer gastfreundlichen Wirthin, den kleinen Demophoon, als Wärterin pflegt, ja sie gewinnt ihn so lieb, dass sie ihn heimlich bei Nacht ins Feuer legt, um ihn unsterblich zu machen. Aber Metaneira kommt dazu, schreit laut auf und entreisst ihr das Kind, wodurch der Zauber des Unsterblichmachens gestört wird. Unterdess ist bei der langen Abwesenheit der Göttin in der ganzen Welt Misswachs und Hunger eingetreten, so dass man nicht einmal mehr den Göttern Früchte opfern kann. Da sendet Zeus zu ihr nach Eleusis und lässt sie bitten zurückzukehren. Sie will nicht. Die Götter kommen

selbst und bitten sie. Dennoch schwört sie, die Unfruchtbarkeit der Erde solle fortdauern, bis sie ihre Tochter wiedersehen werde. Nun bleibt dem Zeus nichts übrig, als dem Pluto zu befehlen, er solle die Persephone wieder ausliefern. Nach einem Gesetz der Unterwelt muss jeder darin bleiben, der einmal in derselben etwas gegessen hat, und Persephone ist verlockt worden, eine Granate zu essen. Da bewegt endlich Zeus die Demeter, zufrieden zu seyn, wenn ihre Tochter nur die Hälfte des Jahres bei ihr auf der Oberwelt zubringe, die andere Hälfte aber bei ihrem Gemahl in der Unterwelt bleibe. Nun auf einmal wird die Erde wieder fruchtbar, denn Demeter schenkt dem Triptolemos, ältestem Sohn der Metaneira, einen mit Drachen bespannten und mit Waizen beladenen Wagen, um durch alle Länder zu ziehen und den Segen der Saaten zu spenden. Zu Eleusis aber wurde seitdem jährlich das grosse Fest der Demeter gefeiert. Das sind die berühmten Eleusinien. Vgl. Claudians Raub der Persephone, Homers Hymnus auf Demeter, Ovids Met. V.

Das Fest wurde nur von Frauen gefeiert und bei Todesstrafe durfte kein Mann zugegen seyn. Auch durften die eingeweihten Frauen das Geheimniss der mystischen Lehre nicht verrathen, die in der Feier und in dem ganzen Märchen von der Persephone verborgen lag. Der Sinn derselben war ein doppelter: Geburt und Wiedergeburt durch Vermittlung der Weiblichkeit. Persephone bedeutet einmal das Saatkorn, welches unter die Erde versenkt wird und doch wieder zu Tage kommt (*proserpere*, hervorspriessen). Zweitens aber bedeutet sie auch die menschliche Seele, welche, obgleich der Leib unter der Erde verschwindet, zu einem neuen Leben wieder geboren werden soll.

Der ägyptische Mythus von der Isis hat die grösste Aehnlichkeit mit dem griechischen von der Persephone. Die Klage um den Todten und das Suchen nach ihm stimmt ganz überein und wenn auch in der gewöhnlichen Auffassung Isis nicht wie Demeter ihre Tochter, sondern ihren verlorenen Gatten sucht, so gab es doch auch noch eine zweite Auffassung, nach welcher Osiris nicht als Gatte, sondern als junges Kind der Isis gedacht wurde. Die Mutter sucht den verlorenen Knaben und findet ihn frohlockend wieder. Minutius Felix, Octav. 21.

So wird auch, wie schon erwähnt, Dionysos, der sonst als reifer Mann erscheint, in besondern Mysterien als der kleine Knabe Jakchos aufgefasst. Der Sinn bleibt immer derselbe, ob die Mutter das Kind, oder die Gattin den Gatten sucht.

Der gewöhnliche Mythus von der Isis, wie ihn uns hauptsächlich Plutarch in seiner Isis aufbewahrt hat und den wir hier zur Vergleichung beiziehen müssen, ist kurz folgender. Osiris und Isis, die Kinder derselben Mutter Rhea, lieben sich schon im Mutterleibe, wie sie sich auch noch nach dem Tode lieben sollen. Sie kommen als das glücklichste Ehepaar auf die Welt und beglücken auch alles um sich her, er durch weise Gesetze, sie durch Ackerbau und reiche Ernten. Daher der Segen des Nilthals, wo sie zuerst verweilten. Osiris aber wollte auch die übrige Welt beglücken und ging deshalb mit zahlreichem Gefolge in die Welt hinaus. Unterdess regierte Isis über Aegypten allein und obgleich des Osiris böser Bruder Typhon sie zu verführen trachtete, wies sie ihn doch herzhaft ab und Osiris kehrte zurück. Nun aber schaffte ihn Typhon mit arger List aus der Welt. Er liess nämlich einen prächtigen Kasten verfertigen, welcher dem gehören sollte, der mit seinem Leibe grade hineinpassen würde. Keinem passte er, bis Osiris sich hinein legte, und kaum war er drin, so schloss Typhon den Kasten zu und stürzte ihn in den Nil, in welchem er fortschwamm. Isis jammerte laut und wollte nicht ruhen, bis sie ihn wiederfände. Endlich fand sie ihn im Schilf am Ufer des Meeres bei der Stadt Byblos, wo der Kasten angeschwemmt und von einer Erikastaude überwachsen war, aber Osiris ist todt und Isis sass traurig an den Mauern von Byblos. Da kamen Mägde der Königin heraus, trösteten sie mitleidig. Sie aber flocht ihre aufgelösten Haare und salbte sie. Davon nahmen die Mägde einen solchen Wohlgeruch mit, dass die Königin darüber erstaunt, die Fremde rufen liess und sie zur Amme ihres Söhnchens nahm. Als Isis einmal bei Nacht das Kind in Feuer badete, um es von allem Irdischen zu reinigen, bemerkte es die Königin und entsetzte sich. Isis aber offenbarte sich in ihrer Göttlichkeit unter Blitz und Donner, schritt hinaus, öffnete jetzt erst den Kasten und nahm den Leichnam ihres Gatten mit, um bei ihm zu ruhen, wie sie im Leben gethan hatte. Der ältere Sohn des Königs sah einmal dabei zu,

aber ein Blick der Göttin tödtete ihn. Er hiess Maneros und von ihm erhielten die Klagelieder denselben Namen. Isis brachte den Leichnam ihres Gatten nach Aegypten zurück, wo Typhon ihn nochmals raubte, in Stücke schnitt und wieder ins Meer warf.

Man sieht, das Ganze ist eine Allegorie des Todes und Grabes, in Hinweisung auf die Fortzeugung des menschlichen Geschlechtes. Osiris hat sich im Tode wie im Leben der Menschheit geopfert, damit sie auf Erden fortdauere und nach seinen Gesetzen lebe. Isis harrt seiner und das motivirt die nie endende Klage an seinem Todtenfeste. Er ist das Vorbild aller Sterbenden auf Erden, sie das Vorbild aller Ueberlebenden und Verbürgerin des Wiedersehens. Das und nichts anderes ist der Sinn der Isismysterien, wie der Eleusinien und der Todtenklage des Adonis.

Daher die Wehklage der Isis bei jedem Todesfalle im alten Aegypten wiedertönte. Die Hinterbliebenen identificirten sich mit der um den todten Gott klagenden, aber seines Wiedersehens harrenden Göttin. In einem ägyptischen Mumiensarge hat man eine grosse Papyrusrolle gefunden, die jetzt im königlichen Museum zu Berlin aufbewahrt wird und auf welcher jene rührende Wehklage der Isis geschrieben steht, als ein Segen und eine Verheissung dem Todten, als ein Trost und eine Hoffnung den Hinterbliebenen. Aus der Uebersetzung von Brugsch, Adonisklage S. 22. hier nur einige Stellen: „Kehre wieder, kehre wieder! denn die, welche dir feindlich waren, sind nicht mehr da. Ach, schöner Helfer, kehre wieder, damit du mich schaust, deine Schwester, die dich liebet! Nahst du mir nicht? schöner Jüngling, kehre wieder! Ich sehe dich nicht, mein Herz ist betrübt um dich, meine Augen suchen dich. Ich irre umher nach dir, um dich zu schauen, du schöner Gebieter, um dich zu schauen, den Strahlenden. Komme zu deiner Geliebten, zu deiner Schwester, zu deinem Weibe, zu deiner Mutter. Ach, herrlicher König, kehre wieder!“ etc. Die Worte wiederholen sich, wie in den christlichen Litaneien.

Was uns nun von der griechischen Wehklage um Adonis erhalten ist, kommt zwar nur in den Umschreibungen von Dichtern vor, bei Theokrit, Bion und Moschus, hält aber noch

ganz den nämlichen Ton, wie die Klage um Osiris, so dass wir kaum zweifeln können, jene Dichter sind einer landüblichen Litanei gefolgt. Die griechische Liebesgöttin Aphrodite wird von Bion in seiner Todtenfeier des Adonis also angeredet:

Klage, Gesang, um Adonis: verblüht ist der schöne Adonis!
Wehe, verblüht ist Adonis! So klagen mit uns die Eroten.
Nicht auf Purpurgewand, o Kypria, schlummere ferner;
Hebe dich schwarz umhüllt, Unglückliche! schlage die Brust dir!
Wehe da liegt Adonis —
Auch die Rose der Lippen verwelket ihm; und um die Lippen
Stirbt auch selber der Kuss, dem Kypris niemals entsagte.
Kypris liebt auch den Kuss des nicht mehr lebenden Jünglings,
Doch nicht weiss es Adonis, dass sie im Tod ihn geküsst hat.
Klage, Gesang, um Adonis, mit uns wehklagen Eroten.
Wehe, Weh dir Kythereia, verblüht ist der schöne Adonis.
Echo ruft entgegen: Verblüht ist der schöne Adonis!

Vergl. die 15. Idylle des Theokrit.

8.

Die Bedeutung einiger deutscher Pfingstlieder.

Die Erinnerung an die schmerzlichen Klagen der Isis um den verlorenen Osiris, der Aphrodite um den verlorenen Adonis erklären uns die seelenvolle Klage in alten Volksliedern, die hin und wieder noch in Deutschland gesungen werden. Es sind Frühlingslieder, welche nur noch von Kindern zu Pfingsten gesungen werden, und die Klage der Sonne um den Sommergott, den sie im Winter verloren hat, und die Wonne seines Wiederfindens im Frühling enthalten. Der Tod des Sommers geht aber in der heidnischen Erinnerung der Deutschen immer parallel dem Tode Baldurs und jede Pfingstfeier ist nur ein Vorbild der grossen Wiedergeburt in der Ewigkeit.

In Strackerjans Aberglauben und Sagen aus dem Oldenburgischen II. 48. sind Pfingstlieder abgedruckt, welche noch im Städtchen Vechta gesungen werden. Der Ort ist zu Pfingsten mit Kränzen geschmückt und in der Mitte hängt eine prächtige Krone von Blumen und Bändern, unter welcher ein

Reigen getanzt und gesungen wird. Der Inhalt des Liedes ist: eine sehnsüchtig Liebende sucht den verlornen Geliebten:

Jammer, Jammer über Jammer!
Hört, was ich euch sagen will.
Ich hab' verloren meinen Schatz.
Macht auf, macht auf den Gartenplatz.
Ich will gehen und will stehen,
Wo ich ihn nur treffen kann.

Nun findet sie ihn und das Lied, das im Chore gesungen wird, fährt fort:

Freude, Freude über Freude!
Hört, was ich euch sagen will.
Ich hab' gefunden meinen Schatz.
Macht auf, macht auf den Gartenplatz!
Schaut 'mal an, das ist mein Schatz,
Dem fall' ich zu Füssen.

In einem zweiten Liede heisst es:

Wo ist denn der Liebste mein,
Wo soll ich ihn finden?
Gestern Abend sah ich ihn
Unter einer Linden.

Aus einem dritten Liede tönt blos die Lust des Wiederfindens und des Tanzes heraus:

Das Mädchen das muss wandern gehn,
Ei was sagt der Mai,
Ei was sagt der Mai, Mai, Mai,
Ei was sagt der Mai?
Er nahm das Mädchen bei der Hand,
Ei was sagt der Mai, etc.
Das Mädchen das muss stille stehn,
Ei was sagt der Mai etc.
Der Knabe der muss wandern gehn,
Der Knabe der muss stille stehn.
Das Mädchen das muss wandern gehn.
Sie müssen beide tanzen gehn,
Tanzen gehn,
Ei was sagt der Mai?

Die beiden ersten Lieder stehen auch schon in den Münsterischen Geschichten und Sagen von 1825. Seite 267. Sehr ähnlich lautet auch das Tanzlied bei Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein S. 485.:

Jammer, Jammer hin und her,
Ueber mich zu klagen!
Es drückt mein Herze gar zu sehr,
Ich kann es gar nicht sagen.

Mach auf, mach auf den Garten,
Ich kann nicht länger warten,
Ich muss ihn suchen an diesem Platz —
Sieh da, sieh da! da steht mein Schatz.

Nun ist alle Traurigkeit verschwunden,
Hab' ich doch mein Liebsten wiederfunden.
Meine Lieb und deine
Die küssen sich ja beide.

Auch bei Engelien und Lahn, der Volksmund in der Mark Brandenburg I. 173. kommt ein ähnliches Tanzlied vor:

Hier ist's grün und dort ist's grün
Unter meinen Füssen.
Ich hab verloren meinen Schatz,
Ich werd ihn suchen müssen.

Und Seite 177:

Wer steht denn draussen vor der Thür
Und thut so leis anklopfen? —
Es ist die Gärtnerin, steht dafür —
Was hat sie denn zu schaffen?
Schliesst auf den Kreis! —
Ei so hab' ich überwunden,
Dass ich hab' mein Schatz gefunden.

Bei Montanus, Deutsche Volksfeste I. 25. heisst es in einem Pfälzer Volksliede:

Wir wollen hinaus in den Garten,
Den Sommer zu erwarten.
Wir wollen hinter die Hecken,
Den Sommer zu erwecken.

Und Seite 31. singt ein Vogel: „Sonne“ und „Maie“. Dazu:

> Der liebe Mai zieht ein
> Mit Lied und Sonnenschein.
> Er bringt Blümlein roth und weiss.
> Er bringt Vöglein jung und alt,
> Im grünen, grünen Wald.

Das alles kann man nicht anders verstehen als dahin, dass die Sonne den Mai oder Sommer sucht und aus dem winterlichen Todesschlafe aufweckt, als Vorbild der Auferstehung im Himmel.

Drittes Buch.

Die Erlösung am Ende der Zeit.

1.

Die Hoffnung auf das Jenseits der Trost im Diesseits.

Wir haben bisher die mythischen Vorstellungen verfolgt, die sich auf den Lauf der Sonne beziehen, und kommen jetzt auf die vielen andern zu sprechen, in welchen die Sonne als an einem bestimmten Punkte des verlornen Geliebten harrend gedacht ist. Dieser Punkt existirt nur in jedem Knotenpunkt des Sonnenlaufs oder in den h. Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche, in welchen, der ausführlich von uns erörterten Symbolik zufolge, die Sonne still stehen und aus der Zeit Ewigkeit werden soll. Diese heiligsten Stunden des Jahres sollen inmitten der Zeit die Menschen an die Ewigkeit mahnen. Wie die Sonne selbst, so ist auch die Menschheit im Ringe der Zeit gefangen, um einst daraus erlöst zu werden, und ausruhend von den gemeinen Geschäften des zeitlichen Lebens soll der Mensch in jenen Hochzeiten des Jahres sich der Betrachtung des Ewigen zuwenden, ja soweit er es vermag schon die Freuden des Himmels vorausgeniessen. Wie wir das im Buch von den Saturnalien bereits auseinandergesetzt haben.

Sofern die in der Zeit gefangene Sonnengöttin das Ewige an sich bezeichnet, ist sie die jungfräuliche Iduna; sofern sie sich aber der Zeit zuwendet, um in derselben den Menschen ein Trost zu seyn, ihnen zu leuchten, sie zu wärmen, der Erde Fruchtbarkeit mitzutheilen, woraus den Menschen die Nahrung erwächst etc., nimmt sie einen fraulichen und mütterlichen

Charakter an. Man musste sie aber immer noch in ihrer Trennung von der Ewigkeit als Nanna, als die Wittwe des verschwundenen Baldur denken. Dass beide, Iduna und Nanna, wesentlich dasselbe sind, bezeugt ausdrücklich das Eddalied von Odins Rabenzauber 8. Insofern dürfen wir auch die Herabkunft Idunas im Wolfspelz und den Scheiterhaufen, auf welchem sich Nanna mit Baldur verbrennt, gleichermaassen als den Anfang der Zeit in der ersten Wintermitte, im ersten Solstitium denken. Trat die Sonne in die Zeit ein, so konnte es nur unter dem Sinnbild des Nordlichts in der längsten und finstersten Winternacht geschehen. Wie die Edda erzählt, schleuderte Thor in Nannas Scheiterhaufen den Zwerg Litr. Dieser ist der Genius der Farben. Die ursprünglich als reines Licht vom Himmel gekommene Iduna trat erst im Beginn der Zeit in das Farbenspectrum auseinander, und wurde insofern zur Nanna. Die aus dem Himmel Verbannte widmete von nun an ihre Sorge der Zeit und dem Raum des irdischen Daseyns.

Während nach einer Seite hin Nanna um den verlorenen Baldur klagt, wie Isis um den verlorenen Osiris, und die Sehnsucht nach ihm ihre innerste Seele erfüllt, wirkt sie nach der andern Seite hin als eine gütige Mutter, Helferin und Trösterin der Menschen. Auch schon Iduna ist als Allhelferin deshalb nicht zu verkennen, weil sie in der Edda wiederholt die Hüterin des Tranks und der Aepfel, welche die Unsterblichkeit gewähren, genannt wird. Thiodolf Hwin, der Skalde, der im 9. Jahrhundert am Hofe Harald Schönhaars lebte, nennt in den Kenningar die Iduna eine Jungfrau, welche Schmerzen heilt und auch bewirkt, dass die Asen nicht alt werden. Er nennt sie *goda dis*, d. h. die Göttin der Götter, wobei *dis* insbesondere die Bedeutung der Schicksalsgöttin hat. Vergl. Wachter bei Ersch und Gruber s. v. Idun. Das alles weist darauf hin, dass unter Iduna die ewige Verjüngung, der ewig rein bleibende Urquell, das Heiligste in der ganzen Natur wie in der sittlichen Welt, verstanden werden muss, das ewig Jungfräuliche im Wechsel aller Geburten, das reine und heilige Licht im Wechsel aller Farben, ganz so, wie auch die Griechen sich das Wesen ihrer Athene dachten.

2.

Die verwünschte, auf ihren Erlöser harrende Jungfrau.

In vielen hundert Volkssagen des weiten germanischen Gebietes begegnet uns immer und immer wieder eine verwünschte Jungfrau, schön und vornehm, unter reichen Schätzen, aber klagend, weil sie in einem Verbannungszustand leben muss und immer vergebens auf den Erlöser wartet. Kein altheidnischer Volksglaube hat bis auf die heutige Zeit so zahlreiche Spuren hinterlassen, als dieser. Es muss ihm also in der heidnischen Vorzeit eine grosse Wichtigkeit beigelegt worden seyn. Ich denke, die Zeit ist vorüber, in der sich die gelehrte Welt entweder gar nicht um die mündliche Ueberlieferung des Volksglaubens bekümmerte, oder nur ein dummes Gesicht dazu machte, worin Verachtung dessen sich ausdrückte, was man nicht verstand. Seit den Forschungen Jakob Grimms ist das Studium unseres alten Volksglaubens wissenschaftlich legitimirt und darf sich die Hoffahrt nicht mehr anmassen, nur das Studium fremder Völker zu respectiren, das des eigenen zu verachten. Damit ist aber das Dunkel, was über unserm alten Volksglauben lag, noch lange nicht beseitigt. Das Studium ist noch zu neu, und auch nicht rein geblieben von falschen Voraussetzungen. Das Wesen der altheidnischen Göttin, von der wir hier handeln, wurde bisher noch niemals richtig erkannt, die überwältigende Menge von Beweisstellen, wie ich sie im gegenwärtigen Werke vorlege, noch niemals zusammengetragen. Was einst allen tiefern und feinern Geistern der germanischen Race das Eigenste, Bekannteste und Liebste war, ist dem heutigen Geschlecht ganz fremd geworden.

Die falsche Voraussetzung war geraume Zeit, die alten Deutschen seyen ungeschlachte Barbaren gewesen. Nun beweisen aber nicht nur die alten Edden, Lieder und Sagen des Nordens noch aus heidnischer Zeit, sondern auch die noch in Deutschland erhaltenen alten Dichtungen aus der Heidenzeit, die Nibelungen, das Heldenbuch, die Gudrun etc. und dazu unzählbare Volkssagen und Märchen, die unzweifelhaft altheidnischen Mythus enthalten, sie alle beweisen uns, dass schon vor 2000 Jahren unter unsern germanischen

Vorfahren ein religiöser Glaube und eine mythengestaltende Poesie vorwalteten, die nur theils durch priesterliche Genossenschaften und Geheimbünde, theils an den Höfen der Könige und in den heroischen Genossenschaften fortgepflanzt werden konnten. Die uns noch erhaltenen Denkmäler der nordischen Skaldendichtung beweisen, in wie hohem Grade jene germanischen Heiden im Norden des Gedankens und der Sprache Meister waren, und in unsern Volksmärchen gibt sich fast durchgängig eine poetische Erfindungskraft und feine Charakteristik zu erkennen, hinter denen die Leistungen der modernen Poesie nur zu oft zurückbleiben. Es liegen uns hier geistige Schätze vor, von denen wir um so mehr Kenntniss nehmen sollten, als sie unserer Nationalität ureigen und durchaus originell sind.

Nur sehr selten haben die Sagenforscher wenigstens das Verhältniss der altdeutschen Sonnengöttin zum Kalender begriffen und hin und wieder die Gefangenschaft oder Verwünschung der himmlischen Jungfrau und ihre endliche Befreiung auf die Gefangenschaft der Natur im finstern und kalten Winter und auf deren Befreiung im lichten und warmen Frühling gedeutet. Von einem noch anderweitigen Verhältniss der Sonne zum Ganzen der Zeitlichkeit und zur Ewigkeit hat man nichts begriffen. Beide Verhältnisse bestehen neben einander und es fehlt nicht an Sagen und Märchen, in denen, was in beiden Verhältnissen verwandt erscheint, zusammengeworfen ist, so dass man nicht immer leicht zu erkennen vermag, welches Verhältniss ursprünglich gemeint ist. Denn natürlicherweise sehen sich Märchen, die nur von der Befreiung der Sonne aus der Gewalt des Winters durch den Frühlingsgott handeln, und solche, die den Verwünschungszustand der Sonne während der ganzen Zeitlichkeit ins Auge fassen und ihren Befreier erst ans Ende der Zeit versetzen, in den beiden Hauptfiguren, der verwünschten Jungfrau und dem Befreier, ziemlich ähnlich. Indessen ergibt sich, wenn man etwas schärfer zusieht, doch ein überraschendes Uebergewicht zu Gunsten des zweiten Verhältnisses, in welchem die Sonne nicht mehr zum Jahre im Einzelnen, sondern zur Zeitlichkeit und Ewigkeit im Grossen steht.

Wenn zu Johanni die Sonne am höchsten steht, dürfen

wir uns ihres Segens erfreuen und bleibt eigentlich nichts zu wünschen übrig. Wozu bedarf es denn in dieser schönen und fruchtbaren Sommerzeit der Klage einer verwünschten Jungfrau, die erlöst seyn möchte? Mit dieser Klage ist unfehlbar ausgedrückt, dass es sich um ein Leid handelt, welches nicht blos einen Winter, sondern die ganze Zeitlichkeit hindurch dauert. Damit stimmen nun auch die Volkssagen durchgängig überein. Die verwünschte Jungfrau erscheint nur in der h. Stunde der Sonnenwende, also nur in dem Moment, in welchem die Zeit zur Ewigkeit wird und die Beziehung der in die Zeit gebannten Göttin zur Ewigkeit allein erkennbar wird. Das ist der geeignete Moment, in welchem der schöne Flüchtling aus der Ewigkeit klagen darf, noch immer in die Zeit gebannt zu seyn. Die Volkssage berichtet ferner in vielen Fällen, die verwünschte Jungfrau werde nur alle sieben Jahre, sogar nur alle hundert Jahre einmal sichtbar. Das alles weist über den engen Kreis des Jahreslaufs in eine lange ferne Zeit hinaus. Auch weiss die Sage, dass sie sich nur reinen und völlig unschuldigen Jünglingen zeigt, und dass doch keiner sie hat erlösen können, weil das überhaupt kein sterblicher Mensch vermag, sondern nur ein Gott, der aus der Ewigkeit kommen wird, wenn es keine Zeit mit ihrer Sünde mehr gibt. Ausserdem zeigen uns die Volkssagen und Märchen die verwünschte Jungfrau nicht selten mit dem schlafenden Kaiser, mit dem Symbol des Bechers, des himmlischen Gartens und Jungbrunnens verbunden, so dass kein Zweifel übrig bleiben kann, es ist hier jener Himmel in der Ewigkeit gemeint.

Zuweilen heisst es, die verwünschte Jungfrau sey schwarz und könne erst durch die Erlösung weiss werden. Grimm, Hausmärchen Nr. 137. Wolf, Deutsche Hausmärchen Seite 131. 408. Das ist der Uebergang von Nacht in Tag, von Winter in Sommer, dem der Uebergang aus der bösen Zeitlichkeit in die Ewigkeit entspricht. Da die verwünschte Jungfrau ein paarmal schon halb erlöst, d. h. halb schwarz gesehen wird, hat man sie irrthümlich auf die nordische Todesgöttin Hel bezogen, die als ein böses Wesen gar nicht hierher passt.

Auf eine sehr bezeichnende Weise heisst es in Kuhns märkischen Sagen Nr. 173. von einer Gegend, namens Blumenthal, dort zeige sich die verwünschte Jungfrau, dort sey eine

herrliche Stadt einst untergegangen und dort tose auch das wilde Heer. Das bezeichnet sehr deutlich den Sieg Odins über Iduna und die Erinnerung an den Verlust des Himmels. Eine verwünschte Jungfrau lockt am Johannistag in den Berg und bietet dem Schätze dar, der sie erlösen kann. Pröhle, Harzsagen S. 50. Cæsar. Heisterb. V. 30. Sommer, Sächs. Sagen I. 19. Schambach und Müller Nr. 109. 117. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 161. 172. 208. 209. 210. Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 23. Schaubach, Alpen III. 21.

Die Beziehung auf die Sonne ist öfter deutlich bezeichnet. Bei Meran in Tirol zeigt sich in einer Gegend, wo nach dem Volksglauben ein Sonnentempel gestanden haben soll, eine verwünschte Jungfrau und klagt. Wenn sie sich auf die Iffinger Spitz setzt, kommen Gewitter. Schaubach, Alpen IV. 75. Sehr merkwürdig ist ein lithauisches Volkslied, das noch aus der Heidenzeit stammt. Ragaina, die letzte Riesentochter, blieb, als alle Riesen die Erde verliessen, um sie den Menschen zu überlassen, allein auf einem Berge stehen. Vergebens umdrängten sie alle Riesen und beschworen sie, mitzukommen. Sie blieb allein zurück und harrte auf Litwo, den schönen Sohn der Sonne, bis er kam und mit ihr das neue Menschengeschlecht erzeugte. Jordan, Lithauische Volkslieder S. 64.

Auch der Becher der Wiedergeburt, der als h. Graal dem Naturcentrum angehört, den Bragi, Idunas treuer Begleiter, und auch St. Hülfen zum Attribute hat, kehrt in den Sagen von den harrenden Jungfrauen wieder. In einer Höhle auf der Insel Rügen sitzt eine schwarze Frau neben einem goldnen Becher und harrt vergebens auf Erlösung, weil jeder, der hinkommt, zuerst nach dem goldnen Becher greifen will und auf sie selbst nicht achtet. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 212.

An den schlafenden Gott erinnert eine Sage vom Ortenstein in Graubündten. Hier nämlich werden im Innern eines Berges grosse Schätze von einer blonden Jungfrau gehütet, in deren Gesellschaft sich auch ein Greis befindet. Die Jungfrau harrt bei Sonnenaufgang an jedem Sonntag auf Jemand, der da kommen soll, verschwindet aber, wenn man sie anredet. v. Falkenstein, Kaisersagen S. 83.

Auch mit dem Apfelgarten im Naturcentrum wird die Verwünschte verbunden. In einer freilich ganz christianisirten Legende in Stöbers Alsatia 1858. S. 275. heisst es von einer Spinnerin, sie sitze in einem Obstgarten, spinne Tag und Nacht ununterbrochen fort und hüte zugleich das Obst. Einmal sey die Mutter Gottes gekommen und habe sie um einen Apfel gebeten, sey aber von der Spinnerin ausgescholten worden und habe dafür den Fluch auf sie gelegt, dass sie ewig spinnen solle.

Auch die gewöhnlich mit dem Apfelbaum verbundene Quelle wird mit der harrenden Jungfrau verbunden. Auf der Altenburg bei Illmenau in Thüringen harrt ein stolzes Fräulein, das alle Freier verachtet und nur nach einem Könige verlangt hatte, an einem Brunnen sitzend, immer noch auf den königlichen Bräutigam, der da kommen und sie erlösen soll. v. Steinau, Volkssagen S. 129. Ebenso harrt eine schöne blonde Jungfrau an dem danach benannten Maidebrunnen bei Hohenburg auf den verlorenen Geliebten. Stöber, Elsäss. Sagenbuch, S. 402. Eine ähnliche Sage von Altwindstein, das. 390. Frau Holle badet zur Mittagstunde auf dem hessischen Berge Meissner in einem See, der danach Frauhollenbad heisst. Prätorius, Weltbeschreibung I. 476. Lyncker Nr. 19. Wer sie sieht wird blind oder verrückt. Panzer II. 115. Eine weisse Frau erscheint Mittags bei Heigens und begiesst die Leute mit Wasser. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 210. Eine andere erscheint am Ufer eines Bachs bei Prüm in der Johannisnacht, daselbst Nr. 208. Eine weisse Frau wäscht sich an der Ill im Elsass. Stöber Nr. 7. Andre Beispiele daselbst Nr. 261. Meier Nr. 10. 339. Vonbun, Beiträge S. 25. Pröhle, Unterharzische Sagen S. 78. Schambach und Müller Nr. 81. 126. Gottschalk, Ritterburgen VIII. 66. Müllenhoff Nr. 249. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 267. Ziehnert, Sachsens Volkssagen III. 291. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 129. Bei Bernburg wirft die Jungfrau ein goldnes Ei ins Wasser: wer es findet, soll sie erlösen; das. Nr. 176.

In einer niedersächsischen Sage bei Schambach und Müller S. 253. ist die verwünschte Jungfrau von lauter Katzen umgeben, was auf die Göttin Freyja hinzuweisen scheint, weil deren Attribut die Katze ist.

Merkwürdig sind die in Kuhns Norddeutschen Sagen S. 70. mitgetheilten drei Volkssagen von Jnngfrauen oder Frauen, welche gewünscht haben sollen, ewig zu leben, und denen dieser Wunsch erfüllt wurde. Sie sollen noch jetzt leben und eine zu London, eine zu Danzig, die dritte zu Lichterfelde in der Kirche in einem Korbe hängen. Die in London wird nur je in der Mittagsstunde des Johannistages, auch die in Lichterfelde an einem andern ungenannten Tage mit einer Semmel, die in Danzig am Neujahrstage mit einer Oblate gespeist.

Zuweilen ist das Haar der verwünschten Jungfrau verwirrt und die Sage berichtet ausdrücklich, sie könne nicht erlöst werden, bis ihr jemand die Haare geflochten habe. So bei Bischofsheim unfern von Basel. Kohlrusch, Schweizersagen I. S. 369. Und auf dem Schloss Reifenstein. Rochholz, Naturmythen S. 140. Dies ist merkwürdig, weil es an die altdeutsche Sitte erinnert, nach welcher man die Haare wild und ungekämmt wachsen liess, bis man ein Gelübde erfüllt hatte. Vali selbst, der Frühlingsgott, kämmte und schor sich das Haar nicht, bis er den Tod Baldurs gerächt hatte.

3.

Die harrende Spinnerin.

Die verwünschte Jungfrau spinnt gewöhnlich. Als Spinnerin kommt sie in den meisten Volkssagen vor. Nach v. Falkensteins Kaisersagen S. 215. muss die verwünschte Jungfrau auf Arnstein im Harz unaufhörlich spinnen und kann nicht eher erlöst werden, bis sie ganz wird abgesponnen haben. Das stimmt mit der Symbolik überein, nach welcher die Sonne die Lebensfäden spinnt, so lange die Zeit dauert.

Als Spinnerin ist auch die Göttin Bertha und Frau Holle im deutschen Volksglauben bekannt. Bertha, die Spinnerin, ist so sprüchwörtlich geworden, dass der Name und die Spindel von der heidnischen Göttin auf die Königin Bertha, Mutter Karls des Grossen, wie auch auf eine Königin von Burgund übergegangen sind. Simrock hat ein eigenes Buch über Bertha die Spinnerin geschrieben. Die Mutter Karls des Grossen

heisst in altfranzösischen Dichtungen auch Bertha mit dem Gansfuss oder grossen Fuss und die Märchen der s. g. Mutter Gans sind uralt in Frankreich. Man versteht unter der weissen Gans den Schnee, der im Winter mütterlich die Saaten zudeckt, und unter dem rothen oder gelben Gansfuss, in vielen Märchen auch unter dem goldnen Ei der Gans, die Wintersonne. Ausserdem hat der Gansfuss dieselbe Bedeutung wie der Drudenfuss oder das Pentagramm, das magische Zeichen, wodurch jeder böse Zauber abgewendet wird, wodurch alles Dämonische und Böse verschlossen und versiegelt und alles Himmlische und Gute geöffnet wird. Wenn wir nun finden, dass die verwünschte Jungfrau rothe Schuhe trägt (Schwab, Ritterburgen der Schweiz III. 308. Heer, Glarus 317) oder gelbe Pantoffeln (Kuhn, Märk. Sagen Nr. 199), so deutet das auf den Gansfuss der Bertha.

Die verwünschten und spinnenden Jungfrauen haben in mehreren Sagen noch den Namen der Göttin erhalten, so heisst die berühmte Spinnerin am Kreuz bei Wien Bertha, und Tkany, Mythol. der Deutschen und Slaven II. 116. erzählt von ihr, sie habe hier gesessen und gesponnen, bis ihr Gatte aus dem h. Lande zu ihr zurückgekehrt sey. Schlager in den Wiener Skizzen I. 205. hält die Sage für spätere Erfindung, wenn aber auch das Kreuz, das zu ihrem Andenken errichtet wurde, neu ist, so kann doch die Sage sehr alt seyn. Auch Schwarz, Buchenblätter S. 160. kennt eine Bertha, die vom neuen Berge aus unaufhörlich nach ihrem verlornen Geliebten ausschaut. Auch Montanus, Vorzeit von Cleve I. 423. gedenkt einer Braut, die auf ihren im h. Lande weilenden Bräutigam harrt und immerfort spinnt. Nach Leibrock, Sagen des Harzes 55. spinnt eine prächtig gekleidete Jungfrau nie endendes Garn und harrt auf Erlösung. Eine verwünschte Prinzessin wird spinnend nur zu Johanni erblickt. Gödsche, Schles. Sagenschatz S. 267. Gottschalk, Ritterburgen VI. 62. Thüringen und der Harz VII. 98. Eine schwarz gekleidete spinnt Gold. Grimm, D. Myth. 919. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 165. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes I. 69. Wenn die blonde schöne Frau auf dem Stellauer Schlosse die goldne Spindel dreht, wird plötzlich eine grosse Stadt mit vielen Menschen sichtbar. Müllenhoff Nr. 461. Eine verwünschte

Jungfrau über einem versunkenen Ort kennt auch Schreiber, Sagen I. Nr. 67. Auf der Staufenburg harrt eine Jungfrau auf ihren Geliebten mit solcher Geduld, seit Jahrhunderten, dass ihre Fusstapfen tief in den Stein eingedrückt sind.

Die verwünschten Jungfrauen sind gewöhnlich blond und man sieht oft, wie sie ihre goldnen Haare kämmen. Goldne Haare bedeuten die Sonnenstrahlen auch in der Mythologie der Griechen. Solche verwünschte Jungfrauen, die sich kämmen oder die Haare waschen, kehren ausserordentlich oft in unsern Sagen wieder, und dass unter ihnen Frau Holle verstanden sey, wird öfter bestätigt. Bei Grimm, D. Myth. 435. verleiht Frau Holle die Gabe, aus ihrem blonden Haare Perlen und Edelsteine zu kämmen. In andern Sagen spinnt Frau Holle im Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft, und schenkt unschuldigen Menschen, die dahin kommen, goldne Flachsknoten. Büsching, Volkssagen 324. Bechstein, Thüring. Sagen IV. 21., 67. Auch auf einem Berge bei Apolda breitet Frau Holle goldne Flachsknoten aus. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 245. Flachsspinnen und Haarekämmen gehört der gleichen Symbolik an. Ueber das Kämmen der verwünschten Jungfrau in unsern Sagen vergl. Bechstein, Thüring. Sagen II. 94. v. Steinau, Volkssagen Nr. 49. Mone, Anz. VIII. 304. Baader Nr. 8. Insbrucker Phönix 1851. S. 190. Panzer 82. Grimm, D. Sagen Nr. 11. Reusch, Sagen des Samlandes Nr. 8. 12. 13. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Volkssagen Nr. 191. 192. Thüringen und der Harz VI. 285. Preusker, Blicke II. 217. Rochholz, Aarauer Sagen Nr. 9. 18. 126. 128. Dessen Naturmythen S. 176. — Kaum weniger oft trocknen die verwünschten Jungfrauen goldne Flachsknoten. Grimm, D. Sagen Nr. 10. Gottschalks Sagen 41. Bechstein, Thüring. Sagen II. 68. 93. Thüringen u. der Harz VII. 98. Flachsjungfrauen sollen nur alle hundert Jahre einmal erscheinen. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 64. 112. und Bechstein, Thüring. Sagen III. 202. Merkwürdig ist die verwünschte Jungfrau, die in der Christnacht mitten im Schnee, mit einem Sonnenhut bedeckt, Flachs ausbreitet. Mone, Anz. V. 175. Baader Nr. 277.

Von einer Jungfrau, die des verlorenen Geliebten harrt, gibt es noch Volkslieder. Firmenich, Völkerstimmen I. 342.

379. Auf Schloss Lichtenfels hört man die Harrende zuweilen rufen: Kommt mein Kunimund noch nicht? Schöppner I. 193. Eine klagende Jungfrau sucht ihren Geliebten und wenn sie sich auf der Ifflinger Spitz niederlässt, entstehen Gewitter. Schaubach, Alpen IV. 74.

4.

Wegwart.

Die blaue Blume, deren uralt deutscher Name Wegwart ist, steht wirklich gewöhnlich an Wegen. Obgleich von schöner blauer Farbe, hat sie doch in ihrer Ausbreitung etwas Sonnenartiges, so dass man sie eine in die Farbe der Trauer getauchte kleine Sonne nennen könnte. Und sie wurde in der That zum Sinnbild der auf ihren Erlöser harrenden Göttin gemacht.

In Vintlers Blume der Tugend heisst es: *vil die yechen die Wegwart sei gewesen ein fraw zart und wart irs pullen noch mit smerzen.* Schmeller, Bayr. Wörterb. IV. 47. Grimm, D. Myth. 787. Die liebend Harrende ist zugleich heilkundig. Nach dem Buche des Albertus Magnus, Nürnberg 1755. S. 159. heilt das Kraut kranke Augen und ist Liebenden günstig. Auch in Mizaldi 900 Geheimnissen 139. heisst es, wer das Kraut im Zeichen der Jungfrau breche und mit einem Wolfszahn bei sich trage, den müsse jedermann lieben. Nach Theophrastus Paracelsus, opera 1616. II. 304. verwandelt sich die Wurzel alle sieben Jahre in einen Vogel, die Blume aber richtet sich beständig nach der Sonne. Des Krautes Kraft ist am wirksamsten, wenn die Sonne am höchsten steht.

Wahrscheinlich slavischen Ursprungs, doch mit Vintler übereinstimmend ist der Volksglaube, dessen von Hormayr in seinem Taschenbuch von 1822 und Wolny in seinem Taschenbuch für die Geschichte Mährens II. 249. gedenken. Auf der Grenze zwischen Schlesien und Mähren liegt der Altvaterwald. Darin hauste einst der Zauberer Batir mit seiner schönen Tochter Czekańka, deren Geliebter Wrawenez von einem Nebenbuhler ermordet wurde. Sie aber

erstach sich auf dem Todtenhügel des Geliebten und wurde in die blaue Blume Wegwart verwandelt. Der Mörder, welcher Kotaucz hiess, schüttete aus Wuth einen Ameisenhaufen über die Blume aus, die kleinen Thiere verfolgten ihn aber, bis er sich in eine Schlucht des nach ihm benannten Berges stürzte. Von diesem Berge finde ich bei Stradowski, sacra Murawiæ hist. 42., dass man auf ihm die Sonnenwende feiere.

In einem abgelegenen Winkel der Oberpfalz fand Panzer ebenfalls eine merkwürdige Sage von der blauen Blume Wegwart. Eine schöne Königstochter wurde von ihrem Geliebten verlassen und weinte um ihn und alle ihre Dienerinnen weinten mit ihr. Als der Kummer sie ganz entkräftet hatte, wünschte sie zu sterben und doch auch nicht zu sterben, um ihren Geliebten noch auf allen Wegen sehen zu können, wenn er wieder käme, und ihre Dienerinnen wünschten dasselbe, um von ihm auf allen Wegen gesehen zu werden und ihn so auf die Verlassene aufmerksam zu machen. Da wurde die Königstochter in eine weisse, ihre Mädchen aber wurden in blaue Wegwarten verwandelt. Jene blüht selten, diese aber auf allen Wegen. Panzer, Beitrag II. 204.

Eine Erinnerung enthält auch die schwäbische Volkssage, wonach die blauen Wegwartblumen böse, die weissen gute Menschen gewesen seyn sollen. Wenn man die weisse Wegwartwurzel zu Mittag des Jakobitags mit einem Goldstück abschneidet, soll die Wurzel dann jeden Dorn aus der Wunde ziehen und jede Wunde heilen. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 264. Sollte darin eine Anspielung auf den Schlafdorn der Brynhilldur liegen? Nur beiläufig sey noch bemerkt, dass die verwünschte Jungfrau bei Langensteinbach einen Strauss blauer Blumen in der Hand trägt. Mone, Anz. V. 321.

5.

Hildegard.

Ein grosser Sagenkreis hat zum Inhalt das edle Dulden einer heilkundigen Frau. Die Sagen sind ohne Zweifel alten Mythen entlehnt und nur in den historischen Kreis hineinge-

zogen worden. Wenn das Volk eine gute Fürstin verehrte, warum hätte es auf sie nicht Erinnerungen an eine ehemals hochverehrte gute Göttin übertragen sollen? So ging die gute Göttin Bertha in die fränkische und burgundische Königin desselben Namens über. Hildegard ist vielleicht nur ein anderer Name für dieselbe Göttin.

Nach fränkischer Sage war Hildegard aus einem hohen schwäbischen Geschlecht gebürtig und Karl dem Grossen vermählt, aber während dessen Abwesenheit von seinem Bruder Taland mit Liebesbitten bestürmt. Sie sperrte ihn ein und hielt ihn gefangen, bis der Kaiser zurückkam. Nun aber log Taland, sie habe ihn nur eingesperrt, um ungestört ihre vielen ehelichen Untreuen begehen zu können. Karl glaubte ihm und befahl, die Kaiserin hinzurichten. Aber eine Stimme vom Himmel erschreckte den Henker, so dass Hildegard sicher davon ging. Sie pilgerte nach Rom und diente in einem Hospitale, wo sie bald als Heilkundige zu grossem Ruhme gelangte. Mittlerweile wurde Taland vom Aussatz befallen und blind, vernahm den grossen Ruhm der unbekannten Spittlerin in Rom, reiste dahin und flehte sie um Hülfe an. Da befahl sie ihm, ehe sie seinen Körper vom Aussatz reinige, zuvor seine Seele mittelst der Beichte von ihren Sünden zu reinigen. Taland bekannte nun seine Schuld und wurde von Hildegard geheilt. Kaiser Karl aber erkannte sie wieder und führte sie im Triumph nach Aachen zurück. Sie ist unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und wird verehrt am 30. April. Vincent. Bellov. spec. hist. VII. 90. Acta S. S. vom 30. April. Ihre schöne Legende ist auch in einem altfranzösischen Gedicht behandelt. Histoire lit. de la France XIX. 850. Legrand, Fabliaux V. 271.

Derselbe Name kehrt noch in einer andern Sage wieder und kommt hier noch ein Zug aus dem oben erwähnten Sagenkreise vom Herabstürzen aus der Höhe hinzu. Hildegard, Gemahlin des Grafen von Cilly, wird fälschlich der Untreue angeklagt und aus dem Fenster der Burg herabgestürzt, aber von einem Engel gerettet, die falsche Anklägerin versteinert. Hildegard entkommt und stiftet eine Kirche. In dieser Kirche sieht ihr Gatte sie plötzlich wieder in solchem Glanze, dass er davon erblindet. Nach sieben Jahren der Busse aber macht

sie ihn wieder sehend. Sartori, Burgvesten Oesterreichs VI. 188. Noreja 1837. S. 76. Schaubach, Alpen V. 81.

Dieser Sagenstoff war ausserordentlich beliebt und verbreitet. Er kehrt wieder in der schönen Legende von der Crescenzia (der immer Wachsenden), einer Episode unserer berühmten Kaiserchronik, und in einem selbständigen altdeutschen Gedicht des Coloczaer codex Nr. 48. Desgleichen in dem altfranzösischen Gedicht von der Florencia (der immer Blühenden); auch im altdeutschen Gedicht von Mai und Beaflor. Vergl. noch andere Auffassungen desselben Stoffes: Gesta Rom., deutsch von Grässe II. 152. Novellen des Ser Giovanni X. 1. v. Hahn, Griechische Märchen Nr. 16. 1001 Nacht 497. f. Tutti Nameh von Rosen I. 87. Roger, Offene Thür des Heidenthums S. 597.

Auf dem Berge Elwend, dem höchsten östlichen Gipfel des medischen Gebirges, befand sich ein Altar der Sonne. Von hier blickte man weit über Kurdistan und Luristan und von hier aus gewährt das Gebirge bei Sonnenaufgang den herrlichsten Anblick, so dass man wohl begreift, warum gerade hier in der Nähe des Königssitzes der alten Perser jedes neue Jahr mit feierlicher Sonnenanbetung begann. Der Berg ist zugleich ausserordentlich reich an Heilkräutern, denen der berühmte Arzt Avicenna seinen Ruhm verdankt, denn er lebte und starb am persischen Hofe. Ker Potter II. 118. Ritter, Erdkunde IX. 86. 92.

In der Krim harrt die „Jungfrau von Kertsch" auf ihren lang abwesenden Geliebten und erscheint an jedem Johannisabend mit einem Becher in der Hand, welchen sie Vorübergehenden zum Trunk anbietet. Dumont de Montpereux, Reise, deutsch von Külb, III. 200.

6.

Die Legende von der h. Kümmerniss.

In den Niederlanden, am Rhein, in Thüringen, Schwaben, Bayern, den deutschen Alpen und Oesterreich ist unter dem Namen der Jungfer Kümmerniss eine wunderliche Heilige in

vielen Kirchen und Kapellen abgebildet als eine königliche Jungfrau mit einem Barte, am Kreuze hängend und zu ihren Füssen ein Jüngling, der die Geige spielt.

In den Actis S. S. findet man unterm 20. Juli eine Menge Notizen von ihr, die aber durch die mündliche Ueberlieferung an den verschiedensten Stätten ihrer Verehrung erst weitere Ergänzungen erhalten. *De sancta actugus vastum ingredior labyrinthum* sagt der Bollandist im Eingang und konnte freilich den Faden in dieses Labyrinth nicht finden, weil er ihn nicht im Heidenthum gesucht hat oder suchen konnte.

Ihm zufolge heisst die Heilige in der Schweiz und in Bayern *Kumernuss*, in den Niederlanden *Ontkomera* (ohne Kummer), auch *Ontkommena*, zu Muringen im Harz *Kumerana*. Er versteht darunter eine hülfreiche Befreierin von Kummer. Sie heisst aber in den meisten Gegenden der Niederlande und des übrigen Deutschland auch Wilgefortis, was er etwas willkürlich schnell als *virgo fortis* erklärt. Zu Dieppe heisst sie *Dignefortis*, zu Utrecht *Regenfledis*.

Auf den niederländischen Bildern hängt die Heilige am Kreuz in männlichem Rock und Bart, gekrönt und mit einem Heiligenscheine. Das Kreuz steht auf einem Altar, auf den sie einen ihrer Schuhe hat herabfallen lassen. Neben dem Schuh steht ein Becher. Vor ihr kniet ein Geiger. Nach den in den Actis erzählten Legenden war sie die Tochter eines Königs von Portugal, liebte Christum allein, verschmähte daher den ihr bestimmten Bräutigam, welcher König von Sicilien gewesen seyn soll, und flehte, um diesem zu entgehen, ihren himmlischen Bräutigam um irdische Hässlichkeit an. Christus aber wollte ihr helfen und ihr zugleich sein ganzes Vertrauen beweisen, gab ihr daher seine eigene Gestalt. Ihr heidnischer Vater befahl im höchsten Zorne, sie nun auch gleich Christo zu kreuzigen. Als aber ein frommer Geiger vor der Gekreuzigten spielte, liess sie zum Dank einen ihrer kostbaren Schuhe herabfallen. Man glaubte, der Geiger habe den Schuh gestohlen, als er aber auf dem Wege zum Galgen sich ausbat, noch einmal vor der Prinzessin spielen zu dürfen, liess sie auch den zweiten Schuh fallen. Da erkannte man das Wunder und König und Volk bekehrten sich. -- Zu Mecheln, heisst es in den Actis weiter, ist die Gekreuzigte als Jungfrau in weiblicher

Tracht und ohne Bart abgebildet. Auch fehlen hier Schuh und Geiger. Aber sie trägt einen Heiligenschein und über ihrer rechten Hand schwebt der h. Geist als Taube. Sie heisst Wilgefortis, aber auch *virgo aegrotantium* und das Bild stammt aus dem Beghinenhause. In Brüssel sollen ihre Reliquien bei den barmherzigen Schwestern aufbewahrt gewesen seyn und sie galt als *hydropicis patrona*.

Während sie hier als eine deutsche Hygieia erscheint, sind ihr anderwärts Opfer geweiht, welche sie wie eine ephesische Diana erscheinen lassen. Zu ihrem Bilde in Veltzike, einem Ort in Flandern, strömt das Landvolk und bringt lebendige Thiere aller Art, hauptsächlich aber Tauben und Hühner zum Opfer, wobei es betend um den Altar geht. Das nennt man den Ommegang der h. Oncommena und geschieht am 4. Februar, (da sonst der Tag der Heiligen der 20. Juli ist). Ferner erwähnt der Bollandist eines sehr reichen Bildes der gekrönten Jungfrau am Kreuze zu Prag, welches dort aber erst durch einen von Westen her eingewanderten Deutschen gestiftet wurde. Vom Bilde zu Muringen in *Hercynia sylva**) bemerkt er, es sey gekrönt und bärtig, aber der Oberleib nackt und nur der Unterleib bekleidet. Der Geiger fehlte hier, statt dessen umgaben die Heilige zwei Engel. Ein Bild mit Bart und Schuh fand der Bollandist auch zu Soest in Westphalen. Aus England citirt er ein schönes lateinisches Gebet an S. Wilgefortis, worin ihres grausamen Vaters, ihres sicilianischen Bräutigams und der Bartwachsung Erwähnung geschieht, nicht aber des Schuhes und des Geigers. Zu Argues in der Normandie geschieht am 19. Juli eine grosse Wallfahrt zu ihrem Bilde, wobei besonders Kranke sich betheiligen. Auch in der Schweiz und in Bayern fand der Bollandist ihr Bild und erfuhr hier, die Heilige liege zu Steinberg in Holland begraben. Alle seine Nachforschungen nach diesem Steinberg blieben aber vergeblich, er fand nur einen kleinen Ort dieses Namens an der Grenze von Brabant und einen Dünenstrich am Meere, Sinte Oncomers Polder genannt, weil die Heilige hier das Ackerland gegen die Ueber-

*) Schloss Morungen im Mansfeldischen oder Stadt M. im Calenbergischen. Schneider, Saxon. vetus 234.

schwemmungen des Meeres schützt. — Im innern Deutschland allein fand der Bollandist die abweichende Sage, dass die h. Kümmernis wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit ihrem eigenen Vater eine unnatürliche Liebe eingeflösst und dass ihr dieses so grosse Verfolgungen zugezogen habe.

Diesen schätzbaren Nachrichten aus den Actis S. S. reihen sich nun noch eine Menge andere an, die ich aus ihren verschiedenen Quellen hier wiedergebe. Die älteste ist in einer Heidelberger Handschrift Nr. 793. Blatt 6. in Mone's Anzeiger VII. 583. abgedruckt. Auch hier gibt Christus der durch die unnatürliche Liebe ihres Vaters bedrängten Königstochter seine Gestalt, sie wird gekreuzigt und dem Geiger widerfährt dasselbe Wunder mit den beiden Schuhen. Merkwürdigerweise aber heisst die Jungfrau hier Kymini*) und der Name Kümmerniss wird nur als Wortspiel daraus abgeleitet. Die Jungfrau liegt nämlich in der Kirche zu Nonberg begraben und wer in Kümmerniss ist und sie anruft, dem, heisst es, soll geholfen werden. Unter dem Namen der h. Wilgefortis finden wir das Bild im Dome zu Mainz wieder, wo im Volke ganz dieselbe Sage von ihr erhalten ist, wie in der Heidelberger Handschrift. Mone, Anz. VIII. 455. Ebenso in Trier. Archiv d. Henneberg. Alterthv. IV. 18. Ganz dieselbe Legende wird von der Jungfer Kümmerniss in dem Sagenbuch von Burgau, Günzburg etc. 1851. 156. erzählt. Darin heisst es aber weiter: „Unter dem Volke ging schon Jahrhunderte die Märe, wer in grosse Noth komme und sich mit einem Bilde der Prinzessin Kümmerniss verlobe, dem werde geholfen, wie jenem armen Geiger. In vielen Kirchen findet man daher auch der Prinzessin gekreuzigtes Bild, so in Lauingen zweimal, wovon das eine die Jahrzahl 1675 trägt. Auch in den Dörfern der Gegend findet man viele, welche jedoch einen andern Ursprung haben. — Am Wege von Dillingen nach Steinheim steht einsam das St. Leonhardskirchlein. Aber man schien vor hundert Jahren in ihr nicht St. Leonhard, sondern die Jungfrau Kümmerniss zu verehren, denn alle Wände waren mit obenerwähnten Bildern bedeckt. Zufällig erfuhr dies ein eifriger Bischof (Umgeltner?) und ertheilte den Befehl, sämmtliche

*) Kimeris heisst nach Hesychius die Göttermutter der Kimmerier.

Bilder binnen kurzem zu verbrennen. Schnell war diese Nachricht in der Gegend verbreitet, und die Bauern eilten, die Bilder, welche sie oder ihre Ahnen aufgehängt, vor den Flammen zu retten, so dass die bischöfliche Kommission gar wenig zu zerstören fand. – Als später die Kapelle in ein Pulvermagazin verwandelt wurde, sagten die Bauern kurzweg: da sieht man, wie's kommt, zu St. Kümmerniss Zeiten hätte man der Kapelle nichts thun dürfen, aber St. Leonhard hats nicht verhindern können. — Die Tradition ist fast verklungen, doch wurde sie einigen Soldaten bekannt, welche mit einem schlechten Weibsbilde, der sie längst müde waren, nächtlicher Weile von Steinheim nach Dillingen gingen. Sie verabredeten sich, aus ihr eine „Kümmerniss" zu machen, und nagelten sie wirklich durch die Kleider so geschickt an die Kapellenthüre, dass sie, ohne andern Schaden als der Angst, hängen bleiben musste, bis Leute kamen, welche die neue Martyrin erlösten.

In der Stephanskirche zu Wien befindet sich das Bild derselben gekreuzigten und bärtigen Heiligen mit dem vor ihr knienden Geiger, dem sie den Schuh herabwirft. Die nebenstehenden Verse sind jedoch erst im 16. Jahrhundert verfasst. Darnach war sie nicht von ihrem Vater, aber von heidnischen Freiern verfolgt, welche sie aus Rache kreuzigten. Hier führt sie neben dem Namen Kümmerniss auch noch den Namen Wilgeford. Vergl. Archiv d. Henneb. Alterthv. IV. 189. Otte, Kunstarchäologie 133. Nicht als Jungfrau, sondern als männlicher h. Kümmerniss wird dasselbe Bild aufgefasst in Vogl's Karthäusernelken 1. Demselben Autor zufolge wäre dieser Heilige Patron der Bäckerzunft in Wien. Leider sind diese Notizen aus Wien weder übereinstimmend, noch erschöpfend genug.

St. Kümmerniss ist auch im Dom zu Braunschweig gemalt und heisst hier Jungfer Ehra. Döpler, Schauplatz der Strafen I. 1108. Berckenmeyer, cur. Antiqu. I. 679. Merkwürdig erscheint die Sage von Weilheim in Bayern, wonach der Geiger blind gewesen, durch den ihm zugeworfenen Schuh aber geheilt worden ist. Wolf, Zeitschr. S. 450. Justinus Kerners Lied „Der Geiger von Gmünd", in dem sich die Legende wiederholt, bezieht sich auf ein altes Bild daselbst, nach Meiers schwäb. Sagen Nr. 48.

Eine eigenthümliche Abweichung der Sage findet sich in Tirol. Ich verdanke die Nachricht davon einer schriftlichen Mittheilung des um die Sagenwelt Tirols hochverdienten Professor Ignaz Zingerle zu Innsbruck. Von St. Kümmerniss wird in Südtirol folgendes erzählt. Sie war die Tochter eines Königs und so schön, dass ihrer viele Freier begehrten. Da flehte sie zu Gott, er möge ihre Jungfräulichkeit bewahren und ihr lieber die Schönheit nehmen. Und alsbald wurde sie wild wie ein Thier des Waldes und konnte durch keine Mittel gezähmt werden. Von ihrem erzürnten Vater verstossen, irrte sie in den Wäldern umher und es wuchs ihr nicht nur ein Bart am Kinn, sondern sie wurde auch haarig am ganzen Leibe. In diesem Zustande wurde sie von Jägern gefangen und in einen tiefen Kerker geworfen, worin sie umkam. — Aber auch die Kreuzigung mit dem Geiger findet sich häufig in Tiroler Bildern. Neben einem solchen Bilde zu Wilten bei Innsbruck liest man eine Inschrift, worin die Legende wie gewöhnlich erzählt wird mit dem Zusatz, die Heilige liege zu Stainberg in Holland begraben. Auch heisst es in dieser Inschrift, wer die Jungfrau in seinen Nöthen anrufe, dem komme sie zu Hülfe und heisse darum Kümmerniss. Der Ort ist hier bedeutsam, weil sich an Wilten auch die Sage vom Drachentödter knüpft. Das Bild der h. Kümmerniss mit dem Geiger findet sich auch in der Oswaldskapelle bei Botzen, in der Kapelle des Schlosses Lamprechtsburg im Pusterthal, in der Calvarienkapelle bei Imst, in der Kirche zu Nordheim im Sarenthal, in einer Kirche zu Landeck am linken Innufer etc. Schäfer in seiner kleinen Schrift über den Hülfensberg 1853. hält sämmtliche Kümmernissbilder für ältere Christusbilder, von den spätern unterschieden durch die lange Gewandung, die man für weiblich gehalten habe. Panzer dagegen in seinem Beitrag II. 421. erklärt (nachdem er noch eines Bildes der h. Kümmerniss zu Bartolomä am Königsee in Oberbayern erwähnt hat) die Heilige für eine *Venus barbata*. Ich glaube, so viel charakterische Züge aus den Bildern und aus der Legende angeführt zu haben, dass man weder an Christusbilder, noch an die bärtige Venus des südlichen Heidenthums denken darf. Hier ist alles nur Erinnerung aus dem deutschen Heidenthum.

Nach der Darlegung der Quellen scheint es mir, die eigenthümliche Zusammenstellung der gekreuzigten Jungfrau mit dem Geiger passe zu der Vorstellung, die wir uns von der am Fusse der Esche Yggdrasill trauernden und vom Gotte der Dichtkunst getrösteten Iduna machen müssen. Schon im Nibelungenliede ist der Sänger zugleich Fiedler und die Geige das Attribut der Dichtkunst. Der Bart der Jungfrau verliert das Auffallende, wenn man ihn als Rest der den ganzen Leib bedeckenden Behaarung denkt, die sich wirklich in der Tiroler Sage findet und ganz der Darstellung der rauhen Else im Heldenbuch entspricht, oder als Rest des Wolfspelzes, mit dem Iduna von den Asen umkleidet wird. Dieses „rauhe Gewand" umhüllt auch in einer Sage bei Schreiber I. 57. die „Bertha", welche auf dem waldigen Gipfel des Stromberges nach Zerstörung ihrer väterlichen Burg auf ihren Geliebten harrt.

Am fremdartigsten erscheint die Kreuzigung, aber die unter dem Baume leidende Göttin konnte doch unschwer, nachdem christliche Vorstellungen herrschender geworden waren, mit dem gekreuzigten Heiland verglichen werden, da zumal auch jene Göttin als eine hilfreiche, die ganze traurige Zeitlichkeit mit ihrem Troste erfüllende gedacht wurde, was man in der christlichen Zeit nur vom Heilande voraussetzte. Ich muss hierbei auch an die zahllosen Bilder Unserer Lieben Frau erinnern, die an Bäumen genagelt vorkommen. Auch auf den Schlafdorn muss aufmerksam gemacht werden, womit Odin nach der Edda die Brynhilldur stach und dadurch in Schlaf versenkte. Diese Brynhilldur war aber gleichfalls der Heilkunde mächtig. — Auch der Becher, der auf mehreren Bildern neben dem Schuh und vor dem Geiger steht, findet wohl die beste Erklärung als Bragafull, der berühmte Becher des Bragi, mit dem man bei Festen den Umtrunk hielt und Wünsche und Gelübde that. Vergl. Ynglingasaga 40. Grimm, D. M. 53. Auch unter dem Geiger kann Bragi, als nordischer Gott der Dichtkunst, sehr wohl verstanden werden, denn grade er war es, der die vom Himmel verstossene Iduna nicht verliess. Damit verband sich, wie wir oben schon angedeutet haben, dass die Poesie an dem verlorenen Himmel hängt, und ihn, den wir nicht mehr besitzen, wenigstens in der Dichtung vorzaubert.

Noch ist der herabgeworfene Schuh als ein wichtiges

Sinnbild zu berücksichtigen. Die Sonnengöttin sitzt als Spinnerin auf der Linde, wie oben schon gesagt ist. Vom Gipfel der Esche Yggdrasill herabgesunken in die irdische Welt und Zeitlichkeit nimmt sie hier die höchste Stelle ein, indem der Göttin Fuss die Erde betritt, d. h. die Sonnenstrahlen die Erde berühren, breitet sie Segen aus. Der goldne Schuh der Göttin ist dasselbe, was der rothe Gansfuss Berthas, der *reine Pedauce.* Nach altdeutschem Rechtsgebrauch ist der Schuh Sinnbild des Besitzes, gleichsam das Zeichen des Besitzergreifens, wohin der Fuss tritt. Wenn die Gipfel der Berge, zumal der Staufenberge mit abgestumpftem Kegel beleuchtet werden, so gleicht der rothglühende oder goldne Gipfel dem Schuh der Sonnengöttin. Der s. g. Frauenschuh auf den höchsten Spitzen der gothischen Thürme und Fialen bedeutet, dass Unsere Liebe Frau vom Himmel herab den Fuss hierher gesetzt hat, um die Stätte zu heiligen und dass sie von hier aus wieder die Bitten der Menschen zum Vater im Himmel trägt. Am 15. August, dem Tage der Himmelfahrt Mariä, lässt sie die Spur ihres Fusses auf der Erde zurück. Man hat bisher die sinnige Symbolik dieses Tages zu wenig beachtet. Es ist genau die Zeit zwischen Sommer und Herbst, zwischen Blumen und Früchten, zwischen der Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit der Erde, welche die der jungfräulichen Mutter im Himmel nachahmt. Daher an diesem Tage die Kirche sich mit Blumen schmückt und tausend Blumensträusse dem Priester entgegengehalten werden, der sie einweiht. Es ist der Tag, an welchem sie gleichsam Abschied vom Sommer nimmt, weil nun bald der Winter kommen soll. Die ganze Feier des Volkes ist eine rührende Bitte an die Göttin, sie möge wiederkehren. Sie verheisst aber nicht blos die Wiederkehr des nächsten Frühlings. Das Fest mahnt auch an die Verheissung der Wiedergeburt in einer bessern Welt.

Man sieht, wie natürlich und leicht es war, den alten Heidenglauben an die jungfräulich mütterliche Sonnengöttin in den christlichen Mariencultus überzuleiten. Die germanischen Völker gaben ihrem schönen alten Glauben nur eine höhere Weihe, indem sie das ungünstige Verhältniss der während Allvaters Schlaf dem bösen Gott der Zeitlichkeit gegenüberstehenden Sonnengöttin umwandelten in die Nebenordnung

der Gnade neben der Gerechtigkeit des nicht mehr schlafenden Allvaters.

7.

Vom Hülfenberge.

In der alten Edda im Fiölswinnswal 39. wird unter den neun alle Krankheiten heilenden Gefährtinnen der weisen Menglöd zuerst Hlif genannt, d. i. die Hülfe. Unmittelbar vorher 37. geschieht des Hyfjaberges Erwähnung, der allen Kranken und Siechen Hülfe bringe. Welche Frauen, leiden sie auch schon ein Jahr, ihn erklimmen, müssen genesen. Grimm, D. M. 1102. bezieht diesen Berg auf das Brunhildenbett im Taunus, um so mehr als in den Eddaliedern von Brynhilldur deren Weisheit und Heilkraft gepriesen wird. Auch Salzburg führt den uralten Namen Helfenberg *(juvaria)*, Erzählungen und Sagen aus dem Erzherzogthum ob der Enns I. 107. An den Namen der Burg Helfenstein in Schwaben knüpft sich die Sage von der hülfreichen Gräfin Anna, die zu Königsbrunn das grosse Almosen gestiftet.

Die heidnische Hlif ist deutlich übergegangen in die christliche St. Gehilfen. Im Archiv des Hennebergischen Alterthumsvereins I. 60 f. hat P. Schellhorn ein merkwürdiges Bild in der Brückenkapelle zu Saalfeld beschrieben. Es stellt Christum am Kreuze in langem Gewande dar, einen Fuss im Schuh, den andern barfuss. Der ausgezogene Schuh aber steht neben einem Jüngling, der vor dem Bilde knieend die Geige spielt. Die Kapelle heisst zu St. Gehilfen und war in frühern Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem je am dritten Pfingsttage das Volk herbeiströmte. An dieses Bild knüpft sich die Volkssage, es stelle nicht den Erlöser, sondern eine Königstochter vor. Diese soll als heimliche Christin Gott angefleht haben, ihr die Schönheit zu nehmen, damit sie keinen Heiden heirathen müsse, worauf sie einen männlichen Bart bekam, aber von ihrem zornigen Vater an's Kreuz geschlagen wurde. Ein Christenjüngling, der sie liebte, kam nun, ihre Sterbestunde durch sein liebliches Spiel unter dem Kreuze zu

erleichtern und sie warf ihm zum Danke ihren goldnen Schuh hinab. Fast ebenso lautet diese Saalfelder Sage bei Prätorius, Wünschelruthe 152. nur dass die Prinzessin hier nicht von ihrem Vater, sondern von ihrem heidnischen Bräutigam zum Kreuze verurtheilt wird.

In Sagittarii antiqu. gentilismi 165. und Melissantis orographia 437. (nach Ottoni vita S. Bonifacii) heisst es, auf dem Stuffenberge bei Mühlhausen sey der Götze Stuffo verehrt worden, der h. Bonifacius habe ihn aber verflucht, worauf sich der Berg gespalten habe und der Götze versunken sey. Der Heilige baute sodann eine Kapelle und nannte ihn den Gehülfenberg. Melissantes erwähnt noch eine andere Sage, nach welcher Karl der Grosse hier einen Sieg erfochten und vom Berge herab die Niederlage des Feindes betrachtend, ausgerufen haben soll: Gott und sonst Niemand hat hier geholfen. Dagegen heisst es bei Grimm, D. S. Nr. 181. nach der örtlichen Ueberlieferung, der h. Bonifacius habe am Hülfenberge eine Kapelle zu Ehren einer Heiligen gestiftet, deren Gewand durch blosse Berührung alle Krankheiten heile. Sie ist nicht genannt, es wird aber von ihr erzählt, sie sey eine Königstochter gewesen, in die sich ihr eigener Vater verliebt habe, bis sie durch ihr Gebet einen ihn abschreckenden Bart erlangt hätte. Vgl. Spangenberg, Bonifacius Bl. 30. Endlich wird in „Thüringen und der Harz“ VII. 75. die Heilige, die zu Pfingsten, Trinitatis und Johanni auf dem Hülfsberge bei Geismar verehrt und zu der fleissig gewallfahrtet wird, gleichfalls als eine bärtige Jungfrau bezeichnet und Wilgefortis genannt, aber keine Legende von ihr erzählt.

Im Archiv des Hennebergischen Alterthv. IV. 189. beschreibt Schellhorn auch ein dem Saalfelder ähnliches Bild der Stephanskirche in Wien, unter dem sich eine Inschrift in deutschen Versen aus dem 16. Jahrhundert befindet. Darnach hiess die Prinzessin Wilgeford, wurde von vielen Freiern begehrt, liebte aber nur den Heiland und bekam von ihm einen Bart. Von den Heiden gekreuzigt, warf sie einem frommen Geiger, der vor ihr spielte, den Schuh herab. Sie führt aber auch hier den Namen Kümmerniss. In Gottschalks Ritterb. VII. 180. heisst derselbe Stuffen- oder Hülfenberg im Eichsfelde auch Mariahilf und es wäre wohl möglich, dass die vielen Berge,

welche den Namen Mariahilf führen und zu denen man besonders in den deutschen Alpenlanden und Oesterreich häufig wallfahrtet, altheidnische Hülfenberge wären, so dass der ältere Cultus der hülfreichen Göttin nur auf Unsere Liebe Frau der Christenheit übertragen worden wäre.

Ein Hülfenberg kommt auch vor in Westphalen, in der Grafschaft Diepholt. Auf ihm erbaute Karl der Grosse eine Kapelle, weil er hier durch Christi Hülfe einen grossen Sieg über die Sachsen gewonnen hatte. Bothos Sassenchronik zum J. 774. Lucä, Grafensaal 915. Der Berg heisst auch Schira und Altenschildra. Schneider, Saxonia vetus. 122. Eginhard im Leben Karls des Grossen nennt den Berg Osneggi. Auf einem Bilde zu Plön heisst die Heilige „Sünte Hilpe". Schäfer, Hülfensberg 1853. S. 15.

Es giebt noch mehr Helfensteine und Hülfenberge in Deutschland. Ein Helfenstein als Vorsprung des Ehrenbreitstein bei Coblenz, wovon ein adeliges Geschlecht den Namen führt. Ein Hülfensberg in der hohen Rhön, wo die vierzehn Nothhelfer verehrt werden. Schneider, Rhön 319. In der Nähe liegt Gasterfeld, Wolfshagen, Freyenhagen, Friedgassen, Bodenhausen. Landau, hess. Ritterb. III. 1. Ein Helfenstein auf dem Riesenberg in Böhmen mit einem unterirdischen Weinkeller. Eine Magd gerieth einmal mit mehreren Kindern hinein und fand eine grosse gespenstische Gesellschaft bei Tische. Grimm, D. S. Nr. 106. Ein altes Stammschloss Helfenberg bei Affalterbach und Erdmannhausen im O. A. Backnang im Württembergischen. Ein Helfenstein und Helfenberg in der Schweiz. Jahn, Canton Bern. 154. Ein Helfenschwyl im Canton St. Gallen. Füssli, Erdbeschr. der Eidgen. III. 110. Ein Hülfteck im St. Gallischen. Scheuchzer, Naturg. der Schweiz 1. 183. Ein Helfenberg in Steyermark. Kindermann, Steyr. Repert. s. v. Ein verschwundenes Schloss Helfenstein im Zillerthal. Staffler, Tirol II. 711.

Alles, was ich vorhin aus den Actis S. S. über Kümmerniss und Wilgefortis mitgetheilt habe, findet sich zusammengehäuft unter dem Hauptnamen S. Liberata am 20. Juli. Der Bollandist ordnet diesen Namen allen andern derselben Heiligen über, wohl mit Unrecht, weil Liberata doch nur die Uebersetzung einer ursprünglich deutsch benannten Göttin ist, der

Ondcomera, der Befreiten oder der Befreierin von Kummer, wie der Bollandist selbst bemerkt, vielleicht auch einfach der deutschen Freyja. Die Acta geben ihr auch den Namen Liberatrix und Eutropia (die glückliche Wendung). Diese Namen kommen in Flandern vor, im benachbarten Frankreich St. Livrade. Im Innern Frankreichs fand der Bollandist keine Spur der Heiligen, wohl aber in Spanien, das er für die Heimath der Legende hält. Hier liess sich aber der Jesuit von seinen romanischen Vorurtheilen irre führen, als ob dem barbarischen Norden der germanischen Stämme alle geistliche Poesie nur aus dem romanischen Süden könne zugeflossen seyn. Die Heilige kommt nur so vereinzelt in Spanien vor und ihr Cultus ist dagegen in Deutschland so verbreitet, ihre Legende enthält so specifisch heidnische Züge aus der deutschen Sage, dass die Voraussetzung viel näher liegt, die Gothen hätten ihre Erinnerung aus Deutschland nach Spanien mitgebracht.

Nach den Actis lautet die spanische Legende: In Bolcagia gebar Calsia, Gemahlin des Königs Catelius, neun Töchter auf einmal: Liberata, Genibera, Victoria, Eumelia, Germana, Gema, Marcia, Basilia, Quiteria. Aus Furcht, diese Vielgeburt könne ihr zum Verbrechen gemacht werden, wollte die Mutter alle diese Töchter in den Fluss werfen lassen; ihre Dienerin aber liess sie heimlich auferziehen. Als sie erwachsen waren, wurden sie als eifrige Christinnen verfolgt. Liberata floh in eine Wildniss, wo sich viel Volk um sie sammelte, dem sie predigte. Zuletzt aber fiel sie den Heiden in die Hände und wurde gleich ihren Schwestern geköpft, nach einer andern Sage gekreuzigt. Sie wird in Spanien nicht am 20. sondern schon am 15. Juli verehrt. Eine bärtige h. Liberata kommt auch in Portugal vor. Nieremberg, hist. nat. 392.

Eine einzige Spur der Heiligen fand der Bollandist auch in Italien, und zwar in Lucca. Hier nämlich kommt ein Bild des gekreuzigten Christus vor, an dem sich keine Spur von Weiblichkeit findet, zu dessen Füssen aber der herabgefallene Schuh, der Becher und der Geiger geblieben sind. In diesem, wie in dem spanischen Bilde sieht der Bollandist die Stammeltern aller niederländischen und deutschen Bilder dieser Art. Offenbar mit Unrecht, wie aus der ganzen Darlegung dieses ächt deutschen Sagenkreises erhellt.

Die neun Schwestern entsprechen vollkommen den neun Gefährtinnen der Menglöd. Die Vorstellung von den neun heilkundigen Schwestern und ihrem Leiden kehrt in mehreren deutschen Sagen wieder. Von der Burg Schwarzach gingen einmal neun Töchter eines kranken Vaters in das Thal „die kranke Klinge“ hinab, um Kräuter zu seiner Heilung zu pflücken, wurden aber von einem bösen Ritter ermordet und heimlich begraben. Baader, Sagen des Neckarthals 386. Auch die neun Linden auf dem Königsstuhl bei Heidelberg scheinen hierher zu gehören, sofern in sie neun Töchter verwandelt worden seyn sollen, als sie oben auf dem Berge nach ihrem fern im Kriege abwesenden Vater hinausschauten. Schnezler Bad. S. I. 273.

8.

Die Glücksblume.

Der Fundamentalsatz, dass in den h. Stunden der Sonnenwende, während die Sonne ruht, die Zeit als solche verschwindet und dafür die zeitlose Ewigkeit eintritt, wird durch nichts so deutlich gemacht, als durch die vielen Volkssagen von der Glücksblume, die nur zu Johanni sichtbar wird und dem, der sie pflückt, als Schlüssel dient, um den Berg zu öffnen und darin grosse Schätze, den schlafenden Kaiser, die verwünschte Jungfrau, oder auch die Helden der Walhalla, die Freuden des Venusberges und des Elbenreichs etc. zu finden. Eigentlich gehören diese Wunder dem Naturcentrum an und die Erinnerungen an dasselbe wurden ins Innere von Bergen verlegt, die man in der Nähe hatte, wie man ja zur Heidenzeit in den Tempeln überall die fernen Götter vergegenwärtigte.

In den Sagen von der Glücksblume dienen die Schätze nur zur Lockung, die Hauptsache ist die Erlösung der verwünschten Jungfrau, die aber von dem Glücklichen, der mittelst der Glücksblume in den Berg kommt, immer vergessen wird, weil er nur nach den Schätzen giert. Versieht er es das erstemal, so bleibt noch die Hoffnung, er werde, wenn er wieder kommt, weiser handeln. Deshalb ruft ihm überein-

stimmend in allen Sagen die Jungfrau zu: Vergiss das Beste nicht! Damit meint sie die Blume, die er weggeworfen hat, um Schätze zusammenzuraffen, und ohne die er entweder den Ausgang nicht mehr finden kann, oder, wenn er auch herauskommt, nie wieder den Eingang findet.

Insgemein blüht die Glücksblume zu Johanni. In einigen Volkssagen blüht sie auch in der Christnacht oder in der Osternacht. In beiden Fällen bedeutet sie die Eröffnung des neuen Jahres, des neuen Lebens, die Verjüngung der Natur, die zu Weihnachten durch das Wiederaufsteigen der Sonne, zu Ostern durch das Aufblühen der Pflanzenwelt bezeichnet ist. Die Glücksblume heisst insofern auch Schlüsselblume und bekanntlich führt diesen Namen jetzt noch die *primula veris*. Zuweilen heisst die Blume auch Himmelsschlüssel oder St.-Petersschlüssel. Tragus, Kräuterbuch S. 161. Der h. Petrus öffnet mit seinem Schlüssel den christlichen Himmel. Man erkennt hieraus wieder die Doppelseitigkeit der Solstitialmythen, die einerseits nur Bezug nehmen auf den Verlauf eines Jahres, d. h. auf den Tod der Natur im Winter und auf ihre Wiedergeburt im Frühling, während sie sich andrerseits auf den Verlauf der ganzen Zeitlichkeit und auf die Wiedergeburt in der Ewigkeit beziehen.

Mythen der ersten Art sind es, wenn die von der verwünschten Jungfrau gehüteten Schätze nur die im Winter verborgene Saat bedeuten, die im Sommer zur reichen Ernte gedeiht. So führt die Schlüsselblume in der Weihnacht zu einem Schatze von Roggen und Waizen, den eine Jungfrau bewacht. Panzer 183. 188. Auf der alten Wildenburg im Canton St. Gallen wächst die selten blühende weisse Ziegenkrautblume, mit der man in das Innere des Berges zu grossen Schätzen gelangt. Wenn man dieselben aber nehmen will, steckt ein altes Weib ihre lange Nase dazwischen. v. Steinau, Volkssagen S. 74. Schwab, Burgen der Schweiz II. 442. Darunter ist wahrscheinlich die langnasige Bertha gemeint, eine oft im Volksglauben wiederkehrende humoristische Vorstellung der guten Göttin, die während der rauhen Winterzeit mütterlich die Natur bewacht und deren lange Nase durch die Eiszapfen erklärt zu werden pflegt. In Grimms Märchen Nr. 69. heisst es von einer bösen Zauberin, sie habe alle Jungfrauen, die ihrem

Schlosse nahten, in Vögel verwandelt und bereits 7000 Körbe voll solcher Vögel um sich gehabt, als auch die reizende Jorinde von ihr aufgefangen und in eine Nachtigall verzaubert wurde. Joringl aber, der Geliebte der Jungfrau, fand in der Nacht eine blutrothe Blume, die alles öffnete und mit der er Jorinden und alle andern Jungfrauen befreite und entzauberte. Die Nachtigall ist ein Frühlingsvogel, das Märchen bezieht sich also wohl auf die Befreiung der Natur aus der Gefangenschaft des Winters.

Dass die Schätze die unter der Erde im Winter verschlossene Saat bedeuten, beweist ein hübsches Kölner Volkslied bei Firmenich I. 460.: Wer will mit nach England gehen? England ist verschlossen, der Schlüssel ist zerbrochen. Wann kriegen wir denn einen Schlüssel? Wenn das Korn reif ist, wenn die Bäcker backen. Lieschen auf den Pflanzen, lass die Püppchen tanzen.

In andern Sagen ist es zweifelhaft, ob die Verwünschung der Jungfrau nur die Gefangenschaft im Winter, oder in der gesammten Zeitlichkeit bedeuten soll. Wieder in andern ist offenbar die letztere gemeint.

Die Glücksblume oder Wunderblume kommt in den Sagen in mannigfacher Abwechslung vor. Auf dem Löbauer Berge blüht sie nur in der Johannisnacht und verräth sich im Dunkeln nur durch ihren Wohlgeruch. Gräve, Sagen der Lausitz 43. Ebenso auf dem Schalkstein bei Zittau, das. 104. In der Osternacht ist es bei Osterode eine Lilie, welche die verwünschte Jungfrau am Busen trägt. Harrys, Niedersächs. Sagen II. Nr. 23. Auch im Fichtelgebirge ist es eine Lilie. Schöppner Nr. 1069. Bei Durlach eine Tulpe. Baader Nr. 215. In Tirol eine weisse Alpenrose, die nur ein Unschuldiger sehen kann. Wolf, Zeitschrift II. 62. Zuweilen ist es statt der Blume ein wirklicher Schlüssel. Dieffenbach, Urgesch. der Wetterau S. 290. Kohlrusch, Schweizer Sagenbuch S. 74.

Weil die verwünschte Jungfrau in Bezug auf die Blume immer sagt: vergiss das Beste nicht! hat man sie auch für ein Vergissmeinnicht gehalten. Dieses Blümchen blüht um Johanni und führt auch den Namen Sonnenwende oder Krebsblume, weil die Sonne um Johanni im Zeichen des Krebses

steht. Sie heisst auch Mausöhrlein, wegen der Blattform oder weil die Maus ein öfter wiederkehrendes Sinnbild der kürzesten Nacht in der Sommersonnenwende ist. In der Schweiz heisst die Blume Katzenäuglein nach Tobler, Appenzeller Sprachschatz S. 91., was auf die Freyja hinweisen würde.

Bei Clausthal im Harz blüht die Wunderblume in der Johannisnacht. Nur ein Unschuldiger kann sie finden, der aber kann sich damit unsichtbar machen und versteht die Sprache aller Thiere. Harrys II. 9. Schambach und Müller Nr. 116 und 117. In einer Romanze von Tiedge „die Blume der Lauenburg“ heisst es, auf dieser Burg im Harze blühe um Mitternacht eine Stunde lang eine weit leuchtende lilienartige Blume, die sich allmälig in eine weibliche Gestalt auflöst und verschwindet. Tiedge nennt sie Bertha, was auf alten Mythus deuten würde, wenn Tiedge aus echter Volkssage geschöpft hat, wie das wenigstens in „Thüringen und der Harz“ II. 172. und bei v. Steinau, Volkssagen S. 234. behauptet wird. Auch auf der Günthersburg kommt die Glücksblume und die verwünschte Jungfrau vor, die hier mit ihrem Schloss versunken seyn soll. Thüringen und der Harz VIII. 214. Die Volkssagen sind zuweilen recht rührend. Immer ist es nur ein unschuldiger junger Mensch, dem die Glücksblume blüht, aber wenn er die Schätze sieht, vergisst er die Blume, trotz der Warnung der Jungfrau. Einem jungen Hirten, der Gold aus dem Berge bringt, lässt sein Graf die Augen ausstechen, damit er den Weg nicht mehr finde und das Gold dem Grafen bleibe. Diesen aber straft ein jäher Tod. Thüringen und der Harz III. 55. Einem Müllerknaben sagt die verwünschte Jungfrau ein Zauberwort, indem er aber herauskommt, vergisst er es im Rauschen des Mühlbaches. Stöber, Elsäss. Sagen 233. Einem träumt nur von der Blume, er nimmt sie und findet beim Erwachen eine Blume von Gold auf seinem Hute. Bechstein, Fränk. Sagen. I. 138. Ein anderer kehrte aus der Geisterwelt mit Blumen geschmückt zurück und fand alles in der Welt verändert und kannte Niemand. Da kehrte er zum Berge um, schlief aber ein und man fand ihn bedeckt mit Blumen, die zu Golde geworden waren. Bechstein, Thüring. Sagen II. 145. IV. 16. 187. Vergl. noch I. 185. III. 210. 212. Verwandte Sagen s. Bechstein, Fränk. S. I. 67. 82. 198. Büsching, Volks-

sagen 326. Otmar, Volkssagen 238. Firmenich III. 175. Stöber, Elsäss. Sagen S. 374. Baader, 351. Kuhn, Nordd. Sag. Nr. 268. Schöppner, 346. 764. 954. 1078. Panzer II. 159. 193. Schönwerth, Oberpfalz II. 239. 241. Rochholz, Arg. Sagen I. 119. Kohlrusch, Schweizersagen 273. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 36. 37. Wolf, Hessische Sagen Nr. 39. 40. 41. 59. Lyncker, Hess. Sagen Nr. 9. 30. 128. 129. 130. 133. 137. 145. Landau, Hess. Ritterburgen. I. 349. von Falkenstein, Kaisersagen S. 76. von Herrlein, Spessart S. 80. 106. 156. Curtze, Waldeck S. 202. 209. Stahl, Westphäl. Sagen S. 116. Harrys, Niedersächs. Sagen II. 63. Pröhle, Unterharzische Sagen S. 56. 125. Schambach und Müller Nr. 109. 116. 117. Gräve, Sagen der Lausitz S. 104. 108.

Zu Haftstein ist es ein Hirsch, das Sinnbild der rastlos fortlaufenden Zeit, der die Wunderblume bringt. Schönwerth, Oberpfalz II. 419.

In vielen Sagen zürnt die Jungfrau, dass der einfältige Jüngling die Blume vergisst, und die Thür des Berges schlägt so gewaltig hinter ihm zu, dass sie ihm die Ferse oder wenigstens den Absatz des Stiefels abschlägt. So auf dem Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft. Grimm, D. Sagen Nr. 157. 303. Dazu noch Wolf, Hessische Sagen Nr. 39 f. Harrys I. 35. II. 14. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 249. Curtze, Waldeck S. 211. Stöber, S. 233. Panzer II. 159. etc.

9.

Der Erlösungskuss.

Immer wiederholt sich in den Volkssagen die Voraussetzung, dass die verwünschte Jungfrau nur durch einen Kuss erlöst werden kann und zwar durch den Kuss eines ganz reinen und unschuldigen Jünglings, der zugleich der herzhafteste seyn muss. So vollkommene Reinheit wird aber auf Erden nicht gefunden und deshalb muss die Jungfrau auf den himmlischen Erlöser warten, der erst am Ende der Zeit kommen wird.

Die meisten Sagen, die vom Erlösungskusse handeln, geben der Jungfrau, die geküsst werden soll, nach untenhin einen Schlangenleib, oder verwandeln sie in dem Augenblick, in welchem der irdische Jüngling sie küssen soll, ganz in eine Schlange oder in eine noch hässlichere Kröte. Dadurch wird gewöhnlich der Schrecken und Abscheu motivirt, mit welchem der Jüngling sich abwendet, ohne den Kuss zu wagen, also auch ohne das Erlösungswerk vollbringen zu können.

Die Verwandlung der schönen Jungfrau in eine hässliche Schlange oder Kröte hat eine kalendarische Bedeutung, zunächst als ein Sinnbild des Uebergangs von der schönen Jahreshälfte in die hässliche; wie umgekehrt in einer Menge von Volkssagen die Entzauberung einer hässlichen Kröte zur schönen Jungfrau die Verwandlung der rauhen Winterzeit in den schönen Frühling bedeutet. Dasselbe was im alten Liede vom Wolfdietrich die Verwandlung der rauhen Else in die schöne Sigeminne bedeutet. Die Schlange ist mehr Sinnbild der vergänglichen Zeit, die Kröte mehr Sinnbild des Winters, der rauhen Wintererde oder der dunklen Winternächte. Der Volksglaube gibt der Schlange eine goldne oder diamantne Krone und lässt die Kröte einen kostbaren Karfunkel im Kopfe tragen. Beide Kleinode, die Schlangenkrone wie der Krötenstein, sollen alles Zaubers mächtig seyn. Ursprünglich bedeuten sie nichts anderes als die Sonne in der winterlichen Verdunkelung. Allein wir haben im Verlauf unserer Untersuchungen schon erkannt, dass sich in der heidnischen Ueberlieferung der Germanen der Parallelismus zwischen dem Jahresringe und dem Ringe der Zeit überhaupt stets wiederholt. Was für das Jahr der Winter im Gegensatz gegen den Sommer ist, das ist in höherer Auffassung die Zeitlichkeit überhaupt im Gegensatz gegen die Ewigkeit, daher bedeutet jene Schlange und Kröte nicht blos den hässlichen Winter, sondern auch die ganze hässliche, nur durch Sünde entstandene und in Sünde fortlebende Zeitlichkeit. Wir besitzen unzählige Mythen und Märchen von der im Winter geraubten und gefangenen Königstochter, die durch den Frühlingsgott erlöst wird. Alle diese Mythen und Märchen gehen aber nur den andern parallel, in denen die verwünschte Jungfrau nicht blos im kurzen Winter, sondern in der ganzen langen Zeitlichkeit gefangen ist und daher innerhalb dieser Zeitlichkeit

vergebens auf ihren Erlöser wartet, der erst kommen kann, wenn die Zeit zu Ende und der sie beherrschende Odin vom allfressenden Wolfe verschlungen ist.

Die Schlange ist das älteste bei den meisten Völkern gebrauchte Sinnbild der fortschleichenden Zeit, der Schlangenring oder die sich selbst in den Schwanz beissende Schlange das Sinnbild des Zeitenrings oder des ganzen Umfangs der Zeit, von Anfang bis zu Ende. Auch das Krötensymbol findet seine Anwendung keineswegs blos auf den kläglichen Zustand der Erde im Winter, sondern passt auch auf das Elend in der Zeitlichkeit überhaupt, ja man kann die Kröte als Prototyp der Seelenwanderung ansehen, weil sie als ein ursprünglich besseres Wesen in eine hässliche Gestalt verwünscht ist. Der Karfunkel in ihrem Kopf drückt die Idee jenes Ewigguten und Schönen aus, was zwar in die Zeitlichkeit übergegangen, aber verdunkelt und unterdrückt ist. Somit darf es nicht Wunder nehmen, wenn die höchste und edelste Göttin selbst in einer Mythengruppe als zur Kröte und Schlange verwünscht erscheint.

Die Frau Holle, die wir schon als höchste Göttin der altdeutschen Heidenreligion kennen, kommt in Schlangengestalt vor und harrt auf Erlösung. Rassmann, Heldensagen I. 157. In andern Sagen haben wir dieselbe Frau Holle wachend neben dem schlafenden Kaiser im Kyffhäuserberge gefunden, wie die Fee Morgane neben dem schlafenden König Artus. Das ist die Zeit neben der Ewigkeit, jene lebendig und wachend, diese latent und schlafend. Das Harren der Schlangenjungfrau auf den Erlösungskuss ist nur eine andere Form für das Harren am Leichnam des Geliebten, bis er wieder erwachen und aufleben wird.

Die berühmteste Schlangenjungfrau in Deutschland ist die in Basel, die in einem unterirdischen Palast und Garten hausen und von dem erlöst werden soll, der sie dreimal küsst. Ein junger Schneider versuchte es, wich aber entsetzt vor der Schlange zurück. Stumpf, Schweizer Chronik zum Jahr 1520. Kornmann, mons Veneris 190. Prätorius, Weltbeschreibung I. 109. Berkenmeyer, Cur. Antiqu. 307. Dasselbe wird von einem Schneider in Innsbruck erzählt in den Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 444. Auf dem Schlosse Kleinvest

soll eine Schlangenjungfrau bis zum jüngsten Tage harren müssen, wenn nicht ein reiner Jüngling sie durch einen Kuss erlöst. Valvasor, Krain III. 543. Die sehr berühmte Schlangenjungfrau Melusine hat noch einen andern Sagenkreis, der nicht hierhergehört, gehört aber auch in den vorliegenden. Sie soll im grossen Stollenwalde des Durlachthales hausen. Der Jüngling Sebald von Staufenberg wollte sie durch drei Küsse erlösen und küsste sie zum erstenmal als eine schöne Jungfrau, auch noch das zweitemal, als sie schon nach unterwärts einen Schlangenleib hatte; zum drittenmal aber wagte er nicht mehr sie zu küssen, denn sie war ganz Schlange geworden. Mone, Anz. III. 88. Noch viele andere Sagen von der Schlangenjungfrau, die durch den Kuss erlöst werden soll und nicht kann, siehe bei Meier, Schwäb. Sagen Nr. 4. 26. 349. 363. Baader Nr. 213. Stöber Nr. 277. v. Alpenburg, Mythen S. 193. Rochholz I. Nr. 168. Vonbun, Beiträge S. 27. Schwab, Rauhe Alb 72. Panzer I. 32. 195. 196. Wolf, Hess. Sagen Nr. 44. 46. 267. Pröhle, Harzsagen S. 217. Schambach und Müller Nr. 132. 260. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 10. Müllenhoff Nr. 250. 597.

Merkwürdigerweise findet sich die Sage auch in der Levante, wohin sie jedoch wahrscheinlich durch die Kreuzfahrer gekommen ist, wenn überhaupt die Quelle, Montevillas Reisen II. S. 20. (übergegangen in Kornmanns mons Veneris p. 192. und Adrianus Romanus, theatr. urbium p. 246.) stichhaltig ist. Da es sich von nichts Geschichtlichem, sondern nur von einer Sage handelt und die Sage wandert, so kann sie sich wohl nach der Insel Rhodus verirrt haben. Denn sie berichtet, ein Rhodiser Ritter habe die in eine ungeheure Schlange verwandelte schöne Tochter des Hippokrates durch einen Kuss erlösen sollen, aber geschaudert.

In einigen Sagen fehlt die Schlangenform und erscheint die verwünschte Jungfrau menschlich, aber ganz schwarz. Schnezler I. 155. Baader 73. Vernaleken, Alpensag. S. 145. Zingerle, Tirolersagen S. 397. Panzer 212. 214. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 47. 138. 224. Wolf, Zeitschrift IV. 289. Wieder in andern Sagen erscheint die Verwünschte nicht menschlich, sondern nur als Schlange, aber mit einem Schlüsselbund am Halse, ganz so wie die Schlüsseljungfrauen. Baader Nr. 186.

Hilscher, vom wüthenden Heere S. 70. Oder die Schlange hat einen Schlüssel im Munde. v. Herrlein, Spessart 210. Valvasor, Krain III. 583. Vonbun, Vorarlberg. Sagen S. 23. Zingerle, Tirolersagen 227. Einmal hat die Schlange eine blaue Blume im Munde. Baader Nr. 223.

In sehr vielen Sagen ist die Verwünschte eine Kröte oder sie erscheint dreifach, als Jungfrau, Schlange und Kröte. Grimm, D. Sagen Nr. 222. Stöber S. 396. Panzer 32. 195. 196. Baader Nr. 215. E. Meier Nr. 349. 363. Vernaleken, Alpensagen 145. Curtze, Waldeck S. 199. Müllenhoff 597. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 9. Sommer, Sächs. Sagen Nr. 16. Büsching, Volkssagen I. 286. Auch im Aberglauben aus Masuren S. 132. findet sich die schöne Jungfrau auf dem Goldberge, die von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend gern durch einen Kuss erlöst werden möchte, sich aber vor dem Kuss in eine grässliche Kröte verwandelt, vor welcher der Jüngling entflieht.

Ich glaube hier noch daran erinnern zu müssen, dass in einer Bulle Gregors IX den ketzerischen Stedingern unter anderm vorgeworfen wurde, sie pflegten eine Kröte zu küssen (eine Art von heidnischem Sakrament), und dass auch in den Hexenprozessen die zaubermächtige Kröte eine grosse Rolle spielt; wenn auch nur in schmutziger und gehässiger Herabwürdigung, könnte darin doch noch die Spur des sehr edlen alten Mythus liegen.

Darin stimmen alle Sagen überein, dass, wer die verwünschte Jungfrau erlösen wolle, ein ganz unschuldiger und reiner Jüngling seyn müsse. Vergl. Schöppner Nr. 1186. Bechstein, Thüring. II. 106. Lyncker Nr. 144. Kohlrusch, Schweizersagen I. 75. Er soll „rein von Frauen“ seyn. Baader Nr. 168. Vergl. Wolf, Beitrag II. 245. Da man den Erwachsenen nicht mehr so viel Unschuld zutraute, sollte der Erlöser nur ein kleines unschuldiges Kind seyn. Kuhn, Märk. Sagen 67. Schöppner Nr. 919. Endlich schob man die Erlösung in eine ganz unbestimmte Zukunft hinaus. Eigentlich gab man die Hoffnung auf, dass je ein so vollkommen tugendhafter Mensch leben könne, und liess nur eine Möglichkeit dazu offen in der naiven Vorstellung, es könne doch vielleicht einmal, wenn auch erst in sehr ferner Zeit, ein Baum wachsen und aus dessen

Brettern eine Wiege gezimmert werden für den, der die verwünschte Jungfrau erlösen würde.

Sehr alterthümlich klingt die Sage vom Auerbacher Schlosse. Hier schmachtet eine verwünschte Jungfrau und hütet grosse Schätze, aber erst muss ein Rabe kommen und eine Nuss fallen lassen, diese im Boden wurzeln und daraus ein Baum wachsen, aus dem die Wiege ihres künftigen Erlösers gezimmert werden soll. Wolf, Hess. Sagen Nr. 49. Damit ist der weltalte Rabe gemeint, dessen wir im zweiten Buch 2. gedacht haben, der alle Zeit überdauert und aus einem Weltalter ins andere hinüber führt. Von demselben Auerbacher Schlosse heisst es in Grimms D. Sagen Nr. 223., die verwünschte Jungfrau sey als Schlange erschienen mit einer blauen Blume im Munde. Bei Panzer II. S. 199. ist es ebenfalls ein Vogel, der erst kommen soll; derselbe soll eine Eichel auf einen Berg in Mittelfranken fallen lassen, woraus dann eine Eiche wachsen soll. Vergl. auch Reich, Wanderblüthen S. 23. Die Wiege des Erlösers, die aus einem Baum gemacht werden soll, der noch gar nicht gewachsen ist, wiederholt sich in einer kaum übersehbaren Menge von deutschen Volkssagen. Büsching, Volkss. S. 173. Mone, Anz. III. 91. VI. 367. VII. 365. 476. VIII. 63. Baader S. 29. 260. Schnezler II. 35. Schwab, Rauhe Alb 32. Vernaleken, Mythen 136. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 395. Weber, Tirol S. 143. Bechstein, Oesterr. Sagen. S. 139. Schaubach, Alpen III. 23. Rochholz, Naturmythen S. 154. Vonbun, 23. Schöppner I. 86. 145. Schönwerth II. 390. E. Meier Nr. 4. Schreibers Sagen I. 252. Bechstein, Fränk. Sagen I. 191. v. Herrlein, Spessart 210. Koch, Ritterburgen I. 39. Schambach und Müller Nr. 112.

10.

Menglada.

Menglada oder Menglöd ist eine der merkwürdigsten und schönsten Gestalten aus den Erinnerungen der altnordischen Heidenreligion, zum Glück uns treulich aufbewahrt im alten Eddalied Fiölswinnsmal.

Ein unbekannter Fremder, der sich Windkaldr (der wind-

kalte) nennt, kommt zum Hyfjaberge, auf dem alle Kranken Heilung finden. Hier, von der Waberlohe (dem Flammenkreise) eingehegt, harrt die jungfräuliche Menglada seit langer, langer Zeit auf ihren fernweilenden Geliebten. Vor ihren Knien sitzen neun ihr dienstbare und getreue Junfrauen: *Illif* (Hülfe), *Illifthursa* (Thursenhülfe), *Dietwarta* (Volkswärterin), *Biört* (Bertha?), *Blid* und *Blidur* (die Sanfte), *Frid* (der Frieden), *Eir* (wohl eins mit der *Eyr*, die in Walhalla die Helden, die zur Lust gekämpft haben und verwundet worden sind, immer wieder heilt) und *Oorboda* (Wortbotin?). Draussen vor dem Flammenkreise steht der rauhe Wächter *Fiölsvidr* (der Vielwissende), ruft den Fremden an und lässt ihn nicht ein, löst ihm aber eine Menge Räthsel auf, die sich auf Menglada und ihre geheimnisvollen Umgebungen beziehen. Endlich stellt der Fremde die verfängliche Frage: Darf ein Mann in Menglöds Armen ruhen? Der Wächter erwidert: Keiner ausser Swipdagr (Beschleuniger des Tages), dem sie von lange her verlobt ist. Ich selbst bin Swipdagr, sagt der Fremde. Der Wächter ruft es Menglöd zu. Sie aber prüft den Fremden erst, dann ruft sie mit wehmüthigem Entzücken aus:

Lange sass ich
Auf liebem Berge,
Nach dir schauend Tag und Nacht.
Nun geschieht, was ich hoffte,
Dass du heimgekehrt bist,
Süsser Freund, zu meinem Saal.

Er antwortet:

Sehnlich Verlangen
Hatt' ich nach deiner Liebe.
Nun ist gewiss,
Wir beide werden
Mit einander ewig leben.

Dieses Lied ist das schönste der Edda und gleichsam das Hohelied des Nordens. Die Freude des Wiedersehens kann nicht rührender geschildert werden. Die harrende Jungfrau aber ist niemand anders, als jenes Wesen, was wir schon als Iduna, Nanna und Brynhilldur kennen. Menglöds Gluthsaal dreht sich unaufhörlich wie auf einer Lanzenspitze. Das ent-

spricht der Symbolik des Sonnenrades. Wölfe bewachen die Jungfrau im Gluthsaal, das entspricht dem Wolf, der die Sonne verfolgt. Nur die Feder eines Hahnes kann die Wölfe besiegen, das ist der Hahn, der am Ende der Zeit den neuen Morgen verkünden wird. Das Lied versetzt uns in die Zeit, in welcher Idunas Verbannungszustand endet, sie aus der Zeitlichkeit befreit und zur ewigen Heimat zurückgeführt wird. Ihr Erlöser aber ist der langersehnte Geliebte, nicht mehr Skirnir, noch auch Sigurd, sondern Baldur, der einzige Gott, der die andern überleben wird, denn alle andern gehen nach der Edda im Ragnarok (Götterrauch), dem grossen Weltbrande zu Grunde.

Windkaldr deutet auf die Wintermitte, in welche die Sonnenwende fällt, von wo an die Tage wieder wachsen, daher der Name Swipdagr. Der Gluthsaal ist die Sonne in ihrer Winterwende oder im Nordlicht. Es ist dasselbe Feuer, über welches Skirnir und Sigurd reiten, die Waberlohe oder die Flammenheimat des Phönix, von wo alle Verjüngung ausgeht. Es ist die letzte Sonnenwende gemeint, das Ende der Zeit, die Rückkehr zur Ewigkeit.

Menglöd erscheint als Heilgöttin. Das entspricht dem segensreichen Wirken der Sonne in der Zeitlichkeit. Ihre neun Jungfrauen entsprechen den neun heilkundigen Jungfrauen auf der britischen Insel Sena, die schon den Alten bekannt war. Strabo IV. 4. Mela III. 6. Neun andere kommen auf der Insel Mona, zu St. Michel, Kerloiou etc. vor. Maury, les fées S. 40. Neun Jungfrauen hüten auch das Feuer der h. Bridget. Moore, Irland S. 245. Vergl. Mone, Heidenth. II. 407. und Eckermann, Kelten S. 94. 98. Man vergleiche dazu den Kreis der Hildegarden- und Kümmernisssagen, in denen die verbannte Göttin gleichfalls als Heilgöttin erscheint.

Menglöd (*monile lactabunda*), die sich am Halsband erfreut, ist ein schwer zu erklärender Name. Soll man an das verhängnissvolle Halsband denken, an welches in so vielen Mythen das Unheil geknüpft ist, oder an den Ring der Zeit, den Kreislauf der Sonne in der Zeitlichkeit? Sie wird eine Tochter des *Swafer (vibrans)* genannt. *Swipdagr* kommt her vom Englischen *to sweep,* lateinisch *vertere,* kehren, wenden, oder vom deutschen schweben, schwippen, kann deshalb statt Beschleu-

niger des Tages auch noch anders gedeutet werden. Er ist Sohn Solbiards, des Sonnenglänzenden, nennt sich aber Windkaldr, weil er im kalten Winter kommt. Man muss dabei wohl an Fimbulwinter oder den letzten Winter vor dem Weltende denken.

In Benfeys Orient und Occident II. 45 f. erklärt Ferd. Justi die Menglöd zwar für die Sonne, deutet aber den tiefsinnigen Mythus von ihr nach der unglückseligen Methode des Herrn Schwarz, der alle Mythen in der Welt zu Gewittermythen macht, als Verdunkelung der Sonne durch eine Gewitterwolke und ihren Befreier als den Blitz, der die Wolke aufreisst. Es liegt nicht in der Art der Mythenbildung, einen so gewöhnlichen Vorgang, wie es das Wiederhervortreten der Sonne nach einem Gewitter ist, in einen so umständlichen Mythus zu hüllen, und am wenigsten, darin eine so tiefe und rührende Sehnsucht auszudrücken.

In Pfeiffers Germania X. 446 f. erklärt Rupp die Menglöd ebenfalls für die Sonne, aber ihren Befreier für den Mond und sieht in dem Mythus nichts, als die Conjunction der Sonne mit dem Monde im Neumond der Wintersonnenwende.

Ich glaube dagegen — und nach allem Angeführten mit gutem Grunde — im Fiölswinnsmal den Schlussstein der ganzen grossen Eddadichtung von der Sünde der Asen, von Odins Untergang im Ragnarok, vom Ende der Zeit und von der Wiederkehr Baldurs zu erkennen.

Hohes Alter verräth die Sage bei Schreiber I. Nr. 28. vom Fräulein Ida von Schauenburg, die in einer Höhle auf ihren fernen Geliebten Berthold harrt, bis derselbe endlich wiederkehrt und durch ein treues Hündchen ihr zugeführt wird. Ida mahnt an Iduna, die Schauenburg an die Waberlohe, Berthold ergänzt die Bertha, wie Freyr die Freyja und Koros die Kore. Eigenthümlich ist die Sage vom Hardenstein, auf dem die Jungfrau Kunigunde auf ihren fernen Bräutigam harrt und ihm des Nachts, von Elfen bedient, ein köstliches Mahl bereitet, bis am Morgen alles verschwindet. Sandkörnlein des Grafen v. Bentheim-Teklenburg S. 187. Bei Ilmenau harrt in einem Flammenschlosse ein verwünschtes Fräulein auf den, der sie erlösen soll. v. Falkenstein, Kaiser-

sagen S. 129. Zu einer harrenden Jungfrau auf einer Rappoldsteiner Burg kommt jede Fastnacht ein gespenstischer Ritter angesprengt, kann sie aber nicht erlösen, weil es ein lebendiger seyn müsste. Stöber, Sagen des Elsasses Nr. 97.

Auch in dem berühmten Volksbuch von der Magelona finden sich Anklänge an unsern Mythus, ihr Name selbst erinnert an Menglada, ihr Ritter Peter „mit den silbernen Schlüsseln" gibt sich als ein Erretter und Erlöser zu erkennen. Sie wird getrennt von ihm und wendet in ihrer traurigen Einsamkeit ihre ganze Sorgfalt auf die Heilung von Kranken. Vergl. Görres, Volksbücher S. 153. Grässe, Sagenkreise 386. Eine schwache Wiederholung bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 21.

König Arthur feierte das Pfingstfest, als eine Dame auf einem Maulthier ohne Zaum heransprengte, schön, aber in Thränen. Sie sagte, sie müsse so lange weinen, bis sie den Zaum des Maulthiers wiederhabe. Derselbe war ihr von ihrer Schwester geraubt worden und befand sich in einem Zauberschloss. Die Ritter der Tafelrunde erboten sich sogleich, ihr zu dienen, aber der erste, der das Schloss aufsuchte, kam leer zurück, weil er den Eingang zu dem Schlosse nicht hatte finden können. Erst der tapfere Gawin überwand alle Schwierigkeiten. Zwar stürzten ihm im Walde Löwen und Tiger mit schrecklichem Gebrüll und im Thale Schlangen und feuerspeiende Drachen entgegen, umtobten ihn Stürme und Gewitter, gossen sich Ströme vor ihm aus, stürzten Berge vor ihm ein; weil er sich aber nicht darum kümmerte, geschah ihm auch nichts zu leide. So kam er zu dem Schlosse, welches, von einem tiefen Graben umgeben, sich wie ein Mühlstein um sich selbst drehte. Gawin aber gab seinem Rosse die Sporen und war mit einem gewaltigen Satz mitten im Schlosse, das nun auf einmal stille stand. Hier warten seiner noch schwere Kämpfe. Ringsum steckten auf Pfählen Köpfe von Rittern, die hier umgekommen waren, indem sie mit einem gewaltigen Ritter hatten kämpfen müssen. Aber Gawin besiegte diesen Ritter und nun musste ihn die Besitzerin des Schlosses empfangen. Sie suchte ihn durch alle Sinnenreize zu verführen, aber er blieb standhaft und so musste sie ihm endlich den Zaum ausliefern, den er, zum Könige heimkehrend, ihrer Schwester zurück gab.

Diese dankte und ritt davon. Histoire lit. de la France XIX. 722. Legrand, deutsch I. 81.

In dem unzugänglichen Schlosse, welches um sich selbst kreist, dürfte wohl eine Erinnerung an Menglöds Gluthsaal erhalten seyn.

Am gleichen Tage wurde ein Knabe und ein Kalb geboren, jener wuchs zum Jüngling, dieses zum Stiere heran. Da sagte der Stier zum Jüngling: Setze dich zwischen meine Hörner, reite auf mir zum König und fordere von ihm ein sieben Ellen langes Schwert, um seine Tochter zu erlösen. Er empfing es und gelangte zur Flammenburg, in der ein zwölfköpfiger Drache die Prinzessin gefangen hielt. Um die Flammen zu löschen, trank der Stier das Meer aus und spie es in das Feuer, dass es gedämpft wurde, aber ungeheurer Rauch den ganzen Himmel umzog. Hierauf stürzte der Jüngling auf dem Stiere in die Burg, hieb dem Drachen mit einem Streiche den Kopf ab und führte die Prinzessin heim. Haltrich, Deutsche Sagen aus Siebenbürgen Nr. 21. Darin liegt eine Erinnerung an die Waberlohe und vielleicht auch an Ragnarok, den letzten Weltbrand, aus welchem Himmel und Erde verjüngt hervorgehen sollen. Die Sinnbilder in diesem Märchen sind kolossal, wie in der Voluspa. Man hat hier ein Beispiel, wie der grossartige Mythus in den gewöhnlichen Styl der Märchen vom Glasberge übergehen konnte.

11.

Erinnerung an den Erlöser am Ende der Zeit in deutschen Volks- und Kinderliedern.

Wir lernten oben schon die Pfingstlieder kennen, in denen sich die Erinnerung an die wandernde Freyja erhalten hat, die endlich ihren Odur wiederfindet. Da nun aber dem Mythus von der laufenden und suchenden Sonnengöttin ein anderer von der harrenden parallel geht, so war es natürlich, dass man in Volksliedern auch die Rückkehr des Geliebten zu der seiner treu und geduldig Harrenden besang.

In Müllenhoffs Sagen aus Schleswig-Holstein S. 485. hockt ein Kind in einem Kreise von Tanzenden und man singt:

Wer sitt in dissen hogen Toern?
„Daer sitt en Königsdochter in“.
Kann ik de nich to seen krygen?
„Se is so fast vermuret,
De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich stäken!“
Enen Steen bräek ik uet.
„Beide Ogen fallt dy uet“.
Nä, nä,
Schaet nich, (Es schadet nicht)
Baet nich. (Es hilft nicht)
Steen und Been verlaet my.
Kling, klang, kloria!
Kumm und folg my achterna.

Bei den letzten Worten erhält eins der im Kreise tanzenden Mädchen einen Schlag und folgt der Vortänzerin, sie am Kleide fassend; dieser wieder eine zweite und sofort bis der Ring aufgelöst und die Königstochter befreit ist. — Im Elsässer Volksbüchlein von Stöber findet sich ein ganz ähnliches Bild. Ein kleines Mädchen sitzt, den Kopf mit dem Röckchen verhüllt, in der Mitte und die andern singen im Kreise umher:

Wer sitzt in diesem Thürmelein? —
Das Königs, Königs Töchterlein —
Darf man sie auch beschauen? —
Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
Musst einen Stein abhauen.

Bei Rochholz, Alemannische Kinderlieder S. 374. sitzt eine Frau im Häuschen, oder auch auf einem Brücklein und seltsamerweise macht eine Katze den Refrain, was auf Freyja deuten würde:

Chatze, Chatze-müsli:
Es sitzt e Frau im Hüsli;
Chatze, Chatze-müggeli:
Es sitzt e Frau uf'm Brüggeli.
Gisch mer nüd, bist e Säubengel;
Gisch mer öppis, e goldiger Engel.

Auf Seite 373. daselbst kommt ein Lied vor, was die Kinder singen, indem sie in einer langen Reihe gegen ein fingirtes Thor galoppiren, welches zwei Kinder mit aufgehobenen Armen bilden:

I möcht' über d' holländische Brugg!
sie ist verheit und broche.
lönd sie wiedrum mache
mit isige Stachle!
um welche Lohn?
die hinterst Geisbohn! —
I möcht' über d' silberig Sihlbrugg!
d' Brugg ist bschlosse
mit Silber übergosse
und goldige Schibe.
der Letzte muess do blibe!

Die abgebrochene Brücke motivirt den Rosssprung über die Waberlohe und die goldne Scheibe dieses Kinderliedes kann wohl nichts anderes bedeuten als Menglöds Gluthsaal, die Sonne. Wenn sich solche Sinnbilder und Gebräuche aus uralter heidnischer Zeit in der Kinderwelt erhalten haben, lässt sich daraus schliessen, wie tief die Sehnsucht nach Erlösung, wie von der Pein des Winters in jedem Frühling, so von allem Uebel dieser Erde in einer bessern Welt jenseits, dem Volksgemüth eingeprägt gewesen ist.

Auch in einem schwäbischen Kinderspiel bei Meier (Kinderreime aus Schwaben S. 102.) heisst es von dem Kinde, welches die zu erlösende Prinzessin vorstellt:

Sitzt ein Fräulein im Häusle,
Spinnt so zarte Seide,
Zart, zart wie ein Haar.
Hat gesponnen sieben Jahr.
Kann man sie auch sehen?
Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
Man muss ein'n Stein abhauen.

Im Harz werden beide Mythenkreise von der wandernden und von der ausharrenden Göttin in einem Spiel und Tanzliede verbunden, abgedruckt in den Harzbildern von Pröhle Seite 39. Das Spiel heisst „Fürst und Fürstin“. Man bildet einen Kreis und singt:

Wer steht da draussen vor der Thür
Und klopft so leise an, und klopft so leise an?

Da singt einer ausserhalb des Kreises:

Ich bin der Fürst, ich stehe davor,
Ich hab' hier was zu suchen.
Ich habe verloren meinen Schatz,
Allhier, allhier auf diesem Platz.
Drum schliesset auf den Garten.

Der Kreis wird aufgeschlossen, er tritt ein, sucht seine Geliebte, redet aber zuvor die andern an und gibt ihnen spitzige Reden, bis er die rechte findet und sie küsst. Dann bleibt er im Kreise, aber sie muss hinaustreten und nun singt man wieder im Kreise: Wer steht da draussen vor der Thür? Darauf singt die ausgeschlossene Jungfrau:

Ich bin die Fürstin, stehe davor,
Ich hab' hier was zu suchen.
Ich habe verloren meinen Schatz,
Allhier, allhier auf diesem Platz,
Drum schliesset auf den Garten.

Man lässt sie ein und sie sucht, findet und küsst den Geliebten.

Viertes Buch.

Altdeutsche Gräbersymbolik.

1.

Sinnbilder der Fortdauer und Auferstehung.

Die altdeutsche Gräbersymbolik ist bei weitem ärmer als die griechische, weil unsere Vorfahren kein so kunstreiches Volk waren und auch viel weniger Gräber von ihnen erhalten sind.

Ich habe selbst sowohl Hügelgräber aus dem Brandalter, oder der frühern Zeit, in welcher die Leichen noch verbrannt wurden, als auch Stein- und Holzgräber mit Gerippen in grosser Zahl und an verschiedenen Orten ausgegraben. Zwei grosse Grabfelder, wovon das eine nur Hügelgräber, das andere nur s. g. Todtenbäume enthielt, habe ich in den Jahresheften des württembergischen Alterthumsvereins beschrieben. In den Hügeln fand sich nichts von symbolischer Bedeutung, doch lagen auch hier Ohrenringe, Hals- und Armringe, Beinringe und Waffen genau so, wie sie gelegen haben würden, wenn sie sich an der Leiche selbst, welche verbrannt war, gefunden hätten, so dass auch hier die Füsse nach Osten zugekehrt waren, wie das überall bei den begrabenen Leichen der Fall war. In den Todtenbäumen, die ich unter dem Berge Lupfen, zwei Stunden entfernt von Tuttlingen an der Donau, mit meinem Freunde, Major von Dürrich, ausgrub, fand sich viel mehr Symbolisches. Noch jetzt nennt man im Schwarzwald die Särge Todtenbäume, weil vormals hier alle Todten in hohlen Baumstämmen begraben wurden. Auch das hat schon

eine sinnbildliche Bedeutung. Wie der erste Mensch aus einem Baum wuchs, so soll er auch aus einem Baum wiedergeboren werden. Wie im Worte Wald der Begriff des Vali, des Frühlingsgottes liegt, mit dem die Natur neu geboren wird, und wie in dem Worte Holz der Begriff der Holden, d. h. Elben, und der Frau Holle oder Hulda liegt, der Sonne als Königin der Elben und Wiedererweckerin der Vegetation, so lag auch, wenn man die Todten in Bäumen begrub, darin eine Verheissung der Wiedergeburt.

Die Todtenbäume, die ich fand, waren nur roh mit der Axt behauen, bei mehreren aber waren oben an beiden Enden je ein Schlangenkopf ausgeschnitten, und eine der Länge nach über den Baum laufende Leiste verband beide als der Schlangenleib. Die Schlange ist das bekannte Sinnbild der Zeit, weshalb auch der Zeitgott Odin einmal Schlangengestalt annahm, zugleich aber auch Sinnbild der Wiedergeburt, weil sie aus der Erde hervorkriecht und jährlich ihre Haut erneut. In einigen Todtenbäumen fanden sich hölzerne Hände und Füsse, von denen ich sogleich ausführlicher handeln werde. Desgleichen Feuersteine und kleine, nicht zum technischen Gebrauch, sondern nur zum Symbol dienende Steinmeissel, wie man sie überall in germanischen Gräbern gefunden hat. Die Feuersteine bedeuten, dass aus dem Grabe einst der Lebensfunke wieder geweckt werden soll. Die kleinen Meissel bedeuten den Hammer des Thor, den Blitz des ersten Frühlingsgewitters, welches die Natur aus dem Winterschlaf weckt. Einen solchen Hammer warf man zur Heidenzeit jeder Braut in den Schooss und gab ihn jedem Todten mit ins Grab. Er spielt heute noch seine Rolle als Sinnbild bei Auctionen und in der Freimaurerei. Die Todtenbäume lagen auf Haselruthen, die auch sonst als s. g. Wünschelruthen noch bis auf die neueste Zeit im deutschen Aberglauben eine grosse Bedeutung hatten.

Bei den alten Römern wurde, wie oben schon erörtert ist, ein Pinienzapfen auf die Gräber gesetzt und in Italien ist heute noch die Cypresse der Trauerbaum auf den Kirchhöfen. Bei uns kommt die Tanne nicht auf Gräbern, aber doch als Sinnbild des den Wintertod überdauernden Naturlebens in dem immergrünen mit Lichtern und Aepfeln besteckten Weihnachts-

baum vor. Noch jetzt herrscht in Russland die Sitte, bei Begräbnissen vom Trauerhause bis zum Kirchhof Fichtenzweige zu streuen. In unserm deutschen und slavischen Norden hatte zur Heidenzeit der gleichfalls zum Nadelholz gehörige und der Fichte verwandte Wachholderstrauch die Bedeutung des holden Erweckers, gehört also ganz derselben Symbolik an, wie der Weihnachtsbaum. Grimm, Altd. Wälder I. 138. Auch der römische Name *juniperus*, enthält den Begriff der Verjüngung. Im Buche der Natur des Konrad von Megenberg heisst es, in der Wachholderasche erhalte sich die Glut ein ganzes Jahr lang. Man verbrannte Wachholderholz bei Begräbnissen wohl nicht blos wegen Reinigung der Luft. Der Machandelbaum, dasselbe was Wachholder, wächst aus dem Grabe eines ermordeten Knaben und auf seinen Zweigen singt des Knaben Seele als Vogel, um zuletzt wieder Mensch zu werden. Grimm, Märchen Nr. 47. Im Winter ist alles entschlafen, nur der Wachholder wacht und auf ihm ein Vogel. In der Wintermitte ruft nun dieser Wächter allen Holden zu, d. h. den Pflanzengenien, sie sollen wieder erwachen. Im Winter erblindet gleichsam die Natur, weil die Nacht immer länger wird. Daher die schöne Sage von einem blinden Mädchen, welches einmal von einem Wachholder träumt, an welchem die h. Anna sie wieder sehend mache. Am andern Tage ging sie dahin und fand unter dem Wachholder das Bild der Heiligen, wodurch sie wieder sehend wurde. Panzer S. 46.

Auch der Wachholderzweig gilt als Wünschelruthe. Ein armes Mädchen in Kärnthen öffnete mit einem solchen Zweige die Erde und erhob einen Schatz, dass sie nun reichlich ihre blinden Eltern pflegen konnte. Sartori, Burgvesten Oesterreichs IV. 179. In Schwaben haben die Kinder das Recht in der Wintermitte am s. g. Pfeffertage ihre Eltern mit Wachholderzweigen zu schlagen, worauf sie ein Geschenk bekommen.

Der Hollunderbaum war der Frau Holle oder Hulda geweiht, der Sonnengöttin, die zugleich Königin der Elben ist. Weil aber die gütige Sonne nach ihrer Gefangenschaft innerhalb der Zeitlichkeit wieder frei wird und uns die selige Ewigkeit öffnet, war der Hollunder auch ein Sinnbild der Wiedergeburt, des seligen Wiedersehens. Am Johannistage starb

gleichsam die Sonne. Daher die Bedeutung des Hollunderbaums als Trost in Krankheit und Tod. Am Johannistage war der Baum besonders heilig. Prätorius, Glückstopf 217. In der Mittagsstunde dieses Tages pflückte man Hollunderblüthen als die kräftigste Arznei. Panzer II. 305. Rochholz erwähnt in seinen Schweizersagen den Gebrauch, Zweige vom Hollunderbaum in Kreuzform zu binden und auf Gräber zu stecken; wenn sie dann fortgrünen, sey der Verstorbene selig. Man pflanzte daher auch Hollunder auf die Kirchhöfe. Im Hildesheimischen machte sich der Kutscher des Leichenwagens bei jeder Leiche einen Peitschenstecken aus einer Hollundergerte, genau so lang wie die Leiche. Grimm, D. Myth. Aberglauben 866. Fliederthee von Bäumen, die über einem Bienenstock wachsen, soll besonders heilsam seyn. Grimm, D. Myth. 1122. Stand der Baum auf dem Kirchhof, so mahnte er unmittelbar ans Paradies, denn die Bienen sind Sinnbild der Seligen im Paradiese. Frau Holle, die gütige Mutter aller Wesen, führte nicht nur die neugebornen Seelen in die irdische Geburt ein, sondern nahm auch die vom Leibe geschiedenen wieder auf. Der Hollunderzweig war gleichsam das Scepter, womit sie die Lebendigen und die Todten beherrschte. Ein solcher Zweig sollte im Namen der Frau Holle alle bösen Geister bannen. Prätorius, Bloxberg 459.

Drei Söhne zogen aus um einen Hasen zu jagen, von dessen Fleisch ihr todtkranker Vater genesen sollte. Der h. Petrus begegnete ihnen und bat jeden, ihm etwas von seinem Frühstück zu geben. Das that nur der Jüngste und hatte deshalb das Glück, den Hasen zu erlegen. Seine Brüder schlugen ihn aber todt und begruben ihn unter einem Hollunderbaum. Da hing einmal ein Hirt sein Horn an diesen Baum und das Horn begann zu blasen und erzählte die Mordthat, worauf das Volk zusammenlief und die bösen Brüder erschlug. Müllenhoff S. 495.

Sehr eigenthümlich ist die Vorstellung von drei Brüdern, die nach verschiedenen Richtungen in die Welt hinaus reisen, um sich auf einem Hollunderbaum wiederzufinden, wo sie grosse Gefahren bestehen, aber endlich erlöst werden. Panzer II. 93. Auch hier erscheint der Hollunder als ein Symbol des Wiederfindens, der Erlösung, der Wiedergeburt. Diese

alte Vorstellung scheint sehr populär gewesen zu seyn, denn eine Erinnerung daran hat sich in einem noch jetzt weit verbreiteten Kinderspiel erhalten. Drei Kinder fassen sich bei den Händen, tanzen im Kreise herum und singen dabei:

Ringala, ringala, reiha,
Es sein der Kine'la dreia,
Steiget si auf'm Hollerbusch
Schreia si alle husch, husch, husch!

Die Kinder lassen sich alle drei zugleich auf den Boden fallen und beginnen dann das Spiel von neuem. Das spielen und singen heute noch alle Kinder in Schwaben. Panzer II. 92. gibt folgende Erklärung: Auf dem Schlosse Schaumberg, welches mit den Herzogen von Meran verfeindet war, seyen Drillinge geboren worden. Da habe sich ein fremder Knappe in das Schloss geschlichen und die grade Würfel spielenden Drillinge verlockt, auf einen Hollerbaum zu steigen, um droben die zwitschernden Vögel zu fangen. Die Kinder seyen dann aber vom Baum herabgestürzt und hätten sich zu Tode gefallen. Die weite Verbreitung des Kinderspiels scheint auf einen sehr alten und bedeutsamen Mythus hinzuweisen.

Die grösste und prächtigste aller Johannisblumen ist die Königskerze oder das Wollkraut, welches in der heissesten Jahreszeit um Johanni an einsamen Orten und auf Bergen als schöne Pyramide mit hellgelben Blumen emporwächst. Sein lateinischer Name ist *verbascum nigrum*, sein altdeutscher Name Hildebrand, Himmelbrand oder Himmelkerze. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch II. 178. Himmelbrandblue; wenn sie auf einem Grabe wächst, soll man für die Seele eine Wallfahrt thun. Wolf, Zeitschrift III. 29. Hildebrand heisst der berühmte alte Held im Gefolge Dietrichs von Bern, der alle andern Helden überlebt, alle Schuld rächt und sühnt und hinter den irdischen Helden steht, wie ein Princip des Ewigen im Wechsel alles Zeitlichen. Die Blume, die auffallenderweise seinen Namen trägt, entspricht vielleicht demselben Begriff. Sie erhebt sich hoch und grade über alles Gemeine, sie trägt in ihren gelben Blumen gleichsam zahllose künftige Sonnen. Ihr Anblick gereichte zum Trost in trüber und kalter Regenzeit und am Johannistage, an welchem alle bösen Mächte

ledig wurden. Sie wurde wohl als ein Pfand des Ewigen gegen das zeitlich Böse angesehen.

Beda Weber sagt in seinem schönen Werke „das Thal Passeyr und seine Bewohner“ von jenem Thale, der Heimat des wackern Andreas Hofer, und von den Thalbewohnern: „Sie haben eine besondere Sorgfalt für die Todten. Alle Sonntage gehen sie über die Gräber und beten. Die Gottesdienste für die Seelen der Abgestorbenen werden am liebsten und zahlreichsten besucht. Am Allerseelentage bekränzen sie jährlich die Gräber mit allen Blumen des blühenden Herbstes und mit brennenden Kerzen, und ziehen über dieselben dreimal mit dem Priester singend und betend einher. Der blühende Zug über Moder und Staub ist ein schönes Bild des Volkes, das nicht stirbt.“

Die Blumensymbolik auf Grabdenkmälern ist noch nicht hinlänglich erforscht. Der Grundgedanke derselben kann aber kein anderer seyn, als das Wiederaufblühen eines schönen Lebens aus der finstern Todesnacht.

2.

Mistel und Hasel.

Man hat die Mistel, weil sie als Schmarotzerpflanze auf dem Gipfel der Bäume wächst, für vom Himmel gefallen gehalten und wegen ihres himmlischen Ursprungs verehrt. Diese aus dem ältern Plinius geschöpfte Notiz genügt aber bei weitem noch nicht zum richtigen Verständniss ihres Cultus. Noch viel weniger ist die Bedeutung der Hasel verstanden worden.

In Bezug auf die Mistel ist das Hauptmoment, dass sie die obere und untere Welt, Himmel und Erde, zugleich aber auch Ewigkeit und Zeitlichkeit vermittelt. Die gallischen Druiden glaubten, die Gottheit habe die Mistel vom Himmel herabgesendet und dadurch den Eichbaum, auf dem sie wuchs, geheiligt. Je am Neujahr führte man zwei junge weisse Stiere zu der Eiche und der Oberpriester im weissenGewande stieg auf den Baum und schnitt mit goldner Sichel die Mistel ab. Die Gallier nannten sie *omnia sanans* (Allheil). Man

fing sie in einem weissen Tuche auf. Sodann opferte man die weissen Stiere und beging ein grosses Fest, wobei aus der Mistel ein Trank bereitet wurde, der gegen alle Krankheiten helfen und alle Thiere fruchtbar machen sollte. Plinius, Naturgeschichte XVI. 44. Die Sitte hat sich lange erhalten. Nach Zwingers Kräuterbuch 247. schnitt man in frühern Zeiten alle sieben Jahre einmal in der h. Stunde der Sonnenwende die Mistel vom Baum. In Wolfs Zeitschrift I. 443. wird ein alter Volksglaube erwähnt, wonach die Mistel, die man mit einem Pfeile vom Baum herunterschiesst, alle Krankheiten heilen soll. In den Pyrenäen gilt die Mistel noch jetzt für heilkräftig gegen alles Gift, Ausland 1840. S. 172. Die alte Verehrung hat sich auch noch in England erhalten, wo jetzt noch zu Weihnachten an der Decke des Zimmers eine Mistel aufgehangen wird, unter der sich alle Anwesenden küssen. Dickens beschreibt die Sitte in seinem beliebten Roman „Die Pickwickier". Vergl. Wiener Jahrbücher V. 51. Mésangère, dictionnaire des proverbes p. 362.

Der Sinn ist: In der h. Stunde der Sonnenwende offenbart die Mistel das in ihr liegende Princip des Ewigen und gewinnt Macht über alles Zeitliche, heilt alles Uebel in der Zeitlichkeit. Es wäre nicht unmöglich, dass auch der Mistral, der französische Name des Nordwindes, der wahrscheinlich von den alten germanischen Seefahrern der Nordsee herstammt, hieher bezogen werden dürfte, da der Nordwind der Lebenswind ist.

Sofern aber die Mistel an der Grenze zwischen Ewigkeit und Zeit steht und nach Albertus Magnus (Nürnberg 1755. S. 155.) alle Schlösser öffnet, hat sie auch eine schlimme Bedeutung, denn wie sie mitten in der Zeitlichkeit je in den Sonnenwenden den Himmel öffnet, so hat sie auch einmal innerhalb der Ewigkeit die Zeitlichkeit oder das irdische Daseyn eröffnet. Das wird erklärt durch den tiefsinnigen Mythus von Hödur in der Edda. Der gute Gott Baldur in der ersten goldnen Zeit war durch keine Waffe zu verwunden, ausser durch die Mistel, mit der sein blinder Bruder Hödur ihn tödtete. Die Mistel öffnete damit die dunkle Schattenseite der Welt in der vergänglichen Zeitlichkeit und in dem irdischen Daseyn voller Sünde und Uebel, die aber einst endigen und worauf Baldur

wieder erwachen und ein neues goldnes Zeitalter ohne Uebel beginnen wird.

Die Mistel heisst auch Affolter, was Mone, Heidenthum I. 426., auf den Apfel, das Symbol des Sündenfalls, oder auf den himmlischen Apfelgarten Avalon bezieht. Man könnte auch an Abfall und abhold denken, weil in der That hier von einem Herabsinken aus einem bessern Zustande in einen schlechtern die Rede ist. In der nordischen Hromund Gripsonssaga Cap. 4. wird das Schwert Mistilteinn genannt, was ganz mit dem Begriff der Trennung von Leben und Tod, vom Uebergang aus einer in die andere Welt zusammenstimmt. Barth hat in seiner Urgeschichte V. 311. die Mistel mit dem Schlangenstabe des Hermes verglichen und auch den Zweig, der bei den classischen Dichtern (Claudian, Raub der Proserpina II. 290. Ovid, fasti III. 264. Servius zu Virgils Aeneis VII. 516.) die Unterwelt öffnet, auf die Mistel bezogen, und mit Recht, wenngleich jene Dichter unter Ober- und Unterwelt, deren Grenzen mit Hülfe jenes Stabes oder Zweiges überschritten werden, etwas anderes verstanden als Ewigkeit und Zeit. Zur bösen Bedeutung der Mistel gehört ihr Name Maretaken, der Zweig, auf dem die Mare (der böse Alp) sitzt. Wolf, Niederl. Sagen 689. Keyssler ant. sept. 308. Bock, Kräuterbuch 744.

Die Schlangen am Zauberstabe des Hermes bedeuten den Lauf der Zeit und zugleich das Irdische, weil die Schlange nicht nur durch ihren schlängelnden Lauf den Lauf der Gestirne, mithin den Fortschritt der Zeit, sondern auch durch ihre Heimat unter der Erde das Irdische, die Schattenseite der Welt, im Gegensatz gegen die himmlische Lichtseite bezeichnet. Die Schlange kommt aber in sehr genaue Verbindung mit der Mistel durch die Symbolik der Hasel.

Nach dem deutschen Volksglauben wohnt unter der Mistel, die auf einem Haselstrauche wächst, der Haselwurm. Prätorius, Glückstopf 21. Wer sich in den Besitz dieses Wurmes zu setzen vermag, was nur an einem Johannistage im Vollmond geschehen kann, gewinnt dadurch Heilung von allem Uebel, Glück in der Liebe und im Spiele, alle Schätze der Erde, die Erkenntniss aller Dinge und die Gabe sich unsichtbar zu machen. v. Alpenburg, Alpensagen 373. Nach

dessen Mythen S. 302. soll Theophrastus Paracelsus einen solchen Wurm besessen haben.

Warum man die Hasel in diese Verbindung mit der Mistel und Schlange brachte, erklärt sich wohl zunächst aus der Haselnuss, in deren harter Schaale sich der süsse Kern verbirgt, wie der zur Auferstehung berufene Leichnam im Sarge. Das ist die cerealische Symbolik, die im Aufgehen der Saat die Auferstehung des Menschen nach dem Tode vorgebildet sieht. Hier kommt aber noch in Betracht, dass der Haselstrauch mitten im Winter blüht und seine goldnen Kätzchen auf den Schnee herabblicken lässt, ähnlich der Mistel, die mitten im Winter auf dem dürren Baum grünt.

Die vielen Haselnüsse, die man in altgermanischen Gräbern gefunden hat, müssen wohl zuerst als Speise betrachtet werden, die man den Todten mitgab, wenigstens fand ich in den Todtenbäumen, die ich 1846 an der obern Donau ausgrub, ganze Schüsseln und Töpfe damit gefüllt. Dagegen fand ich unter diesen Todtenbäumen querliegende Haselruthen, auf denen sie ruhten. Diese Haselruthe kommt nun überall als Wunschruthe vor, d. h. als Zauberstab, gleich dem Schlangenstab des Hermes und dem goldnen Zweig, der die Unterwelt öffnet. So heisst es im Nibelungenliede 1064. vom Nibelungenhort, dem grossen Goldreichthume: der Wunsch lag darunter, von Gold ein Rüthlein. Noch bis ins vorige Jahrhundert glaubte man mit der Haselruthe, wenn auch nicht Todte zur Auferstehung, doch Schätze, Quellen etc. aus der Erde heben zu können. Gilbert, Annalen 27.

In Vernalekens Alpensagen S. 291. finden wir eine artige Sage aus Kärnthen. Ein Geiziger fand einmal spät Abends einen Zwerg um einen Haselnussstrauch voll Glühwürmer tanzen und hörte von ihm, der Glanz sey Gold und jeder Haselzweig könne schlechteres Metall in Gold verwandeln. Der Geizige bat sich einen Zweig aus, aber der Zwerg ermahnte ihn, mit dem Gelde den Armen wohlzuthun, sonst helfe der Zauber nichts. Als der Geizige nun heim kam und ohne an die Armen zu denken nur geschwind seinen Geldkasten herbeischleppte, um all sein Kupfergeld in Gold zu verwandeln, wurde alles Geld, sobald es die Haselstaude berührte, zu Mist.

Vergl. über Zaubereien mit der Haselgerte: Rochholz. Schweizersagen II. Nr. 366. und 394.

Zunächst zaubert die Wünschelruthe den Reichthum der Saaten hervor. Die Saatfelder wurden mit Haselruthen umsteckt, um zu gedeihen. Grimm, D. Myth. 617. Auch die Haselnüsse galten als ein Sinnbild und zugleich als Mittel der Fruchtbarkeit. Ist St. Johannistag heiter, so gibt es viele Haselnüsse und die Wiegen werden im nächsten Jahre theuer. Eiselein, Sprüchwörter S. 349. Vergl. de Nore, coutumes 100.

Die Zauberkraft der Wünschelruthe wird verstärkt in den h. Stunden der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen. Die kräftigste Haselruthe schneidet man in der Christnacht, denn sie wird zur Glücksruthe. v. Herrlein, Spessart S. 65. Oder am Berchtentage, v. Leoprechting, Lechrain S. 98. Am Charfreitag, Meier, Sagen aus Schwaben S. 387. Am meisten zu Johanni, wenn die Sonne am höchsten steht. Buch vom Abergl. 1790. I. 191. Kuhn, Märk. Sagen S. 330. Pröhle, Unterharz. Sagen S. 88. v. Leoprechting S. 98. Panzer II. 296. Vernaleken, Alpensagen S. 415. Nach Kuhn, Nordd. Sagen 393. muss man die Hasel rückwärts schneiden, weil von Johanni ab die Sonne zurückgeht. Endlich wird auch empfohlen, zu Allerheiligen, am grossen Todtenfest des Herbstes Haseln zu pflanzen. Wolf, Zeitschrift 444.

In der Sonne liegt das Princip der Ewigkeit, der jährlichen und täglichen Verjüngung, des ewig Guten, himmlischer Huld und himmlischen Segens. Also kommt auch diese jungfräulich mütterliche Göttin der alten Heidenreligion in Verbindung mit der Mistel, Hasel und Schlange. Sie ist in der christlichen Vorstellung nur übergegangen in die Mutter Gottes, so dass die heidnische Grundidee unverkennbar ist. In einigen Volkssagen wird nicht die christliche Gottesmutter, sondern nur eine gespenstische Jungfrau genannt, die auf der Hasel wohne. Bechstein, Thüring. Sagenschatz II. 108. Gödsche, Schlesischer Sagenschatz 103. Nach der christlichen Auffassung aber ist der Haselstrauch der Madonna heilig und empfing von ihr die Kraft, dass aus seinen Zweigen Wünschelruthen werden. Maria war noch jung und las im Walde Erdbeeren, als eine giftige Otter auf sie zusprang. Da verbarg

sie sich hinter einem Haselstrauch bis das böse Thier verschwand, und verlieh dann aus Dankbarkeit dem schützenden Gesträuch die Gabe aller Wünsche. Vonbun, Vorarlb. Volkss. S. 7. Ganz ähnlich die Legende von Maria-Schein. Hier wird zwar nicht die Madonna selbst durch eine grosse Schlange erschreckt, sondern nur ein gewöhnliches Mädchen, aber ein im Gebüsch erscheinendes Madonnenbild schützt sie. Lothar, Volkss. S. 80. Auch zu Maria-Kulm in Böhmen erscheint die h. Jungfrau auf einer Haselstaude. Gumppenberg, Marian. Atlas I. 47. Kaltenbaek, Mariensagen S. 85. Vor einem Marienbild in der Haselstaude knieen Schafe. v. Herrlein, Spessart S. 111. Die Hasel wurde geheiligt als Maria einst während eines Gewitters unter sie flüchtete. Deshalb schlägt auch nie ein Blitz in die Hasel. Zingerle, Sagen aus Tirol 461. Wolf, Zeitschr. I. 327. Hierher gehört auch wohl die gekrönte Frau in Tirol, die mit einer alles zu Gold machenden Wünschelruthe dasitzt und zu deren Füssen eine grosse Schlange liegt. Weber, Passeyr 254.

3.

De ligneis pedibus vel manibus.

Der bekannte *indiculus superstitionum et paganiarum* aus dem achten Jahrhundert ist eine anerkannte Quelle des heidnischen Aberglaubens und Cultus, wie er sich damals noch im fränkischen Reich vorfand, wobei es für die Untersuchung, die uns vorliegt, nicht viel auf sich hat, ob er schon auf der Synode zu Lestines im Jahr 743, oder erst auf dem Reichstag zu Attigny im Jahr 765 zur Geltung kam. Vgl. Rettberg, D. Kirchengesch. I. 328.

Ein Artikel dieses *indiculus* lautet: *de ligneis pedibus vel manibus, pagano ritu*, ohne Zusatz und Erklärung. Der Gebrauch hölzerner Hände und Füsse nach heidnischem Cultus wird als bekannt vorausgesetzt und untersagt. Eine Erklärung ist meines Wissens noch nirgends versucht worden.

In den oben schon erwähnten Todtenbäumen am Lupfen befanden sich auch zwei künstlich in Holz gearbeitete Schuhe

und ein gleichfalls in Holz ausgeschnitzter, einem kurzen Leisten ähnlicher nackter Menschenfuss, desgleichen zwei glatte hölzerne Hände. Dass unter jenen Schuhen der Todtenschuh, nordisch Helsko, zu verstehen sey, den man dem Todten beim Antritt seiner langen Wanderung ins Todtenreich mit ins Grab gab und über den Keyssler, antiq. sept. 170. und Grimm, D. M. 795. bereits das Nöthige mitgetheilt, darüber kann kein Zweifel obwalten. Wir kennen bereits das Schuhsymbol vom Gansfuss, Drudenfuss, Alpfuss her, es bedeutet das unwiderstehliche Durchschreiten unbekannter Gebiete. Audomäus in der vita S. Eligii gedenkt der symbolischen Fussbilder, die man auf Kreuzwege ausgestellt habe. Binterim, Denkw. II. 2. 580. erklärt sie irrig für Votivbilder. Sie dienten vielmehr dem heidnischen Aberglauben, nach welchem man auf Kreuzwegen, weil dieselben die Knotenpunkte des Sonnenlaufs nachahmten, ins Geisterreich sehen und gelangen konnte. Jene Fussbilder oder Schuhe waren also zur Wanderung ins Geisterreich bestimmt. Die gute Naturmutter erscheint in vielen Sagen als Spinnerin, d. h. als Anspinnerin aller Lebensfäden, sitzend auf einer grünen Linde. In der visio S. Godeschalci bei Leibnitz, script. rer. Brunsv. cap. 3. theilt ein Engel auf einer Linde sitzend, Schuhe aus für alle, welche unverletzt durch die dornige Hölle wandern sollen.

Der Schuh ist prophetisch. Aus seiner Lage erkennt man den Weg durchs Leben und den Weg nach dem Tode. Brautleute werfen in der Hochzeitsnacht die Schuhe hinter sich. Wem der Schuh gehört, dessen Spitze nach der Thüre sieht, muss zuerst sterben. Grimm, D. Myth. 1073. Wirft man die Schuhe in der Christ- oder Perchtennacht hinter sich, so bedeutet die gegen die Thür gerichtete Schuhspitze, dass ihr Besitzer im nächsten Jahre aus dem Hause ausziehn werde. Schmeller, bayr. Wörterbuch III. 340. Schönwerth, Oberpfalz I. 141. Vernaleken, Myth. 349. Wer in England im neuen Jahr zuerst ein Haus betritt, heisst Firstfoot und seine Erscheinung und sein Benehmen gelten als prophetisch. Brokett 72. Grimm, D. Myth. erste Aufl. S. 780.

Wer verirrt, braucht nur die Schuhe zu wechseln, so findet er den Weg wieder. Baader Nr. 141. Ein Mädchen kann den fernen Geliebten herbeizaubern, wenn sie seine Schuhe

siedet. Grimm, D. Myth. 1232. Einen Mörder kann man bannen, wenn man den Schuh des Todten aufrecht auf dessen Herz stellt. Bechstein, Deutsches Museum II. 192.

So die unzweifelhafte Symbolik des Schuhes. Anders aber müssen die Füsse in Verbindung mit den Händen erklärt werden, wie ich sie in den alemannischen Gräbern fand.

Bekanntlich leitet man den Namen der Stadt Antwerpen von Handwerfen ab. Nach den Meldungen der alten Chroniken von Brabant und Flandern, zusammengestellt in Wolfs Niederl. S. Nr. 53. pflegte ehemals hier ein Riese die Wanderer auf einem Kahn über die Schelde zu führen, schlug ihnen aber als Fahrlohn regelmässig die rechte Hand ab, bis einmal Held Brabon ihn besiegte. In einem alten Buche „der reisende Deutsche" 1746. S. 186. fand ich aus mündlicher Ueberlieferung erwähnt, dass jener Riese Duion geheissen habe, wovon Wolf nichts meldet. Im Register desselben Buches aber heisst der Name Dinon. In den Mémoires de la societé des antiquaires I. 390 f. heisst er Typhon. Hier wird versucht, das Handabhauen als Strafe für Schmuggler zu erklären. Da in der Nordsee die Meinung verbreitet war, das Todtenreich liege jenseits des Wassers, und alle Todten übergefahren werden mussten, so wäre nicht unmöglich, dass der riesenhafte Ferge als ein deutscher Charon verstanden werden müsste. Ueber das Ueberfahren der Todten an der Nordsee s. Procop de bello goth. IV. 20. Eckermann, Rel.-Gesch. III. 1. 29. Grimm, D. M. 743. Hierher gehören noch folgende Märchen: Ein Jüngling verfolgte drei schwarze Hirsche, da wurden es schöne Jungfrauen, die ihn mit einem unüberwindlichen Schwert, dem unerschöpflichen Seckel und einem goldnen Ringe beschenkten, um sie zu erlösen. Er musste über drei Ströme setzen und sollte Hand und Fuss als Fährlohn den Riesen lassen, besiegte aber die wilden Riesen und erlöste die Prinzessinnen im „goldnen Königreiche." Wolf, D. Hausmärchen S. 48. Auch der kleine König Laurin im deutschen Heldenbuch forderte von Jedem, der seinen Rosengarten betrat, den linken Fuss und die rechte Hand als Opfer.

Fuss und Hand im Todtencultus scheinen mir nun stellvertretende Opfer, aber zugleich Pfänder der Wiedergeburt zu seyn. Das Abhauen der Hände haben wir schon als Sinnbild der Entlaubung im Herbst, des Naturtodes kennen gelernt,

dem im Frühling das neue Grün der Saaten und des Laubes folgt; es ist demnach ein Sinnbild, eine Verheissung der Auferstehung.

Die Hand hat den Nebenbegriff des Sieges. In der Sage von Antwerpen heisst es nach Wolf a. a. O., Brabon habe nach der Ueberwindung des Riesen in einem Tempel des Mars gebetet. Der deutsche Mars (Kriegsgott) war aber der Ase Tyr, von dem es in der Edda heisst, er habe, um den Wolf Fenrir zu täuschen, als man diesen band, seine Hand zum Pfand in dessen Rachen gelegt, die ihm dann von dem festgebundenen Wolf auch wirklich abgebissen worden sey. Oegisdrecka 38. Jüngere Edda von Simrock 262. Bei Flinzbach in Oberbayern sind Hände und Füsse zugleich in den Felsen abgedrückt, angeblich die des heiligen Petrus. In der Nähe heisst ein Fels der Riesenkopf, so dass unter Petrus vielleicht Thor verstanden seyn könnte, der einen Riesen besiegt und jenes Siegeszeichen im Stein zurückgelassen. Panzer 245. Auch der gleich dem Thor rothbärtige Held Hoyer von Mansfeld drückte vor der Schlacht im Welfisholze seine Hand in den harten Felsen als Zeichen des gewissen Sieges. Von Rohr, Unterharz 666. Beckmann, Hist. v. Anhalt I. 29. Nach einem Gedicht von E. Ferrand soll umgekehrt ein am Siege verzweifelnder Feldherr im Geismarwalde ausgerufen haben: ich kann so wenig siegen, als meine Hand in diesen Stein eindrücken! Und doch drückte sich die Hand im Stein ab und verkündigte ihm den Sieg. Littfass, Declamatorium, 10. Heft S. 18. Auch im Tristan ist die abgeschlagene Hand des Riesen Urgan ein Siegeszeichen. Vgl. Grimm, D. M. 220. Der Handschuh war bei Belehnungen Zeichen der Gerichtsbarkeit, die Hand auch Zeichen der Malstatt und des Burgfriedens. Reinitzsch, Ueber Truhten 204.

4.

Allerseelen.

Die Feier des Allerseelentages (2. November) wurde von Odilo v. Clugny eingeführt, nachdem einige vom h. Lande

heimkehrende Pilger unterwegs im Aetna das Jammergeschrei der Verdammten gehört hatten. Siegebert von Glemblours zum Jahr 998. Seitdem geht man an diesem Tage auf die Kirchhöfe, um für die im Fegefeuer büssenden Seelen zu beten. Man hält am Abend Umzüge mit Fackeln, man schmückt die Gräber mit Blumen und Lichtern, man setzt sogar Speisen für die Todten auf die Gräber. Vergl. meine christliche Symbolik s. v. Allerseelen. Im Fellinschen wurden an diesem Tage die Todten sogar in eine Badestube eingeladen. Grimm, D. Myth. 865. In Schwaben bäckt man heute noch s. g. Seelen, ein süsses Gebäck in Weckenform, dessen Name sich auf die armen Seelen bezieht, denen man ehemals Speisen vorsetzte. Von Leoprechting, Lechrain S. 199 nennt solche Gebäcke Seelenzopf, weil sie wie Zöpfe geflochten werden. In Würzburg wurde an diesem Tage um eine erleuchtete Tanne getanzt und zwischen den Paaren ein Blumenstrauss gewechselt. Wer ihn am Tanzschluss in der Hand hatte, bekam ein Geschenk. Franz Ludwig von Erthal, von Bernhard 1852. S. 95. Auch im Norden war ein grosser Festtanz am Allerheiligentage (1. November) Sitte. Wilda, Gildenwesen S. 18. Ueber die Speisen, die man auf die Gräber setzt, vergl. noch Panzer II. 103. Michelet, hist. de France II. 235. In Böhmen glaubt man, an diesem Tage fahren die Seelen aus dem Fegefeuer in den Himmel. Schmalfuss, die Deutschen in Böhmen S. 80. Zu Dieppe darf man an diesem Tage nicht fischen, weil man nur die Gerippe der Ertrunkenen im Netze finden würde. Bosquet, la Normandie 276.

In Tirol glaubt man, am Allerseelentage werden die armen Seelen frei und dürfen umgehen und zu den Ihrigen zurückkehren, die sie daher als Gäste erwarten und ihnen Speisen vorsetzen. Zingerle, Sitten aus Tirol S. 113. In dessen Sagen aus Tirol S. 464. heisst es weiter, wenn die Speisen über Nacht stehen bleiben, schenke man sie Morgens den Armen. Ein heftiger Wind wird Armenseelenwind genannt, weil die Seelen mit ihm einherziehen. Am meisten poetisch ist der Volksglaube in der Oberpfalz. Hier glaubt man, sitzen diese Seelen im Widerschein der Abendsonne auf der Kirchhofsmauer und kommen des Nachts, um sich am Herdfeuer zu wärmen. Schönwerth I. 281. 283. Dadurch wird die Beziehung der Seelen

zur Sonnengöttin bezeugt, die zugleich im Herdfeuer verehrt wurde.

In der christlichen Feier des Allerseelentages wurde, obgleich man ihr immer einen christlichen Ursprung hat geben wollen, doch zuversichtlich nur eine ältere heidnische Todtenfeier fortgesetzt, um die Pietät des Volkes gegen seine Todten nicht zu verletzen. Die alte heidnische Todtenfeier im Herbst entsprach der Frühlingsfeier. Wir haben bereits die grosse Feier des 1. Mai oder der Walpurgisnacht, in welcher die schöne Jahreszeit beginnt, kennen gelernt. Ihr steht am 1. November die grosse Herbstfeier gegenüber, welche wahrscheinlich die drei ersten Tage des November ausfüllte. Jenes Maifest war ein Freudenfest, die grosse Hochzeitsfeier der Natur, dieses Herbstfest war ein Trauerfest, die Leichenfeier der Natur. Bei den alten Galliern und Britten hiess das Maifest *Bealtine,* das Allerseelenfest *Samhtheine.* Eckermann, Kelten II. 120. Grimm, D. Myth. 580. Ohne Zweifel wurden beide Feste bei den Deutschen und Slaven ebenso gefeiert, wie bei den Kelten.

Ueber die heidnische Feier des Festes vergl. meinen Odin S. 221. Ich füge hier noch hinzu, dass man in England glaubt, am Allerseelentage ziehen die guten „Nachbaren" oder Feen aus. Keightley, Feen II. 190. Das sind die Elben der Pflanzenwelt, die im Spätherbst fortziehen, weil im Herbst alle Pflanzen welken. Derselbe Glaube findet sich auch in Deutschland. Am Tage vor Allerseelen ziehen die Heimchen auf den Oibin und halten dort einen Gottesdienst. Gräve, Sagen der Lausitz S. 168. Merkwürdig erscheint ein Volksglauben in England. Am Allerseelentage sollen sich nämlich der König und die Königin der Elben begegnen. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 232. In der ersten Mainacht halten König und Königin der Elben Hochzeit. Sollten sie im Spätherbst von einander scheiden müssen? Eine solche Scheidung ist in den Erinnerungen, welche Shakespeare von Oberon und Titania aufbewahrt hat, wiederzuerkennen.

Der h. Hubertus, der am 3. November gefeiert wird und den alle Jäger als ihren Schutzheiligen verehren, soll nach der Legende einen Schlüssel vom h. Petrus selbst erhalten haben und dieser Schlüssel soll durch seine Berührung Mondsucht,

Wasserscheu und dämonische Bezauberungen heilen. Er wird noch im Kloster St. Hubert in den waldreichen Ardennen, dem ehemaligen Paradiese der Jäger, aufbewahrt. Der Heilige war selbst ein leidenschaftlicher Jäger, bis ihn einmal ein Cruzifix zwischen dem Geweih eines Hirsches, den er jagen wollte, zurückschreckte und bekehrte. Acta S. S. Der Schlüssel schliesst hier offenbar das Reich des Winters, wie die Schlüsselblume im Frühling das Reich des Sommers auf. Er ist zugleich ein Talisman gegen den Nacht- und Mondzauber. Inwiefern in dem christlichen Jäger sich noch die Erinnerung des wilden Jägers aus der Heidenzeit erhalten hat, lässt sich nur so weit erkennen, als der Heilige wahrscheinlich dem ältern Odin, vor dem die bekehrten Heiden doch immer noch eine grosse Scheu haben mochten, als Tröster und Beschützer entgegengesetzt worden ist. Sein Hirsch mag wohl früher ein vom wilden Jäger gejagter Hirsch gewesen seyn, der aus dem Reiche des Sommers und Lebens in das des Winters und Todes hineinführte.

Ich füge hier noch hinzu, dass in den Rheinlanden der Volksglaube herrscht, wer in der Matthäusnacht (die gleich dem Martinsabend in diesen Kreis der Herbstfeste gehört) um Mitternacht geboren sey, bei dem müssen sich alle Todten melden und er sehe alles voraus. Linnig in Wolfs Zeitschrift III. 60.

Ein besonderes Interesse bietet die von Crusius, Schwäbische Annalen III. 2. 17. beschriebene Abspeisung der Armen dar, welche jährlich am Allerseelentage auf dem Wurmlinger Berge bei Rothenburg am Neckar Statt fand. Die Unterthanen des Grafen von Calw mussten stiftungsmässig eine braune Gans, eine fette Kuh, drei fette Schweine hinaufbringen. Die Geistlichkeit erschien barfuss bei der Messe, die in der Bergkapelle gelesen wurde. Die Thiere wurden geschlachtet und die Haut der Kuh diente zur Tafel, von wo aus den aus der ganzen Gegend zusammengeströmten Armen im Namen der Grafen die herkömmlichen Speisen vertheilt wurden. Diese waren sehr reichlich und es durften dabei Fische in einer gewürzten Brühe nicht fehlen. Auch wurden viele gebratene Gänse aufgetragen und in jeder steckte ein gebratenes Huhn und in diesem wieder eine Bratwurst.

Diese Speisung der Armen hörte erst auf, als die Reformation dem alten Herkommen ein Ende machte. Sie rührt aber ohne Zweifel aus einer noch vorchristlichen Zeit her, wie der süsse Brei der Bertha. Besonders merkwürdig ist, dass sie am Allerseelentage erfolgte. Sie war demnach wohl ursprünglich auf die Seelen der Todten berechnet, die an diesem Tage die Erde verlassen, und man setzte ihnen die Speisen deshalb auf einen Berg, um sie den durch die Luft ziehenden Seelen zugänglicher zu machen. Die Siechen und Armen traten, wie in Tirol, nur stellvertretend für die Todten ein. Jedoch lässt sich die Feier auch als eine allgemeine Speisung der Todten und Lebendigen zugleich denken zu Ehren der grossen Naturmutter, die alles gewährt. Die Kuhhaut mahnt an die Wunschkuh und an die ägyptische und indische Urkuh, das Symbol der allgütigen Natur.

5.

Die Sagen von der Nachtigall.

Wenn das verlorene Paradies in der ersten Mainacht wieder sichtbar wird, wenn mit dem Grün des Waldes auch die Zugvögel zurückkehren, dann ertönt die süsse Stimme der Nachtigall wie aus einer fremden Welt.

Aus den Collectaneis Manlii wird im Magicon, Isleb. 1597. p. 62., auch in Kornmani templum naturae hist. und in Wolfs D. Märchen Nr. 58. von einer dämonischen Nachtigall erzählt, welche zur Zeit des Constanzer Concils in einem Walde bei Basel so hinreissend sang, dass Alles herbeiströmte, ihr zuzuhören. Als sie aber einmal gefragt wurde, wer sie denn eigentlich sey? erwiderte sie, sie sey die Seele einer Verdammten, und entfloh. Alle aber, die sie gehört hatten, erkrankten und starben. Nach dem Glauben der Esthen hat die Nachtigall das Vorspiel des himmlischen Spieles, wodurch der höchste Gott Wäinämöinen gleich Orpheus die Thiere um sich versammelt, im Gedächtniss behalten und singt nun immerfort durch die Wälder. Hier ist deutlich ausgesprochen, die

Töne der Nachtigallen seyen Erinnerungen aus dem Himmel, und wohl nur, weil damit der heidnische Himmel gemeint war, konnte in der ersterwähnten Sage die Nachtigall für eine Verdammte gehalten werden. Kann man leugnen, dass eine tiefe Poesie darin liegen würde, wenn der süsse Klageton der Nachtigall in diesem Sinne zu verstehen wäre? Ich kann nicht umhin, hier einer merkwürdigen römischen Grabschrift auf eine Nachtigall zu gedenken, welche sich auf einem Marmor in der Villa Massimi zu Rom befinden soll und in den Breslauer Sammlungen 1719 April. S. 455. abgedruckt ist. Hier ruft der um die todte Nachtigall Klagende ihr nach, indem er sich gleichsam über ihr Freiwerden freut: *vale et vola per Elysium.* Im Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes, ihnen die Nachtigall zu schicken, um ihnen das Sterbelied zu singen. v. Leoprechting, S. 79. Im Titurel wünscht sich Sigune die Stimme der Nachtigall, um ihren todten Geliebten damit wecken zu können, wie der kleine Vogel seine Jungen durch Gesang aus dem Ei weckt. Sterben und Wiedergeburt gelten aber auch von Winter und Frühling.

In einem schwedischen Volksliede heisst es von der Nachtigall, sie sey nebst ihrem Bruder durch eine böse Stiefmutter in die thierische Form verzaubert worden, er in einen Bären, sie in eine Nachtigall. Sie kann nicht eher erlöst werden, bis der von ihrem Gesange entzückte Ritter sie schlachtet und ihr Herzblut trinkt. Sie verwandelt sich zwar, um ihn abzuschrecken, in Löwe, Bär und Drachen, aber er bleibt standhaft. Mohnike, Altschwed. Balladen 156. In einer dänischen Sage wird die Jungfrau durch ihre Stiefmutter zuerst in eine Hinde verwandelt, aus Furcht vor den Hunden des Jägers Orm aber verwandelt sie sich selbst in einen Vogel. Da legt ihr Orm eine Schlinge, schneidet sich selbst ein Stückchen Fleisch aus der Brust und hängt es gleich einer rothen Beere vor die Schlinge, in welcher sich der Vogel fängt. Dieser aber wird durch den Genuss des Fleisches entzaubert und Orms glückliche Gattin. Grimms dänische Heldenlieder 120. Die Scheu der Jungfrau, die Liebessehnsucht und Aufopferungsfähigkeit des Jünglings sind in dieser kleinen Sage gar lebendig aufgefasst, aber es scheint auch ein alter Naturmythus in ihr zu liegen, denn die Hinde ist ein Winter-, der Vogel ein Frühlings-

symbol. Sehr einfach und schön ist die Beziehung auf den Frühling ausgedrückt in Grimms Märchen Nr. 69. Hier wird die schöne Jorinde durch ein böses Weib in eine Nachtigall verwandelt und unter unzähligen andern Vögeln in einem grossen Vogelhause eingesperrt, bis ihr Geliebter Joringl sie durch Berührung mit einer Blume entzaubert.

Demnach wäre die Nachtigall ein Sinnbild des in der Zeitlichkeit gefangenen Princips des Ewigen selbst und der auf den Erlöser am Ende der Zeit harrenden Jungfrau und ihr Gesang wäre gleichsam nur der kürzeste Auszug der Sphärenmusik.

6.

Von der Gertrudenminne.

Einer der schönsten, aber auch räthselhaftesten Gebräuche der heidnischen Vorzeit war das Minnetrinken. Dasselbe hat sich in den christlichen Gebräuchen fortgesetzt im Trinken von St. Johannis Minne am 27. Dezember und von St. Gertruds Minne am 17. März. Ueber beide Sitten hat Zingerle 1862 ein eigenes Buch „Johannessegen und Gertrudenminne" herausgegeben. Es liegt nahe, den Trunk der Johannisminne für den Abschiedstrunk vom alten Jahre zu halten, woran sich vielleicht auch ein Hinblick auf die Vergänglichkeit des Lebens überhaupt geknüpft hat. War die Gertrudenminne im Frühling ebenfalls ein Abschiedstrunk, so konnte sie nur den Abschied vom Winter bedeuten.

Gertrud hat allerdings Winterbedeutung. Unser Schwarzspecht hiess ehemals der Gertrudsvogel. Er ist ein Winterthier, man sieht ihn erst, wenn die Bäume entlaubt sind, wie er den ganzen Winter hindurch an den Baumstämmen pickt und klopft, um sich kümmerlich von den hinter der Rinde versteckten Würmern zu nähren. Den Namen Gertrudsvogel erhielt er von einer gewissen Gertrud, einem Weibe mit rother Kappe, die, als sie dem Heiland, der Brod von ihr erbat, das kleinste Stückchen auswählen wollte und jedes noch zu gross fand, in einen Specht verwandelt wurde und durch den Schornstein hinausfuhr, daher bis auf das rothe Käppchen ganz

schwarz wurde. Zugleich wurde der Vogel zu beständigem Hunger verdammt und findet zu seiner Nahrung nur die kleinsten Würmchen unter der Baumrinde. Asbjörnsen, Norweg. Sagen I. 2. Auch bei Pancritius, Hägringar S. 169. Dass der Schwarzspecht Unheil bedeute, bemerkt Pantoppidan II. 142. Vom Grünspecht hat man im Samland eine ähnliche Sage. Als Gott nach der Schöpfung durch sämmtliche Thiere einen grossen Brunnen graben liess, arbeitete der Specht allein nicht, daher ihn Gott verfluchte, dass er nie aus einem Brunnen trinken sollte. Seitdem durstet er beständig und ruft den Regen herbei. Preuss. Provinzialblätter XXVI. 536. Grimm, D. M. 1221. Auch in Deutschland heisst der Grünspecht Regenvogel, Regenpfeifer, Wasservogel und Giessvogel, weil er giet oder giess ruft, d. h. es soll regnen. Auch eine esthnische Sage in den Dorpater Verhandlungen I. 42. kennt die Faulheit des Spechts, der nicht mit graben wollte, um sich sein schönes Kleid nicht zu beschmutzen, und den Gott deshalb zur Strafe schwärzte. Das wäre also wieder der Schwarzspecht. In mehreren deutschen Sagen und Schwänken ist die faule Grete eben so sprichwörtlich wie die schwarze. Auch steht zuweilen die schwarze Margarethe der weissen Bertha in den Volkssagen feindlich gegenüber, so dass wir die eine als die Nacht-, die andere als die Lichtseite des Jahres ansehen dürfen.

Gertrud hat Beziehungen wie zum Winter so auch zum Tode. Nach einem alten Aberglauben kommen die Todten in der ersten Nacht zur h. Gertrud, in der zweiten zum Erzengel Michael. Grimm, D. Myth. 798. Gertrud ist also mit der nordischen Göttin Freyja identisch, sofern diese ein Dritttheil aller Todten zu sich nimmt und man im Norden Freyjas Minne trank. Fornaldar soegur 233. Freyja war bekanntlich die Göttin der Liebe, aber die Liebe geht über den Tod hinaus und Hochzeit und Tod, Geborenwerden und Sterben sind Wechselbegriffe. Der Minnetrank Sterbender drückte wahrscheinlich den Glückwunsch des Wiedersehens in einem bessern Leben aus. Jeder Frühling war nach altem Heidenglauben nur ein Vorbild des künftigen Himmels. Also bedeutet auch wohl die Gertrudenminne im Frühling, wenn man den hässlichen Winter hinter sich hatte, im Angesicht des schönen Frühlings die

Verheissung des künftigen Himmels. Die Liebesgöttin Freyja war zugleich als Valfreyja Königin der Valkyrien und Huldgöttin aller edlen Helden, die im Bewusstseyn eines höhern Adels, im Instinkt einer höhern Abkunft und Heimat, als sie die schlechte Zeitlichkeit enthält, der gemeinen und bösartigen Willkür des zeitbeherrschenden Odins trotzten. So finden wir nun auch St. Gertrud in einem alten Volkslied bei Hoffmann, Horae belg. II. 41. Ein Ritter liebte die Heilige, schenkte aber, als sie dennoch ins Kloster ging, diesem Kloster all sein Gut, ging ganz arm davon und ergab sich aus Verzweiflung dem Teufel, dem er um sieben Jahre Erdenglück seine Seele verschrieb. Als nun die Zeit zu Ende ging, sehnte sich sein Herz so sehr, noch einmal die h. Gertrud zu sehen, dass er zu ihrem Kloster eilte. Da bot sie ihm St. Johannis- und zugleich ihrer eigenen Minne Trank und dadurch war er gefeit, denn als der Teufel kam, um sich seiner Seele zu bemächtigen, sah er den Ritter zu Ross sitzen und hinter ihm die h. Gertrud. Da floh er von dannen. Hier erscheint mithin die Heilige völlig wie eine ihren Helden schützende Valkyrie.

Die h. Gertrud wird abgebildet mit einem Spinnrocken, an welchem eine Maus hinauf läuft und den Faden abbeisst. Das passt zu ihrem Kalendertage am Ende des Winters, denn der Abbiss des Fadens bedeutet, dass jetzt die Winterarbeit zu Ende ist. Die Maus ist aber auch ein Sinnbild der abgeschiedenen Seele. Nach der bekannten Sage vom Mäusethurm verfolgen die Seelen der Bauern den bösen Bischof in Gestalt von Mäusen. Das würde sich darauf beziehen, dass die Todten am ersten Tage zur h. Gertrud kommen. Die Heilige steht aber auch den Geburten vor. Ihr Mantel wird unfruchtbaren Frauen umgehängt, damit sie Mütter werden. v. Herrlein, Sagen des Spessart 127. Damit stimmt überein, was Zingerle in seiner Schrift von der Gertrud van Oosten erzählt.

Da die Heilige vornehmlich in den Niederlanden verehrt wird, hat man mit Recht für wahrscheinlich gehalten, es seyen Züge von der ältern in den Niederlanden verehrten heidnischen Göttin Nehalennia auf sie übertragen worden. Vergl. Wolf, Beitrag I. 151. Simrock, Handbuch S. 398 f. Jene Nehalennia, von der man noch aus der Römerzeit Bildwerke besitzt, hat einen Spinnrocken zur Seite, dazu einen Hund und ein Schiff.

Ganz ebenso findet man auch in den Kirchen die h. Gertrud abgebildet, und als weiteres Attribut ist ihr ein Stab beigegeben. Auch findet man auf Bildwerken ihren Minnebecher wie ein Schiff geformt. Diese Attribute scheinen schon der Nehalennia zugetheilt worden zu seyn als einer Beschützerin der Schifffahrt an der niederländischen Küste und des Handels. Nun gilt aber auch die h. Gertrud als Patronin der Reisenden. Man findet ihr zu Ehren erbaute Capellen an hohen Bergpässen und an den Strassen. Als Reisende soll sie einst mit ihrem Wanderstabe eine Quelle aus der Erde aufgeschlagen haben und noch soll man im Wasserspiegel des Main, über den sie einmal trockenen Fusses wanderte, ihre Fusstapfen erblicken. v. Herrlein 126. 131. Sie ist auch Patronin der Herbergen. Reynitzsch, über Truhten 238. Münter, Kirchengesch. von Dänemark II. 873. Hoffmann, Fundgruben 261. Weil das Leben eine lange Reise ist, von der man im Himmel ausruht, rief man Sterbenden ehemals zu: „Frau Gertrud soll dir die Herberge bereiten.“ Wolf, Beitrag II. 108.

Merkwürdigerweise gehört zu den Attributen der h. Gertrud auch der Storch. Zingerle, Johannessegen S. 50. Wie sie selbst einmal mit ihrem Stabe, so soll ihr Storch mit seinem Schnabel eine Quelle aufgestossen haben. Nun ist der Storch bekanntlich nach altem Aberglauben der Kinderbringer, wie auch Gertrud den Geburten vorsteht, und zugleich ist der Storch ein Wanderer, wie die Heilige selbst. Der Storch wandert nicht nur im Herbst in ein fremdes Land im Süden, sondern man glaubte auch, er käme den Winter über in das Land der Elben oder in den Himmel, wohin die Todten zurückkehren und von wo er auch die Kinder bringe. Da der Storch überdem halb schwarz und halb weiss ist, so vermittelt er gleichsam wie Hermes die Licht- und Nachtseite des Jahres, was man dann auch auf eine Vermittlung zwischen Zeit und Ewigkeit übertrug.

Fünfte Abtheilung.

Die Apotheose, ein ausschliesslich griechisch-germanischer Gedanke.

1.

Prometheus.

Die Griechen hatten das richtige Gefühl, dass es doch eigentlich des Menschen unwürdig sey, Steine, unförmliche Klötze oder gar Thiere als Götter anzubeten. Auch die Elemente, Gestirne, Berge, das Meer, trotz ihrer Erhabenheit, schienen ihnen doch zu seelenlos, zu sehr nur Materie, zu wenig Geist, zu sehr nur Sache, zu wenig Person, um in ihnen das Göttliche zu erkennen. Da sie nun ihr Schönheitssinn nöthigte, alle ältere rohe und thierische Auffassungen der Gottheit fallen zu lassen und die menschliche Form allein würdig fanden, das Göttliche darzustellen, so trieb es sie auch an, die Elemente, Gestirne etc., wie auch abstracte Begriffe des Göttlichen in der Menschengestalt zu personificiren. Ihre Abstraction verlor sich nie in den gespenstischen Dämonismus fast aller nordischen Völker, sondern kleidete auch die sittlichen Begriffe in die Menschengestalt ein. So wurde die ganze griechische Götterwelt vermenschlicht. Nach einer Seite hin gewann nun diese Götterwelt einen unverkennbaren Vorzug vor den Thierfratzen der ägyptischen und indischen Mythologie. Nach der andern Seite hin konnte sich aber auch der himmelweite Unterschied zwischen Menschen und Göttern nicht verbergen und bei einem so geistreichen Volke, wie es die Griechen waren, musste die anfangs ernst und andächtig gemeinte Vermenschlichung der Götter doch bald in eine ironische Auffassung übergehen. Die vielen menschlichen

Schwächen, Leidenschaften, Unarten aber, die man den Göttern andichtete, forderten zu einer gewissen Geringschätzung der Götter auf und riefen eine Empörung des sittlichen Gefühls hervor. Man erkannte, es sey doch etwas Edleres im wirklichen Menschen vorhanden, als es in jenen zum Theil ganz unwürdigen, ungerechten, rücksichtslosen und launenhaften Göttern zum Vorschein kam. Dieses sittliche Gefühl erweckte einen Stolz in den Griechen, wie ihn kein anderes Volk kannte, und die Kühnheit, den Göttern zu trotzen.

Diesen Stolz edler Menschlichkeit gegenüber einer verderbten Göttlichkeit, personificirten sie in Prometheus. Als Zeus, sagt der Mythus, die Titanen in den Tartarus gestürzt hatte, blieben nur zwei junge Titanen, des Japetos Söhne, frei, nämlich Prometheus (Vorbedacht) und Epimetheus (Nachbedacht). Prometheus nun sann darauf, das ganze Titanengeschlecht an den neuen Göttern zu rächen. Da es ihm an Macht gebrach, welche Zeus allein sich angeeignet hatte, gebrauchte er List. Der Mythus lässt ihn dabei nicht durchaus allein handeln, sondern Zeus selbst kommt ihm dabei zu Hülfe, ohne es zu wollen. Es ist das Verhängniss, welches sich der Götter selbst bedient gegen die Götter. Es handelt sich hier um das grosse Weltschicksal, das in Erfüllung gehen muss und wobei die List des Prometheus nur Nebensache ist.

Nach einem äusserst sinnvollen Mythus bei Apollodor I. 4. 6. half Prometheus dem Zeus, als derselbe die Pallas Athene aus seiner gespaltenen Stirne gebar, als Geburtshelfer. Prometheus war es, der das Haupt des Gottes mit einem Beile spaltete, worauf die Göttin sogleich vollkommen erwachsen und in einer Waffenrüstung dem jovischen Gehirn entstieg. Ein tiefsinniger Mythus, den die Gelehrten bis jetzt keineswegs gründlich gewürdigt haben. Oben schon erkannten wir, dass Pallas Athene ein reineres, höheres, dem Begriff einer wahren Gottheit weit mehr entsprechendes Wesen ist, als Zeus, zu dem sie in dem nämlichen Verhältniss steht, wie in den nordischen Edden die mit ihr im Namen und Begriff übereinstimmende Iduna zu Odin. Unwissend wird Zeus der Vater eines Wesens, das ihn an göttlicher Herrlichkeit weit übertrifft, wenn es auch innerhalb der Periode, in welcher Zeus herrscht, nicht den höchsten Rang einnehmen kann. Diese

Göttin Athene übt zunächst nur eine moralische Rache im Sinne des Prometheus an Zeus und den neuen Göttern aus. Wozu wurde das Reich des Chronos und der Titanen gestürzt, wenn die neuen Götter nicht besser waren? Wenn im neuen Götterkönig Zeus nur Willkür, Gewalt und Wollust zur Herrschaft gelangten? Wenn es nun auch nicht möglich war, diese unwürdigen neuen Götter ihrer Herrschaft wieder zu berauben, so konnte Prometheus doch neue Wesen schaffen, in denen die Fähigkeit lag, besser zu werden als die Götter, und deren vorragende Helden an der jungfräulich reinen Athene eine Beschützerin finden sollten.

Diese neuen Wesen waren die Menschen. Prometheus formte dieselben aus Erde und Wasser. Ovid, Met. I. 82. Apollodor I. 7. 1. Nach einer andern Quelle war Prometheus Vater des Deukalion, der für den mit seinem Weibe Pyrrha allein übrig gebliebenen Menschen, für den Noah der griechischen Sündfluth galt. Apollonius Rhod. III. 188. So wie so wird Prometheus zum Vater des Menschengeschlechts. So lange die Menschen noch aus Erde und Wasser bestanden, hatten sie keinen Geist und Zeus fand sie unwürdig zu existiren, oder hatte eine leise Ahnung, dass aus diesen Thonfiguren mehr werden könnte, als ihm lieb seyn würde. Er wollte sie also vertilgen, aber Prometheus rettete sie durch seine Fürsprache. Aeschylos, Prometheus 231. 267. 441.

Hesiod sagt in seiner Theogonie 527 f., die Götter und Menschen hätten sich nach einem Streite verglichen und der Titane Prometheus habe zur Sühne einen Stier geschlachtet. Davon sollten einen Theil die Götter, den andern die Menschen opfern. Er hatte aber das Fleisch unter die Haut versteckt und die Knochen mit ein wenig Fett zugedeckt und verlangte, Zeus solle seinen Theil wählen. Zeus aber deckte den Trug auf, indem er das Fett von den Knochen wegriss. Prometheus hatte also hier die Partei der Menschen gegen die Götter ergriffen. Deswegen zürnte ihm Zeus und liess die Menschen ohne Feuer. Prometheus aber schlich in den Himmel und stahl das heilige Lebensfeuer vom Sonnenrade, barg es in einem Rohr und belebte damit die Menschen. Servius zu Virgils Eklogen VI. 42. Plinius, Naturgeschichte XIII. 34.

Aufs neue darüber erzürnt gedachte Zeus die Menschen

zu verderben und zwar durch — das Weib. Es hatte bis dahin noch keine Weiber gegeben. Zeus liess durch den kunstreichen Hephästos das erste Weib verfertigen und belebte es. Das war die Pandora. Alle Götter und Göttinnen wetteiferten sie auszuschmücken, Athene beschenkte sie mit der Kunst des Webens und anderer zierlicher Werke, Aphrodite legte die Liebe in ihren Busen, Hermes aber gab ihr List und Schalkheit. So wurde sie dem Epimetheus zugeführt, der sie gegen seines Bruders Rath zur Gattin nahm. Zugleich aber (so erzählt Hesiod in den Hauslehren 94.) hatte ihr Zeus ein Gefäss mitgegeben, ohne ihr zu sagen, dass alle Uebel darin verschlossen seyen. Des Weibes Neugier ruhte nicht, bis sie es geöffnet hatte, und alle Uebel, Unglück, Krankheit etc. flogen heraus und plagen seitdem das Menschengeschlecht. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden des Gefässes zurück. Und so geschah, was Zeus gewollt hatte. Die Menschen waren ihm nicht mehr gefährlich.

Aber auch an ihrem Rathgeber Prometheus nahm er nun grausame Rache, indem er ihn an das Gebirge Kaukasus anschmiedete und jeden Tag einen Adler aussandte, der ihm die Leber aus dem Leibe hacken und verzehren musste, die ihm jede Nacht von neuem wuchs. Seine Leiden sind am trefflichsten geschildert in der Tragödie „Prometheus" von Aeschylos. Jo, die von Zeus verführte und schmählich von ihm im Stich gelassene, umherirrende Mondgöttin, erblickt ihn und hilft ihm klagen über den unbarmherzigen Herrscher der neuen Welt, der das goldne Zeitalter entschwunden ist. Endlich kommt Herakles, der bescheidene, in Leiden und durch grosse Thaten erprobte und durch eigenes Verdienst vergötterte Mensch, und befreit ihn, indem er ihn mit Zeus versöhnt und Frieden stiftet zwischen den neuen Göttern und den noch von den Titanen herstammenden Menschen. Prometheus muss erkennen, dass er seinerseits zu weit gegangen ist, indem er die wenn auch unvollkommenen Götter durch die noch unvollkommneren Menschen hatte stürzen wollen. Er muss deshalb, obgleich frei geworden, zur Erinnerung an seine Fesseln einen Ring am Finger tragen. Auch kann er nach des Schicksals Rathschluss nicht frei werden, wenn sich nicht ein unsterblicher Gott freiwillig entschliesst, für ihn zu sterben. Diesen Helfer aber verschafft

ihm Herakles. Denn Chiron, der weise Kentaur und Arzt, hat sich an einem durch das Blut der Hydra vergifteten Pfeil am Fusse verwundet, leidet unerträgliche Schmerzen und wünscht den Tod herbei, dessen einzige Möglichkeit ihm jetzt geboten wird. Er stirbt für Prometheus und dieser ist frei. Welcker, der den ganzen Prometheusmythus in seiner Aeschyleischen Trilogie geistvoll erörtert hat, glaubt im halbthierischen (Pferdemenschen) Chiron die leibliche und sterbliche Seite des Menschen, wie in Prometheus die geistige zu erkennen.

Die Strafe des Prometheus ist von Creuzer, Symbolik IV. 456. missverstanden worden. Dieser treffliche Gelehrte glaubte, „des Menschen unsterbliche Seele sey in den Wohnungen der Götter glückselig gewesen, bis Prometheus sie mit der irdischen Materie zusammen fügte und in diesen engen Kerker des Leibes bannte, für welchen Frevel er, am Felsen angeschmiedet und von Reue genagt, habe büssen müssen." Dem ist nicht so. Prometheus hat die vorher glücklichen Menschen nicht unglücklich gemacht, sondern war im Gegentheil von Anfang an ihr Freund, ihr Beschützer gegen die neidischen und grausamen Götter. Er führte die Menschen nicht ins Elend hinein, sondern aus demselben hinaus. Das Feuer, welches er vom Himmel raubte, war das reinste geistige Feuer, im höchsten Aether geboren, der göttliche Funke, den er als Schmied aus dem Schädel des Zeus selbst herausgehämmert hatte, das höchste Ideal der griechischen Menschheit, die Göttin Athene. Wir haben oben erkannt, wie Zeus den Phanes verschlang und darauf die Athene aus seinem Hirn gebar. Wie nun Prometheus der Geburt der Athene assistirte, so stand auch diese Athene dem Prometheus bei, als dieser die menschlichen Leiber beseelte. Auf dem berühmten Pamfilischen Sarkophage (Mus. Capitolinum IV. 25. Millin. gal. XCIII. Nr. 383.) sitzt Prometheus in der Mitte und hält die menschliche Thonfigur im Arm. Im Augenblick ihrer Belebung hält die Göttin Athene segnend die Hand darüber, die Figur gleichsam magnetisirend. Die Inspiration geht hier offenbar von der Göttin selbst aus. Nach der oben angeführten Mythe holte Prometheus das belebende Feuer vom Sonnenrade. Ich glaube nicht, dass sich beide Auffassungen widersprechen. Liegen auch in der Sonne viele Begriffe, die

nicht auf die Athene anwendbar sind, so kann die Göttin doch, in welcher das reinste Lichtprincip personificirt ist, so wenig von der Sonne getrennt werden, wie die nordische Iduna, die dasselbe Wesen ist.

Die Neuern haben zwei Auffassungen des Prometheus, die beide gleich falsch sind. Die Einen sehen in ihm den ganzen Menschenstolz personificirt, wie Goethe, Byron, einen Stolz, zu dem sie auch den sündhaften Menschen gegenüber von Gott für berechtigt halten, eine reine Renommage. Die andern sehen in ihm den menschlichen Vorwitz und die menschliche Verlogenheit personificirt, die Gott selbst überlisten zu können glaubt und dafür mit Recht bestraft wird. Diese letztere Ansicht hat vornehmlich Bippart in seinem Hellas und Rom 1858. vertreten. Beide Auffassungen sind falsch, die eine zu hochmüthig, die andere zu demüthig. Prometheus personificirt die unter den Göttern der Zeitlichkeit und innerhalb der Zeitlichkeit leidende und allerdings auch sündige Menschheit, in der aber ein Princip des Ewigen liegt, welches (bei den Titanen) vor der Zeitlichkeit und ihren neuen Göttern existirte, und dieselben überleben wird.

Die Strafe des Prometheus ist lediglich motivirt durch den Neid der Götter, die den Menschen nicht wohlwollen, weil sie im innersten Wesen des Menschen etwas ihnen selbst Fremdartiges, von ihnen Unabhängiges, über ihre Machtsphäre Hinausliegendes erkennen. Diese höhere Macht charakterisirt Athene, die sich über Zeus erhob, wie die reine jungfräuliche Tugend etwas Höheres ist, als jegliche Macht. Dieses Höhere, das den in Sünde gefallenen Göttern selber verloren ging, kam in den Menschen zum Vorschein und darum der Groll der Götter, darum die Strafe des Prometheus. Der Sarkophag Pamfili lässt keinen Zweifel darüber, wie hoch die Mysterienlehre den Menschen stellte, denn obgleich jenes interessante Bild den Prometheus am Felsen gefesselt zeigt, so steht doch Herakles mit gespanntem Bogen daneben, um den Adler zu tödten, der ihm die Leber frisst, und festen Blickes schaut Prometheus auf Hermes hin, der mit eilendem Schritt und triumphirender Geberde eine kleine Psyche, die er im Arm hält, davonträgt. Er bringt sie ohne Zweifel zum Himmel zurück, als die durch den Tod vom irdischen Leibe wieder

ausgeschiedene, freigewordene Seele. Diese Gruppe ist das Gegenbild zu der andern schon beschriebenen, welche das Eingehen der Seele in den Körper oder die erste Belebung der Thonfigur darstellt.

Auf diesem schönen Bilde ist Zeus noch nicht versöhnt, denn Prometheus liegt noch in Fesseln. Nur Athene ist tröstend herbeigekommen und es hat den Anschein, als ob das Eingehen der Seele in den Leib, wie ihre Befreiung aus demselben etwas wäre, was den Zeus zunächst nichts angeht, oder ihm zum Trotze sich ereignet.

Die Sühne zwischen Göttern und Menschen wird erst vollendet und besigelt durch eine Vermählung zwischen beiden. Eine unsterbliche Göttin soll einen sterblichen Mann heirathen. Das ist die schöne Meergöttin Thetis und der sterbliche Peleus. Bei ihrer Hochzeitfeier sind alle Götter zugegen. Das Kind dieser Ehe aber ist Achilleus, der herrlichste der Menschen, in welchem Göttliches und Menschliches sich am vollkommensten durchdringen. Auf einem antiken Basrelief bei Zoega, bass. tab. 52. ist die Hochzeit dargestellt. Die Parze will sich einmischen, aber Eros weist sie zurück. Damit ist sinnreich ausgedrückt, ein sonst unerbittliches Schicksal wird hier durch die Liebe besiegt. Welcker, Trilogie 87. vermuthet mit Recht, Peleus (der Erdmann) sey der erste durch Prometheus aus Thon geformte Mensch gewesen.

Der bewundernswürdige Mythus von Prometheus ist vielleicht nicht in Griechenland erfunden, sondern erst vom Kaukasus dahin gekommen. In des Philostratos Leben des Apollonius von Tyana II. 3. heisst es noch, die Bewohner des Kaukasus verbrennen die Nester des Adlers mit Flammenpfeilen, um den Prometheus zu rächen. Sein Name scheint also dort sehr bekannt und beliebt gewesen zu seyn. Die Erinnerung an einen im Kaukasus Gefesselten hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten, nur dass er ins Innere eines Berges versetzt wird. Welcker, Götterlehre I. 761. v. Haxthausen, Transkaukasia I. 26.

2.

Pygmalion,

König von Cypern und grosser Künstler, liebte kein irdisches Weib, weil seiner Seele das Urbild aller weiblichen Schönheit vorschwebte, welches er mit liebender Hand in einer Statue der Liebesgöttin Aphrodite verwirklichte. An einem Festtage der Göttin opferte er ihr und flehte sie inständig an, das todte Bild zu beleben. Da ward ihm willfahrt, das Bild wurde warm und lebendig und schloss ihn in die Arme. Aus ihrer Verbindung entspross der schöne Knabe Paphos, nach welchem die Stadt benannt wurde, die durch den Cultus der Liebesgöttin weltberühmt geworden ist. Ovid, Met. X. 245 f. Philostratos, Leben des Apollonius V. 5. Dass das Bild die Göttin selber dargestellt habe, sagt Clemens von Alexandrien protr. 50. und Arnobius VI. 22.

Damit haben die Griechen einem tiefen Gedanken Ausdruck gegeben. Der Sinn nämlich ist, das Göttliche liegt einzig in der Form und nicht in der Materie, an welche die Form sich zufällig haftet. Aber zugleich wird in diesem Mythus die stolze Selbsterhebung des menschlichen Geschlechts, die wir schon in Prometheus und Herakles erkannt haben, auch auf das künstlerische Genie angewendet. Der Mensch, ist der immer wiederkehrende Grundgedanke, ist der Gottheit ebenbürtig und nicht so passiv, dass sich die Gottheit nur zu ihm niederlassen dürfe, sondern er erhebt sich auch zur Gottheit aus eigner Kraft.

3.

Pallas-Athene.

Welcker in seiner griechischen Götterlehre I. 300. leitet den Namen dieser grossen Göttin von αἰϑ ab und identificirt sie gradezu mit dem Aether. Sofern sie das jungfräuliche Princip im Lichte, das Ewige und auch im Wechsel Unzerstörliche bedeutet, halte ich die griechische Athene dem Na-

men, wie dem Begriff nach für die nordische Göttin Iduna, welche gleichfalls jungfräulich und ein Ideal sittlicher Reinheit ist. Der Cultus der griechischen Athene ist überhaupt gleich dem anderer griechischer Götter, in denen sich noch der keusche und ritterliche Charakter des Nordens verräth, über Thrakien vom germanischen Norden und nicht über Kleinasien und die Inseln vom Orient hergekommen. Das nordische Wort Id heisst „wieder“ und die Göttin bedeutet das immer wiederkehrende ewige Licht, welches in der Nacht und im dunklen Winter doch niemals untergeht, sondern immer gleich schön und jung wieder da ist. Der römische Name der Athene ist Minerva, erscheint aber mit dem der Athene und Iduna verbunden in der Minerva Itonia, bei Stephan. Byz. p. 429. Diese Göttin war als Patronin der Böotier zu Iton hoch verehrt. Strabo III. 639. IX. 438. Ich stehe nicht an, in dem Namen der Göttin das „Ideal“ schlechthin oder die reine „Idee“, das Höchste und Edelste in der Geisterwelt, wie das Licht in der Körperwelt, zu erkennen. Ἰδεῖν heisst im Griechischen „sehen“, Ἰδέα das Bild, aber auch das Urbild, das Ideal.

Pallas, der zweite Name der Göttin hängt ohne Zweifel mit Baal, Belus, Apollo, Baldur zusammen und drückt den Grundbegriff des Lichten und Schönen aus. Der geistige Adel des Apollo und des reinen Baldur in unserm Norden entspricht ganz dem Wesen der Pallas. Wenn dem der verrufene Baalsdienst und Phalluscultus gegenüber steht, so wird der Gegensatz in der griechischen Mythe selbst bezeichnet, indem Pallas, die Göttin, Pallas den Giganten besiegt. Begreiflicherweise konnte die Licht- und Feuerkraft im höchsten Aether nicht blos weiblich, sie musste auch männlich gedacht werden. Ueber diese Parallele lese man Creuzer, Symbolik III. 330. nach. In dem berühmten Palladium findet einigermaassen eine Verschmelzung der Geschlechtsbegriffe statt. Es war eine kleine Statue der Athene, bewaffnet und mit der Spindel. Vergl. Gerhard, Antike Bildwerke I. 31. 121. Sie hatte also männliche und weibliche Attribute zugleich. Diese Statue soll vom Himmel herabgefallen seyn, als Ilus Ilium oder Troja gründete. Apollodor III. 12. 3. Clemens von Alexandrien, Admon. p. 30. Es war die Schutzgottheit Trojas und später Roms, wohin

man es gebracht hatte. Virgil, Aeneis I. 162. Dionys. Halik. I. 69.

Das Männliche im Wesen der Athene gab sich in ihrer Amazonenhaftigkeit kund. Stets erscheint sie gewaffnet. So ging sie aus dem Haupte des Zeus hervor. Pindar, Olymp. VII. 35. Von keiner Mutter geboren, unmittelbar aus dem höchsten der Götter und zwar aus dessen Haupt geboren, steht sie noch über ihm, Athene nimmt die höchste Stellung am Himmel ein, unter ihr Zeus, unter diesem Here. Eustathius, zur Ilias I. 125. Servius zur Aeneis II. 296. So sagt auch Aeschylos, Eumen. 825., sie allein kenne die Schlüssel des Hauses, wo der Blitz verborgen liege. Athene wird geradezu die höchste Gottheit genannt von Aristides, in Minervam I. 9. Ihr Beiname Pronoia, die Denkende, drückt ihr geistiges Wesen aus. Weil sie der Geist im Licht ist, wird sie auch die innerste Kraft oder Tugend der Sonne genannt. Macrobius, Sat. I. 17. Sie pflegt zu Nysa, wie oben schon aus Diodor III. 67. berichtet ist, den neugebornen Dionysos. Sie hütet also die heiligste Mitte der Natur. Auf einer antiken Vase unter Gerhards Vasenbildern Taf. 37. hält sie, wie gewöhnlich mit der Aegis (dem Brustfell), Helm und Lanze bewaffnet, stehend in beiden Armen eine grosse Lyra, auf der sie spielt, während ein bärtiger epheubekränzter Bacchus ihr mit einem Trinkgefäss und einem Bock gegenüber steht. Das kann den Gegensatz zwischen dem apollinischen und bacchischen Cultus bezeichnen, drückt aber wahrscheinlicher noch den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, dem höchsten und ewigen Geist und der niedern Sinnenwelt aus.

Sehr merkwürdig ist die Notiz bei Apollodor I. 4. 6., wonach Prometheus bei der Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus geholfen haben soll, als ob es Zeus allein nicht vermocht haben würde, diese Geburt zu Stande zu bringen. Es war natürlich, dass der reinste und höchste himmlische Geist den reinsten und edelsten Menschen auf Erden nicht fremd bleiben konnte. Daher bei Homer und allen grossen Dichtern der Griechen die Göttin Athene immer den edelsten Helden, die sich für das Wohl der Mitmenschen opfern und das Böse in der Welt bekämpfen, helfend zur Seite steht, dem Herakles, Perseus, Theseus etc.

Die jungfräuliche Reinheit des Lichts geht auch in den materiellen Lichtstoff über. Proclus zu Platons Timäus 51. nennt die Göttin Athene auch das Reine in der Kore oder der Persephone, der vom Himmel in die niedere Welt Herabgefallenen oder des in die dunkle Erde versenkten Pflanzenkeims. Unter allen Pflanzenkeimen aber ist der des Oelbaums der edelste. Athene selbst hat diesen Baum auf die Erde gepflanzt und das aus seiner Frucht bereitete Oel gibt das reinste Licht, bezeichnet die Lichtnatur in der Pflanzenwelt. Dieser sinnige Glaube der Neuplatoniker ist in die Lehre der christlichen Manichäer übergegangen, bei denen Christus selbst die Stelle der Göttin Athene vertritt, denn der ewige Geist geht als *Christus patibilis* in die Pflanzenkeime ein, weshalb die Manichäer auch nur Pflanzenkost geniessen durften. Auch ihnen war daher das Oel das heiligste Naturprodukt.

Porphyrius, de antro nymph. c. 33. betont, dass der Oelbaum immer grün ist, also das Ewige im Zeitlichen bedeutet, und dass das Oel Licht in die Nacht ergiesst, Leben in den Tod, Geist in die Materie. Wie dieses Licht aus der Frucht des Oelbaums, so fügt er hinzu, entsprang Athene aus dem Haupt des Zeus und bedeutet seinen Geist, seine Weisheit. Die Eule als Attribut der Göttin bedeutet gleichfalls das in der tiefsten Nacht concentrirte Licht.

Die Göttin vertrat auch das Reinste und Edelste im Staate, den Adel der Race, der so rein und keusch bewahrt werden sollte, wie ihre eigene unnahbare Jungfräulichkeit, ihre göttliche Schönheit und Hoheit, zugleich den stolzen Muth, das kriegerische Feuer und endlich auch die geistige Freiheit. Deshalb war sie die Schutzgöttin des Staats im alten Athen, dem Centralpunkt geistiger Entwicklung in der alten Welt.

Begreiflicherweise musste sie auch als Heilgöttin gelten. So fasste man sie besonders in Rom auf als *Minerva medica*. Doch sieht man sie auch auf einem alten Relief in Athen, wie sie Kranken heilende Kräuter darreicht. Vergl. Creuzer, Symbolik III. 406. Als Heilgöttin hat sie gleich dem Asklepios und der Hygieia immer die Schlange bei sich, welche hier die in der Erde verborgene, aber erst durch das himmlische Licht in den Kräutern geweckte Heilkraft bedeutet.

Unter dem Namen Ergane wurde die Göttin als Weberin

und Wirkerin verehrt. Auch Handwerker und Künstler machten sie gern zu ihrer Patronin. Daran knüpft sich aber auch der Begriff einer Spinnerin am Himmel, welche mittelst der Lichtkraft in der Sonne der Erde ihr buntes Frühlingskleid webt und aus der Urquelle alles Seyns im Nordpol die Fäden aller Seelen spinnt. Insofern hat Athene im Palladium die Spindel, auf anderen Bildwerken einen Widder, von dem die Wolle gesponnen wird und der zugleich das Frühlingszeichen im Thierkreise ist, zum Attribut, und der Peplos, ein grosser kunstreicher Schleier, spielte bei ihren Festen in Athen die Hauptrolle.

Zu den Attributen der Göttin gehört die Eule, die mit der Lichtkraft ihres Auges die Nacht durchdringt. An ihrem Helme, den die Griechen reich zu schmücken pflegten, springen Pferde hervor, welche die Schnelligkeit, Greife, welche die Stärke des Lichts bedeuten. Zuweilen auch die Sphynx, die das Räthselhafte in der Einwirkung des Geistes auf die Materie bedeutet. Die Brust der Göttin ist mit der Aegis, dem Ziegenfell, bedeckt, mit derselben, die Zeus um den Arm hüllt und welche die Gewitterwolken am Himmel bedeutet. Sie trägt auch ein sternenbesäetes Kleid. Jahn, Vasen S. 245. Vorn an der Brust trägt Athene fast immer den Medusenkopf, der sogleich erklärt werden soll.

Nachdem wir die Erhabenheit der Göttin in ihrem eigensten Wesen kennen gelernt haben, wird es erlaubt seyn, nur flüchtig der verkehrten Erklärungen zu gedenken, durch welche so viele Gelehrte das Verständniss der Göttin verwirrt und verdunkelt haben. Am häufigsten hat man eine Mondgöttin n ihr sehen wollen. Wenn nun auch im Monde noch Licht ist, so doch nur ein geborgtes, was grade dem Wesen der Athene, als des centralen Weltlichts, widerspricht. Auch auf eine Menge einzelner Mythen, die von der Athene erzählt werden und nur ein mehr lokales Interesse haben, sich nur auf einzelne Stätten ihres Cultus oder Volksstämme und Geschlechter beziehen, oder die mit einem unwürdigen Raffinement den reinen Glanz der Göttin beflecken, wie der Mythus vom Attentat des Hephästos, wollen wir uns hier nicht näher einlassen, weil man sie in jedem Handbuch der griechischen Mythologie finden kann.

Ein nicht sehr geistreicher Hülfsmythus späterer Zeit lässt die Metis mit der Athene schwanger werden vom Zeus; als diesem aber geweissagt wird, das Kind werde ihn aus dem Himmel vertreiben, verschlingt er Mutter und Kind und gebiert das letztere aus seiner Stirn. Hesiod, Theogonie 886. Apollodor I. 2. 1. Metis bedeutet die Meditation, der Mythus ist also eine kahle Allegorie. Bemerkenswerth ist nur die Energie der griechischen Auffassung. Der indische Brahma lässt sich durch seine Maya (Einbildungskraft) zur Sünde verführen, indess Zeus die höchste Tugend aus seiner Meditation schöpft. Freilich entlässt er sie auch wieder aus sich und übt die Tugend nur wenig praktisch.

Eine der merkwürdigsten Gestalten der chinesischen Mythologie, Niuwa, ist ganz wie Pallas-Athene eine ewig reine Jungfrau und die höchste Herrin der Welt und doch zugleich eine Mutter, nämlich des göttlichen Königs Hoang-Ti. Die Jungfrau ist Erfinderin der Lyra und durch sie ist die Harmonie der Welt bedingt. Nachdem sie den Kong-kong oder das böse Princip überwunden, hat sie den Himmel und die Erde in vollkommener Harmonie hergestellt, Sonne, Mond und Sterne in einen Akkord vereinigt und auch alles auf Erden, Berge, Seen, Flüsse etc. als ebenso viel verschiedene Töne in einen grossen Akkord zusammengefasst. Sie fährt daher auf einer goldnen Wolke und geflügelte Drachen ziehen ihren Wagen. Windischmann I. 212. Im Buche Schi-king heisst es, die jungfräuliche Mutter gebar den Hoang-Ti in einer Hütte am Wege, Ochsen und Lämmer wärmten ihn mit ihrem Hauche. Es war die Mitte des Winters, aber trotz der strengen Kälte liefen die Waldbewohner herbei und die Vögel flogen nach dem Kinde hin, um es mit ihren Flügeln zu bedecken, das Kind aber liess seine Stimme weithin erschallen; daselbst S. 365.

4.

Gorgo-Medusa.

Die Gorgo war daheim an den Grenzen der Nacht und des Okeanos. Hesiod, Theogonie 269. Ursprünglich gab es nur

eine, später verdreifachte man sie zu den Schwestern, deren vornehmste Medusa war. Auf ältern Bildern, die uns noch in grosser Zahl erhalten sind, ist die Gorgo hässlich, streckt die Zunge heraus und hat zuweilen zwei Sauzähne aus dem Munde hervorstehen. Am häufigsten wurde nur ihr Kopf dargestellt, besonders an Thüren, an Gefässen, auf Schilden und Waffenrüstungen, offenbar als ein Abschreckungsmittel oder als ein Zauber. Auch noch viel später, ja in der Schweiz bis auf die neuere Zeit herrschte der Gebrauch, Zungen austreckende Köpfe an die Thore zu setzen, um die Feinde damit zu erschrecken. Rochholz, Aarg. Sagen S. 207. Der Kriegsgebrauch, abgeschlagene Köpfe des Feindes auf die Mauern zu stecken, oder als Trophäe auf der Brust zu tragen, hängt damit zusammen. Der Medusenkopf am Brustharnisch der Göttin Athene ist eine solche Trophäe.

Die weite Verbreitung des Perseusmythus hat zwar zur Folge gehabt, dass man insgemein annahm, Athene habe den Kopf erst, nachdem ihn Perseus der Medusa abgeschlagen, von diesem zum Geschenk erhalten und ihn vorn auf die Aegide gesetzt, das Ziegenfell, welches sie mit ihrem Vater Zeus gemein hatte. Dieses Zusammenflicken eines fremden Kopfs mit einem nicht dazu gehörigen Fell verräth schon, dass der Perseusmythus eine spätere Deutung enthält. Der ursprüngliche und viel natürlichere Mythus von der Aegide der Pallas-Athene, die mit der Aegide des Zeus gar noch nichts gemein hat, findet sich bei Diodor III. 69. Hier heisst es, Aegis, ein feuerspeiendes Ungeheuer, aus der Erde geboren, habe Vorderasien bis nach Indien hin verbrannt, bis es von der Göttin Athene in Libyen getödtet worden sey. Darauf habe die Göttin dem Ungeheuer das Fell abgezogen und es an der Brust getragen. Nach Euripides, Ion 906. tödtete Pallas die Gorgo, deren Brust mit Schlangen umgeben war, und machte sich aus ihrem Fell die Aegide. Diese Gorgo war ein aus dem Hades gesandtes Schreckgespenst. Odyssee XI. 633. Diodor beschreibt uns nun zwar das Ungeheuer nicht näher, aber eine Menge von antiken Bildwerken zeigen uns die Aegide keineswegs als ein Ziegenfell, sondern mit Schuppen bewachsen und mit einer Randverzierung von Schlangen, so dass wir auch den Medusenkopf als dazu gehörig betrachten und den ganzen

Brustharnisch der Göttin sammt jenem Kopfe als dem libyschen Ungeheuer angehörig und als die natürliche Kriegstrophäe ansehen dürfen, welche die mächtige Göttin nicht von einem Dritten sich schenken liess, sondern mit eigenen Waffen erkämpfte. Herodot IV. 189. bemerkt, es sey alte Sitte der kriegerischen Libyerinnen gewesen, sich die Brust mit einem Ziegenfelle über ihren übrigen Kleidern zu schützen. Später ist dieses Fell, die Aegide, fast ausschliesslich Sinnbild des göttlichen Schutzes geworden, so dass man noch jetzt sprichwörtlich sagt: unter der Aegide eines Mächtigern stehen. Reizend ist das homerische Bild von der Göttin Athene, wie sie bei Nacht den Griechen voranschreitet und ihnen mit dem Glanze leuchtet, der von ihrer Aegide ausströmt. Ilias II. 447. V. 738. Eigenthümlich erscheint eine von Demetrius verfertigte Statue der *Minerva musica*, von der Plinius, Naturg. XXXIV. 8. erzählt, wenn man vor ihr die Lyra spielte, hätten die Schlangenhaare der Gorgo an ihrer Aegide nachgetönt. Sie selbst spielt die Lyra. Vasen in Berlin von Gerhard II. 8.

Die wesentliche Eigenschaft des Gorgonen- oder Medusenhauptes ist seine versteinernde Kraft. Wer es ansieht, wird zu Stein. Als König Atlas an Libyens Grenzen es ansah, wurde er in das Gebirge Atlas verwandelt. Diese Verwandlung, wie auch der Untergang der berühmten Insel Atlantis in dem jetzt noch darnach benannten atlantischen Meere, enthalten ohne Zweifel Erinnerungen an grosse vulkanische Prozesse im Süden des Mittelmeers. Die feuerspeienden Ungeheuer bedeuten immer Vulkane. Erwägt man nun, dass den Völkern Europas das afrikanische Libyen die Grenze der Welt im äussersten Süden zu seyn schien und dass gerade hier die Erde so zerstörende Kräfte gebar, so tritt damit Libyen in einen deutlichen Gegensatz gegen Nysa oder den Nordpol, von wo alles Leben in der Natur ausgeht, und aus diesem Gegensatz wird erst klar, warum die Göttin Athene mit der schrecklichen Tochter der Erde kämpfen muss. Es ist der Urkampf zwischen Leben und Tod in der Natur. Vom Norden kommt das Leben, Boreas haucht Leben; vom Süden kommt der Tod, der Südwind ist Todeshauch, wie wir oben schon sahen. Vom Nordpol aus kommt alle Bewegung in die Welt; im Süden in der Erdtiefe wohnt die entgegengesetzte Macht der Erstarrung. Das

allein ist die Bedeutung des alles versteinernden Medusenkopfs, in welchem wir einfach das Sinnbild des Todes erblicken und zwar des absoluten Todes, der keinerlei Leben dulden will und gezwungen werden muss, es zu dulden.

Diesen urältesten Kampf zwischen Leben und Tod in der Natur stellt uns Diodor III. 70. in einem bisher wenig verstandenen Mythus dar, im Mythus vom Kriege zwischen den Libyern und den Nysäern. Wüthend über den Tod ihrer Tochter Aegis gebar die Erde schlangenfüssige Giganten, die gegen den Himmel anstürmten, aber von Zeus, von der Athene und von Dionysos, den Lichtgöttern, besiegt wurden.

Gorgo-Medusa ist kein elementares Wesen, sondern nur Tochter der Erde, zwischen Nacht und Meer geboren, und bedeutet nur die verderbliche Wirkung jener wilden Urkräfte der Materie, die Zerstörung, den Tod. Da nun der Tod zwar alles Leben erstarren macht, aber selbst nicht gebunden ist, sondern im weiten Reiche des Lebendigen überall das Leben tödtet, so weit es nicht von ewiger Natur ist, begreift man leicht, warum die alten Griechen der Medusa Flügel verliehen haben. Der Tod fliegt durch die Zeit, nach allen Richtungen des Raums. Deswegen hat eine Medusa auf einer Vase der Pynakothek vier Flügel. Jahn, Vasen S. 201.

Durch Pallas-Athene wurde es dem Tode unmöglich gemacht, das Leben zu verschlingen. Die Natur durfte nicht untergehen. Weil aber dem Tode noch eine relative Macht in der Natur geblieben ist, ersannen die Griechen noch einen zweiten Mythus von der Gorgo-Medusa. Indem nämlich in jedem Winter das Leben der Natur erstirbt, das Licht der Sonne geschwächt wird und die Erde in Frost erstarrt, scheint der Tod seine absolute Gewalt wiedererlangt zu haben und Medusa wieder zu leben. Da muss nun der junge Sonnenheld, die personificirte wieder aufsteigende Sonne des neuen Jahres kommen und die Medusa enthaupten. Athene hat bewirkt, dass die Natur überhaupt und das Menschengeschlecht fortdauern kann und nicht schon im Entstehen wieder vernichtet wurde; Perseus aber bewirkt, dass der Winter nicht fortdauern kann, sondern immer dem neuen Frühling weichen muss. Aus diesem Parallelismus des Zeitverlaufs überhaupt mit dem

Jahresverlauf erklärt sich der doppelte Tod der Gorgo durch die Athene und durch den Perseus.

Auf den antiken Bildwerken contrastirt die Gorgo am häufigsten mit Lichtsymbolen, doch so, dass sie hier mehr den vorübergehenden Wintertod zwischen zwei Sommern, als den absoluten Tod bedeutet. Man findet sie z. B. umgeben vom Thierkreis, der nur den Jahreslauf bezeichnet, oder zwischen zwei Schwänen, zwei Löwen, zwei Adlern, wodurch angedeutet wird, dass, wenn der Winter auch dem Sommer folgt, doch auch ihm wieder der Sommer folgen muss. Eine Vorstellung, welche den Todten die Wiedergeburt verhiess, daher sie sich häufig auf antiken Gräbern findet. Auf einem Bilde kämpft sie mit einem Löwen. Streber, Gorgo S. 12 f.

Die Gelehrten haben bisher, wie mir scheint, geirrt, indem sie im Medusenhaupte immer nur den Mond sehen wollten. Creuzer, Symbolik I. 50. Gerhard, Griech. Mythologie I. 583. Da der Mond bekanntlich kahl ist, glaubten einige Gelehrte, das Schlangenhaar der Medusa gleichwohl aus den Verschlingungen der Mondbahn erklären zu dürfen. So Panofka, Musée Blacas p. 33. Kunstblatt 1842. Nr. 22. Das alles hat nicht die geringste Beziehung zu Gorgo und ist weit entfernt, ihr Wesen erklären zu können.

Man kann sich nicht genug wundern, wie übereilt und unverständig schon im spätern Alterthum selbst die von den Priestern so tiefsinnig erdachten und in so schönem Zusammenhange stehenden Naturmythen von den profanen Auslegern erklärt worden sind. Diese bornirten Gelehrten haben alles, statt aufzuklären, nur verdunkelt und in Verwirrung gebracht. Schon Fulgentius I. 26. leitete die Gorgo von Georgon ab und wollte wissen, sie habe Ackerbau getrieben und dadurch Schätze erworben, um deren willen sie getödtet worden sey. Wenn Gorgo je von ihrer Mutter, der Erdgöttin Gäa, herzuleiten ist, so bedeutet sie doch nur die nächtliche Tiefe und die Schrecken der Finsterniss und des Todes. Wenn auch aus ihrem abgeschnittenem Halse Chrysaor entsprang, den man für die goldne Saat hält, so musste sie doch vorher sterben, ehe die Saat aufgehen konnte, und die Schätze andern überlassen, statt sie selber sammeln zu können. Auch Paläphatos

32. meint, die arme Gorgo habe eine goldne Statue der Athene besessen, die ihr der böse Perseus geraubt habe. Tzetzes, der Scholiast zu Lykophron, hält die Gorgonen sogar für das Wasser, den Perseus für die Sonne und die Medusa für den Dampf, den die Sonne aus dem Wasser zieht. Dem zweiten vatikanischen Mythographen 113. schien Perseus *virtus* und Medusa *oblivio* zu seyn. Clemens von Alexandrien, strom. V. 676. erwähnt, der Mond sey Gorgonium genannt worden, weil seine Flecken einem Gesichte glichen. Nach Pausanias II. 21. 7. glaubte Proklus, die Gorgonen seyen nur wilde Thiere gewesen. Nach Athenäus V. am Schluss und Natalis Comes VII. 12. war Gorgona ein schafähnliches Thier in Libyen. Darauf hat Levezow in seiner sonst reichhaltigen Abhandlung über das Gorgonenideal (Berlin 1832.) die Vermuthung gegründet, die Alten hätten unter den Gorgonen ursprünglich die Affen verstanden, weil diese Libyen oder der äussersten Südgrenze der gebildeten Menschenwelt angehörten. Hermann de Myth. 12. hielt die Gorgonen für Sinnbilder des Meeres, den Perseus für einen Seefahrer und den Chrysaor für einen gewinnsüchtigen Kaufmann. Hug S. 302. identificirte die Gorgo mit der libyschen Wüste, welche durch Perseus fruchtbar gemacht worden sey, indem er den Nil hindurchgeleitet habe.

So die alten und neuen Gelehrten.

Es überrascht, wenn man nicht nur in antiken Bildwerken die grässliche Medusa mit einem Gesicht von wunderbarer Schönheit findet, sondern auch antike Schriftsteller diese Schönheit rühmen. So sagt Pausanias II. 21. 6., Perseus sey, als er die Medusa des Nachts tödtete und erst am Morgen ihre Schönheit erkannte, davon so ergriffen gewesen, dass er ihren Kopf mitnahm, nur um ihn von den Griechen bewundern zu lassen. Und Ovid, Met. IV. 187 f. erzählt, wie Medusa, wegen ihrer Schönheit von zahllosen Freiern begehrt, im Tempel der Minerva von Neptun entehrt worden sey. Die keusche Göttin habe ihr Antlitz davon abgewandt und das schöne Haar der Medusa in Schlangen verwandelt. Lactantius, narr. IV. 20. fügt hinzu, die Göttin habe durch diese Verwandlung des Haars bewirken wollen, dass die vorher von allen Geliebte jetzt von allen verabscheut werden sollte. Der Sinn ist hier kein anderer, als die innige Verwandtschaft der Schönheit, des Reizenden,

Verführenden, Bezaubernden mit der Sünde und mit dem Tode. Gorgo Medusa ist nicht blos als Tod des Leibes zu verstehen, es liegt in ihr ein viel höherer sittlicher Begriff.

Die alten Griechen haben uns den Medusenkopf in zahlreichen Bildwerken, besonders in Basreliefs, Vasenbildern und Gemmen hinterlassen. Besondere Zusammenstellungen existiren von Massieu in der Histoire de l'acad. des inscript. III. 51., von Böttiger in seiner Abhandlung über die Furienmaske, von Levezow in seiner Monographie des Gorgonenideals, Berlin 1833. und von Streber in der seinigen über die Gorgonenfabel, München 1834. Sie fassen indess noch nicht den ganzen Umfang der Bilder zusammen, namentlich noch nicht alle Vasenbilder, deren noch immer mehr entdeckt werden.

Die ältesten Medusenköpfe sind, wie schon bemerkt, scheussliche Fratzen mit ausgestreckter Zunge und Sauzähnen. Sie zeigen noch keine Schlangenhaare. In der sehr alten Metope von Selinunt hat der Kopf regelmässige runde Löckchen rings um die Stirn. Sehr merkwürdig ist ein alter skytho-griechischer Schild ganz voll kleiner Medusenköpfe, welche noch die Zunge ausstrecken, aber schon von schlangenartigen Verzierungen umgeben sind. Dubois de Montpereux, Reise in den Kaukasus III. 13. Auf einem Vasenbild im Musée Blacas I. pl. 10. ziehen sich die Schlangen um Kopf und Haar wie ein Rahmen herum. Mit den Schlangen finden sich auch die Flügel ein, sehr grosse auf einer Vase bei Micali Taf. 88. 5. Die griechischen Künstler haben mit ausserordentlich viel Geschmack Schlangen in die schönen Mädchenlocken eingefügt, zuweilen aber auch die Medusenköpfe ziemlich sonderbar mit den Schlangen coiffirt. Auf einer Gemme bei Taillefer, antiqu. de Vesone I. 10. hat der Kopf statt der Haare lauter Schlangen. Umgekehrt sind an einem grossen Medusenkopf in der Villa Albani die übermässig reichen Haarlocken alle wie Schlangen geringelt, Levezow 48. Auf einem Thonrelief in Berlin, das. 46., ist durch die Haare eine grosse Schlange wie ein Diadem gezogen. Im Museum zu Florenz werden Schlangen unter dem Kinn eines Medusenkopfs wie Bänder einer Haube zusammen gebunden. Auf spätern Bildwerken zeigen die Medusenköpfe in der Anordnung des Schlangenhaars immer mehr Eleganz und man glaubt bald in der

schopfartigen Anhäufung der Schlangen über der Stirn, bald in ihren kunstreichen Windungen zur Seite, bald in ihrer chignonartigen Anhäufung im Nacken die Moden der Zeit wieder zu erkennen, in der die Künstler lebten. Auf den ältern Vasenbildern hat die Medusa zwei grosse, zuweilen auch vier Flügel an der Schulter, zuweilen auch noch zwei kleine an den Fersen, wie ihr Mörder Perseus und der Gott Hermes. In den spätern und schönsten Basreliefs und Gemmen kommen nur noch ganz kleine Flügel hinter den Ohren des Medusenkopfs zum Vorschein, nur wie ein Schmuck. Auf den spätern Bildern hat sie auch an der Brust und, wenn man die ganze Figur sieht, am Körper den zierlichsten Damenschmuck.

Dem entspricht nun auch die mit der Zeit immer zunehmende Schönheit der Gesichtsbildung. Ja man ist fast versucht zu glauben, dass gewisse Medusenköpfe, die uns aus dem Alterthum erhalten blieben, überhaupt schöner als alles andere sind, was die Kunst jemals in der Bildung weiblicher Köpfe erreicht hat. Es überrascht, in der griechischen Kunst diesen Fortschritt von abscheulichster Hässlichkeit zur höchsten Schönheit zu verfolgen. Zwar bleiben auch in den schönsten Köpfen die Motive immer noch solche, wie sie der Mythus unumgänglich verlangt. Aber das Grässliche des starren Todes, der Wahnsinn des Schreckens, die Verzweiflung des Schmerzes werden gemildert zum Todesschlafe, zu süsser Wehmuth, zu einem höhnischen Lächeln. Zur Probe vergleiche man die Medusenköpfe im Museum Florentinum I. tab. 32., wo man alle diese Motive vergleichend übersehen kann. Die Medusa wurde im Schlafe ermordet und als Geliebte des Meergotts durch den grausamen Tod wie aus einem wollüstigen Traume geweckt. Daher sehen wir sie bald wie mit grässlichem Aufschrei vor Entsetzen erstarren, bald mit geschlossenen Augen wie noch im Traume lieblich lächeln, bald mit tödtlichem Hass zum Mörder aufblicken, bald um ihre Lippen noch mitten im Schmerze Wonne zucken. Die Künstler legten es darauf an, im Ausdruck der Medusenköpfe physiognomische Gegensätze hermaphroditisch zu verschmelzen, Liebe und Hass, Wollust und Schmerz, Zärtlichkeit und Hohn, Süssigkeit und Gift, höchste Aufregung und tiefste Abspannung. Man vergleiche dazu den Kopf auf der berühmten Tazza Farnese bei Millingen,

mon. II. 17., den gleichfalls berühmten Kopf vorn an der Büste des Kaiser Hadrian auf dem Capitol, Levezow 51., den in der Mitte eines grossen vaticanischen Mosaikbildes bei Visconti, Mus. Pio- Clement. VII. 46. und den rondaninischen Basreliefkopf in der Glyptothek zu München.

Ich habe mir erlaubt, schon in meiner Weltgeschichte Theil I. 383. darauf aufmerksam zu machen, dass in den antiken Medusenköpfen, wie sie an der Brust der Göttin Athene vorkommen, ein merkwürdiger Contrast liegt. „In Pallas-Athene spricht uns das Griechenthum an, wie es in seiner jugendlichen Reinheit von den Bergen im Norden herabstieg, im Medusenkopf aber erblicken wir es wieder, wie es dereinst vom Bewusstseyn der eigenen Sünde gemartert und doch immer noch schön, unter den Hufen der Barbaren enden sollte.“ Der moralische Tod des Griechenthums war im Medusenkopf vorbedeutet, der Abfall von der nordischen Tugend zur asiatischen Wollust. Es handelte sich hier nicht mehr vom Tode des Leibes allein. In der Medusa lag auch noch der Begriff der Sünde, deshalb wurde sie in den Hades versetzt. Ihr Grab war die Hölle.

Um das Wesen der Göttin Athene im Gegensatz gegen die Gorgo zu begreifen, muss man den Pendant dazu vergleichen, nämlich den Gegensatz der Athene zu den Eumeniden, in der berühmten Tragödie des Aeschylos.

Die grössten Frevel sind vollbracht worden. Klytemnestra hat ihren von Troja heimgekehrten Gemahl Agamemnon mit Hülfe ihres nichtswürdigen Buhlers umgebracht und ihr Sohn Orestes, um des Vaters Schatten zu sühnen und in tiefster Seele entrüstet, hat wieder die schuldvolle Mutter umgebracht. Muttermord aber ist das Entsetzlichste, was ein menschliches Wesen begehen kann. Darum erwachen die rächenden Erynnien und verfolgen den Orestes unablässig. In tiefem Schlaf versunken antworten sie dem Mahnruf des blutenden Gespenstes der Mutter anfangs nur in traumhaften Worten, bis sie zur Besinnung kommen und den unglücklichen Sohn wie ein gejagtes Wild hetzen. Apollo will ihn schützen und vermag es nicht. Da flieht er in den Tempel der Athene. Aber schon haben die Eumeniden ihn eingeholt, umschweben ihn im Reigen und singen das grausenvolle Fessellied, das den Geist bindet, sinnbethörend, wahnsinnhauchend. Da plötzlich tritt die Göttin

Athene unter sie, eine Scene voll Erhabenheit. Grollend weichen die Eumeniden zurück, aber fassen sich wieder und fragen die jungfräuliche Göttin, wie sie es über sich vermöge, einen Muttermörder beschützen zu wollen. Wie könne die Welt länger bestehen, wenn „die neuen Götter“ fortfahren, den Frevel zu entschuldigen und das uralte Gesetz, die ewige Gerechtigkeit zu verachten? Besonnen und mild antwortet Athene: Mord hat Mord gerächt, soll Mord ihn wieder rächen, endlos fort? Einmal muss Sühne eintreten und niemand kann sie vollziehen, als das einzige Wesen, das über der Sterblichen Leidenschaft und Schicksal erhaben steht, jene ewige Jungfrau, die niemals Mutter wird und nie eine Mutter hatte. Nur sie allein vermag den Muttermord zu sühnen. Darauf befreit die Göttin den Orestes vor jeder weitern Verfolgung, befiehlt aber den Athenern, den gerechten Eumeniden künftighin einen eignen Tempel zu errichten und Opfer zu bringen.

Auch bei den Indern findet man ein auffallend medusenartiges Wesen. Die Urmutter der Welt, die allgebärende Göttin Bhawani ist zugleich die allverschlingende Todesgöttin Kali-Durga. Diese ist bei Coleman pl. 19. schwarz, mit ausgestreckter Zunge und höhnischem Lächeln dargestellt und noch einmal pl. 20. mit abgeschlagenem Haupte. Als Gürtel dient ihr ein Kranz von abgeschlagenen Händen und um den Hals trägt sie ein langes Band von Todtenköpfen. Darf man auch an keine unmittelbare Wechselbeziehung zwischen dieser indischen und der griechischen Gorgo glauben, so liegt ihnen beiden doch auf das allerbestimmteste der Begriff des absoluten Todes zu Grunde und Inder wie Griechen haben für denselben Gedanken verwandte Bilder gewählt. So heisst es, als Wischnu die Erde betrat, wurde die tausendköpfige Schlange der Unterwelt, auf der die Erde ruht, fast zusammengedrückt. Maghas Tod des Cicupala, deutsch von Schütz S. 34. Ebenso die Araber. Wie viele andere der gedankenreichsten Mythen wurde auch die von Perseus und Andromeda in Sternbildern an den Himmel versetzt, um den Menschen stets zur Mahnung zu dienen. Der Stern nun, der im Sternbild des Perseus den Medusenkopf bezeichnet, heisst in der arabischen Astronomie *Ras algol*, Teufelskopf, bei den Juden aber *Lilith*. Das ist die Teufelin, die nach dem Talmud den Adam verführte. Ideler,

Sternnamen S. 88. Auf der Sphäre des Musäus sah man neben dem Medusenhaupte einen Leichnam, auf dem ein Rabe sass. Bailly, Geschichte der Sternkunde II. 381.

5.

Das ewig jungfräuliche Recht.

Die Griechen unterschieden die Begriffe des ewigen Rechts und des unterdrückten, des fliehenden Rechts, der eisernen Nothwendigkeit, der Vergeltung, des verdienten und auch wieder des unverdienten Schicksals, Begriffe, die wir unter dem vieldeutigen Hauptbegriff des Verhängnisses zusammenfassen dürfen.

Die Themis, Gemahlin des Zeus, war das Recht schlechthin, in der physischen wie in der sittlichen Welt, daher Mutter der Horen (Jahreszeiten, Stunden), das Maass der Zeiten, Mutter der Eunomia (der Gesetzmässigkeit), der Irene (des Friedens), aber auch der Moiren oder Parzen, der Dike (strafenden Gerechtigkeit) und der Poine (Strafe). Vergl. Hesiod, Theogonie 901. Dike hat auch die Furien bei sich, Apoll. Rhod. IV. 1043.

Verschieden davon ist die Ananke, die absolute Nothwendigkeit, Pausanias II. 4. 3. *Saeva necessitas* mit der eisernen Hand. Horaz, Oden I. 35. Sie wägt nicht ab und ist daher auch kein eigentlich sittlicher Begriff.

Die Nymphe Adrastea, welche dem kleinen Zeus einen Ball zum Spielen gibt, ist eigentlich die höchste richterliche Instanz in der Welt, tritt sie aber dem launenhaften Zeus ab. Apoll. Rhod. III. 143. Böttiger, Amalthea I. 27. Creuzer IV. 568. Damit wird sehr gut entschuldigt, warum in der Welt so viel Unrecht geschieht.

Besonders wichtig in diesem Kreise von Göttinnen ist die Nemesis, die oft mit Adrastea verwechselt wird und nicht mit Unrecht, weil Zeus ihre Würde nicht respectirt. Man hat sie häufig, aber irrthümlich, für die Göttin der rächenden Vergeltung, überhaupt der Rache angesehen. Sie ist vielmehr nur die Göttin des ewigen Rechts. Sie sinnt nicht auf Rache, sondern nur darauf, dass die sittliche Welt in der Ordnung bleibe,

dass aller Dinge Maass richtig eingehalten werde. Ihr Attribut ist daher nicht die strafende Geissel, sondern nur Zügel und Zaum. Zugleich der Greif, Sinnbild der höchsten Kraft. Daneben das Rad, welches in ewig gleichem Umlaufe sich hebt und senkt. Man stellt die Göttin fast wie die Psyche dar, die das Hemd ein wenig lüftet, um in den eignen Busen zu sehen. Diese Sinnigkeit schliesst jeden Gedanken an Rache oder Grausamkeit aus. Indem sie das Gewand vor der Brust von sich hält, biegt sie den Arm, wodurch zugleich ausgedrückt wird, dass sie alle Dinge misst. Die Elle führt heute noch den Namen vom Maasse des Ellenbogens. In der griechischen Anthologie I. 143. werden Maass und Zügel als ihre charakteristischen Attribute bezeichnet. Wenn Macrobius, Sat. I. 22. sich einbildet, Nemesis blicke in den eigenen Busen, weil sie die Sonne sey, die alles sieht und aufdeckt, so generalisirt er damit zu viel. Bei der Sonne denkt man an unzählige andere Dinge, hier aber handelt es sich einzig um die Nemesis. Trotz des Rades und Maasses bezeichnet die Göttin keineswegs den trocknen Rechtsbegriff, sondern sie drückt auch ein edles Gefühl, das sittliche Bewusstseyn aus.

Insofern nun kann es nicht fehlen, dass sie in dieser bösen Welt gekränkt wird, denn die von Zeus beherrschte Zeitlichkeit ist nicht dazu gemacht, ein sittliches Ideal darzustellen. Die tiefste Ironie liegt in dem Mythus, der die arme Nemesis eine Gans werden lässt, welche Jupiter als Schwan verfolgt und mit List überwältigt, so dass sie Mutter der schönen Helena wird. Hygin, poeta astron. II. 8. Eratosthenes 25. Apollodor III. 10. 7. Durchaus komisch aufegfasst von Kratinos, Bode, Hellen. Dichtkunst III. 6. 131. Tragikomisch ist der Mythus wenigstens, sofern er die Göttin des Rechts und des sittlichen Gefühls zwingt, selber Unrecht zu thun und jene allen Männern verderbliche Helena zu gebären. So springt Zeus, der die Welt beherrscht, mit dem Recht um, ganz so muthwillig, wie Odin in den nordischen Mythen.

Deshalb gibt Hesiod in der Theogonie 23. der Nemesis die Eidos (Scham) an die Seite. Der Unterdrücker des Rechts schämt sich nie, nur der Unterdrückte.

Daraus erklärt sich nun auch der schöne Mythus von der Asträa, der Sternenjungfrau, die oben ewig im reinen Lichte

wohnt. Zwar wurde sie als Genius der ersten Unschuld der Menschen oder des goldnen Zeitalters eine Tochter der Eos, d. h. der Morgenfrühe der Welt genannt, als aber die Menschen zu sündigen anfingen, konnte ihre zarte himmlische Natur es nicht mehr unter ihnen aushalten und sie floh zum Himmel zurück, wo sie jetzt als Sternbild der Jungfrau glänzt. Ovid, Met. I. 149. Eratosthenes 9. Hygin, poet. astr. II. 25. In einem sonst sehr trocknen Lehrgedicht, den Sternerscheinungen des Aratos 96 f. findet sich doch eine schöne Schilderung dieser himmlischen Jungfrau.

6.

Die Apotheose des Herakles.

Um sich in dem Labyrinth von Mythen, die alle von Herakles handeln, zurecht zu finden, muss man als Grundgedanken festhalten, dass er Stammvater der tapfern, vom Norden hergekommenen dorischen Stämme, dass er die Personification dieses heroischen Volkes, und somit des Reinsten und Tüchtigsten in der Menschheit selber ist, und dass die alte Sage von ihm im genauesten Zusammenhange steht mit der von den Griechen gleichfalls aus dem Norden mitgebrachten Sage von Prometheus, die wir schon kennen. Wie wir dort den Herakles auftreten sehen, ist schon sein Grundwesen festgestellt. Er bedeutet die Menschheit in ihrer vollen Kraft, die sich aber, eben weil sie die wahre Kraft ist, selbst beschränkt, sich vor den Göttern demüthigt und willig sogar in niedern Knechtsdienst fügt und dadurch wieder gut macht, was der Prometheustrotz verdorben hatte. Durch sein Dienen als Mensch steigt er zur Würde des Gottes empor.

Indem die Dorier nach Süden vordrangen, kamen sie theils durch die andern griechischen Stämme, theils unmittelbar in Berührung mit den kleinasiatischen Völkern (Syrern, Phönikern und Aegyptern) und bei der Neigung, verwandte oder ähnliche Götter und Heroen von einem Volk auf das andere überzutragen, ihre Bedeutung und ihre Mythen zu vermischen, setzten sich an die dorische Sage von Herakles hauptsächlich

zwei fremde an, die eine stammend aus dem altbabylonischen und syrischen Sonnencultus, die andere aus den phönikischen Schiffermärchen. So wurde der Volks- und Menschheitsheros zu einem Sonnenheros, so dass man die berühmten s. g. Arbeiten des Herakles als Kämpfe deuten konnte, welche die Sonne im Durchgang durch die zwölf Zeichen des Thierkreises zu bestehen habe. Und so wurden auch seine weiten Fahrten zu Wasser und zu Lande auf die Seefahrten der Phöniker bezogen.

Herakles, die Personification der durch ihre Tugend und durch ihre Treue und unermüdete Ausdauer vergötterten Menschheit, erfährt eigentlich eine doppelte Apotheose, einmal als der dionysische Herakles, welcher mit Hebe, der ewigen Jugend vermählt wird, sodann aber auch als der durch seine weise Wahl auf dem Scheidewege, durch seine sittliche Thatkraft und durch seine heroischen Aufopferungen für das Wohl der Menschen zum höchsten Menschheitsideale erhobene Held, den die Göttin Athene selbst, nachdem sie alle Götter verschmäht, zu ihrem Gatten wählt.

Dass die Griechen den Herakles in den dionysischen Kreis hineinzogen, rechtfertigte sich schon durch seine überall hervortretende Natürlichkeit, jeder Affectation fremde, derbe Menschlichkeit, durch die nie von ihm verleugnete gesunde Sinnlichkeit und durch den humoristischen Zug, der eben deshalb seine Mythen durchzieht. Dieser Kraftmensch durfte im dionysischen Himmel nicht fehlen, da in den Mysterien des Dionysos die Seele so unzertrennlich mit einem Körper verbunden blieb, dass ihnen nichts fremder ist, als das Reingeistige und Gespenstische.

In gewissem Sinne reiht sich Herakles im bacchischen Kreise den kraftvollen, gesunden und derbsinnlichen Kentauren an, jedoch nicht, als ob er zu ihnen gehörte, sondern sofern er in der veredelten Menschlichkeit durch eigene Willenskraft die kentaurische Roheit überwunden hat.

Dem Dionysos selbst bleibt er im dionysischen Kreise untergeordnet, wenn man sie auch auf Bildwerken zusammen trinken sieht, z. B. Millin, Gal. Myth. 467. Waagen, Paris 187. Herakles ist nämlich nur aus der niedern irdischen Welt zum Himmel emporgestiegen, während Dionysos, ein geoffen-

barter Gott, vom Himmel zu den Menschen herabgekommen ist. Mit Recht aber eröffnet auf einem Basrelief des Capitols (Bunsen, Beschr. von Rom III. 184.) Herakles den grossen Triumphzug des Bacchus, denn wer anders ist es, den der siegreiche Dionysos von der Erde zum Himmel führt, als die Eingeweihten der Menschheit, und wenn nicht ein Gott, sondern ein Mensch ihnen voranschreiten soll, so muss es Herakles seyn.

Die derbe Natürlichkeit des Herakles gestattet, ihn im bacchischen Kreise auch mit Humor zu behandeln. Daher finden wir ihn auf alten Bildwerken zuweilen trunken dargestellt und von Satyrn unterstützt. Zöega basr. 67. Gerhard, Antike Bildwerke 360. Gerhard und Panofka, Bildw. Neapels 59. Beschr. von Rom III. 2. 554. Schon der Umstand, dass diese Bildwerke an Sarkophagen vorkommen, beweist, dass es keine Spottbilder sind. Die sinnliche Natur der Griechen erlaubte aber und verlangte, dass man sich die Seligkeit im Himmel von Sinnengenüssen unzertrennlich dachte. Die Freuden in der nordischen Walhalla, im Himmel der Talmudjuden und der Muhamedaner waren es ja ebenfalls.

Der Fülle des Sinnlichen im Herakles entsprach, dass ihm die alten Denkmäler häufig das Füllhorn zum Attribute gaben. Mus. Pio-Clem. II. 4. Boissard IV. 71. Tischbein, Vasen IV. 25. Millingen, vases 35. Christier, vases 15. und so öfter. Insbesondere kommt dem starken Erdenkämpfer, indem er im Himmel ausruht, die Labung mit Wein zu, dem geistigsten Extrakt alles Leiblichen. Hierbei muss man auch an den sittlichen Gegensatz denken. Die Menschheit trinkt nach der Mysterienlehre zweimal aus dem Becher des Dionysos. Die Geister im Himmel sündigen und fallen in den irdischen Leib hinab, nachdem sie sich in jenem Becher berauscht haben. Wenn sie aber geläutert von der Erde zurückkehren, trinken sie zum zweitenmal aus dem Becher des Dionysos die reinste Seligkeit.

Nur auf Erden stirbt der Leib, der verklärte Leib im Himmel stirbt nie mehr. Deshalb wird Herakles im Himmel der Hebe vermählt, welche Göttin der ewigen Jugend ist und Mundschenkin an der olympischen Göttertafel. Sie ist es, die dem Herakles bei seiner Ankunft im Himmel den Trank der

Unsterblichkeit reicht. Zöega, basr. 70. Guattoni, mon. p. 47. Hebe galt übrigens als die Tochter derselben Here, die den Herakles auf Erden so hart verfolgt hatte und die ihm jetzt zur Genugthuung freiwillig ihre Tochter gab. Apollodor II. 7. 7. Diodor IV. 39. Hesiod, Theog. 943.

Im zwölften orphischen Hymnus wird Herakles auf eine merkwürdige Weise angerufen, nämlich: Mächtiger Titan, Vater der Zeit, erstgeborner Selbstgezeugter, unermüdeter Allverschlinger, Strahlender, verjage durch deine Pfeile die Schrecken des Todes! Ich glaube nicht, dass man hierbei nur an den Sonnenheros zu denken hat, der die Attribute des Helios an sich nimmt. Es scheint vielmehr, man müsse auf den Prometheusmythus zurückgehen, worin die Wahlverwandtschaft zwischen den Titanen und Menschen erörtert ist. Sofern nun die Menschheit in Herakles auf eine Weise veredelt wird, dass sie nicht blos zu den Göttern erhoben, sondern eigentlich über die durchweg unmoralischen griechischen Götter erhöht wird, ist dieser moralische Sieg des Herakles zugleich die edelste Rache der Titanen an Zeus.

Nur nebenbei sey bemerkt, dass Payne Knight, symb. 105. keine tiefere Beziehung des Herakles zu Dionysos aufzufinden wusste, als in der Vermuthung, die Fahrt des Herakles zum Hesperidengarten im äussersten Westen bezeichne den Tageslauf der Sonne, der Kriegszug des Dionysos nach Indien im äussersten Osten bezeichne dagegen den nächtlichen Rücklauf der Sonne unter der Erde weg.

Wir gehen nun zum heiligsten Mysterium der Griechen über, nämlich zur Vermählung der völlig geläuterten Menschheit mit der ewig jungfräulichen Reinheit der Gottheit selbst, oder des Herakles mit der Göttin Pallas-Athene. Es ist noch nicht lange her, seitdem unsere Gelehrten, zuerst Welcker im rheinischen Museum 1836. S. 478, die Entdeckung dieser Vermählung gemacht haben, denn in der ganzen Masse griechischer Literatur, die aus dem Alterthum auf uns gekommen ist, findet sich davon keine Spur. Welcker zuerst fand eine solche Spur in einem Vasenbild bei v. Stackelberg, Gräber der Hellenen XIII. 3., und schon 1839 konnte Emil Braun in seiner trefflichen Abhandlung „Tages und des Herkules und der Minerva heilige Hochzeit“ aus andern neu entdeckten antiken Bild-

werken, namentlich aus etruskischen Spiegeln, den Mythus von jener Vermählung bis zur Evidenz nachweisen. Am ausführlichsten sind die Bildwerke sodann von Otto Jahn in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1840. September. Nr. 57 f. verzeichnet und erläutert worden.

Athene reicht dem Herakles eine Trinkschaale, wohl den Trank der Unsterblichkeit, auf sehr vielen Vasen, bei Tischbein II. 22. IV. 43. Hamilton III. 49. Millin II. 41. Inghirami, mon. V. 37. Winckelmann, Mon. 159. Gerhard und Panofka, Neapel 293. Welcker, Vasen 31. Athene bekränzt den Herakles. Inghirami, mon. V. 35. Michali, mon. 89. Gerhard, Trinkschaalen C. 6. Witte, cab. etr. 48. Zanoni, due urne p. 101. Herakles spielt die Lyra vor der Athene. Laborde II. 7. Er reicht ihr die Hand als Freier. Stackelberg, Gräber der Hellenen XIII. 3. Passeri III. 250. 251. Gerhard, Trinkschaalen X. 8. Eros bietet der Göttin in des Herakles Gegenwart einen Myrthenzweig an. Inghirami, vasi C. 1. 2. Herakles kniet liebeglühend vor der abwehrenden Athene. Braun, Tages. Taf. 2. a. Er ringt mit ihr im Liebeskampfe, Das. Taf. 3. Hermes führt ihn ihr zu. Witte, cab. etr. 89. Herakles hält sie in den Armen. Gerhard, Etrusk. Spiegel, tab. 161. Athene trägt wie Omphale den Löwenhelm des Herakles. Braun, Ruinen Roms. S. 154. Beide besteigen einen Wagen oder fahren zusammen. Pausanias III. 18. 7. Gerhard, Vasenbilder tab. 138. 139. 140. Ihr festlicher Hochzeitszug, das. 146. 147. Gerhard, Berlins antike Bildw. 328. Millingen, vases. 36.

Der Sinn dieses wunderbaren Mythus ist, es sey dem Menschen aus eigner Kraft und Tugend möglich, sich zur höchsten Ehre zu erheben, welche Göttern selbst versagt ist. Kein Gott durfte es wagen, seine Augen zu der heiligen Jungfrau Athene zu erheben, aber sie selbst rief den irdischen Liebling in ihre Arme, nachdem er die schwersten Prüfungen bestanden hatte. Die Götter sind im Grunde weniger werth, weil sie solche Proben nicht zu bestehen haben. Der Grundgedanke des Prometheusmythus aber kehrt hier deutlich wieder und wir dürfen annehmen, indem er auf den Kaukasus hinweist, er gehöre ursprünglich dem Norden an. Nur die Kraftnaturen des Nordens konnten den Gedanken fassen.

Die Vasenbilder, welche den Herakles in seinen Beziehungen zum Apollo darstellen, sind noch nicht vollständig gesammelt und gewürdigt, stehen aber im Zusammenhange mit denen, worin er mit der Athene verbunden wird. Wenn wir z. B. auf einer höchst merkwürdigen Vase (Passeri, pitture Etrusce. tab. 117.) den Herakles erblicken, wie er einen Kentauren wie einen grossen Hund auf seinen Armen gleichsam als Beute oder als Opfer der Göttin Athene entgegen trägt, so bedeutet das, der Mensch giebt seinen grobsinnlichen Antheil an der Natur dahin, um Antheil an dem höhern und ewigen Geistesleben zu haben. Wenn wir sodann in einer auffallend grossen Menge von Vasenbildern dargestellt sehen, wie Herakles dem Gott Apollo den Dreifuss der Weissagung raubt, so bedeutet das den kühnen Muth des Menschen, der aus eigener Kraft erringt, was ihm die Götter versagen. Das entspricht völlig der Kühnheit des Prometheus. Wenn wir ferner den Herakles, als wäre er Apollo selbst geworden, auf der Lyra spielen sehen (Berlins antike Bildw. von Gerhard 214.), so ist das die Verklärung der Menschheit zur Gottheit, und wenn wir andrerseits neben der ewig jungfräulichen und spröden Göttin Athene dennoch den Eros finden (Berlins neuerworbene Bildw. von Gerhard S. 29.), so beweist das wieder, wie das heiligste Geheimniss sich dem wahren Helden öffnet und die unnahbare Gottheit selbst sich in Liebe der ihr würdigen Menschheit hingibt.

7.

Jason und Medea.

Ein überaus geistreiches Gegenbild zu Herakles und Athene sind Jason und Medea, deren Mythus erst durch diese Vergleichung in seiner wahren Bedeutung erklärt zu werden vermag.

Otfr. Müller bezieht den Mythus auf den Cultus der Here, sofern diese Göttin als eine (freilich nur ohnmächtige) Beschützerin der Medea deren eheliches Recht vertheidigt. Indessen ist mit dieser Erklärung nicht viel gewonnen, denn dass eine eifersüchtige Frau der andern beisteht, versteht sich von selbst.

Müller wagt sogar die Here mit der Medea zu identificiren, sofern Here sich einmal in den Jason verliebte und sich von ihm aus Neckerei und um seine Gutmüthigkeit zu erproben in der Gestalt eines alten Weibes durch das Wasser tragen liess, nach Hygin, Fab. 13. Allein die Begriffe der Here und Medea sind so ganz und gar verschiedener Art, dass die mythologische Kritik sie weit auseinander halten muss, wenn auch Vermischungen ihres Cultus vorgekommen sind. Die moderne Kritik hat sich unendlich oft irre führen lassen, bald durch eine zu grosse Zerstreuung der Gottheiten und ihrer Mythen, bald durch eine eben so willkürliche Zusammenschmelzung vieler. Colonisten brachten ihre Götter aus einem Land in das andere, einzelne Göttercultе wurden durch Eroberung, durch Kaufleute, durch wandernde oder flüchtige Priester, nicht selten auch durch die blosse Mode oder durch das Interesse der Priesterschaften weit verbreitet. Ganz das nämliche geschah später innerhalb der griechischen und römischen Kirche in Bezug auf die Verbreitung der Altäre, Culte und Legenden einzelner Heiligen. Auf der andern Seite schmolzen in der alexandrinischen Periode auch wieder die verschiedensten Götter in einen pantheistischen Begriff und Namen zusammen. Das sind die beiden Irrwege, auf denen unsere Philologen und Archäologen nur zu oft gewandelt sind.

Medea hat mit der Göttermutter Here auch nicht das Allergeringste gemein; selbst die Art, wie jede von beiden von ihrem geliebten Gatten betrogen wurde, ist eine ganz verschiedene. Nur zwei Göttinnen der griechischen Mythologie lassen eine Vergleichung mit Medea zu, nämlich Pallas-Athene als Schutzgeist eines irdischen Helden (des Herakles) und Kirke, die in den Mythen auch die Tante oder Schwester der Medea heisst, als Zauberin. In der griechischen, wie in der germanischen Mythologie und ohne Zweifel auch in der altkeltischen stehen himmlische Frauen, Valkyrien oder Feen, deren Spuren wir in altpersischen Erinnerungen im Orient wiederfinden, edlen Sterblichen in ihren schweren Kämpfen bei und belohnen ihre Treue, indem sie sie in ihren Himmel erheben. So Pallas-Athene den Herakles, die Fee Morgane den Ogier. In diesen und keinen andern Mythenkreis gehört nun Medea, wenn gleich nur als Gegenbild der Pallas-Athene. In ihrem Mythus ist

das Verhältniss der Sterblichen zur Göttin nur einfach umgekehrt. Der Sterbliche ist der Göttin nicht werth und die Göttin selbst irrt in ihrer Wahl. Der Irrthum raubt ihr die Ueberlegenheit der göttlichen Abstammung. Die Zauberin wird selbst bezaubert. Jemehr sie nach dem Sterblichen trachtet und ihm alle ihre Göttlichkeit zum Opfer bringt, um so mehr flieht er sie, wie nach der deutschen Sage das wehende Johanneshaupt die Herodias. Wenn so viele schöne Mythen, wie wir sie hier schon kennen gelernt haben, die Liebe der Göttin zu einem würdigen Sterblichen verherrlichen, so lag doch nichts näher, als in andern Mythen die Kehrseite vorzulegen.

Im Mythus von der Medea verräth sich jene Ironie, mit der die Griechen häufig ihre Gottheiten behandelten. Medea begeht Verbrechen über Verbrechen, einer Göttin im höchsten Grade unwürdig, und für wen? für einen hölzernen Gesellen, denn etwas Besseres ist Jason nicht. Die Leidenschaft und Schwäche des Weibes kann nicht genialer aufgefasst werden. Auch spiegelt sich in Jason, wenn er auch noch so hölzern da steht und grade weil er so da steht, noch etwas von dem Trotze des Prometheus, der die Götter bestiehlt und verachtet.

Nun begreift man auch, warum Kirke der Medea verschwistert ist. Auch Kirke ist eine göttliche Zauberin, aber sie verführt die sterblichen Männer, sie spielt mit ihnen nur, verwandelt sie nach Belieben in Thiere und bleibt ihnen in heiterer Laune stets überlegen, ohne sich je leidenschaftlich und bis zum Vergessen ihrer Stellung in einen Sterblichen zu verlieben.

8.

Der göttliche Achilleus.

Die Griechen haben ihren Achilleus immer mit Vorliebe den „göttlichen“ genannt, obgleich sein Vater nur ein Sterblicher war. Denn in ihm offenbarte sich das Göttliche im Menschen (nach griechischem und heidnischem Begriff) am reinsten und vollkommensten.

Achilleus hängt auf das genaueste mit Herakles und Prometheus zusammen. Prometheus wurde von den Göttern gestraft, weil er sich der Menschen annahm. Herakles befreite ihn und stiftete eine Sühne zwischen Göttern und Menschen, welche dadurch besiegelt wurde, dass ein sterblicher Mann eine Göttin heirathen sollte. Der Mann war Peleus (wörtlich der von Thon oder Erde, weil Prometheus die Menschen aus Thon geformt hatte). Die Göttin war die schöne Meerbeherrscherin Thetis. Sie hatte durchaus keine Lust, die Thonfigur zu lieben und nahm alle möglichen Gestalten an, um dem zudringlichen Freier zu entkommen. Aber der weise Kentaur Chiron, der sich schon für Prometheus um der Menschen willen geopfert hatte, rieth ihm, wie er sie festhalten sollte, und so bezwang Peleus die Göttin. Apollodor III. 13. 4. Man muss dabei im Auge behalten, dass es sich in dieser ganzen Mythengruppe, die sich an den Mythus des Prometheus anreiht, um den Vorzug der Menschen vor den Göttern, der Arbeit vor dem verdienstlosen Genuss handelt. Die Göttin Thetis wird nun Mutter des Achilleus und will in ihrem göttlichen Stolze und zugleich in ihrer mütterlichen Liebe das schöne Kind von der ihm durch den Vater anklebenden Schlacke reinigen und dieselbe im Feuer ausbrennen. Aber Peleus kommt dazu und reisst das Kind aus dem Feuer. Apollodor a. a. O. 13. 6.

Das muss geschehen, der junge Achilleus darf nicht göttlich allein, er muss auch menschlich seyn, denn die Menschlichkeit hat in diesem Falle einen Vorzug vor der Göttlichkeit. Wäre die Welt den Göttern allein überlassen geblieben, so würde sie haben zu Grunde gehen müssen, denn ein immer schlechterer Gott nach dem andern würde sich durch Verbrechen und Vatermord die Weltherrschaft angeeignet haben. Uranos wurde durch seinen eigenen Sohn Chronos entmannt, dieser wieder durch seinen eigenen Sohn Zeus vom Throne und in den Tartarus gestürzt und diesem Zeus, als er der schönen Thetis nachstellte, wurde von der Göttin Themis, der ewigen Gerechtigkeit, gedroht, wenn er einen Sohn von der Thetis bekäme, würde derselbe ihn weit an Grösse und Macht übertreffen. Da erschrak der sündenvolle Zeus und fürchtete, es werde auch ihm wie seinem Vater und Grossvater ergehen.

Deshalb mied er die Thetis und überliess sie dem Peleus. Man erkennt daraus die eben so erhabene, als tragische Mission, welche dem Achilleus schon bei der Geburt zu Theil wurde. Seine Geburt verhinderte die eines künftigen Weltbeherrschers, der noch schlimmer geworden seyn würde als Zeus, aber sie gab ihm kein Recht gegenüber den Göttern, sie verurtheilte ihn, wie alle andern Menschen, dem Zeus und den Olympiern unterthan zu seyn und sterben zu müssen, bis ihm erst nach seinem Tode die Apotheose werden sollte, wie dem Herakles.

Daher der tragische Zug in den schönen antiken Achilleusbüsten und Statuen und die rührend zärtliche Sorge seiner göttlichen Mutter um ihn. Vergleiche über die antiken Achilleusköpfe Welcker, Bonner Museum 30. 75. O. Müller, Archäologie der Kunst 369. Homer besingt seinen Zorn und dieser Zorn, ähnlich der Aufwallung des belvederischen Apollo, spricht sich auch in antiken Köpfen aus. Auf einer Vase in Neapel bei Gerhard und Panofka S. 330. steht sogar die geflügelte Figur des Schreckens (Deinos) hinter ihm und doch zeigen andere Köpfe des Helden eine sanfte Wehmuth und verhaltene Klage. So die schöne Achilleusstatue in Paris und auch die in der Villa Borghese. Man hat gezweifelt, ob es auch Bildnisse des Achilleus sind, allein die Klage des Helden um die Briseis, um den Patroklos, um Iphigenia und Penthesylea ist hinlänglich motivirt, wenn man auch nicht daran denken will, dass er als der Herrlichste der Sterblichen doch nur dem Loos des Schönen auf der Erde unterworfen ist. Seine liebende Mutter ahnt, was ihm bevorsteht, und verbirgt ihn, als er zum Jüngling heranreift, unter den Mädchen von Skyros, aber vergebens, sein Heldenherz reisst ihn fort in Kampf und Tod.

Das Tragische seines Mythus liegt hauptsächlich darin, dass der ganze Kampf seines Lebens den Zweck hat, die schöne Helena von Troja zurückzubringen, dass er einzig und allein für die Schönheit streitet und doch das weibliche Ideal weder erreicht, noch überhaupt auf Erden jemals nur erblickt. Und weiter, dass er als das Ideal eines jungen Helden, als der schönste und begehrenswürdigste Jüngling doch niemals einer Liebe froh wird, denn die ihm trüglich zur Braut bestimmte Iphigenia wird nicht zum Traualtar, sondern zur Schlachtbank

geführt und ihm durch die keusche Artemis auf immer entrückt. Briseis, seine liebliche Gefangene, wird ihm von Agamemnon geraubt. Die schöne Amazone Penthesilea zieht sein Herz erst dann unwiderstehlich an, nachdem er sie im Kampfe getödtet hat, und als er, zum zweitenmal verlobt, die Polyxena zum Altare führen will, tödtet ihn der Pfeil des feigen und heimtückischen Mörders und die unschuldige Braut wird von den unbarmherzigen Griechen zur Sühne seines Todes an dem Altar geschlachtet, an dem sie sich zum ewigen Bunde die Hände reichen sollten.

Dazu das Gegenbild. Die schöne Helena, für die er kämpft und die er niemals sieht und die doch einzig für ihn geschaffen ist, das schönste Weib für den schönsten Mann, wird unterdess aus den Armen eines unwürdigen Mannes in die des andern geworfen und in nichtswürdigen Lebenslagen aller Ehre baar. Theseus, ihr erster Liebhaber, wird zwar immer in den Mythen hoch gepriesen, steht aber thatsächlich überall nur in zweiter Linie, nur als Aushelfer, Nachahmer und Epigone des Herakles. Menelaus erhebt sich nicht viel über den gewöhnlichen Hahnrei und der schöne Paris ist durch und durch ein Bube. In dieser Contrastirung der beiden Brennpunkte der homerischen Dichtung, des Achilleus und der Helena hat die Poesie einen Triumph gefeiert, wie wenige sonst in ihrem weiten Gebiete.

Ausser der Ilias kommen uns hier noch die Kyprien des Stasinos in Betrachtung. Dieser Dichter, dessen Werk wir leider nur in einem Auszug des Proklos bei Photius besitzen, beginnt folgendermaassen. Die Erde seufzte unter der Last und Ueberfülle der Menschen und bat den Zeus um Erleichterung. Dieser ging mit Themis zu Rathe, welche für das Beste hielt, einen Menschenvertilger auf die Erde zu setzen, der den Menschenwald mit dem Schwerte lichten sollte, und um dieses Ungeheuer zu erzeugen wurde Peleus der Thetis vermählt. Weil aber Zeus sich von dem Schwert noch nicht genug Erfolg versprach, zeugte er selbst mit der Nemesis (der Vergeltung) ein zweites menschenverderbliches Ungeheuer und diese zwei Ungeheuer waren Achilleus und Helena, die Ideale der Menschheit. Nun lässt Stasinos die Begebenheiten folgen wie bei Homer, mischt aber die Verlobung des Achilleus mit der Iphigenia zu Aulis ein, von welcher in der Ilias nichts vorkommt, und lässt nach-

her den Achilleus vor Troja mit der schönen Helena zusammentreffen, was ebenfalls bei Homer nicht vorkommt. Man kann diese Abweichung nicht loben, denn die Poesie leidet Abbruch, wenn Achilleus die Helena schon auf Erden sehen darf. Doch ist ihre Begegnung in den Kyprien nicht ungeschickt motivirt. Die Griechen, heisst es, verzweifelten, ob sie jemals Troja würden erobern können, und beschlossen den Rückzug. In diesem verhängnissvollen Augenblick aber erblickte Achilleus zum erstenmal die Helena und wurde von so heftiger Liebe zu ihr ergriffen, dass er alles aufbot um die Stadt zu erobern und in Helenas Besitz zu gelangen. Seine Mutter Thetis war ihm dabei behülflich und bewog die Göttin der Liebe, die bisher nur den Paris begünstigt hatte, diesen auf die Seite zu schieben und dem Achilleus eine Zusammenkunft auf dem Berge Ida zu bewilligen.

Allein Achilleus und Helena sollten doch nicht auf dieser Erde vereinigt werden. Nachdem er gefallen war und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, entriss seine Mutter seinen schönen Leib dem Feuer und brachte ihn über das Meer nach der Insel Leuke. Ihre treuen Nereiden, der Meergott selbst und sein ganzes Gefolge, die Tritonen, Delphinen, Hippokampen drängten sich herbei, die edle Leiche im Triumph durch die Wellen zu tragen. Reizend geschildert von Quintus Smyrnäus III. 550. und in einem berühmten Bilde gemalt von Skopas. Plinus, Naturgesch. XXXVI. 4. Auf der Insel Leuke aber wurde Achilleus nur zum Scheine bestattet, er sollte vielmehr hier erst recht leben und im himmlischen Daseyn das Glück geniessen, das ihm die Erde versagt hatte. Die Insel Leuke lag im schwarzen Meer, hat den Namen aber vom Licht, und muss wohl als die Insel der Seligen ausserhalb der bewohnten Welt gedacht werden. Hier nun lebte Achilleus wieder auf, um nie wieder zu sterben, und hier wurde Helena zu ihm geführt als seine Braut für die Ewigkeit. Dort wohnen sie noch in seliger Lust und feiern allnächtlich das Mahl und singen zum vollen Becher Homers unsterbliche Lieder. Philostratos, Heldengeschichten 20. Pausanias III. 19. 11. Tzetzes zu Lykophron 174. Auch Maximus Tyrius, orat. 27. beschreibt ihr himmlisches Gastmahl, und Ptolemäus Hephästion 4. gibt ihnen einen geflügelten Sohn Euphorion.

Gemäss dieser Auffassung des Heroen wurden dem Achilleus viele Tempel am schwarzen Meere erbaut und sein Cultus mit der Unsterblichkeitslehre in Verbindung gebracht. Burghardt, Constantin. Zeitalter S. 107. 262.

9.

Die schöne Helena.

In der Helena der Griechen spiegelt sich die Liebesgöttin selbst ab. Als das schönste Weib auf Erden steht Helena in besonderer Gunst dieser Göttin und wird von ihr dem Paris als dem schönsten Jüngling auf Erden bestimmt. Diese Verfügung der Liebesgöttin widerspricht aber dem höhern Gesetz, welches den Werth des Menschen nicht nach der körperlichen Schönheit abmisst. Für den Mann ist die körperliche Schönheit nicht die Hauptsache, ihm steht die Thatkraft und Tapferkeit, die geistige und sittliche Ueberlegenheit, das Recht und die Ehre ungleich höher. Die Schönheit des Weibes aber ist nicht das, worüber das Weib, und wenn es die Liebesgöttin selbst wäre, frei und nach Laune verfügen könnte. Der Besitz des schönsten Weibes gebührt nach ewigem Recht nur dem tapfersten und edelsten Manne, nicht dem hübschen Gecken, den sie sich vielleicht selber aussucht. Deshalb war Helena, obgleich Aphrodite ihr den Paris zuführte, doch nicht für den Paris bestimmt. Nachdem sie mit dem Tode ihre Schwachheit abgelegt, wurde sie in wiedergeborener Schönheit auf ewig dem vermählt, der allein den Besitz so hoher Schönheit verdiente, dem göttlichen Achilleus.

Darin liegt eine tiefe Weisheit. Die Schönheit erscheint zwar von aller Moral unabhängig und nur zu oft mit ihrem Gegentheil verbunden. Allein sie darf doch nicht ganz in der Gewalt gemeiner Sinnlichkeit oder gar dämonischer Verführung bleiben. Nach einem höhern Gesetze wird die Schönheit von der Sünde wieder gereinigt. Ist die Sünde auch zugleich mit der Schönheit in die Welt gekommen, nach dem tiefsinnigen Mythus von der Büchse der Pandora, in welcher der Reichthum des höchsten Genusses und zugleich das Verderben beschlossen lag, so ist doch die Schönheit nicht für immer die Bundes-

genossin oder Beute der Corruption. Im schönsten Weibe ist gleichsam alle Schönheit der irdischen Welt überhaupt concentrirt. Aber dass diese Schönheit der irdischen Welt ursprünglich nur die göttliche Einbildungskraft abspiegelt, bleibt dem Weibe, wie der materiellen Natur unbewusst. Daher bewahrt die schöne Sünderin eine holde Unbefangenheit, denn sie sündigt, weil sie nicht anders kann, ohne Angst, ohne Reue, ohne Vernunft wie ein schönes Thier, und bleibt dabei immer gleich liebens- und begehrungswürdig und das ewige Verhängniss selbst hat nichts dagegen, dass sie zuletzt eben so unbefangen, wie sie auf Erden sündigte, in den Himmel eingeht, als ob sie dort zu Hause wäre, und in den Armen des edelsten der Unsterblichen ausruhen darf.

Das ist der Zauber der Schönheit und die alten Griechen haben ihn mit einem Instinkt erkannt, der weiter fühlt, als alle philosophische Spekulation.

Der Mythus, nach welchem sie aus dem Ei der Leda gekommen sey, welche Zeus als Schwan liebkoste, ist nicht so sinnig, wie die andern, nach welchen Nemesis, die Göttin der ewigen Vergeltung, die Mutter war. Apollodor III. 10. 7. Pausanias I. 33. 7. Hygin, poeta astr. II. 8. Damit fallen von vornherein die albernen Erklärungen weg, nach welchen Helena den Mond bedeuten soll. Es handelt sich hier nicht um Astronomie, sondern um „das Loos des Schönen auf der Erde“. Nemesis bringt einen sittlichen Begriff in den Mythus, der mit dem Monde nichts zu schaffen hat. Aber auch die alten Griechen selbst haben schon viel Abgeschmacktes in den Mythus von der schönen Helena eingeflochten. Gemäss der unglücklichen Manier, gewisse Lieblingshelden überall anzubringen und mit ihnen in fremde Mythen hineinzupfuschen, mussten Herakles, Theseus, Odysseus etc. überall dabei seyn. Diese Einschiebsel haben immer nur zur Verdunkelung und falschen Auffassung der Mythen beigetragen. Hierher gehören nun auch die in den Helenamythus eingepfuschten Jugendfrevel des Theseus, die Werbung des langweiligen Menelaus, die eckelhafte Rache, die derselbe nach Lukian, wahre Geschichten II. 25. an der Helena nimmt, die lächerliche Erfindung des Euripides, wonach die wahre Helena in Aegypten, in Troja nur ein Scheinleib von ihr gewesen seyn

soll. Diese willkürlichen Zuthaten tragen zu einer tiefern Begründung des Mythus nichts bei, dessen Grundgedanke lediglich in ihrer Versündigung mit Paris und in ihrer Apotheose in den Armen des Achilleus liegt.

Es ist wohl der Mühe werth, die Mythen von der schönen Helena ein wenig näher anzusehen, um ihr weibliches Charakterbild klarer auffassen zu können. In edelster Einfachheit und Natürlichkeit lässt Homer (Ilias III. 174.) die Helena und den Paris zusammen kommen und augenblicklich eins von des andern Schönheit bezaubert werden, so dass Helena dem Entführer freiwillig folgt. Von einer Rücksicht darauf, dass sie mit Menelaus verheirathet ist, von einem sittlichen Bedenken, von einer Furcht ist nicht die Rede. Der Zauber der Schönheit erklärt alles. Davon sind spätere Erklärer und Nachahmer in geistlosester Weise abgegangen. Eustathius p. 1946, dessen abgeschmackte Manier wir oben schon kennen lernten, will wissen, die Göttin Aphrodite habe dem Paris die Gestalt des Menelaus verleihen müssen, um die des Betrugs unkundige Helena zu verführen. Man kann den Homer nicht dümmer verbessern wollen. Auch Ovid ist albern genug gewesen, in seinen Heroiden 16. 17. zu schildern wie viele Mühe sich der arme Paris habe geben, wie gewaltig viel er habe seufzen müssen, bis sich Helena von ihm habe überreden lassen. Noch abgeschmackter wird das Paar in des Koluthos Raub der Helena 228. aufgefasst. Hier kommt Paris frisch gebadet so recht stutzerhaft trippelnd, dass seine Sohlen, um nicht beschmutzt zu werden, fast den Boden nicht berühren, und mit kokett unter dem Helm sich schlängelnden Locken zur Helena, die er durch keinen eigenen Vorzug, sondern nur dadurch gewinnt, dass er ihr immer vorhält, er komme auf allerhöchsten Befehl der Venus. Besser hat Dares in der Geschichte der Zerstörung Trojas 9. das Paar aufgefasst. Wie bei Homer ziehen sie sich auch hier nur gegenseitig durch ihre Schönheit an. Helena bringt grade der keuschen Artemis ein Opfer, als sie hört, ein schöner Prinz sey angekommen. Neugierig geht sie ihm entgegen und kaum haben sie sich erblickt, so ist ihr Herz verloren.

Homer hat den Grundgedanken festgehalten. Der lange Kampf um Troja hat keinen andern Zweck, als die Verherr-

liehung des Schönen. Man hat allerlei angeblich naturphilosophischen oder welthistorischen Unsinn in den trojanischen Krieg hineingelegt, einen Kampf der solaren und lunaren Potenzen, des Orients und Occidents etc. darin gesucht. Der trojanische Krieg war nichts anderes, als ein Kampf um die Schönheit. Nicht Sonnen- und Mondkinder, nicht Asien und Europa standen einander gegenüber, es galt weder Herrschaft und Eroberung, noch Rache, sondern einzig die Schönheit. Alles, den Besitz und das Leben opferten die Trojer, nur die Schönheit wollten sie nicht lassen. Nie ist des Weibes Schönheit mehr verherrlicht worden.

Als die Griechen vor Troja lagen, zu keinem andern Zweck, als um die schöne Helena zu gewinnen, sass diese selbst in den Gemächern der königlichen Burg und webte harmlos die Thaten der Helden vor Troja, die um ihretwillen geschahen, in ein schönes Gewand. Da trat Iris zu ihr und weckte ihr Sehnsucht nach ihren Landsleuten und, sittsam in ihre Schleier gehüllt, schritt sie hinaus und stieg auf die Stadtmauer, um wenigstens von fern ihre Griechen zu sehen. Oben auf der Mauer aber sassen die Greise der Stadt und als sie das reizende Weib vorüberschweben sahen, vergassen sie alles Unglück, was sie schon über Troja gebracht hatte, priesen die Unvergleichliche hoch und sagten, sie könnten die Griechen nicht tadeln, die um eines solchen Weibes willen kämpften. So Homer in der Ilias. III. 125 f.

Als die Griechen Troja erobert hatten, wollten sie Rache nehmen an Helena, die so grosses Blutvergiessen verschuldet hatte, und sie steinigen; wie sie aber vor ihnen stand, wurden sie so von ihrer Schönheit bezaubert, dass sie starr stehen blieben und die Steine ihren Händen entfielen. Scholiast zum Orest des Euripides 1287. In der Andromache desselben Euripides 605 f. will Menelaus sich an Helena rächen, ein einziger Blick aber auf ihren Busen entwaffnet ihn. Diese Entwaffnung durch den Zauber der Schönheit begegnet uns öfter auf antiken Vasenbildern. La Borde, vases II. 34. Gerhard, Vasenbilder tab. 169. Gerhard und Panofka, Bildw. in Neapel 248. 378.

Im Uebrigen kommt auf den Vasenbildern, wie auch auf etruskischen Spiegeln als ein besonders beliebter Gegenstand

überaus häufig die Schmückung der Helena vor. Gerhard hat 1844 eine eigene Abhandlung darüber geschrieben.

Die Sage von der Helena, als der grössten Schönheit, machte noch auf die spätere Zeit tiefen Eindruck. Der berüchtigte Simon Magus, der sich für den Messias ausgab, nach der Apostelgeschichte aber vom Apostel Petrus zu Schanden gemacht wurde, hatte eine Geliebte bei sich, die er für die Helena ausgab und von der er behauptete, es sey wirklich die griechische Helena des trojanischen Krieges und sie bleibe immer schön und jung und lebe immer fort, weil sie auch schon lange vor dem trojanischen Kriege gelebt habe, denn sie sey von Ewigkeit her und schon unter den Engeln im Himmel habe ihre Schönheit Streit erregt. Epiphanius, Panarion 2. Neander, Gnostische Systeme 348. Baur, Manichäer 469.

Im Jahrhundert der Reformation tauchte die berühmte Sage vom Doctor Faust auf. Der älteste Druck von 1588 ist nur noch in einem einzigen Exemplar auf der Stadtbibliothek in Ulm erhalten. Indem Faust seine Seele dem Teufel verschreibt, gewinnt er dadurch Macht wie über die ganze Natur, so auch über die Vergangenheit und zwingt Helena aus dem Alterthum herbei, um ihre Schönheit zu geniessen. Die geistvolle Sage, deren tiefer Sinn in Göthes Nachahmung wissentlich verkehrt ist, personificirt in Faust den grossen Abfall vom christlich-germanischen Princip des Mittelalters, die Untreue und den Ungehorsam gegen Gott, die Verblendung gegen die christliche Wahrheit, das Lossagen von der alten deutschen Treue, die Buhlerei mit allem Fremden und begreift unter der Heraufbeschwörung der schönen Helena die Renaissance, die künstliche Wiederherstellung des alten Heidenthums und aller seiner Verführungen.

10.

Sigurd.

Der Sifrid oder Sigfrid unseres deutschen Nibelungenliedes heisst im Norden, in den alten Eddaliedern und in der Vol-

sungasaga Sigurdr. Er ist für die Deutschen, was Achilleus für die Griechen, das Ideal eines Jünglings, das Vorbild für die edle Jugend des ganzen Volkes, die Blüthe der Race in ihrer vollkommensten Schönheit und Heldenherrlichkeit, wie auch im angeborenen Adel der Seele. Doch unterscheidet sich Sigurd von Achilleus durch schwerere Arbeiten und Kämpfe, und kommt hierin dem Herakles näher. Von beiden aber unterscheidet er sich durch sein Verhältniss zu der grossen Blutrache, die nach der germanischen Weltansicht die ganze Weltgeschichte durchläuft, mit ihr beginnt und endet.

Wir haben oben schon erkannt, dass Baldurs Mord die Blutrache ist für Ymirs Mord. Ymir ist die Materie, welche zerrissen und zerstückelt werden musste zum Dienst der Götter und Menschen. Baldur ist der Geist in seiner höchsten Reinheit und Schönheit, der hinwiederum der Materie geopfert wurde, weil die Geister in irdischen Körpern ihre ursprüngliche Reinheit verlieren. Deshalb musste Baldur sterben und kann erst wieder vom Tode erwachen am Ende der Welt. Derselbe Gegensatz tritt hervor in der Nibelungensage. Sigurds Mord ist die Blutrache für Oturs Mord. Otur aber ist der irdische Besitz, das Gold, um dessentwillen die Menschen ein viel edleres, ursprünglich himmlisches Gut, den Adel der Seele einbüssen mussten, welches Opfer der Tod des edlen Sigurd versinnbildet. Baldur ist das ewig Gute, was auch nur in der Ewigkeit bestehen kann und in der Zeitlichkeit untergehen muss, der sterbende Gott, der innerhalb der Zeit einen bösen Gott walten lassen muss, nach dessen Untergang im Weltende aber wieder erwachen und zur Herrschaft gelangen wird. Sigurd ist nur ein Mensch, der aber in seiner edlen Natur den verlorenen Baldur, so weit es einem Menschen möglich ist, ersetzt, den gleichen Kampf mit dem Bösen besteht und dem gleichen heimtückischen Mord erliegen muss.

Der Gedanke, wenn die Zeitlichkeit bestehen solle, müsse, was in ihr das Princip des Ewigen in sich trägt, hingeopfert werden, scheint tief in Gemüth und Sitten eingeprägt gewesen zu seyn. Für die Materie muss der Geist, für das gemeine Lebensbedürfniss das höchste Ideal menschlicher Unschuld, Reinheit und Gottähnlichkeit geopfert werden. In Reidgothland war Hungersnoth und um sie abzuwehren, musste der

vornehmste Knabe im Lande geopfert werden. Heidrekssaga 11. Fornaldar sögur I. 451.

Sowohl die nordische Sage von Sigurd, als die deutsche von Sifrid sind allgemein bekannt. Ich will daher nur die Hauptmomente hervorheben, aus denen seine grosse Bedeutung für die alte Heidenreligion unserer heldenmüthigen Väter am deutlichsten erkennbar wird.

Vor allem halte man fest, dass er nur ein Mensch ist, wenn auch von der adeligsten Race und mit herrlicher Kraft ausgestattet. Von Jugend auf verfolgt muss er wie Herakles im Knechtsdienst sich emporarbeiten, die schwersten Aufgaben lösen und Herren dienen, die seiner unwürdig sind.

Seine Arbeiten und Kämpfe sind noch niemals richtig verstanden worden. Man hat wohl erkannt, dass es sich hier nicht um gemeine Abenteuer handelt, sondern um tiefsinnige Ideen des alten Heidenglaubens und der unter den Skalden fortlebenden Ueberlieferungen. Der Grundgedanke ist: Sigurd, als der wahre Vertreter und das Ideal menschlichen Heldenthums, berührt den Himmel und die Hölle, dringt mit seinem angebornen Heldenmuthe bis zur Höhe des Himmels und in die tiefe Nacht der Erde, um dort wie hier sich das Herrlichste und Köstlichste anzueignen. Wie Prometheus, der erste Vertreter des Menschlichen bei den alten Griechen, in den Himmel eindrang, um vom Rade des Sonnenwagens das h. Feuer zu rauben, so dringt Sigurd in den himmlischen Flammenkreis der Waberlohe und entreisst die von Odin gebannte Brynhilldur ihrem Zauberschlaf und ihrem Kerker.

Diese schöne Valkyrie hatte sich Odins Zorn zugezogen, weil sie in der Schlacht nicht dem alten Krieger, wie Odin wollte, sondern einem unschuldigen Jüngling den Sieg verliehen hatte. Deswegen stach sie Odin mit dem Schlafdorn und liess sie, bedeckt mit ihrer schweren Rüstung, so lange in der Waberlohe schlafen, bis einer käme, der sich vor nichts fürchten würde. Wenn aber ein solcher käme und sie erwachte, solle sie ihre himmlische Jungfräulichkeit verlieren und einem Manne vermählt werden. Da kam nach langer Zeit Sigurd, ritt durch das Feuer, weckte die Jungfrau und löste ihren Harnisch mit dem Schwerte auf. Sie widmete ihm hierauf ihre ganze Huld und weil er noch kaum aus der Schmiede gekommen

war und noch wenig feine Lebensart besass, unterwies sie ihn in allen edlen Dingen, so dass hier ganz das Verhältniss der Pallas-Athene zu Herakles wiederkehrt. Im alten Eddalied Sigurdrifa schneidet Brynhilldur Runen für ihren Liebling: Siegrunen, dass er im Kampfe siege; Aelrunen, die ihn gegen Betrug schützen; Sturmrunen gegen den Meersturm, Astrunen gegen Wunden etc., zuletzt aber Geistrunen, die ihn an Verstand allen andern Menschen überlegen machen. Darauf beschwört sie ihn, niemals einem Freunde Unrecht zu thun, und wenn ihm selbst Unrecht widerfährt, niemals zu schnell Rache zu nehmen; auch niemals einen Eid zu schwören, den er nicht halten kann; niemals mit albernen Leuten zu rechten, dem Trunke zu widerstehen, niemals ein Weib zu verführen, die Unschuld zu ehren, die Treue zu halten, im kühnen Männerstreite den Tod zu verachten, endlich die Todten zu ehren und wenn er eine Leiche finde, dieselbe fromm zu beerdigen. Diesen schönen Runen der Valkyrie setzt Odins Runenlied im Havamal andere entgegen, worin nicht die Spur von Grossherzigkeit und Mannesehre vorkommt. Odin bezweckt mit seinen Runen nur Abwehr jedes Feindes und Erfüllung jedes eigenen Wunsches. Seine Runen wollen die feindlichen Waffen abstumpfen, werfen den feindlichen Zauber auf den Feind selbst zurück, wirken als Liebeszauber, um jedes Mädchen gefällig zu machen etc.

Wie nun Sigurd in der Waberlohe die himmlische Jungfrau gewonnen, so dringt er auch in die Tiefe der Unterwelt ein und raubt dem höllischen Drachen all sein Gold, jenen verhängnissvollen Hort der Nibelungen, an den der Fluch des Goldes gebannt ist. Somit wird er Herr alles Köstlichen in der Welt, denn der Himmel kennt nichts Schöneres als Brynhilldur, das Urbild alles Heiligen und Sittlichen, und die Erde nichts Werthvolleres als ihr Gold. Mit diesem kühnen Gewinn Sigurds ist angedeutet, dass dem Menschen nichts unzugänglich ist, aber was ihm erst in der Ewigkeit zu Theil werden kann, muss er in der bösen Zeitlichkeit wieder verlieren, wenn er es auch schon errungen hat, denn in der Zeit herrscht ein böser, neidischer Dämon.

Odin rächt sich an Sigurd mit der raffinirtesten Bosheit, indem er ihm das Gedächtniss raubt, so dass er sich nicht erinnern kann, jemals die himmlische Brynhilldur gekannt

zu haben, und eine irdische Königstochter heirathet. Doch damit ist die Bosheit Odins noch nicht zufrieden. Sigurd selbst, als Lehensmann König Gunnars, muss auch noch um die von ihm nicht wiedererkannte Brynhilldur der Brautwerber für seinen Herrn werden, und die widerstrebende Braut mit Gewalt zwingen, sich seinem Herrn zu ergeben. Keine Mythologie in der Welt hat jemals einem Gotte eine ruchlosere Grausamkeit gegen Menschen angedichtet, als hier der Fall ist. Das Aergste aber ist, was gewöhnlich übersehen wird, dass nämlich König Gunnar nur eine andere Form für Locki ist, den bösesten aller nordischen Götter. Der edelste Mensch wird also hier arglistig dahin gebracht, seine höhere Kraft nur dazu anzuwenden, um die reine Tochter des Himmels dem bösesten Dämon der Tiefe zu überliefern. Dies Schicksal bereitet Odin der Brynnhilldur.

An Sigurd selbst rächt er sich in anderer, eben so charakteristischer Weise. Er lässt nämlich den Fluch des Goldes wirken. Sigurd besitzt den Nibelungenhort, den ihm der Neid nicht gönnt und weshalb ihn Meuchelmord hinraffen soll. Odin lässt es sich aber nicht nehmen, selbst dieser Meuchelmörder zu werden, um persönlich Rache zu nehmen an dem kühnen, ihm tief verhassten Sterblichen, der es wagte, sich über das Gemeine zu erheben. Der einäugige Högni nämlich (der Hagen des deutschen Nibelungenliedes), der den aus einer Quelle trinkenden Sigurd meuchlings von hinten tödtet, ist Niemand anders, als der einäugige Odin selbst. Die Sage hat in die Heldenzeit versetzt, was ursprünglich nur Göttermythus war.

Wenn die Sage hinzufügt, die betrogene Brynhilldur habe sich mit Sigurds Leiche freiwillig verbrannt, so stimmt das auffallend mit dem Tode Baldurs und seiner Gemahlin Nanna zusammen.

Der Gegensatz des herrlichen Menschen und des niederträchtigen Gottes tritt am auffallendsten hervor in der Treue Sigurds. Diese menschliche Treue, mit der er seinem Herrn dient und auch nicht entfernt daran denkt, um des eigenen Nutzens willen von ihr abzuweichen, dient den gegen ihn verschworenen Göttern, Odin und Locki oder Högni und Gunnar, zur tiefsten Beschämung. Sie ist ein so nothwendiges Erforder-

niss für den Mythus, dass man die spätern Auslegungen, nach welchen Sigurd in dem Kampfe, den er für Gunnar mit Brynnhilldur zu bestehen hatte, die Treue verletzt und sich das Recht des Bräutigams angemasst haben soll, unbedingt verwerfen muss. In diesem Mythus darf dem Erfolg und der Schadenfreude auf Seite des bösen Princips ebenso wenig Eintrag geschehen, als der fleckenlosen Reinheit neben dem Unglück auf Seite des guten.

Die Erinnerung an Brynhilldur hat sich in örtlichen Namen erhalten. Auf dem Feldberg, dem höchsten Gürtel des Taunus, liegt der Brunhildenstein oder das Brunhildenbett, dessen schon in einer Urkunde des 11. Jahrhunderts gedacht wird. Guden, cod. dipl. I. 477. Grimm, Deutsche Heldensage 155. 384. Brunhildenbetten finden sich auch in den Niederlanden. Wolf, Niederl. Sagen S. 675. Auch eine Brunhildenstrasse wird hier erwähnt. Man denkt dabei an die fränkische Königin Brunhild, was für die Strasse passen mag, schwerlich aber für das Steinbette. In dem letztern dürfte sich wohl die Erinnerung an die schlafende Valkyrie erhalten haben. In v. d. Hagens Germania VII. 218. wird vermuthet, die Brunhildenbetten seyen die höchsten Berggipfel, auf denen der Schnee am längsten liegen bleibe, und das stimmt ziemlich auffallend mit dem antiken Mythus überein, nach welchem Chione, die Schneejungfrau, welche den Merkurius spröde abgewiesen, von diesem mit dem Schlangenstabe eingeschläfert und in die Schneeberge entrückt wird. Servius, zur Aeneis IV. 250. Indessen hat unsere nordische Brynnhilldur eine ganz andere Bedeutung als jene spröde Jungfrau des Südens.

11.

Die Fee Morgane.

Wie sich das Gegenbild zu Brynhilldur an den Gestaden der Nordsee ausgebildet hat, ob vielleicht unter keltischem Einfluss, ist nicht mehr zu ermitteln. Gewiss aber ist, dass die Fee Morgane in einem reichen keltisch-germanischen

Sagenkreise ebenso edel als Brynhilldur und ebenso besorgt um den höchsten Adel menschlichen Heldenthums, wie sie, doch zugleich im Besitze höchster und unumschränkter Macht ist und keinen bösen Gott neben sich mehr zu fürchten hat.

Sie gilt als Königin der Feen und Schwester des König Artus. Histoire lit. de la France XX. 647. Artus ist, wie schon im ersten Buch nachgewiesen wurde, Arktur, der Gott im Bärengestirn oder im Naturcentrum. Wie oft dieses Naturcentrum im Nordpol mit den seligen Inseln im äussersten Westen verwechselt wurde, ist ebenfalls schon nachgewiesen. Daher der auf der seligen Apfelinsel Avalon bis zum Weltende schlummernde Artur mit dem schlafenden Chronos oder mit dem während der Zeitlichkeit ruhenden Allvater zusammenfällt. Nach der britischen Sage war er als König der Briten in einer Schlacht schwer verwundet worden, worauf ihn Morgane nach der Insel Avalon (oder nach dem Lande Davalis) entrückte, um ihn hier in Ruhe zu heilen. Aber er entschlief unter ihren Händen und wird erst am Ende der Zeiten erwachen. Gervas. Tilb. otia imp. 17. Usserius, brit. eccl. antiqu. 273. Während Artur schläft, wacht Morgane. Gleich ihrem Bruder gehört sie der Ewigkeit an und ist dem Gesetz und der Noth der Zeitlichkeit nicht unterworfen.

Sie ist wahrscheinlich die Sonnengöttin, aber das ewige Princip in der Sonne, während das zeitliche Princip in ihr im Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht in andern, mehr leidenden Sonnengöttinen personificirt ist. Die berühmte Luftspiegelung, nach ihr Fata Morgana genannt, kann nicht anders aufgefasst werden, als eine Vorspiegelung des Himmels, der Erde fremd, oder als eine Erinnerung an die schöne Ewigkeit mitten in der Zeit. Da sich diese Luftspiegelung am häufigsten am Morgen zeigt, bedeutet der Name der Göttin auch wohl nur einfach den Morgen. Auch die Göttin Ostara, die uns den Morgen des Jahres personificirt, wird vorzugsweise als die herrschende Königin der Natur gedacht, wovon die Sonnenlehen Zeugniss geben. Man hat den Namen Morgane nun zwar von Meer ableiten wollen, aber der Begriff einer Meerfrau wäre jedenfalls zu eng für sie. Als Morgwinn, weisse Maid wird sie gedeutet bei Keightley, Feen, deutsch von Wolff I. 12. In der alten vita Merlini heisst ihre Insel Fortunata,

sie selbst aber einfach Morgen. San-Marte, Gottfried von Monmouth. S. 426.

Die Insel wird von Pseudo-Gildas als paradiesisch geschildert, worin ewig Aepfel wachsen und Blumen blühen und ewiger Friede, ewige Jugend walten. Hier regiert Morgane als die jungfräuliche Königin (*regia virgo*) und als die Schönste unter den Schönen. Zugleich ist sie vorzugsweise kräuter- und heilkundig und von ihr soll einst wie des Artus Wiedergenesung, so die Heilung aller Wunden der Zeit und die Wiedergeburt in der Ewigkeit bewirkt werden. San-Marte a. a. O. Hier fällt sie wieder ganz mit der eddischen Menglöd zusammen.

In den weiten und öden Steinlandschaften Schwedens erblickt der Wanderer zuweilen freundliche Höfe mit lachenden Gärten und fruchtbaren Feldern, die aber plötzlich wieder verschwinden, wenn er dort einkehren will. Man nennt sie Hullahöfe und glaubt, sie gehören der Elbenkönigin Frau Hulla oder Hulda. Müller, Sagaenbibliothek, deutsch von Lachmann, S. 272 f. Eine schöne Frau soll um Mitternacht die Wanderer hineinlocken. Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 299. Dasselbe sind die Haegringar, Luftspiegelungen am Meeresufer, worin man die Paläste und Gärten der Meerfrau zu erblicken glaubt. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 263. Da unter der Hulla die Frau Holle gemeint ist, die in Süddeutschland Bertha heisst, so erhellt daraus deutlich, dass Morgane die Sonnengöttin ist. Die Sonne aber bestrahlt nach der Edda die Alven, sie ist als Herrscherin über die ganze organische Natur zugleich Elbenkönigin und deshalb wird sie im Roman von Ogier die Schwester des Elbenkönigs Oberon genannt, unseres deutschen Alberich oder Elberich.

Morgane gilt als die Göttin der Treue. Von ihr kommt in den Artusromanen der Mantel, der keiner Frau passt, wenn sie untreu ist, und der Becher, aus dem keine untreue Frau trinken kann, ohne sich zu begiessen. Legrand, Fabliaux, deutsch 1795. I. 133. II. 118. 131. Grässe, Sagenkreise 186. Ihr gehört ein Thal der Untreue, worin sie alle Ungetreuen einsperrt. Das. II. 137.

Was die edle Brynhilldur für Sigurd, das ist Morgane für den Ogier von Dänemark, der auch Olger Danske heisst. Aus dem altfranzösischen Epos des Adenez aus dem 13. Jahrh.

ging der altfranzösische Prosaroman hervor, den Reichart im 5. Bande seiner Romanbibliothek ausgezogen hat. Vergl. Histoire lit. de la France VIII. 594. Grässe, Sagenkreise 343. Darnach war Ogier Sohn des König Gottfried von Dänemark. Bei seiner Geburt verliehen ihm fünf Feen Heldenruhm und Sieg im Kriege und in der Liebe, die sechste aber, *Morgue la faye* oder Morgane, Oberons Schwester, küsste den Knaben, wählte ihn zu ihrem künftigen Geliebten und verhiess ihm nach seinem irdischen Tode ewige Jugend und Wonne in ihrem Himmelreich. Ogier wuchs heran und seine erste Heldenthat war, die schöne Elisene aus den Zähnen eines Wolfes zu retten. Da sie voll Blut war, kleidete sie sich in naiver Unschuld aus, um sich das Blut abzuwaschen, Ogier war entzückt und gewann mit dem ersten Sieg der Waffen auch den ersten Sieg der Liebe. Darauf diente er dem Kaiser, vollbrachte grosse Heldenthaten, rettete dem Kaiser das Leben, als aber des Kaisers Sohn Karlmann beim Schachspiel ihm den jungen Sohn erschlug, den ihm Elisene geboren hatte, wüthete Ogier gegen ihn und die Höflinge, erregte des Kaisers Zorn und musste flüchten. Nach zahllosen Abenteuern im Morgenlande, nachdem er Jerusalem und Babylon erobert hatte, ging er zur See und jetzt erst lenkte Morgane sein Schiff an die Ufer ihrer seligen Insel. Da lebte er in ihren Armen so glückselig, dass er all sein voriges Leben vergass. Das kam von einer Zauberkrone, die ihm Morgane in seine Locken gedrückt hatte. Als ihm aber diese Krone zufällig einmal vom Haupte ins Wasser fiel, kehrte ihm die Erinnerung zurück und ohne sich durch die zärtliche Fee halten zu lassen, eilte er fort nach Frankreich an des Kaisers Hof. Aber zwei Jahrhunderte waren vergangen, Karls des Grossen Palast lag in Trümmern, niemand verstand ihn oder erkannte ihn. Nur Hugo Capet, der neue König, hatte von dem berühmten Ogier gehört, lud ihn an seinen Hof und bediente sich seiner Hülfe im Kriege mit den Normannen. Sein Arm war noch so stark und sein Antlitz so schön wie ehedem, denn im Lande der Jugend bei Morganen hatte er nicht altern können und die Fee hatte ihm einen Ring mitgegeben, der den Zauber der Jugend bewahrte. Als die alte Gräfin von Senlis ihm zufällig einmal den Ring vom Finger streifte und an den ihrigen steckte, wurde sie plötzlich jung

und er ein mumienhafter Greis. Da er ihr nun den Ring wieder entriss, wurde das alte Weib so böse, dass sie eine Menge Ritter abschickte, um dem Ogier seinen Ring abzukämpfen, aber nachdem er sie alle besiegt hatte, schwebte die Fee Morgane in einer Wolke zu ihm herab, setzte ihm die schöne Krone der Vergessenheit wieder auf und entführte ihn für immer in ihr Himmelreich.

Nach einer dänischen Volkssage bei Thiele I. 23. schläft Olger Danske wie unser Friedrich Barbarossa im Berge und sein langer Bart ist ihm durch den Steintisch gewachsen. Demnach würde Ogier die Stelle des schlafenden Artus selbst vertreten.

Im deutschen Volksbuch von Montevilla gegen den Schluss hin ist viel von Ogier von Dänemark die Rede. In ältern Manuscripten findet sich diese Episode nicht, sie ist also von einem spätern Bearbeiter eingetragen. Die Veranlassung zu dieser Eintragung war eine natürliche. Montevilla erzählt, was er vom Paradiese gehört hat, welches im fernen Asien auf einem hohen Berge liegen soll. Diese Beschreibung stimmt nur im Allgemeinen mit den Vorstellungen der Perser, Inder und Chinesen überein, sofern dieselben das Paradies auf einen hohen Berg verlegen; Montevillas Beschreibung ist aber insbesondere entlehnt aus dem altfranzösischen Roman d'Alexandre le grand et de Cliges son fils. Darnach liegt das Paradies oben auf einem Diamantberge, der bis an den Mond reicht. Es ist ummauert und hat zwölf Thore; 2500 Staffeln von Saphir führen zum Palast, worin auf goldnem Bette ein Greis liegt, dessen Haar so weiss wie Taubengefieder glänzt. Im Garten steht der Sonnenbaum mit goldnen, der Mondbaum mit silbernen Blättern, welche beide dem grossen Alexander weissagen. Da nun Ogier der Däne in den vielfachen Dichtungen, die ihm im Mittelalter gewidmet wurden, als ein Liebling der Fee Morgane zuletzt in deren Himmel oder Paradies gelangt und, gleich dem keltischen Arthur, im Schlafe von ihr bewacht wird, um die goldne Zeit des Ritterthums zu erneuern, — so lag es nahe, diese nordeuropäische Vorstellung in den Kreis morgenländischer Vorstellungen vom Paradiese zu verlegen. Daher nun lässt Montevilla den dänischen Ogier nach Asien kommen, dort dem Priester Johannes sein Reich zu Lehen auftragen,

sich selbst aber ins Paradies zurückziehen, wo er ausschliesslich von Balsam sich nähren und heute noch fortleben soll und als identisch gedacht werden muss mit dem schlafenden Greise der Alexandersage.

Es scheint sich hier von sehr alten und wohl später vielfach umgemodelten Erinnerungen zu handeln. Dänemark dürfte schwerlich die Heimat des Helden seyn. In dem Wort Danske liegt vielmehr der Begriff eines mit der Geisterwelt in Verbindung kommenden Helden, wie der Temmringer, Ritter Tynne, der Tannhäuser, Thomas von Erceldoune etc. beweisen. Im Namen des irischen O'Donoghue sind die Namen Danske und Ogier nur versetzt. Dieser irische Heros oder Gott bewohnt einen Glaspalast im See von Killarney, aus welchem er jährlich am 1. Mai mit einem Heere von Jünglingen auf weissen Rossen und unzähligen Schaaren von Mädchen unter himmlischer Musik hervorkommt, um dem Lande ein glückliches Jahr zu verkünden. Fürst Pückler, Briefe eines Verstorbenen I. 294. Grimm, Irische Elfenmärchen 191. Im Irischen heisst *oge* Jugend und *doane* Frieden. Vergl. Grimm, Ir. Elf. XVIII. 20. Kohl, Irland I. 297. Ausland 1843. S. 654.

Die Namen führen weit zurück in die dunkelsten Erinnerungen der Vorzeit unserer Urväter in Asien. Am auffallendsten ist eine persische Erinnerung.

Thamuras oder Thahamurath, König von Persien, wurde vom weisen Vogel Simurgh berathen, und bekriegte die bösen Dews, indem er die schöne Merjan oder Merdschane, Königin der Peri (der guten Genien), die von ihnen gefangen und in einer Höhle verborgen worden war, ritterlich befreite und zugleich den bösen Dews unermessliche Schätze aus den Bergen entführte. Herbelot s. v. Vergl. das Schahnameh des Firdusi unter Thamuras. Die Perser haben das Leben dieses Königs in einem besondern Thamuranameh beschrieben. Namen und Sache führen in den deutschen Märchenkreis hinüber. Unzählige deutsche Märchen handeln von der Befreiung einer Königstochter, womit der Gewinn grosser Schätze verbunden ist. Wenn Aventinus in seiner bayrischen Chronik 45. erzählt, der deutsche Held Dannhäuser sey mit Kriegsfrauen bis Aegypten gezogen und endlich zu einem Gott erhoben und ihm seyen die Schlüssel des Himmels befohlen worden, so hat ihm wohl nicht

blos die Stelle bei Justinus I. 1. vorgeschwebt, wonach der Skythenkönig Tanais, oder nach Jornandes 6. Tanuasis, nach Aegypten vorgedrungen und nach seinem Tode unter die Götter versetzt worden ist, sondern er hat bei dem alten Dannhäuser, von dem er sagt: „Unsere Teutschen singen und sagen noch viel von ihm", ohne Zweifel an den berühmten Ritter Tannhäuser und seine Beziehung zu der im Venusberg verschlossenen Fee gedacht. Ebenso bedeutsam ist der Name Merdschane, weil er auffallend an die berühmte Fee Morgane erinnert. Vergl. meinen Odin S. 313.

Der alte Name klingt auch in einer der schönsten Sagen Englands an. Thomas von Erceldoune gewann die Liebe einer wunderschönen Fee. Da gebot sie ihm Abschied zu nehmen von Sonne und Laub und führte ihn durch eine tiefe dunkle Höhle in einen reizenden Apfelgarten. Hier thronte sie mit ihrem Gemahl, dem Elfenkönig, und Thomas durfte an ihren Freuden theilnehmen, bis ihm die Fee heimzukehren befahl und ihm einen Apfel mitgab, der ihm die Gabe verlieh, immer die Wahrheit zu sagen. Er kehrte nun zu den Menschen zurück und wurde ein weit und breit berühmter Wahrsager, bis die Fee ihn wieder in ihr himmlisches Reich abrufen liess. Das Volk aber glaubte, er sey nicht gestorben, sondern schlafe nur unter einem Hügel, aus dem er einst mit einem mächtigen Heere hervorkommen werde, um das Vaterland aus grosser Noth zu retten. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 191 f. Abgekürzt in den altschottischen Balladen von Dönniges S. 64.

Hierher gehört die reizende Erzählung in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 198. Der junge Ferdinand wird durch den Vogel Greif ins Himmelreich getragen, zu einem grossen goldnen Schlosse in herrlichen Gärten. Hier entzaubert er eine wunderschöne Königstochter, die in eine Schlange verwandelt worden war, wird ihr Gemahl und beherrscht das himmlische Reich, bis er aus Neugier durch eine ihm verbotene Oeffnung auf die Erde herunterblickt und von Sehnsucht zu ihr ergriffen wird. Er kehrt zur Erde zurück, rühmt hier einmal seine himmlische Schöne gegen ihr Verbot und soll nun für immer von ihr getrennt werden. Sie erscheint ihm noch einmal und schreibt schweigend auf den Tisch: „So wenig du eiserne

Stiefeln zerreissen kannst, findest du das Paradies wieder." Nun lässt er sich aber eiserne Stiefeln machen und wandert so lange durch die Welt, bis sie zerrissen sind und er nun die himmlische Geliebte wiederfindet.

In diesem schönen Märchen tritt der männliche Muth, der alle menschlichen Fehler wieder gut macht, ebenso charakteristisch hervor, als in dem englischen Märchen des Thomas von Erceldoune die männliche Wahrheitsliebe. Diesen Märchen liegt derselbe Gedanke zu Grunde, wie der Apotheose des Herakles und Achilleus. Bei heidnischen Völkern, deren höchste Götter, im Süden Zeus, im Norden Odin, nur die höchste Macht und das vollkommenste Wissen bedeuteten, vom höchsten sittlichen Adel jedoch weit entfernt blieben, musste der Prometheusgedanke Wurzel schlagen, dass der Mensch aus eigener Kraft, durch den Adel des Muthes, der Wahrheit und des Rechtsgefühls sich trotz abgeneigter Götter in den Himmel erheben könne. Neben der tragischen Auffassung dieses Gedankens, die in dem Untergang Sigurds, des edelsten aller menschlichen Helden, hervortritt, konnte auch eine heitere Auffassung nicht fehlen, die wir überall in den hier in Rede stehenden Märchen wiedererkennen.

Der Stoff war sehr beliebt und wurde daher oft variirt. Auch von dem berühmten Sängerhelden Ossian ist eine verwandte Sage erhalten. K. v. K. Erin III. 161. Rodenberg, Harfe von Erin S. 120. Aehnlich das altdeutsche Gedicht „Gauriel von Montavel", im Auszug in Pfeiffers Germania VI. 385.

Ritter Wahn *(il cavaliere Senso)*, eine alte italienische Sage, 1831 von Julius Mosen bearbeitet, gehört ebenfalls hierher und ist sehr schön, aber schon ganz in christliche Anschauungsweise hineingezogen. Die grösste Masse von Sagen und Märchen, die hierher bezogen werden müssen, lassen den Begriff der hohen Himmelskönigin fallen und machen aus dem weiblichen Wesen, welches einen jungen Helden umschwebt und beschützt, zwar immer noch eine ihm überlegene Dämonin, die aber dennoch andern noch mächtigern Göttern oder Schicksalsmächten untergeordnet ist. So wiederholt sich noch in mehreren altnordischen Dichtungen und Sagaen die Liebe und der Schutz, die eine Valkyrie einem jungen Helden ange-

deihen lässt, ganz so wie Brynhilldur dem Sigurd. Vergl. meinen Odin S. 285. Daran reihen sich ferner die zahlreichen Sagen und Märchen von den Schwanjungfrauen und Schlangenjungfrauen, die in ähnliche Beziehungen zu jungen Helden treten.

Es ist gewiss merkwürdig, dass die Vorstellung von einer himmlischen Huldgöttin, die einen Sterblichen liebt und, wenn er es verdient, in ihren Himmel emporzieht, sich auch sogar in Märchen des Orients wiederholt. Sie sind wohl nicht erst aus dem Abendland entlehnt, sondern, wie die altpersische Sage von Tamureh beweist, wenigstens bei den tapfern Stämmen Mittelasiens, von wo Griechen und Germanen ursprünglich herkamen, einheimisch. Es scheint in der Natur selbst zu liegen, dass heroische Völker oder wenigstens das heroische Zeitalter eines Volks auf solche Vorstellungen fallen müssen. Irdischer Lohn und Ruhm scheint zuweilen zu gering, um den würdig belohnen zu können, der mehr vollbracht hat, als der gewöhnliche Mensch vermag. Aus diesem Gefühl ging die Apotheose des Herakles und Achilleus hervor und warum sollte dasselbe Gefühl nicht auch im Orient Helden durchdrungen haben? Die poetische Vorstellung von der die Helden schirmenden Huldgöttin hatte aber auch noch ein anderes Motiv, wie es in der nordischen Sage von der Brynhilldur vorliegt. Gegenüber dem offenen Unrecht, welches von den die Zeitlichkeit beherrschenden Göttern und Königen begangen wird, besteht ein uralter Bund zwischen sterblichen Helden, die sich gegen das Unrecht empören, und der jungfräulichen Göttin des ewigen Rechts, das zwar durch übermächtige Bosheit im zeitlichen Leben unterdrückt werden kann, doch alles Zeitliche überdauern wird.

Solchen heroischen Gefühlen waren auch die kriegerischen Völker des Orients keineswegs verschlossen. Wenn sie auch mit dem verhältnissmässig später zur Herrschaft gelangten religiösen Systeme der Brahmanen, des Buddhismus und des Islam nicht übereinstimmen, so haben sie sich doch durch Ueberlieferung in der Märchenpoesie fortgepflanzt. Die Tradition geht wohl zumeist auf skythische und altpersische Vorstellungen zurück. Die Perser waren ein Heldenvolk wie die Germanen und vieles von ihnen ist in die heroische Poesie der

Muhamedaner übergegangen. So die Lehre von den himmlischen Schutzgeistern, welche die muhamedanische Poesie unter dem Namen der Peri noch immer als mächtige Feen kennt, ganz ähnlich der abendländischen Fee Morgane.

Es gibt eine gute Anzahl morgenländischer Märchen, in welchen die den jungen Helden beschützende Fee als Königin des Himmels in der freiesten und machtvollsten Stellung erscheint. Weil aber diese Märchen meist nur zur Unterhaltung der Damen in den Haremen aufgezeichnet und umgearbeitet wurden, so enden sie gewöhnlich damit, dass die hohe Himmelskönigin sich gutmüthig herablässt, dem sterblichen Manne in seinen Harem zu folgen und die Zahl seiner Weiber zu vermehren. So in der indischen Märchensammlung des Somadeva II. 7. und in der persischen Märchensammlung der 1001 Tage vom 312. Tage an, womit man noch 1001 Tage vom 16. an, die arabischen 1001 Nächte von der 403. und von der 991. an und ein buddhistisches Märchen in Schmidts Geschichte der Ostmongolen S. 464. vergleichen kann. In dem buddhistischen Märchen wird die jungfräuliche Himmelskönigin zuletzt Mutter des Buddha. Diese trivialen und eigentlich absurden Schlussscenen, mit welchen die spätern morgenländischen Dichter die schönen alten Märchen verunstaltet haben, sind sichtbar nur aufgeklebt und ein älteres edleres Original lässt sich immer deutlich trotz der Uebertünchung erkennen.

Register zum zweiten Bande.

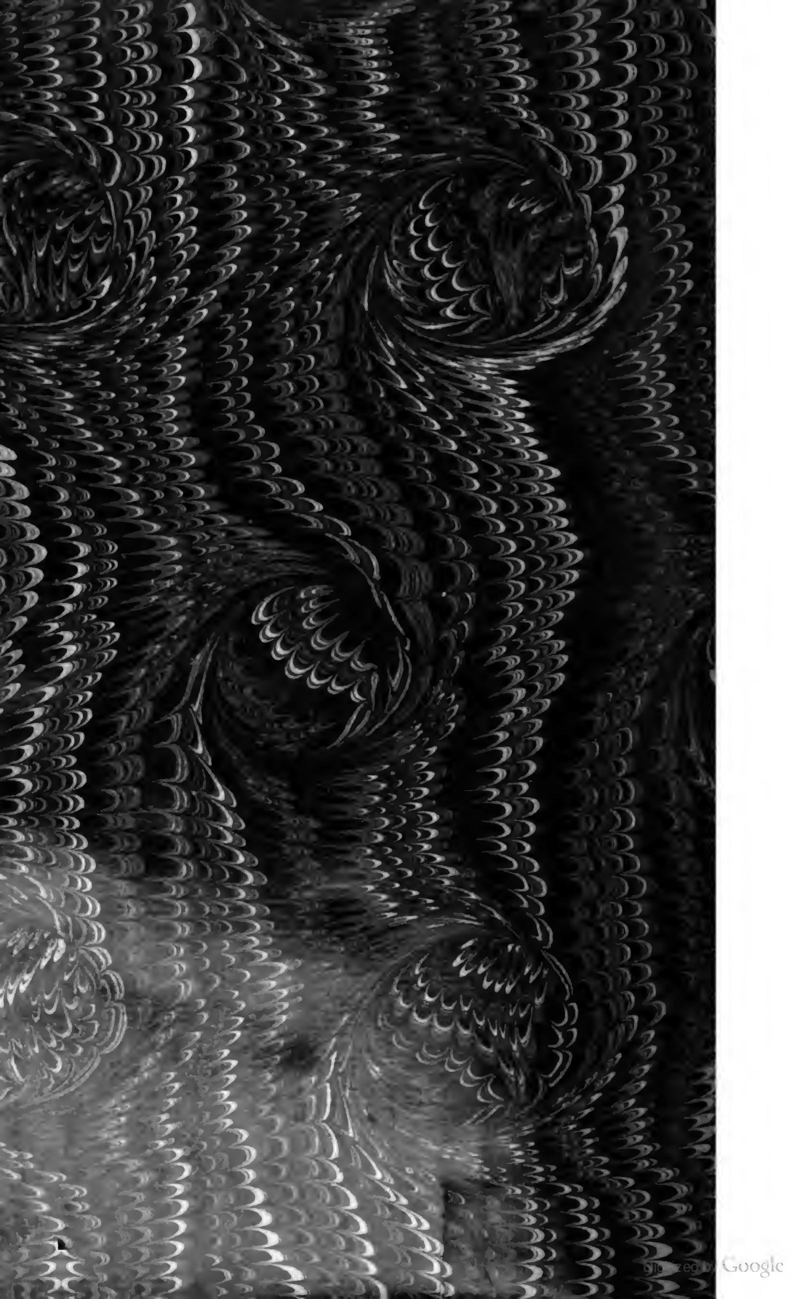
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

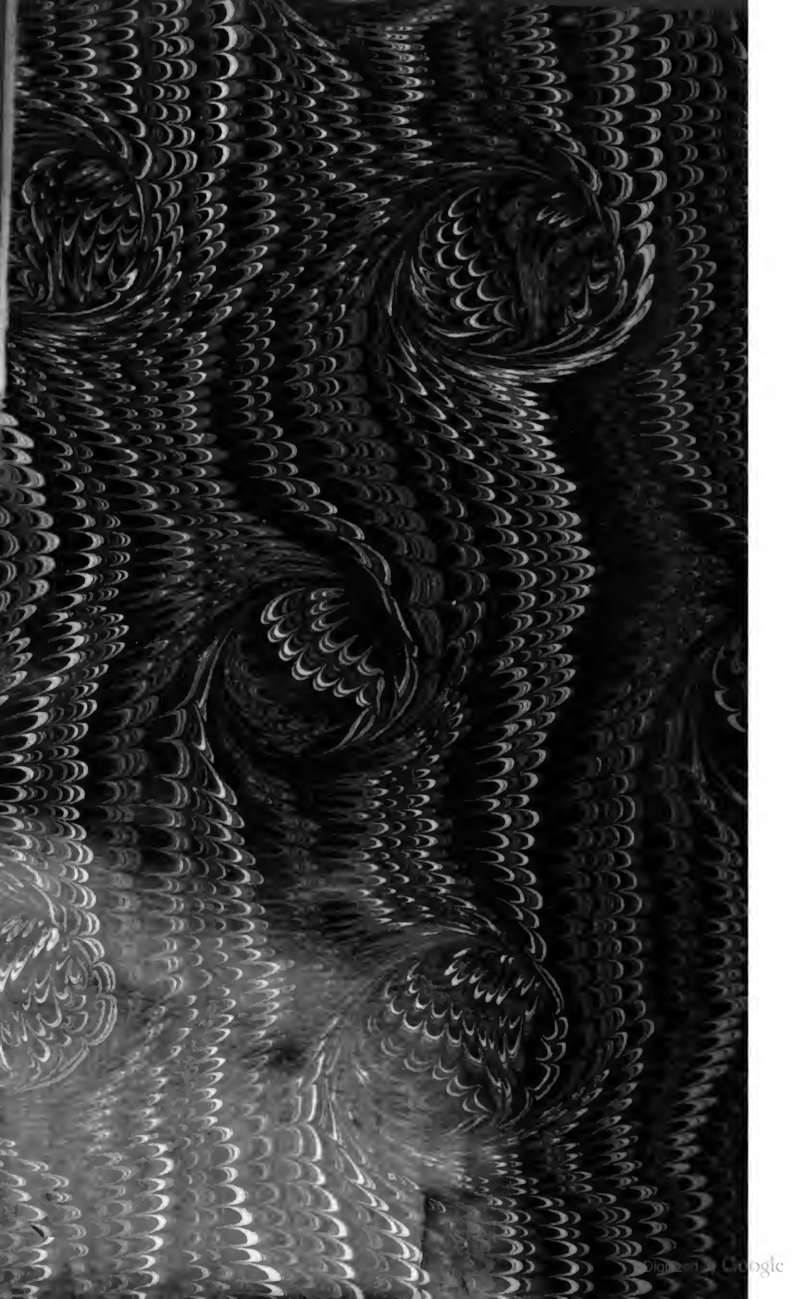
Seite 65 Zeile 13 von unten del. und
— 70 — 6 v. u. lies Gegensatz statt Gegentheil.
— 99 in der Mitte zwischen den beiden Absätzen als Zusatz: Dionysische Vorstellungen kehrten noch bei den ersten Christen in Rom wieder. In den Katakomben des h. Petrus und Maraellinus feiern die Seeligen ein Gastmahl.
— 122 Zeile 17 v. o. l. Raffinement der Sinnlichkeit.
— 136 — 1 v. o. l. ins irdische st. und ewige.
— 137 — 8 v. o. l. oder.
— 151 — 12 v. o. l. Stephan.
— 155 — 13 v. o. l. den halkyonischen Tagen.
— 164 — 18 v. o. l. Kentauren
— 166 — 6 v. o. l. Kentauren.
— 171 — 7 v. o. l. machte st. macht.
— 172 — 4 v. u. l. Gemälden.
— 178 — 6 v. u. l. Thebais.
— 206 — 3 v. u. l. erwähnt st. gedacht.
— 221 — 18 v. o. l. spinnt st. setzt.
— 230 — 3 v. o. l. der st. den.
— 237 — 9 v. o. l. paganiarum.
— 240 — 12 v. o. l. paganiarum.
— 248 — 12 v. u. l. in st. ein.
— 257 — 15 v. o. l. um st. des.
— 283 — 4 v. o. l. Fiölsvinnsmal.
— 322 — 12 v. u. l. Kornmanni.
— 354 — 12 v. u. l. aufgefasst.
— 366 — 15 v. u. l. Plinius.




MAR 1 1887
DEC 10
DUE OCT 25 39








MAR 1 1887
DEC 10
DUE OCT 25 39

